

Mathias Beer / Harald Heppner /
Ulrike Tischler-Hofer (Hrsg.)

Stadt im Wandel / Towns in Change

Der Donau-Karpatenraum
im langen 18. Jahrhundert /

The Danube-Carpathian area
in the long 18th century



PETER LANG

**Neue Forschungen zur
ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte**

**New Researches on
East Central and South East European History**

**Recherches nouvelles sur
l'histoire de l'Europe centrale et orientale**

Der politische Umbruch im Donau-Karpatenraum am Ende des 17. Jahrhunderts erweist sich als tiefe Zäsur. Schrittweise verändern sich die Rahmenbedingungen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts in der Stadt mehr als auf dem Land zu grundlegenden Veränderungen führen. Alte Diversitäten werden von neuen abgelöst oder konkurriert, was sich bei der Privatsphäre ebenso erkennen lässt wie im öffentlichen Raum. Obwohl in jener Periode die „Europäisierung“ voranschreitet, kommt der besagte Schauplatz dennoch nicht aus der Peripherie des allgemeinen Wandels heraus.

Mathias Beer, Vorsitzender der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Migrationsgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts.

Harald Heppner, Obmann der Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts im südöstlichen Europa (SOG18). Seine Forschungsschwerpunkte sind die Transformationsprozesse seit dem 18. Jahrhundert im südöstlichen Europa.

Ulrike Tischler-Hofer, Vorstandsmitglied der SOG18. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf den transkulturellen Phänomenen im südöstlichen Europa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.

Stadt im Wandel / Towns in Change

**Neue Forschungen zur
ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte**
**New Researches on
East Central and South East European History**
**Recherches nouvelles sur
l'histoire de l'Europe centrale et orientale**

Herausgegeben von Harald Heppner
und Ulrike Tischler-Hofer

Band 13



PETER LANG

Mathias Beer / Harald Heppner / Ulrike Tischler-Hofer (Hrsg.)

Stadt im Wandel / Towns in Change

Der Donau-Karpatenraum im langen 18. Jahrhundert /
The Danube-Carpathian area in the long 18th century



PETER LANG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Fördervermerke:

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen
Steiermärkische Landesregierung/Abt. 8, Graz

The author acknowledges the financial support from the Slovenian Research Agency (research core funding No. P6-0235)



Gesellschaft zur Erforschung
des 18. Jahrhunderts
im südöstlichen Europa

ISSN 1867-013X

ISBN 978-3-631-89444-6 (Print)

E-ISBN 978-3-631-89445-3 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-89446-0 (EPUB)

DOI 10.3726/b20613

© Mathias Beer / Harald Heppner /
Ulrike Tischler-Hofer (Hrsg.), 2023

Peter Lang – Berlin · Bruxelles · Lausanne · New York · Oxford



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0). Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Vorwort

Ballungszentren und Megacities bestimmen weltweit die Gegenwart. Von ihnen geht einerseits eine scheinbar ungebrochene Anziehungskraft aus. Andererseits stehen sie vor besonderen Herausforderungen – der Organisation einer hohen Dichte von Menschen und Verkehr sowie der Sicherung der Infrastruktur, dem Management ethnischer, religiöser und kultureller Vielfalt, sozialen Problemen und dem Gegensatz zwischen Arm und Reich.

Die Gegenwart darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es den Trend zur Stadt schon seit Jahrhunderten gibt. Dennoch bekam jener seinen wichtigsten Aufschwung erst im Zeitalter der Industrialisierung, als in der Stadt mehr und schneller Arbeitsplätze entstanden und die Versorgung von außen gegeben war. Innerhalb der Städte eines Einzugsbereichs überholten gewisse Standorte die anderen und wurden zu Metropolen, wodurch sich eine doppelte Peripherie entwickelte – die Peripherie kleinerer Städte rund um eine Megastadt und die Peripherie des ländlichen Raumes rund um eine Stadt.

Der vorliegende Band richtet seinen Blick auf das lange 18. Jahrhundert, als die Stadt der wichtigste Rezeptor und Motor jener Impulse wurde, die zu einem deutlichen Wandel geführt haben, und zwar noch bevor Fabriken und Maschinen der Urbanisierung eine weitere Beschleunigung verliehen haben. Damals war die Stadt als Lebensraum noch eine Ausnahme, da die Mehrheit der Bevölkerung in ruralen Strukturen verankert war. Hauptsächlich in der Stadt wurde damals „Zukunft gemacht“, d. h. es geriet Neues auf Altes und löste Veränderung und auch Unruhe aus.

Derartige Veränderungen und ihre Spezifika lassen sich auch im Donau-Karpatenraum beobachten: Er umfasst in der Gegenwart das östliche Österreich, die Slowakei, Ungarn, das westliche Rumänien, Nordserbien und Nordbosnien sowie Teile Kroatiens und Sloweniens. Im 18. Jahrhundert war dies ein peripherer Raum, dessen Entwicklung von zwei politisch gegensätzlichen Brennpunkten abhing – einerseits von Wien als Zentrum der Habsburgermonarchie und andererseits von Konstantinopel als Zentrum des Osmanischen Reiches. Auch wenn sich die „Türken“ im frühen 18. Jahrhundert aus dem Donaubecken weitgehend zurückziehen mussten, blieben sie dennoch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Nachbarn und beeinflussten direkt oder indirekt die damalige Situation.

Facetten des Wandels in den Städten des Donau-Karpatenraums im langen 18. Jahrhundert stehen im Mittelpunkt dieses Bandes – ob in der

politisch-administrativen Organisation des städtischen Raums, in der urbanen Gesellschaft, im öffentlichen Raum und in der Privatsphäre des urbanen Raumes. Das Konvolut von Beiträgen geht auf die Ergebnisse zweier internationaler Konferenzen zurück, die 2021 stattgefunden haben. Bei der ersten Konferenz hat eine Reihe wissenschaftlicher Vereine zusammengewirkt: die Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts im südöstlichen Europa, die Österreichische Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, die Slowenische Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts sowie die Ungarische Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts. Die Regie der zweiten Konferenz lag in den Händen der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, die ihren Geschäftssitz in Tübingen hat. Beide Tagungen haben die Plattform für einen intensiven wissenschaftlichen Austausch geboten.

Das Thema „Stadt und Wandel“ ist ungleich größer und reichhaltiger als die Summe der in diesem Band enthaltenen Texte. Dennoch gehen die Herausgeber davon aus, dass wichtige Phänomene wenigstens andeutungsweise angesprochen werden – stellvertretend für viele weitere Beispiele. Wenn der Band dazu beiträgt, die Forschung in diesem Bereich anzuregen, hat er eines seiner wichtigsten Ziele erreicht.

Graz und Tübingen, im Oktober 2022
Mathias Beer, Harald Heppner, Ulrike Tischler-Hofer

Inhaltsverzeichnis

Wandel im urbanen Raum

Christian Benedik

Die Verschönerung der Städte 13

Eleonóra Géra

Budaer Bäder: Öffentliche Plätze der Genesung und des
Gesellschaftslebens 33

Greta Monica Miron

Building an episcopal town in 18th century Transylvania 55

Filip Krčmar

From the Danube to the Rhine (and back). Cities along the war path of
Simeon Piščević 77

Ulrich Becker

Extra muros. Anmerkungen zur Gestalt der Grazer Vorstädte von der
Frühen Neuzeit bis ins späte 18. Jahrhundert 95

Wandel in der urbanen Gesellschaft

Eleonóra Géra

Zünfte und Handwerker in der Gesellschaft von Buda zu Anfang des
18. Jahrhunderts 113

Karl-Peter Krauss

Sehnsuchtsort und Konfliktraum. Sozialisierungsprozesse von
Wandergesellen in ungarischen Städten 131

Luka Vidmar

Zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Gesellschaften in Laibach im
langen 18. Jahrhundert 153

Nenad Ninković

Die serbische Kirche in der Habsburgermonarchie und der Wandel im urbanen Raum im 18. Jahrhundert 177

Rudolf Gräf

Die Rolle der Banater Bergstädte für die Transformation des ländlichen Umfeldes. Das Beispiel Orawitz 195

Wandel im öffentlichen Raum der Stadt

Eva Kowalská

Die städtischen Religionen zwischen Repression und Duldung am Beispiel der oberungarischen Städte 213

István H. Németh

Staatliche Innovation und städtische Selbstverwaltung. Erste Schritte Richtung Professionalisierung der städtischen Verwaltung (1670–1733) 233

Andor Nagy

Strategien zur Machtsicherung im Kreis sächsischer Amtsträger in Kronstadt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Familienrekonstruktion und Analyse von Beziehungsnetzwerken 251

Harald Roth

Wandel im Rahmen ständischer Strukturen. Die Städte der Sächsischen Nation Siebenbürgens im Spannungsfeld zwischen Wahrung historischer Rechts- und Existenzgrundlagen und neuzeitlichen Veränderungen 271

Vanja Kočevár

Laibach als Schauplatz der Erbhuldigung an Kaiser Karl VI. im Jahr 1728. Herrscherrepräsentation im öffentlichen Raum am Beispiel der krainischen Hauptstadt 283

Peter Mario Kreuter

Gheorghe Cantacuzino und Nicola de Porta. Oder: Einblicke in die Verwaltung der Kleinen Walachei im Jahr 1723 307

Tanja Žigon

Die Laibacher Presselandschaft im Wandel (1707–1810): Von den
„Wochentlichen Ordinari-Laybacher Zeitungen“ zur „Laibacher Zeitung“
und ihrer Beilage zum Nutzen und Vergnügen 319

Mihai Olaru

The Private/Public Divide in the Administration of Wallachia during the
Second Half of the 18th Century* 341

Wandel in der Privatsphäre des urbanen Raumes

Márta Velladics

Privatsphäre und Stadtentwicklung: Das Harruckern-Schloss in Gyula 357

Ádám Hegyi

Privatmeinungen über die Reformierten aus den Städten im Südosten
Ungarns 371

Sandra Hirsch

Lay the Table! Food and Dining in the Urban Households of Habsburg
Temeswar and Banat 385

Marko Štuhec

Domestic Interiors of the Nobility in Carniolan Towns in the First Half
of the 18th Century as Spaces of Cultural Transfer 403

Dušan Kos

In Search of Wellbeing: The Struggle against Diseases and for Good Food
and Longevity in Noble Families in 18th Century Carniolan Towns 421

Conclusion 445

Conclusion 449

Liste der Autorinnen und Autoren 453

Wandel im urbanen Raum

Christian Benedik

Die Verschönerung der Städte

Einleitung

Das Erscheinungsbild gewachsener Städte charakterisiert eine inhomogene Struktur aus Gebäuden, Verkehrswegen, Frei- und Grünflächen, die in der Regel unterschiedlichen Epochen entstammen. Diese urbane Diversität ist zumeist das Resultat von politischen, religiösen oder ökonomischen Prozessen, gleichwohl auch technische Innovationen oder vereinzelt sogar katastrophale Ereignisse zu Veränderungen des Stadtbildes beigetragen haben. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts konnte darüber hinaus ein weiteres Kriterium für bauliche oder gestalterische Veränderungen und Erneuerungen ausschlaggebend sein: ein ästhetisch unbefriedigender Status quo.

Sébastien Le Clerc (1637–1714) befasste sich in einer 1714 erschienenen Schrift ausschließlich mit der ästhetischen Komponente der Architektur.¹ Im Gegensatz zu seinen architekturtheoretischen Vorgängern überließ er es jedoch einzig der sinnlichen Wahrnehmung des Betrachters, über die Schönheit von Architektur zu befinden. Zeitgleich entbrannte in der philosophischen Ästhetik ein Streit darüber, ob *Schönheit* Reflex einer subjektiven Empfindung oder Ausdruck einer objektiven Idee sei², die seit der Antike in enger Verbindung mit *sittlich-moralischen Qualitäten* gesehen und oftmals als *das Gute* per se betrachtet wurde.³ Um die Mitte des 18. Jahrhunderts stellte „embellissement“ (deutsch: Verschönerung) bereits einen der Leitbegriffe im urbanen Diskurs dar, dem sich auch Voltaire (1694–1778) in der Streitschrift mit dem Titel „Des embellissemens de Paris“ mit Leidenschaft und Vehemenz widmete.⁴

-
- 1 Sébastien Le Clerc, *Traité d'architecture, avec des remarques et des observations très-utiles pour les jeunes gens qui veulent s'appliquer à ce bel art*. Paris 1714. Siehe dazu Hanno Walter Kruft, *Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart*. München 1986, 159 f.
 - 2 Konrad Paul Liessmann, *Schönheit*. Wien 2009, 7.
 - 3 Ebenda, 7–9.
 - 4 Voltaire, *Des embellissemens de Paris*. In: *Recueil de pieces en vers et en prose, par l'Auteur de la Tragedie de Semiramis*. Amsterdam 1750, 76–90. Siehe dazu Gernot Mayer, *Kulturpolitik der Aufklärung*. Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794) und die Künste. Phil. Diss. [Wien 2020], 162 f.

Bezug nehmend auf das habsburgische Bauwesen hat nach aktuellem Forschungsstand⁵ Hofarchitekt Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816) den Begriff „Verschönerung“ erstmals im Jahre 1770 in der Beschriftung eines Projekts für die architektonische Neugestaltung des Schönbrunner Schloßberges⁶ verwendet.



Abb. 1 Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, Projekt für die Verschönerung des Schönbrunner Schloßberges, 1770 Albertina Wien, ASA, Az. 8816

Obwohl zwischen der Schrift von Voltaire und dem Entwurf Hohenbergs ein zeitlicher Abstand von zwanzig Jahre besteht, können im Sinne eines Kulturtransfers beide Werke durch die Person Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg (1711–1794)⁷ miteinander in Verbindung gebracht werden. Fürst Kaunitz weilte von 1750 bis 1752 als bevollmächtigter Minister und Botschafter in Paris, fungierte ab 1770 als Protektor des an der Akademie der Bildenden Künste lehrenden Hofarchitekten und interessierte sich als Staatsmann für die Architektur im Allgemeinen und die Stadtplanung im Besonderen. So forderte er 1770 die Bildung einer aus Architekten bestehenden Baukommission

5 Anna Mader-Kratky, Der Wiener Hofarchitekt Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816). Phil. Diss. Wien 2017, 8.

6 Albertina Wien, Architektursammlung (ASA), Az. 8816.

7 Mayer, Kulturpolitik der Aufklärung, 162 f.

in Wien, *bei welcher Risse der neu erbauten [Privat-]Häuser eingereicht werden sollten*.⁸ Gemeinsam mit Erzherzogin Maria Anna (1738–1789), dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen (1738–1822) und dem Grafen Johann von Fries (1719–1785) gehörte der Fürst einem hochrangigen Personenkomitee an⁹, das die *verschönerung einiger plätze in Wienn*¹⁰ nach Ideen von Johann Wilhelm Beyer (1725–1796) finanziell unterstützte. Die Reputation des Komitees veranlasste Beyer, der damals als Hof-Statuarius in Schönbrunn tätig war, im Jahre 1771 an Kaiser Joseph II. (1741–1790) die Bitte zu richten, [...] *ihm den nahmen eines verschönerungsarchitecten zu verleihen*.¹¹ In einem weiteren Schreiben unterrichtete er Staatskanzler Kaunitz, dass [...] *Ihro kais. königl. Apostl. Majestät aus allerweisesten Absichten [...] die Verschönerung der Residenz Stadt Wien auf das feyerlichste zu befehlen [...] allergnädigst geruhet [...] haben*.¹² Während Beyers Bitte nach Verleihung des Titels abschlägig behandelt wurde, setzte der Kaiser 1772 tatsächlich eine „Verschönerungskommission“ ein, der neben Johann Wilhelm Beyer der ebenfalls von Fürst Kaunitz protegierte Mathematiker Joseph Anton Nagel (1717–1794)¹³ angehörte. Über die wohl von Fürst Kaunitz initiierte „Verschönerungskommission“ ist außer den Namen der beiden Kommissionsmitglieder Nagel und Beyer bislang nichts bekannt geworden, und selbst die neueste Forschung zur Kulturpolitik von Staatskanzler Kaunitz muss darauf verweisen, dass [...] *ihr Wirkungskreis, ihre Aufgaben oder Befugnisse im Dunkel [...] liegen*.¹⁴

Sofern diese Problematik bereits von den Zeitgenossen wahrgenommen wurde, könnte Johann Pezzl (1756–1823) mit seiner 1787 erschienenen Publikation „Skizzen von Wien“ den Versuch unternommen haben, den Verschönerungsinitiativen des Staatskanzlers neuen Schwung zu verleihen. Der

8 Ebenda, 160, Anm. 749.

9 Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass Fürst Kaunitz sowie Herzog Albert und Graf Fries dem Bund der Freimaurer angehörten. Auch die Erzherzogin fühlte sich den freimaurerischen Werten zutiefst verbunden, weshalb ihr zu Ehren 1783 in Klagenfurt die Loge „Zur wohlthätigen Marianne“ gegründet wurde. Siehe dazu Mayer, Kulturpolitik der Aufklärung, 161, Anm. 758.

10 Mader-Kratky, Hetzendorf von Hohenberg, 66.

11 Ebenda, 66.

12 Brief von Johann Wilhelm Beyer an Fürst Kaunitz, o. D., Universitätsarchiv der Akademie der bildenden Künste Wien, VA, K. 3, Faszikel 1772, fol. 133–134.

13 Johanna Schönburg-Hartenstein, Joseph Anton Nagel. Ein Direktor des physikalischen Kabinettes. Wien 1987.

14 Mayer, Kulturpolitik der Aufklärung, 162, Anm. 760.

Schriftsteller, der seit 1785 als Sekretär und Bibliothekar bei Fürst Kaunitz tätig war, schlägt darin die Einsetzung einer „Stadtverschönerungskommission“ vor, der jedermann seine Ideen freimütig unterbreiten dürfe. Pezzls Anregung sähe die Bepflanzung des Josephsplatzes mit einer schattenspendenden Lindenallee vor.¹⁵ Dieser Vorschlag reflektiert auf die 1772 erfolgte Baumbepflanzung der Löwelbastei vor dem Hofburgareal und schließt den Kreis zum Hofstatuarius Johann Wilhelm Beyer, von dem dieser Entwurf stammte.¹⁶

Friedrich Wilhelm Taube über die „Schönheit“ einer Stadt

Das Wissen um die Existenz einer „Verschönerungskommission“ in Wien war zumindest vier Jahre nach deren Einsetzung noch nicht ganz verblasst, wie ein 1776 im „Deutschen Museum“ publizierter Artikel von Friedrich Wilhelm Taube (1728–1778) belegt. Friedrich Wilhelm Taube¹⁷, in England geborener deutscher Rechtsgelehrter und in Diensten Kaiser Josephs II. weit gereister kaiserlich-königlicher Regierungsrat, berichtet in seinen „Gedanken über die Verschönerung der Städte“¹⁸ im Abschnitt zu Wien, dass hierorts im Jahre 1772 zumindest eine Verschönerungskommission eingesetzt worden sei. Taubes Essay stellt eine der wichtigsten deutschsprachigen Publikationen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Thema „Verschönerung“ dar und soll deshalb nachfolgend eingehender betrachtet werden.

Gleich zu Beginn urteilt der Autor pauschalierend, *Je ungesitteter ein Volk ist: je schlechter ist die Bauart bey demselben*¹⁹ und [...] *sobald Künste und Wissenschaften in einem Lande anfangen zu erblühen: sobald verschönern sich die Städte [...]*.²⁰ Hinsichtlich des ästhetisch-philosophischen Diskurses zu „Schönheit“ merkt er an, dass [...] *die menschlichen Begriffe von der Schönheit noch gar zu unbestimmt [sind], gar zu schwankend, um ein gleichförmiges übereinstimmendes Urtheil aller Menschen erwarten zu können*.²¹ Er selbst

15 Johann Pezzl, *Skizzen von Wien*. Wien-Leipzig 1787, 36.

16 Mader-Kratky, *Hetzendorf von Hohenberg*, 67, Anm. 296.

17 https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Wilhelm_von_Taube (6. Oktober 2020).

18 Friedrich Wilhelm (von) Taube, *Gedanken über die Verschönerung der Städte*, mit einer historischen Nachricht, wie seit 1765 die vornehmsten Hauptstädte in Europa sich allmählich verbessert und verschönert haben. In: *Deutsches Museum*, Band 2 (Juli bis Dezember 1776). Leipzig 1776, 625–649.

19 Ebenda, 625.

20 Ebenda, 626.

21 Ebenda, 638. Um ein Bauwerk als „schön“ zu bezeichnen, bedarf es nach dem römischen Architekturtheoretiker Vitruv der *dispositio* (künstlerischer Bauentwurf),

sieht sich durch Intellekt und Vernunft (nach Edmund Burke der *erworbene Geschmack*²²) legitimiert, ein Urteil darüber abzugeben, welche Aktivitäten in europäischen Städten zu deren Verschönerung beigetragen bzw. daran aktuellen Anteil hätten. Grundsätzlich hat eine Stadt *wohl gebaut, angenehm und reinlich* zu sein, um *eine Lebhaftigkeit des Geistes sowie eine stille Zufriedenheit, deren die Bewohner zur Erfüllung ihrer Pflichten höchst benötigen* [...], zu fördern.²³

Madrid attestierte er, eine übel riechende und schlecht gepflasterte Residenzstadt gewesen zu sein, die dank einer neuen unterirdischen Kanalisation und den nunmehr ebenmäßig hergestellten, geradlinigen Straßen, die zudem mit Laternen hell beleuchtet seien, viele Fremde anlocke, die ihr Geld mit Vergnügen ausgaben.²⁴ Seine Geburtsstadt London rühmt Taube über alle Maßen, möchte jedoch von den unzähligen Verschönerungen nur deren drei erwähnen. Zuerst informierte er über die gute Neupflasterung aller Gassen, auf die – wie in Madrid – kein Unrat geleert oder Abfall geworfen werden darf. Die breiten, geraden und mit abgetrenntem Trottoir angelegten neuen Straßen beeindruckten ihn wegen der hellen Beleuchtung zur Nachtzeit und der Beschilderung mit

einem von sechs Grundbegriffen der übergeordneten Kategorie *venustas* (Anmut), der auf der einer durch passende Zusammenstellung schönen Ausführung eines Bauwerkes basiert, wobei „Schönheit“ primär aus der Anwendung der richtigen Proportion resultiert. Die französische Architekturakademie erachtete 1652 im Zuge der Erstellung einer normativen Architekturästhetik die Geometrie als die Grundlage aller Schönheit. Claude Perrault, der Architekt der klassizistischen Louvre-Kolonnaden, erklärt hingegen 1684 *l'usage auquel chaque chose est destinée selon sa nature, doit estre une des principales raisons sur lesquelles la beauté de l'Edifice doit estre fondée*, sofern die von ihm der *positiven Schönheit* (= feststehende Prinzipien) zugehörige Symmetrie zur Anwendung kommt. Im Gegensatz dazu entscheidet für Sébastien Le Clerc (1714) nur die sinnliche Wahrnehmung, also das Gefallen des Betrachters, über die Schönheit eines Gebäudes. Charles-Etienne Briseux leitet 1752 die Regeln des Schönen grundsätzlich aus der Natur ab, jedoch ist für ihn die Nähe des Menschen zur Natur individuell verschieden und erst das Wissen des Betrachters versetzt ihn in die Lage, [...] *die Ursache der Schönheit zu benennen und die ihr zugrundeliegenden Prinzipien zu verifizieren*. Zum Schönheitsbegriff in der Architektur immer noch grundlegend: Krufft, *Geschichte der Architekturtheorie*, bes. 144–185.

22 Taube reflektiert auf Edmund Burke, der die Unterschiede in der Beurteilung von Schönheit dem *natürlichen* oder *erworbenen* Geschmack zuschreibt, wobei letzterer vom *Grad der natürlichen Sensibilität* und der *Genauigkeit und Dauer der Aufmerksamkeit* abhängig ist; siehe dazu Liessmann, *Schönheit*, 31.

23 Taube, *Gedanken über die Verschönerung*, 628.

24 Ebenda, 629.

den betreffenden Straßennamen. In der Abnahme der alten Hauszeichen und der Anbringung von Hausnummern sah er ebenfalls einen Akt der Verschönerung, denn die oftmals übergroßen Zeichen und Schilder behinderten den *freyen Zug der Luft*, verunstalteten die Hausfassaden und konnten bei Stürmen vorbeigehende Passanten erschlagen.

Danach zollt er den neuangelegten Plätzen in London wie Grosvenor Square, Lincoln's Inn Fields oder Leicester Square höchstes Lob, denn nichts ziere einen Ort mehr [...] *als grosse, regelmässig angelegte öffentliche Plätze, die reinlich gehalten werden, mit schönen Häusern umzingelt sind, und in ihrem Mittelpunkt einen Springbrunnen,[...], oder auch nur einen grünen Anger mit einer schönen Bildsäule haben.*²⁵ Im Unterschied zu Rom oder Paris, konstatiert er über die Stadt an der Themse, [...] *izo mit [...] prächtigen Plätzen [...] reichlich ausgeschmückt [...] zu sein.* Die Anmerkungen zu seiner Geburtsstadt beschloss Taube mit einem ausführlichen Bericht zur Errichtung der alten, steinernen Blackfriars Bridge, die als ein *Meisterstück der Baukunst*²⁶ eine neue Zierde dieser Hauptstadt darstelle und als zusätzlicher Themseübergang vor allem der Bequemlichkeit der Bewohner diene.

Die italienischen Residenzstädte erhielten mit Ausnahme von Neapel durchwegs negative Kritiken, denn [...] *die Reinlichkeit gehört noch nicht zu den Tugenden der südlichen Europäer.*²⁷ Taube bescheinigte Rom, aufgrund seiner herrlichen Paläste und öffentlichen Gebäude *die prächtigste Stadt der Welt* zu sein, aber nach seiner Einschätzung werde sie niemand für die allerschönste halten.²⁸ An Lissabon²⁹ bewunderte er die regelmäßige Neuplanung zwischen dem Fluss Tejo und den Hügeln nach dem verheerenden Erdbeben von 1755, weil dem Gassengewirr in den verwinkelten, alten Stadtkernen immer eine großzügige Regelmäßigkeit vorzuziehen sei. Zur Verschönerung von Lissabon trügen abseits architektonischer Maßnahmen vor allem auch die gesunde Luft und die Lebhaftigkeit der Stadt bei. Paris, das bei den Fremden sehr beliebt sei, reihte er hinter London ein, weil die meisten Paläste und schönen Häuser hinter hohen Mauern versteckt seien und so dem Auge des Betrachters entzogen wären.³⁰ Dennoch sind es auch hier die neuangelegten, breiten Straßen und der

25 Ebenda, 633.

26 Ebenda, 635.

27 Ebenda, 636.

28 Ebenda, 637.

29 Ebenda, 637.

30 Ebenda, 638 f.

öffentlich zugängliche Tuilerien-Garten, die vortrefflich ins Auge fallen und die Stadt verschönern.

Summa summarum definiert Taube eine Hauptstadt als „schön“, wenn sie neben prächtigen Gebäuden breite und gerade Straßen mit davon abgetrennten Gehsteigen sowie öffentlich zugängliche Plätze und Gärten besitze. Weiters muss eine solche gut beleuchtet und sauber sein, über eine funktionierende Kanalisation verfügen und von gesunder Luft durchströmt werden. Diese architektonischen, infrastrukturellen, sicherheitsrelevanten und hygienischen Kriterien stellen für ihn jene urbanen Standards dar, die das Prädikat „schön“ verdienen oder deren Realisierung als „Verschönerung“ einer Stadt bewertet werden.

Taube über die Residenzstadt Wien

Der Residenzstadt Wien widmete sich der hier ansässige Taube am ausführlichsten, denn sie war für ihn [...] *die weitläufigste, reichste, größte und mit Palästen am meisten ausgezeichnete Stadt in Deutschland* [...].³¹ Der allergrößte Vorzug im Sinne eines Alleinstellungsmerkmals bestehe allerdings darin, [...] *daß sie der Wohnsitz eines Josephs und einer Marie Theresie ist*.³² Danach folgt nach altbekanntem Schema eine Aufzählung von Verschönerungen, die durch die Einfügung einiger bedeutsamer historischer Ereignisse sowie topografischer Besonderheiten von Wien bereichert werden. Den Platz „Am Hof“ bezeichnete Taube als den größten und prächtigsten öffentlichen Platz der Residenzstadt, da er ringsherum mit schönen Häusern eingefasst sei und auch abends zu Spaziergängen einlade. Unter den schönen Häusern erwähnte er das Hofkriegsratsgebäude³³, das ihn durch seine Höhe und die stattliche Anzahl an Stockwerken beeindruckte. Selbiges trafe auch auf den neuerbauten Trattnerhof³⁴ am Graben und auf das Schubladkastenhaus³⁵ auf der Freyung zu. Im Anschluss wandte er sich der Wiener Stadtbefestigung zu, die vergleichbar mit Paris nun ebenfalls bebaut und mit Gärten geschmückt sei.³⁶ Ohne den selbst ernannten Verschönerungsarchitekten Johann Wilhelm Beyer namentlich zu erwähnen, informiert Taube über die Bepflanzungen auf den Stadtwällen und

31 Ebenda, 639–647.

32 Ebenda, 640.

33 https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Am_Hof_2 (30. Dezember 2022).

34 <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Trattnerhof> (30. Dezember 2022).

35 <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Schubladkastenhaus> (30. Dezember 2022).

36 Taube, Gedanken über die Verschönerung, 643 f.

Basteien³⁷ sowie die Neugestaltung des vorgelagerten, unbebauten Glacis. Seiner Meinung nach biete der Grünstreifen zwischen Stadt und Vorstädten mit seinen unbefestigten Geh- und Fahrwegen sowie etlichen Rinnsalen bislang einen öden und wilden Anblick. Die Errichtung von Drainagekanälen, voneinander getrennten Fahr- und Gehwegen, die der bequemen Kommunikation zwischen den Stadtteilen dienen³⁸, und die Bepflanzung mit Klee und Blumen³⁹ verwandelten die vormals wüste Ebene in eine *angenehme, sehr lustige Gegend*. Dem Autor war es ein überaus wichtiges Anliegen, explizit den Urheber dieser bedeutenden Verschönerung zu nennen: Kaiser Joseph II. Den zukunftssträchtigen Ideen des Kaisers wäre es darüber hinaus zu verdanken gewesen, wenn die, wie am Beispiel Dresden gesehen, nutzlos gewordenen Festungswerke endlich geschliffen und mit Häusern und Gassen verbaut worden wären. Wien würde ein zweites Paris sein, aber den Aufsehern über die Befestigung, dem Hofkriegsrat, gefiel dieser Entwurf gar nicht, weshalb das einengende, antiquierte Befestigungskorsett weiterhin erhalten blieb. Interessanterweise erwähnte Taube mit keinem Wort, dass Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) die Schleifung der Stadtbefestigung strikt ablehne.

Die von Kaiser Joseph II. veranlassten Verschönerungen standen auch förderhin im Zentrum von Taubes Ausführungen, denn für ihn dokumentiere die Öffnung der vormals höfisch-ärarischen Gebiete im Prater sowie im Augarten für die Öffentlichkeit am eindringlichsten das neue Verhältnis zwischen Kaiser und Bevölkerung. Der Prater mit seiner vierfachen Kastanienallee, diversen Waldungen, Auen und Wiesen verdiene nach Taube mit größerer Berechtigung als die Pariser Tuileries ein „Elysium“ genannt zu werden.⁴⁰ In ihm fanden unterschiedlichste Vergnügungen wie Ringelrennen statt, und es gebe mehrere, gut besuchte Trink- und Esshallen. Wöchentliche Feuerwerke erfreuten die Besucher ebenfalls, womit der Prater einer der lustigsten und angenehmsten Orte Wiens sei. Die Öffnung dieses kaiserlichen Jagdgebietes, das bis 1766 nur für privilegierte Personengruppen zugänglich war, für alle Menschen ist nach

37 Zu den Bepflanzungen und Gärten im Bereich der Wiener Hofburg siehe Jochen Martz, Hofgärten, frühe öffentliche Gärten und Gartenprojekte. In: Hellmut Lorenz/Anna Mader-Kratky (Hg.), *Die Wiener Hofburg 1705–1835. Die kaiserliche Residenz vom Barock bis zum Klassizismus*. In: Österreichische Akademie der Wissenschaften, *Veröffentlichungen zur Bau- und Funktionsgeschichte der Wiener Hofburg*, Band 3. Wien 2016, 531 ff.

38 Taube, *Gedanken über die Verschönerung*, 643.

39 Ab 1781 wurden die Wege darüber hinaus mit Kastanien- und Pappelalleen bepflanzt; siehe dazu Martz, *Hofgärten*, 532, Anm. 1298.

40 Taube, *Gedanken über die Verschönerung*, 645 f.

Taube einem einzigen Umstand zu verdanken: *der Menschenliebe eines großen Monarchen*.⁴¹ Nicht anders lauten die Lobpreisungen auf Kaiser Joseph II. beim Augarten⁴², der als vormaliger kaiserlicher Residenzgarten „Favorita“ mit neuen Bäumen bepflanzt sei und seit 1775 an allen Tagen von jedermann nach seinem Geschmack genossen werden könne.



Abb. 2 Johann Ziegler, Die Lindenallee im Augarten, 1783 Albertina Wien, GSA, DG 1935/1110

Nun wimmle es von Besuchern in dem von der Fürsorge seines großen Urhebers und Stifters, dem *unsterblichen Joseph*⁴³ inspirierten „Wienerischen Vauxhall“.⁴⁴

41 Ebenda, 645.

42 Ebenda, 646 f sowie Mader-Kratky, Hetzendorf von Hohenberg, 72.

43 Taube, Gedanken über die Verschönerung, 646.

44 Über dem Eingangsportaal in den Augarten ist die Inschrift „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungs-Ort, von Ihrem Schätzer“ angebracht.

Ein besonders gelungenes Beispiel für die Verschönerung Wiens stellte für Taube der gerade in Fertigstellung begriffene Platz vor der Hofbibliothek dar.⁴⁵ Obwohl bekanntermaßen sämtliche Baumaßnahmen für die Platzgestaltung und -verbauung von Kaiserin Maria Theresia angeordnet worden waren⁴⁶, erachteten bereits die Zeitgenossen primär Kaiser Joseph II. als wahren Initiator des neuen Platzraumes, denn die öffentliche Zugänglichkeit des vormals höfischen Areals war aus denselben Beweggründen wie die Öffnung der beiden bedeutendsten Wiener Belustigungsorte (Prater und Augarten) durch den Monarchen veranlasst worden.⁴⁷ Taube kann abschließend noch mit einem erstaunlichen ‚Insiderwissen‘ aufwarten, denn die gerade in Fertigstellung begriffene Freifläche vor der Hofbibliothek solle [...] *mit einer Bildsäule des regierenden Kaisers ausgezieret und der Josephsplaz genannt werden* [...].⁴⁸

45 Taube, Gedanken über die Verschönerung, 641.

46 Maria Theresia ließ 1770 die letzten Reste des entlang der Augustinerstraße verlaufenden und den freien Blick auf die prächtige Hofbibliothek Johann Bernhard Fischers von Erlach hindernden Alten Augustinergang abbrechen. Die Fassaden der beiden seitlichen Platzflügel regulierten die Hofarchitekten Nicolo Pacassi und dessen Nachfolger Franz Anton Hillebrand zwischen 1771 und 1776. Siehe dazu Anna Mader-Kratky/Manuel Weinberger, Die Vollendung des Bibliotheksplatzes/Josefplatzes. In: Lorenz/Mader-Kratky (Hg.), Die Wiener Hofburg, 175.

47 Ebenda, 174 f.

48 Taube, Gedanken über die Verschönerung, 641. In der Literatur finden sich hingegen Überlegungen zur Aufstellung eines Denkmals erst ab 1785. Siehe dazu Mader-Kratky/Weinberger, Die Vollendung des Bibliotheksplatzes, 175, sowie zur Realisierung des Reitermonumentes durch Franz Anton Zauner: Werner Telesko, Das Reiterstandbild für Joseph II., in: Lorenz/Mader-Kratky (Hg.), Die Wiener Hofburg, 536–538.



Abb. 3 Carl Schütz, Der Josephsplatz in Wien, 1780 Albertina Wien, GSA, DG 1935/1060

Am Ende der Wien-Beschreibung erklärte sich Taubes einleitendes Statement, dass der menschliche Begriff von der Schönheit noch gar zu schwankend sei, [...] *um ein gleichförmiges übereinstimmendes Urtheil aller Menschen erwarten zu können*. Jenes bezog sich keinesfalls auf den damals aktuellen ästhetisch-philosophischen Diskurs, sondern richtete sich gezielt gegen die Kritiker der josephinischen Reformen, denen er Unverständnis und Unwissenheit unterstellte. In der permanenten, hymnischen Würdigung des Kaisers wird die Zielsetzung des Essays deutlich: Anhand der Verschönerungsaktivitäten in Wien sollten das neue Verhältnis zwischen Bevölkerung und Regenten⁴⁹, dessen kaiserliche Fürsorge und zukunftsweisende Reformideen medienwirksam einer breiten, über das habsburgische Reich hinausgehenden Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Der Leser sollte gleichzeitig erkennen, dass die

49 Mader-Kratky/Weinberger, Die Vollendung des Bibliotheksplatzes, 175.

diversen Verschönerungen in anderen europäischen Hauptstädten durch die Initiativen des Kaisers in Wien einen Kulminationspunkt erreicht hätten.

Taube über andere Städte im Habsburgerreich

Nachdem Taube in der Wien-Beschreibung sein primäres Anliegen erfüllt hatte, folgte sogleich die Entschuldigung, dass er aus Platzgründen nicht mehr auf andere deutsche Städte wie etwa Berlin eingehen könne. Andererseits beschrieb er mit einigen Zeilen die Stadt Pest, denn sie sei die *schönste, gesündeste und lebhafteste Stadt*⁵⁰ im Königreich Ungarn. Ganz anders urteilte er hingegen über die damalige Hauptstadt Preßburg (slowak. Bratislava), die aufgrund ihrer schlechten Häuser und Gassen mit miserablem Pflaster nicht gefallen könne. Taube konnte allerdings berichten, dass Herzog Albert von Sachsen-Teschen (1738–1822) als königlicher Statthalter sein Hoflager im Preßburger Schloss aufgeschlagen habe und sich seitdem die Residenz ebenso wie die Stadt verschönere.⁵¹ Die prominente und positive Nennung von Herzog Albert, Gemahl von Erzherzogin Marie Christine (1742–1798), Schwiegersohn der Kaiserin Maria Theresias und Schwager Kaiser Josephs II., am Ende des Essays gleicht einem Vermächtnis des Monarchen, indem die von ihm initiierten Verschönerungsaktivitäten von engsten Familienangehörigen in der Peripherie transferiert und dort fürsorglich zum Wohl der Bevölkerung angewendet werden.⁵²

Während sich Herzog Albert persönlich um die Neugestaltung des Schlosses kümmerte⁵³, bat er 1778 einen äußerst geschätzten Ratgeber des Kaisers bei der Verschönerung der Stadt um Hilfe: Joseph Freiherr von Sonnenfels

50 Taube, Gedanken über die Verschönerung, 647.

51 Walter Koschatzky/Selma Krasa, Herzog Albert von Sachsen-Teschen 1738–1822. Reichsfeldmarschall und Kunstmäzen. Wien 1982, 79 f, sowie Krisztina Kulcsár, Der Statthalter des Königreiches Ungarn, in: Christian Benedik/Klaus Albrecht Schröder (Hg.), Die Gründung der Albertina. Herzog Albert und seine Zeit. Ostfildern 2014, 101–104.

52 In diesem Zusammenhang scheint von Bedeutung zu sein, dass der gebürtige Engländer Taube in engem Kontakt zu Personen stand, die wie Fürst Kaunitz dem Bund der Freimaurer angehörten oder zum europaweit agierenden masonischen (freimaurerischen) Netzwerk von Herzog Albert zählten. Herzog Albert fungierte zeitlebens als Protektor des masonischen Bundes und war der Mittelpunkt eines Netzwerkes aus Politikern, Militärs und Künstlern. Siehe dazu Rüdiger Wolf, Unter Zirkel und Winkelmaß. Herzog Alberts maurerisches Netzwerk, in: Benedik/Schröder (Hg.), Die Gründung der Albertina, 107–117.

53 Taube, Gedanken über die Verschönerung, 645.

(1733–1817).⁵⁴ Der Statthalter in Ungarn erkundigte sich von einem Feldlager aus bei Hofrat Sonnenfels, ob er ihn bei der Verschönerung von Preßburg durch eine bessere Beleuchtung unterstützen könnte. Wie bekannt, war für die Verschönerung europäischer Städte die helle, der Sicherheit und Annehmlichkeit in den Abendstunden dienende Beleuchtung der Straßen, Gassen und Plätze ein wichtiges Kriterium, und kein geringerer als Sonnenfels leitete seit 1776 die Illuminationsanstalt in Wien, die für alle Beleuchtungsfragen zuständig war. Am 1. Mai 1779 erhielt Herzog Albert ein Antwortschreiben, das eine Kostenaufstellung für den Ankauf von insgesamt 600 modernen Lampen beinhaltete.⁵⁵ Damit sollte nach Sonnenfels die [...] *Hauptstadt Ungarns gleich anderen großen Städten in Europa eine ordentliche Beleuchtung* [...] erhalten. Obwohl sich Herzog Albert in der Sache sehr engagierte, lehnte die Ökonomische Kommission unter ihrem Präses Graf Csáky⁵⁶ nach einem Konsilium die neue Beleuchtung ab. Hofrat Sonnenfels empfand es als unverständlich, wie die Kommission über eine Sache entscheiden konnte, über die sie, wie er sich zu Beginn seines Schreibens an den Statthalter noch sehr diplomatisch ausdrückte, augenscheinlich zu wenig unterrichtet sei. Schlussendlich bekannte er freimütig, dass nach seiner Meinung die Kommissionsmitglieder wohl niemals nachgedacht hätten, [...] *wenn sie die Beleuchtung einer Stadt, wie die Beleuchtung eines Zimmers behandeln, [...], so beweist dieses beynahe zuverlässig, dass Nachdenken und Erfahrungen sie nicht aufgeklärter machen würden.*⁵⁷

Herzog Alberts Bitte an Sonnenfels um Hilfestellung dürfte auf einen Brief von Erzherzogin Marie Christine zurückzuführen sein, den sie 1778 an ihren im Feldlager weilenden Gemahl geschrieben hat. Die äußerst gebildete sowie an Kunst und Literatur ungemein interessierte Erzherzogin⁵⁸, die ihren Mann zeitlebens auf interessante Künstler oder Publikationen aufmerksam machte, empfahl ihm darin einen Artikel im „Deutschen Museum“, der sich mit der „Verschönerung der Städte“ beschäftigte.⁵⁹ Sie informierte ihn, dass dieser

54 Simon Karstens, Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817) (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 18). Wien-Köln-Weimar 2011.

55 Ungarisches Staatsarchiv Budapest, Archivium palatinale, N. 13, 62-8-30.

56 Aufgrund fehlender Archivquellen konnte nicht eruiert werden, um welches Mitglied der Familie Csáky es sich beim Präses gehandelt hat.

57 Undatiertes Schreiben Sonnenfels an Herzog Albert, Ungarisches Nationalarchiv Budapest, Archivium palatinale N. 13, 62-8-34.

58 Sandra Hertel, Erzherzogin Marie Christine. Die »Maitresse en titre« der Kaiserin. In: Benedik/Schröder (Hg.), Die Gründung der Albertina, 35–53.

59 Koschatzky/Krasa, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, 134 f.

Artikel von Hofrat Sonnenfels verfasst worden sei. Indem nicht anzunehmen ist, dass Erzherzogin Marie Christine eine Verwechslung bei der Autorschaft passierte, könnte die Lieblingstochter von Kaiserin Maria Theresia aufgrund ihrer Nähe zum Wiener Hof und den dort agierenden Personen gewusst haben, dass zwar Taube als Autor firmiert, aber der eigentliche Urheber in der Person Sonnenfels anzusehen sei. Ein Indiz dafür könnte in der sofortigen Kontaktaufnahme von Herzog Albert mit Hofrat Sonnenfels gesehen werden.

Ohne die Frage nach der Autorschaft an dieser Stelle eindeutig beantworten zu können, bleibt als Faktum bestehen, dass der Artikel von einer dem Kaiser sehr nahestehenden Person verfasst wurde. Zielsetzung war, eine gebildete Öffentlichkeit über die auf Toleranz und Menschlichkeit basierenden Reformen Kaiser Josephs II. im urbanen Bereich zu informieren – ob aus eigenem Antrieb oder auf allerhöchste Anordnung, bleibt an dieser Stelle ebenso unbeantwortet. Die Verschönerung der Städte war auf alle Fälle für Joseph von Sonnenfels wie auch für Staatskanzler Kaunitz ein wichtiger Bestandteil der von Kaiser Joseph II. verfolgten aufklärerischen Reformen im Staatswesen.

Die Wiener Generalbaudirektion

In diesem Sinne mag es politisches Kalkül gewesen sein, dass der älteste Sohn des Staatskanzlers, Graf Ernst Christoph Kaunitz (1737–1797), seit 1772 das Amt des Generalhofbaudirektors innehatte und damit für das staatliche Bauwesen im gesamten Habsburgerreich verantwortlich war. Im Zuge einer administrativen Neustrukturierung aller Hoch-, Wasser- und Straßenbaudirektionen in Wien und den habsburgischen Ländern schuf er 1788 in der Wiener Generalbaudirektion eine neue Verwaltungseinheit: das Referat in Bausachen.⁶⁰ Unter der Leitung des Genie-Obristen und Hofrats Vinzenz Freiherr von Struppi (1733–1810) hatte diese zentrale Dienststelle festzulegen, in welcher Art ein von den Landesbaudirektionen eingereichter Bau gestaltet oder dekoriert werden dürfe. Ziel dieses Referats war, die Bauschönheit an die Bauökonomie zu koppeln, wobei ein gleichartiger Standard für alle Länder bindend sein sollte. Größe, formale Gestaltung und Quantität des Dekors richteten sich ausschließlich bei Kirchen nach der Anzahl der Einwohner⁶¹ oder

60 ÖStA, HKA, Camerale fasc. 23, rot 1617, 1788, fol. 593 f sowie Christian Benedik, Organisation und Regulierung der k. k. Generalbaudirektion und deren Landesstellen. In: Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 11 (1996), 13–28.

61 Bei Kirchenbauten betrug die Fläche einen Quadratklaster pro vier Einwohner. Siehe dazu Christian Benedik, Die Reformierung des staatlichen Bauwesens unter Maria

bei Wirtschaftsbauten aus der zu verarbeitenden beziehungsweise zu lagern- den Tonnage.

Mit dieser josephinischen Verwaltungsreform war die Staatsarchitektur im gesamten Habsburgerreich objektivierend reglementiert und wurde von zentraler Stelle gleichförmig determiniert. Um den Begutachtungsprozess zu beschleunigen wie auch zu vereinfachen, fertigten die Architekten im Hofbauamt gemeinsam mit den Bauingenieuren der Hofkammer sogenannte „Normpläne“ an, die als gedruckte Kupferstiche den Landesbaumeistern als verbindliche Grundlage für Größe, Form und Gestaltung ihrer Bauführungen dienten.⁶² Mit den Normplänen des Referats in Bausachen war ab diesem Zeitpunkt die Vorstellung über Schönheit nicht mehr ‚schwankend‘, sondern stellte zumindest im habsburgischen Staatsbauwesen einen absoluten Begriff dar. Die in der Wiener Generalhofbaudirektion zentralistisch festgelegte und den weisungsgebundenen Landesbauämtern angeordnete „Bauschönheit“ führte zu einem gleichförmigen Erscheinungsbild von staatlichen Bauführungen in allen habsburgischen Ländern. Allerdings begann dieser Prozess erst in den letzten Regierungsjahren Kaiser Josephs II., sodass die stilprägenden Auswirkungen, die in den habsburgischen Ländern bis zur Einführung des freien Wettbewerbs im Jahre 1848 Bestand hatten, vor allem unter seinem Neffen Kaiser Franz II./I. (1768–1835) zum Tragen kamen.

Taube über Slawonien und Syrmien

Dem Essay zur „Verschönerung der Städte“ ließ Friedrich Wilhelm Taube 1777/78 eine „Historische und geographische Beschreibung von Slavonien und des Herzogthumes Syrmien“⁶³ folgen. In drei Büchern publizierte der hohe Verwaltungsbeamte noch kurz vor seinem Tod seine Eindrücke und Erkenntnisse über die Länder im Südosten des Reiches. Neben naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen, verwaltungstechnischen und geografischen Themen widmet

Theresia und Joseph II. In: Herbert Lachmayer (Hg.), Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Wien 2006, 152.

62 Christian Benedik, Die Normierung der Idee – Der Verlust der graphischen Individualität im habsburgisch-staatlichen Bauwesen des 18. Jahrhunderts. In: Wolfgang Schmale/Renate Zedinger/Jean Mondot (Hg.), Josephinismus – eine Bilanz/Échecs et réussites du Joséphisme. In: Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 22 (2008), 175–185.

63 Friedrich Wilhelm Taube, Historische und geographische Beschreibung des Königreiches Slawonien und des Herzogthumes Syrmien. Leipzig 1777/78.

er sich den Künsten und Wissenschaften, dem Bildungswesen sowie dem Handel und der Landesgeschichte und berichtet abschließend über die Städte, Festungen, Schlösser, Edelsitze und die *merkwürdigen Dörfer*.

In Syrmien galt sein Hauptaugenmerk Peterwardein (serb. Petrovaradin)⁶⁴, das als Festungsstadt schöne und gute, aber leider nur wenige Bürgerhäuser rund um einen sehr schönen Platz besitze. Es ist ihm ein großes Anliegen, in die ausführlichen Beschreibung der Festungswerke auch einzufügen, dass unter den Bürgern fast alle Deutsche oder von deutscher Herkunft seien und sich nur Katholiken häuslich niederlassen dürfen. Protestanten, Griechisch-Orthodoxe und Juden würden in Peterwardein nicht geduldet. Die von Kaiser Joseph II. propagierte Toleranz wurde damals in der Festungsstadt noch nicht gelebt, aber zumindest konnte Taube feststellen, dass das alte und baufällige Franziskanerkloster deshalb doch nützlich sei, weil es Reisende gut bewirte. Er beklagt das Fehlen einer Donaubrücke nach Neusatz (serb. Novi Sad), sodass eine Vielzahl an Fähren, Booten und Flößen unter der Aufsicht von Offizieren permanent die breite, reißende und tiefe Donau vor allem zu Handelszwecken überqueren müsse. Im Gegensatz zu Peterwardein bekundet er der ungarischen Freistadt Neusatz am gegenüberliegenden Donau-Ufer⁶⁵, sich als wichtiges Handelszentrum etabliert zu haben. Dies ist für ihn ein *denkwürdiges Beyspiel, was Toleranz [...] ausrichten kann*⁶⁶, denn hier leben in *Gewissensfreyheit* Serben gemeinsam mit Armeniern, Griechen, Protestanten, Mohammedanern [sic] und Juden, weshalb sich die Zahl der Einwohner innerhalb von zwanzig Jahren verdoppelt habe. *Ja!* schreibt Taube, *diese große und blühende Handelsstadt ernähret auch Peterwardein und sendet alle Gattungen von Lebensmittel, so gar Milch, Käse, Butter, Eyer, grüne Sachen und Gartengewächse, über die Donau dahin.*⁶⁷ Dieser wirtschaftliche Aufschwung spiegelt sich auch im Stadtbild wider, denn die elenden Hütten seien verschwunden, und in der nun blühenden Stadt entstünden für alle morgen- und abendländischen Gläubigen Pfarrkirchen. In Taubes „Beschreibung“ spiegeln sich ebenso wie schon im „Verschönerungsartikel“ der Reformeifer und die Reformbestrebungen Kaiser Josephs II. wider, der für das Wohlergehen der Bewohner verantwortlich sei und in hohem Maße die Schönheit der Städte sowie deren wirtschaftliche Prosperität fördere, wie der Autor auf seinen Reisen in die Länder der Habsburgermonarchie persönlich

64 Ebenda, 91–98.

65 Ebenda, 96 f.

66 Ebenda, 96.

67 Ebenda.

feststellen konnte. Die Verschönerung blieb demnach nicht auf das Zentrum Wien begrenzt, sondern fand annähernd zeitgleich auch in jenen peripheren, urbanen Agglomerationen des Reiches statt, in denen die Reformen und toleranten Zielsetzungen Kaiser Josephs II. bei den Einwohnern bzw. höchsten Verwaltungsinstanzen auf positive Resonanz stießen.

Die unterschiedlichen Möglichkeiten von Verschönerungen im urbanen Raum bildeten ein überaus bedeutsames, bislang eher nur am Rande erwähntes Segment des Josephinismus, obwohl sie einen eminent wichtigen Beitrag zur Erhöhung der Lebensqualität, Verbesserung der Bausubstanz und Prosperität der Wirtschaft leisteten. Diese positiven Entwicklungen fanden, wie bereits erwähnt, mit dem Ableben des Kaisers im Jahre 1790 kein jähes Ende, sondern wurden von Franz II./I. während seiner 43-jährigen Regentschaft in adaptierter Form weitergeführt.⁶⁸ Gleich zu Beginn seiner Regentschaft erregte eine Entscheidung großes öffentliches Interesse und bekundete gegenüber der Bevölkerung Wiens die fürsorglichen Vorhaben des Monarchen. Die Wiener Stadtverantwortlichen verzichteten 1792 anlässlich des Einzugs des neugekrönten letzten römisch-deutschen Kaisers auf die traditionell zu derartigen Feierlichkeiten errichteten Triumphportale und Festgerüste. Sie entsprachen damit dem Wunsch von Franz II., auf die teuren, voluminös dimensionierten und opulent dekorierten ephemeren Festapparate zu verzichten und stattdessen die dafür vorgesehenen Gelder für die Regulierung des städtebaulichen Umfeldes der Metropolitankirche von Sankt Stephan zu verwenden. Dieses Ansinnen hatte den Abbruch einer vor der Eingangsfront des Domes verlaufenden Häuserzeile⁶⁹ zur Folge. Dadurch wurde endlich ein verkehrstechnisches Nadelöhr im Zentrum der Stadt beseitigt, und es bot sich erstmals ein freier Blick auf die mächtige, am nunmehrigen Stephansplatz stehende Kirche. Die Stadtverantwortlichen dankten dem Monarchen für die [...] *Erweiterung und Verschönerung dieses Platzes, die Bequemlichkeit seiner Bürger, [und] die Zier seiner Hauptstadt* [...] und beauftragten Carl Schütz (1745–1800), das neue, monumentale Erscheinungsbild des frei stehenden Domes in einem Kupferstich⁷⁰ wiederzugeben.

68 Renate Goebel, Architektur. In: Klassizismus in Wien. Architektur und Plastik, 56. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien 1978, 32–42.

69 <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Stephansplatz> (30. Dezember 2022).

70 Albertina Wien, Grafische Sammlung (GSA), DG1963/81.



Abb. 4 Carl Schütz, Der Stephansplatz, 1792 Albertina Wien, GSA, DG 1963/81

Die neue architektonische Gestaltung des Zentrums von Wien stieß, vergleichbar mit der Öffnung des höfisch-ärarischen Bereichs am Josefsplatz, bei der Bevölkerung auf eine große positive Resonanz und bekundete öffentlichkeitswirksam die Absicht von Kaiser Franz II./I., erster Diener des Staates sein zu wollen.

Die Sprengung der Befestigung vor der Wiener Hofburg durch die französischen Truppen im Jahre 1809⁷¹ bot dem Regenten abermals die Möglichkeit zu einer tiefgreifenden Umgestaltung und Verschönerung des Stadtraumes. Obwohl auch diesmal keine komplette Schleifung des kriegstechnisch irrelevanten Festungswerkes stattfand, entwickelten die beiden Hofarchitekten Hetzendorf von Hohenberg und Johann Aman (1765–1834) sowie der ebenfalls planende Kanzleidirektor im Hofbauamt, Ludwig von Remy (1776–1851), sofort Ideen für die Neugestaltung der schwerbeschädigten, „Spanier“ genannten Burgbastei vor dem Leopoldinischen Trakt der Wiener Hofburg.⁷² Ihre Planungen sahen in der Regel eine neue, weiter gegen die Vorstädte hinausgeschobene Befestigungslinie vor, durch die ein weiträumiger Platz vor der kaiserlichen Residenz entstanden wäre. Remy entwickelte daraus 1811 ein Projekt, in dem die Freifläche durch seitliche Gärten flankiert war.⁷³

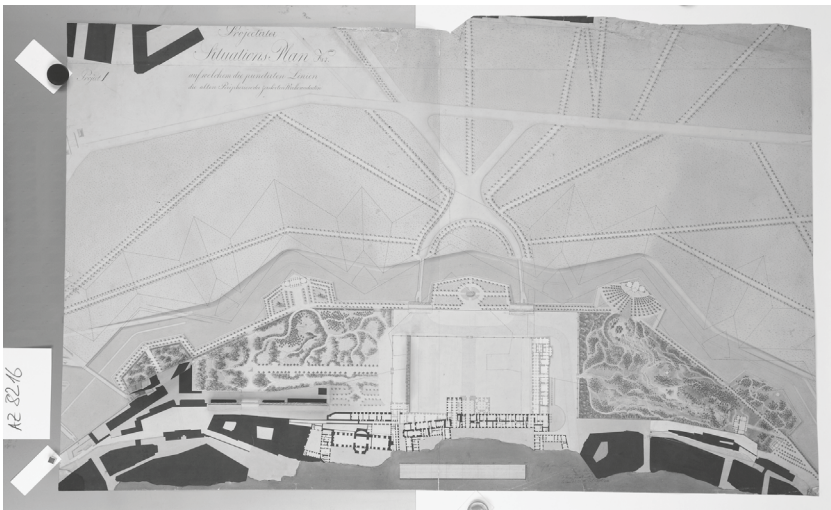


Abb. 5 Ludwig von Remy, Erstes Projekt für die Neugestaltung der gesprengten Festungswerke vor der Wiener Hofburg, 1811 Albertina Wien, ASA, Az. 8216

- 71 Siehe dazu die Publikation zur Tagung „Die Wiener Burgbefestigung“. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (ÖZKD) LXIV, H. 1/2 (2010).
- 72 Zu den Planungen von Johann Ferdinand Hohenberg von Hetzendorf siehe bei Anna Mader-Kratky, Wien ist keine Festung mehr. Zur Geschichte der Burgbefestigung im 18. Jahrhundert und ihrer Sprengung 1809. In: ÖZKD, Die Wiener Burgbefestigung, 134–144. Die Planungen von Johann Aman und Ludwig von Remy bei Christian Benedik, Planungen für den Äußeren Burgplatz von der Sprengung im Jahre 1809 bis zur Errichtung des Burgtores. In: ÖZKD, Die Wiener Burgbefestigung, 145–154.
- 73 Albertina Wien, ASA, Az. 8216.

In der Erläuterung zu diesem Projekt nennt er diese Idee eine [...] *Verschönerung der k. k. Hofburg und der Stadt Wien* [...] durch die [...] *Errichtung von schönen Gängen und Gärten* [...].⁷⁴ Dieser Idee nunmehr unbeirrt folgend, konkretisierte er seine Überlegungen und konnte nach der Aufhebung des Status von Wien als Festungsstadt im Jahre 1817 jene Trias aus Burggarten, Heldenplatz und Volksgarten realisieren, die bis heute besteht. Kaiser Franz II./I. beschloss wie schon zuvor Kaiser Joseph II., das höfisch-ärarische Gebiet mit Ausnahme des heutigen Burg-, vormals Kaisergartens der Öffentlichkeit frei zugänglich zu machen. Das berühmte Corti'sche Kaffeehaus im Volksgarten sowie die Möglichkeit, auf der Mauerkrone der neuen Befestigung zu flanieren, steigerten die Attraktivität dieser Vergnügungsstätte beziehungsweise Modepromenade, die von der Wiener Bevölkerung alsbald das *irdische Paradies* genannt wurde.⁷⁵

Auch in Ungarn fiel die Saat Kaiser Josephs II. auf fruchtbaren Boden. Erzherzog Joseph (1776–1847), jüngerer Bruder von Kaiser Franz II./I., fungierte seit 1795 als Statthalter in Ungarn und wurde im Folgejahr vom ungarischen Landtag zum Palatin ernannt. Nachdem er bereits 1805 gemeinsam mit dem Architekten János Hild (1760–1811) einen Verschönerungsplan für Pest ausgearbeitet hatte, nahm die von ihm initiierte und geleitete „Verschönerungs-Kommission“⁷⁶ 1808 ihre Arbeit auf. Der Kommission mussten alle Neubauten, unabhängig von Art oder Größe, sowie sämtliche Umbauarbeiten an bestehenden Fassaden zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegt werden. Pest und Ofen prosperierten in der Folgezeit durch den Bauboom und bis 1848 entwickelte sich die spätere Donaumetropole zur bedeutendsten Stadt des ungarischen Klassizismus. Die Einführung des freien Wettbewerbes im Revolutionsjahr 1848 änderte auch im Königreich Ungarn das staatliche Bauwesen grundlegend und führte letztendlich zur stillen Auflösung der Budapester Verschönerungs-Kommission im Jahre 1860.⁷⁷ Paradoxe Weise wurden danach in nahezu allen Ländern der Habsburgermonarchie private „Verschönerungs-Vereine“ gegründet, die sich nicht nur der Ortsbildpflege verpflichtet fühlten, sondern durch die „Verschönerung“ des öffentlichen Raumes die Lebensqualität der Bewohner steigern wollten.

74 ÖStA, HHStA, HBA Akte 1811, K. 262, Nr. 1496.

75 Reingard Witzmann, „Die Eröffnung des irdischen Paradieses“. Neue Lebenswelten auf der Wiener Bastei zwischen Josephinismus und Vormärz. In: ÖZKD, Die Wiener Burgbefestigung, 155–164.

76 Violetta Hidvégi, Die Baubehörden von Buda und Pest bis zur Stadtvereinigung. In: Susanne Claudine Pils (Hg.), Budapest und Wien. Technischer Fortschritt und urbaner Aufschwung im 19. Jahrhundert. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 40 (2003), 15–18.

77 Ebenda, 17.

Eleonóra Géra

Budaer Bäder: Öffentliche Plätze der Genesung und des Gesellschaftslebens

Badekultur im von den Osmanen rückeroberten Buda

Die Nord-Budaer Heilwässer (Felhévíz) kannten und nutzten schon die Römer. Besonders am Hof von König Sigmund (1387–1437)¹ betrachtete man die Vorgänger des Bruckbades (Rudas) und des Raitzenbades als wichtige Orte des gesellschaftlichen Lebens. Die im Herzen des Karpatenbeckens am Ufer der Donau entspringenden Thermalwasserquellen verdanken ihre Jahrhunderte lange Beliebtheit ihrer geografischen Lage, ihrem hohen Ertrag und der Vielzahl ihrer Wirkstoffe. Selbst im an Heilwasserquellen reichen Ungarn ist es selten, dass es an einem Ort mehrere Quellen mit unterschiedlichen Wassertemperaturen gibt, die für die Heilung von mehreren Krankheitsgruppen geeignet sind. Daher überrascht es nicht, dass Buda (dt. Ofen) zu allen Zeiten die bedeutendste Badestadt des Landes war.

Nachdem Buda unter osmanische Herrschaft gefallen war, gewannen die im Norden des Landes liegenden Bäder an Bedeutung, wie das Bad des der königlichen Freistadt Kremnitz (slowak. Kremnica) zugehörigen Stubnya (dt. Bad Stuben, slowak. Turčianske Teplice) und die Bäder von Bajmóc (slowak. Bojnice in der Slowakei) sowie Pöstyén (dt. Pistyan/Püschtin, slowak. Piešťany), die im Besitz der Familie des Grafen Pálffy waren. In der Frühen Neuzeit gehörte das Baden zum Leben der Aristokratie dazu, wie das folgende Beispiel erkennen lässt. Die an dem nach dem Palatin Ferenc Wesselényi benannten Aufruhr beteiligten Aristokraten besuchten beispielsweise das Bad Stuben (1666/67), doch verlor es nach dem Scheitern der Rebellion seine reichsten Gäste und damit auch seine Bedeutung.

Die Thermalwasserquellen von Buda und die im Mittelalter und während der Osmanenzeit auf seinem Gebiet blühende Badekultur gerieten auch nach der habsburgischen Rückeroberung der Stadt nicht in Vergessenheit.² Zwar

1 Sigismund von Luxemburg, seit 1411 römisch-deutscher König (seit 1418 König von Böhmen), danach römisch-deutscher Kaiser von 1433 bis zu seinem Tode 1436.

2 Vgl. dazu László Kósa, *Fürdőélet a Monarchiában* [Das Badeleben in der Monarchie]. Budapest 1999, 7–9.

wurde die orientalische Badekultur zurückgedrängt, die sie ablösende war aber nicht weniger vielfältig.³ Im Einklang mit den in Westeuropa eintretenden Veränderungen ist auch in Ungarn eine Änderung der Badegewohnheiten zu beobachten: Bäder wurden in erster Linie neben Fundstellen von Thermalwasserquellen errichtet, und die verschiedenen von Fachleuten angeleiteten Kuren gewannen an Bedeutung. Lange hielt sich die Ansicht, dass man in der Neuzeit in denjenigen Teilen Ungarns, die nicht unter osmanischer Herrschaft standen, gegen die Tradition des Badens Vorbehalte gehegt habe. Diese Einschätzung fußt wahrscheinlich auf den stark polarisierten Meinungen der zeitgenössischen Ärzte. Jüngste Forschungen kommen hingegen zu einer entgegengesetzten Schlussfolgerung.⁴

Die Soldaten der kaiserlichen Armee zeigten für solche medizinischen Fragen wahrscheinlich wenig Interesse. Sie kannten wohl auch keine Reiseberichte mit Schilderungen von Bädern in den von den Osmanen besetzten Gebieten; die wunderbare Wirkung der Budaer Thermalwasserquellen dürfte ihnen allerdings vom Hörensagen bekannt gewesen sein. Während der Belagerung Budas (1686) hatten sie die erste Gelegenheit, die heilende Kraft des Thermalwassers selbst auszuprobieren, und zwar in dem Bad, das später den Namen „Kaiserbad“ erhielt. Sie stießen sich dabei wenig daran, dass nach den Kriegereignissen nur noch Trümmer von dem Gebäude übrig geblieben waren. Der Andrang der in den Thermalwasserbädern nach Heilung Suchenden war den zeitgenössischen Berichten zufolge so groß, dass dadurch die Renovierungsarbeiten behindert wurden.

Die Thermalbäder spielten auch in den Überlegungen von Johann Stephan Werlein eine Rolle, der als Delegierter der Hofkammer – später Kameralinspektor – nach Buda geschickt worden war. Sein Auftrag war, das Verhältnis

3 Darauf deutet die Tatsache hin, dass der osmanische Delegat mehrere Male in Buda einen Zwischenstopp einlegte, damit der Botschafter und seine Begleiter die türkischen Bäder aufsuchen konnten. Vgl. dazu Erzsébet Hanskarl: *Budai, óbudai és pesti hírek a „Wienerisches Diarium“ első ötven évfolyamában 1703–1752* [Ofen, Altofen und Pest im Spiegel des „Wienerischen Diariums“. Mitteilungen aus den Jahrgängen 1703–1752]. Budapest 1938, 29–30.

4 Siehe z. B. Kósa, *Fürdőélet, 7–9*; Gábor Várkonyi, „Isten a hővízbe vezetvén...“ *Trádióció vagy divathullám, fürdő-kultúra a 17. századi Magyarországon* [„Von Gott ins Thermalwasser geführt...“ Tradition oder Modewelle, Badekultur in Ungarn im 17. Jahrhundert]. In: Katalin Juhász (Hg.): *Tiszta sorok. Tanulmányok a tisztaságról és a tisztálkodásról* [Klare Linien. Studien über die Sauberkeit und Hygiene]. Budapest 2009, 66–73.

zwischen den Wiederaufbaukosten der Stadt und den zu erwartenden Einnahmen zu ermitteln. Als sich Werlein ein Bild über die Möglichkeiten machte, die die Stadt und ihre Umgebung boten, erkannte er beim Anblick der in Heilbädern verweilenden Menschenmassen deren Bedeutung für die Entwicklung der Stadt.⁵ Er war aber nicht der Einzige, der dieses Potenzial erkannte, wie die Investitionen von Privatinvestoren zeigen.

In die in Trümmern liegende, vom Brand zerstörte Stadt zogen die Truppen des Kaisers am 2. September 1686 ein. Noch im Herbst des gleichen Jahres wurde der Zustand der Bäder begutachtet und schon in den ersten Dezembertagen gingen bei der Wiener Hofkammer damit verbundene Pläne ein. Damit sollte Ansprüchen von Adeligen, Geistlichen und Offizieren entgegengetreten werden, die als Lohn für ihre Leistungen Eigentumsrechte an den gute Einnahmen versprechenden Budaer Bädern erwarteten. Werlein trat solchen Bestrebungen entschieden entgegen und sicherte die fünf Bäder als Einnahmequelle für die Kammer. Als erstes honorierte diese Behörde die Dienste von Friedrich Ferdinand Illmer von Wartenberg, dem Privatarzt von Leopold I., mit dem Eigentumsrecht über zwei Bäder – dem Blockbad und dem Königsbad.⁶ Für sein ausstehendes Offiziershonorar erhielt der zum christlichen Glauben bekehrte kaiserliche Kapitän Johann Karl Pergassi das Budaer Raitzenbad.⁷ Durch solche Maßnahmen war es der Wiener Hofkammer möglich, offenstehende Rechnungen zu begleichen.

Aufgrund der Kalkulationen von Werlein konnte man schon bei einem Eintrittspreis von einem Groschen pro Badegast mit bedeutenden Einnahmen rechnen. Diese wiederum wollte er für die Finanzierung von neu zu errichtenden Unterkünften für anreisende Badegäste nutzen, die als weitere

5 Österreichisches Staatsarchiv [= OeStA], Finanz- und Hofkammerarchiv [= FHKA], Hoffinanz Ungarn [= HFU] Karton 720, 14 Januar 1687, fol. 216–233.

6 Das Blockbad (oder Jungfrau-Bad/Gerhardbad), Vorgänger des heutigen Gellert-Bades, ging in der Tat im Sommer 1687 von Werleins in das Eigentum von Illmer über. Das damals vermessene Grundstück erstreckte sich über 660 Klafter entlang der Donau und nach oben 200 Klafter. Budapest Főváros Levéltára [Budapester Stadtarchiv] [= BFL], Buda Város Tanácsának iratai. [Schriften des Budaer Magistrats] [= IV.1002], Vegyes iratok [Gemischte Schriften] [= uu.], Nr. 223.

7 OeStA FHKA HFU Karton 854, 26 März 1696, fol. 355–360; 1705 haben die Beamten der Budaer „Kameral-Administration“ den Wert des Raitzenbades, das dem als Karl Bergaszy von Babylonien genannten Pergassi vergeben worden war, auf 3333 Gulden geschätzt. Er erhielt das Bad als Gegenwert für eine jährliche Pension von 200 Gulden. OeStA FHKA HFU Karton 1024, 27 September 1709, fol. 450–453.

Einnahmequelle vermietet werden sollten. Der Plan Werleins ging allerdings nicht auf. Die mit dem Kauf des Kaiserbades einhergehenden Ausgaben der Kammer waren im ersten Jahrzehnt nach der Rückeroberung Budas höher als die Einnahmen. Zwischen 1690 und 1693 war das Bad, das vor allem von Soldaten besucht wurde, wegen der Pestepidemie kaum geöffnet. Die Offiziere legten Wert darauf, dass die nötigen Reparaturarbeiten durchgeführt wurden, denn sie duldeten keine zerbrochenen Fensterscheiben, schadhafte Türen oder beschädigte Öfen, womit sie viel Ärger und Ausgaben bei der lokalen Filiale der Kammer, der Budaer „Kameral-Administration“, verursachten.

Der Amtsnachfolger von Werlein, Ignaz von Kurz, wollte daher die verlustbringenden Einrichtungen schon bald loswerden. Im Dezember 1697 fand er einem kapitalstarken Investor, der das am Rande der Stadt liegende Bad zu einer Einrichtung aufbaute, die für den Empfang von aus der Ferne anreisenden Gästen geeignet war.⁸ Die Budaer „Kameral-Administration“ führte an der benachbarten Kaisermühle groß angelegte Bauarbeiten durch. Unter anderem wurde die Zahl der Mühlräder auf vier verdoppelt. Außerdem sorgte der vergrößerte Mühlenteich für eine wesentlich höhere Leistung der Mühle.⁹ Vermutlich hat auch diese kostspielige Investition dazu beigetragen, dass die Administration die verlustbringenden Einrichtungen abstoßen wollte. Im Dezember 1697 entschloss sie sich, das Eigentumsrecht an dem Kaiserbad aufzugeben. Die Kameralräte kamen dabei Benedikt Theobald von Mayeren, dem Rat der Hofkammer, der der Hauptsteuereinnahmer der ungarischen Bergstädte war, entgegen. Die Mayerens hatten sowohl in Buda als auch in Pest eine Reihe großer Häuser. Der Frau des Kameralrates, Anna Margaretha Regina, wurde das Bad angeboten, als sie das benachbarte Weingut und Grundstück erwerben wollte. Die Frau ließ die Bereitschaft erkennen, neben dem Bad ein Gasthaus zu bauen, doch kam die Vereinbarung nicht zustande.¹⁰ Schließlich wurde das Kaiserbad samt den umliegenden Feldern, großen Weingütern und Wiesen sowie dem gegenüber liegenden geräumigen Bergkeller 1702 von Johann Eckher, dem früheren Mieter des Bades, zu dem enormen Preis von 8500 Gulden gekauft.¹¹

Angesichts der stetig wachsenden Zahl der Bevölkerung der Stadt versuchte der Magistrat, selbst in den Besitz eines der Bäder zu kommen, denn dessen

8 OeStA FHKA HFU Karton 720, 14 Januar 1687, fol. 216–233., Karton 896, 1698 (Caraffa-Bericht) Nr. 500–593, fol. 386–394.

9 OeStA FHKA HFU Karton 1277, 21 März 1724 – 31 März 1724, fol. 788–795.

10 OeStA FHKA HFU Karton 896, 1698 (Caraffa-Bericht), fol. 395–396, 403–404, 436–437.

11 OeStA FHKA HFU Karton 1277, 21. März 1724 – 31. März 1724, fol. 786–787.

Vermietung hätte die Einnahmen der Stadt bedeutend erhöht und zudem den Erwerb des Ranges einer königlichen Freistadt wesentlich erleichtert.¹² Zu Anfang der 1690er-Jahre überließ die Budaer „Kameral-Administration“ das stark renovierungsbedürftige Raitzenbad und Bruckbad probeweise für zwei Jahre der Stadt, wogegen die Stadtverwaltung im Gegenzug die Bäder zu renovieren hatte. Venerio Ceresola, der kaiserliche Baumeister, und Christoph Jungmayer, der kaiserliche Bauschreiber, schätzten die Kosten für die Renovierung des Bruckbades auf etwa 2000 Gulden. Die zwei nach der Belagerung Budas einigermaßen in Ordnung gebrachten Ableitungskanäle stürzten wieder ein und die Dachkuppel bedurfte einer Reparatur. Zum Umkleiden stand kein Raum zur Verfügung und mangels geeigneter Zimmer konnte man keine Übernachtungsgäste empfangen. Die geschätzte Menge des erforderlichen Baumaterials spiegelt noch besser wider, was für beträchtliche Renovierungs- und Modernisierungskosten anstanden. Nach Berechnungen der Baumeister waren 80 000 Stück Ziegeln und 20 Schiffe Sand nötig.¹³

Die 1692 ausgebrochene Pestepidemie durchgekreuzte die Pläne allerdings. Die Bäder waren zwei Jahre lang geschlossen, und auch mit den Renovierungsarbeiten konnte nicht begonnen werden. Hofrat Johann David Palm, der im Jahr 1694 in Buda ankam, um Ermittlungen aufzunehmen, riet ausdrücklich dazu, einige Bäder der Stadt zu überlassen. Daraufhin erließ die Hofkammer ein Dekret an die Budaer „Kameral-Administration“, das rund dreißig Punkte umfasste. Darin hieß es, die Stadt solle im Sinne der Verbesserung ihres Wirtschaftspotenzials ein eigenes Bad und Gasthaus errichten und eines der ihr überlassenen Bäder zurückgeben. Dank der Intervention Palms erhielt die Stadt das Raitzenbad und das Bruckbad zwar für weitere zwei Jahre, doch entschied die Hofkammer dann doch anders, denn schon im selben Jahr nahm sie mit dem schon erwähnten Kapitän Pergassi Verhandlungen über die Privatisierung des Raitzenbades¹⁴ auf. Zu diesem Zeitpunkt waren beide Bäder in einem stark renovierungsbedürftigen Zustand. Die Stadtverwaltung hatte die Renovierung zwar zugesichert, war aber ihrer Verpflichtung nicht nachgekommen, entweder weil sie dazu nicht imstande war oder weil sie sich nicht traute, sie in Angriff

12 Zu den Eigentümerwechseln der Budaer Bäder siehe noch ausführlich: Katalin Simon, *Buda 1686–1848 (Magyar várostörténeti atlasz 5/Hungarian Atlas of Historic Towns No. 5)*. Budapest 2017, 90–91.

13 MNL OL E 280 22. d. 1696. aug. Nr. 25. (fol. 316–321.) Der Kostenvorschlag von Veneria Ceresola und Johann Christoph Jungmayer zur Renovierung des Bades neben der kaiserlichen Brauerei.

14 Zu seinen Bezeichnungen siehe noch ausführlicher Simon, *Buda*, 91.

zu nehmen. Abgesehen davon behinderte die mittlerweile ausgebrochene Pestepidemie die Arbeiten. Die Budaer „Kameral-Administration“ stellte daraufhin die Rücknahme des Bruckbades in Aussicht. Der Magistrat wiederum verwies auf das Risiko, für die Renovierung des Bades Geld zu einem Zeitpunkt auszugeben, zu dem die Gefahr bestand, dass ihr die Nutzung des Bades wieder entzogen werde, ähnlich wie beim Nutzungsentzug des Raitzenbades im Frühling 1696. Aufgrund dieser Erfahrung bestand die Stadtverwaltung darauf, in den Nutzungsvertrag eine Klausel aufzunehmen, die es ihr ermögliche, das Bruckbad so lange in ihrem Besitz zu behalten, bis sich die Investition bezahlt gemacht habe. Nach langwierigen Auseinandersetzungen konnte die Stadt das Bruckbad erwerben, wogegen die anderen Bäder in Privatbesitz blieben und im Leben der Stadt dennoch eine wichtige Rolle erfüllten.¹⁵

Anders sah es mit dem Raitzenbad aus. Der Stadtmagistrat erhoffte sich von einer Klage wegen wiederholtem Amtsmissbrauch, die er gegen Pergassi erhob, die Nutzung des Raitzenbades wiederzuerlangen. Zwar wurde der Kapitän von den Behörden für immer aus der Stadt verwiesen, doch blieb sein Eigentumsrecht unberührt und ging in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Hände seiner Erben über.¹⁶ Als dieser Versuch der Stadt gescheitert war, hoffte der Magistrat, das Blockbad erwerben zu können, wofür zwei für die Stadt günstige Voraussetzungen gegeben waren. Der Eigentümer, Sohn des Hofarztes Dr. Karl Illmer von Warttemberg und Richter des Wiener Kriegesgerichtes, war insbesondere wegen der Krankheit seiner Frau beim Wiener Händler Christian

15 Magyar Nemzeti Levéltár [Ungarisches Nationalarchiv] [= MNL], Országos Levéltár [Landesarchiv] [OL], Budaer Kameral Administration [E 280], Karton 22, Augustus 1696, Nr. 25. fol. 316–321; András Oross, Johann David Palm jelentése a Budai Kamarai Adminisztrációról és Buda város viszonyairól (1694) [Ein Bericht von Johann David Palm über die Budaer Kameral-Administration und die Verhältnisse der Stadt Buda (1694)]. In: Fons 23 (2016), 207–259, 215. Zu weiteren Benennungen und zur Geschichte des Bades, das am frühesten in den Besitz der Stadtverwaltung kam und daher als Bürgerbad bekannt war, siehe noch ausführlicher Simon, Buda, 191.

16 Zum Leben von Pergassi und seiner Familie siehe ausführlicher: Eleonóra Géra, A tabáni rácok kapitányának perbe fogása [Die Anklage gegen den Hauptmann der Tabaner Raitzen]. In: Iván Bertényi/Eleonóra Géra/Andor Mészáros (Hgg.), Varietas Europica Centralis: Tanulmányok a 70 éves Kiss Gy. Csaba tiszteletére [Varietas Europica Centralis: Festschrift für Csaba Kiss Gy. zum 70. Geburtstag]. Budapest 2015, 161–175. Zu seiner Frau und seinem Erbe: Eleonóra Géra/Budán Házasság, Családtörténetek a török kiűzése után újjászülető (fő)városból [Ehe in Buda. Familiengeschichten der neugeborenen (Haupt-)Stadt aus der Zeit nach der Vertreibung der Osmanen 1686–1726]. Budapest 2019, 212.

Hölbling stark verschuldet. Darüber hinaus schenkten die in Wien wohnhaften Illmers dem Bad in Buda keine besondere Aufmerksamkeit, wie zeitgenössische Quellen erkennen lassen.

Nach dem Tod des Hofarztes 1690 nahm der Kanzlist der Budaer „Kameral-Administration“ das Bad in Augenschein, wonach das Bad in Trümmern gelegen sei und der Eigentümer nur wenige und unzureichende Renovierungsarbeiten habe durchführen lassen.¹⁷ 1711 verschlechterte sich die Position Karl Illmers in eine aussichtslose Lage, als die komplette innere Einrichtung des als Pestkrankenhaus benutzten Gasthauses infolge der Entscheidung des Magistrats verloren ging. Hinter der Entscheidung des Rates lag offenbar die Überlegung, dass Johann Hölblings Budaer Baumeister, ein naher Verwandter des Gläubigers, guten Kontakt zu den Räten pflegte. Illmer blieb schließlich nichts übrig, als das Eigentumsrecht über das Bad als Ausgleich zu seinen Schulden an Christian Hölbling zu übertragen. Zur Zeit des Nachlassverfahrens haben seine vier Kinder die Rechtmäßigkeit der Eigentumsübertragung angefochten, blieben dabei aber ohne Erfolg.¹⁸

Die Badestadt und ihre Gäste

Der Stadtmagistrat, in dem der Berufsstand der Bader immer vertreten war, unterstützte bewusst die Bader und die lokalen Badbesitzer, wofür der Fall Johann Sprenger ein gutes Beispiel ist. 1699 errichtete jener in seinem eigenen Haus in der Wasserstadt ein Dampfbad und erreichte darüber hinaus beim Rat, dass dieser die Errichtung weiterer Bäder in der Wasserstadt, Taban und Kroatenstadt verbot.¹⁹ Ein anderes Beispiel für die gute Durchsetzungsfähigkeit der Bader ist die Einquartierung von Soldaten. Der Magistrat vermochte es zu erreichen, dass das zwischen dem Kaiserbad und dem heutigen Königsbad (einst Sprengerbad) stehende Gasthaus zum Weißen Rössl von der Einquartierungspflicht befreit wurde, während die übrigen Gasthäuser in der Regel zur Einquartierung von Offizieren herangezogen wurden.²⁰

Zwischen 1709 und 1711 wurde Buda in mehreren Wellen von der Pest heimgesucht, einige Teile der Stadt wurden für mehrere Monate gesperrt, die Bäder

17 BFL IV.1002 uu. Nr. 223.

18 Ebenda.

19 Eleonóra Géra/András Oross/Katalin Simon, Buda város tanácsülési jegyzőkönyveinek regesztái 1699–1703 [Regesten des Ofener Stadtprotokolls 1699–1703]. Budapest 2015, 152.

20 BFL IV.1002. uu. Nr. 223.

schloss man gleich nach den ersten Pestnachrichten. Der Magistrat beschlagnahmte daraufhin das zum Blockbad gehörige Gasthaus und ein benachbartes Haus, um dort ein Pestkrankenhaus einzurichten, ohne das Einverständnis des Eigentümers Illmer einzuholen.²¹ Damit fügte man dem Eigentümer grossen Schaden zu, da später die komplette innere Einrichtung vernichtet werden musste. Hinzu kam noch, dass das Bad nicht unmittelbar nach dem Abklingen der Epidemie geöffnet werden durfte. Neben der Pest verursachten der hohe Wasserspiegel der Donau und insbesondere die Überschwemmungen ernsthafte Probleme. Über das tief gelegene Raitzenbad hieß es, dass es infolge des großen Hochwassers zu Anfang des Jahres 1712 und des lang anhaltenden hohen Wasserstandes in den darauffolgenden Monaten im sumpfigen Wasser stand und unbrauchbar geworden war. Der am Karfreitag 1723 in der Burg und in der Wasserstadt ausgebrochene Brand betraf zwar die Bäder nicht direkt, aber die Zahl ihrer Besucher fiel beträchtlich. Der Kameral-Ingenieur Fortunato Prati empfahl Ende Mai, die Renovierungsarbeiten in diesem Jahr durchzuführen, da *Zeiten herrschen, zu denen die Menschen wegen der Kosten keine Bäder besuchen*.²²

Die Naturkatastrophen wirkten sich vorübergehend auch negativ auf die Besucher der Stadt aus, die den verschiedenen Empfehlungen folgten, die heilende Wirkung der Bäder zu nutzen. Dr. Lorenz Stocker, Stadt- und Militärarzt, schrieb 1721 in seinem auch heute noch viel zitierten balneologischen Büchlein „*Thermographia Budensis*“ über die Eigenschaften und heilende Wirkung des Thermalwassers. Der Verfasser verglich die Budaer Thermalquellen nicht ohne Grund mit dem in der Bibel beschriebenen, über außerordentliche heilende Kraft verfügenden Bethesda-See (Johannes 5:2), dem die christliche Welt später eine symbolische Bedeutung zuschrieb. Am Ufer des Sees vor den Mauern von Jerusalem stünden fünf sogenannte Hallen (Krankenhäuser), wo die an allerlei Beschwerden leidenden Kranken auf ihre Genesung hofften.²³ Für

21 Ebdenda.

22 OeStA, Kriegsarchiv [= KA], Wiener Hofkriegesrat [= HKR], Justiz-Protokoll Bd. 491, Julius 1714, fol. 222v; BFL IV.1002. uu. Nr. 455. Bericht über Raitzenstadt und Pergassi; OeStA FHKA HFU Karton 1277, 21 März 1724 – 31 März 1724, Der Vorschlag von Fortunato Prati fol. 797–798.

23 Laurentius Stocker, *Thermographia Budensis seu scrutinium physico-medicum aquarum mineralium Budae scaturientium, de earum origine, situ, antiquitate, numero, mineralibus, virtutibus et usu medico, tam interno, quam externo, per frequentia mechanico-spagyrica experimenta et multiplices easque proprias per novendecim nunc annorum decursum observationes medico-theoretico-practicas elaboratum et bono publico in lucem...* Augsburg-Grätz 1721, 3.

die Kosten der Veröffentlichung des 1721 in Wien herausgegebenen Büchleins kam der Autor noch selbst auf. Und es zeugt von der positiven Aufnahme des Buches, dass der Magistrat das Herausgeben der zweiten Auflage selbst betrieb, eindeutig zu Werbezwecken, wofür der Landtag von 1728/29 eine gute Gelegenheit bot. Zwischen den Abgeordneten der Stadt und dem Magistrat setzte bereits im Juli 1728 eine Korrespondenz hinsichtlich einer zweiten Auflage des Büchleins von Stocker ein. Sie erschien 1729 und wurde Baron Antal Ferdinand Laffert, dem Vorsitzenden der Ungarischen Hofkammer, und Kameralrat József Hunyady überreicht, denen der Magistrat das Werk auch widmete.²⁴

Das erste deutschsprachige, für die Stadt werbende Buch erschien wiederum im Auftrag des Magistrats unter dem Namen des Syndikus Franz Vanossi. In diesem Werk dienen die Geschichte und die Beschreibung von Buda nur als Rahmen, wogegen der Schwerpunkt – basierend auf dem Werk von Stocker – auf den Bädern liegt.²⁵ Das Werk spricht in erster Linie Laien an, denn die Sprache ist verständlicher als die der Vorlage, und der Text beschreibt die in dem Budaer Thermalwasser innewohnenden Heilkräfte und die Kurprozesse, und dies alles in deutscher und nicht in lateinischer Sprache.

Die Vermutung ist berechtigt, dass die zu dieser Zeit erreichte Besucherzahl der Bäder ziemlich groß war, wofür auch die wiederkehrenden Gäste sprechen, die Vanossi als „Badeliebhaber“ bezeichnete. Der Jesuit Michael Bonbardus schrieb 1718 über die Budaer Thermalwässer, dass sie in den benachbarten Ländern so bekannt seien, weshalb die Zeitgenossen den Namen der Stadt auf das Wort „baden“ zurückführten.²⁶ Der oben erwähnte Besitzer des Kaiserbades Johann Eckher und, nach dessen Tod im Jahre 1709, der zweite Mann seiner Witwe, Franz Wenzel Banovsky von Banov, der frühere Provisor des Savoyer-Regiments, entwickelten das Kaiserbad zum niveauvollsten Budaer Bad, das von wohlhabenden heilungssuchenden Gästen besucht wurde. Die Beispiele von Eckher, Banowsky und Johann Michael Eckher, der die Leitung im Jahre 1716 übernahm, widerlegen die zum Ende des Jahrhunderts getroffene Feststellung des Administrators Kurz, dass das Kaiserbad zu weit vom Stadtzentrum entfernt liege und die Menschen nicht bereit wären, so weit zu fahren, wenn sie auch unter näherliegenden Bädern wählen könnten. Deshalb riet er der Budaer

24 János Nagy, Die Abgeordneten der Stadt Buda auf dem Landtag 1728–1729.

25 Franz Vanossi, Neu aus seinem Steinhauften wiederum aufwachsendes Ofen oder kurzze Beschreibung wie diese königliche Hungarische freie Hauptstadt zu jetzigen Zeiten bestehe. Ofen (Buda) 1733.

26 Michael Bonbardus, *Topographia Magni Regni Hungariae, sive Nobilissime ejus Ditionis, quam modo Hungariam dicimus*. Vienna 1718, 50.

„Kameral-Administration“, die verlustbringende Einrichtung loszuwerden.²⁷ Die neuen Besitzer wussten, aus der Lage des Bades einen Vorteil zu ziehen, denn die anspruchsvollen Gäste fanden im schönen großen Garten mehr Ruhe.²⁸ 1724 bot der Wiener Hofkammerrat von Schmerling, der zwei Jahre zuvor im Bad erfolgreich geheilt worden war, aus Dankbarkeit an, im Streit um den Wasserverbrauch zwischen dem Kaiserbad und der Kaisermühle die Interessen der Familie Eckher gegen sein eigenes Amt in Wien zu vertreten.²⁹

Wie aus dem Nachlassinventar eines im Jahr 1728 einige Stunde nach der Ankunft verstorbenen slawonischen Salzinspektors hervorgeht, war es ein ziemlich kostspieliges Vergnügen, im Kaiserbad zu baden. Man fand nämlich im Portemonnaie des Inspektors des Salzamtes in Esseg (kroat. Osijek) Kremnitzer Taler im Wert von 200 Gulden. Für diese Summe hätte man in Buda schon ein kleineres Haus kaufen können, zudem hätte sie auch einer bescheideneren Mitgift einer Bürgerstochter entsprochen. Der Nachlass gibt Aufschluss darüber, was wohlhabendere Gäste zur Badekur mitbrachten. Der vermutlich schwerkranke Beamte kam Mitte April mit seiner eigenen, von einem Kutscher geführten Kutsche in Buda an. Sein Gepäck bestand aus einer Reisetruhe und einer an der Kutsche angebrachten Kiste. Die vielen Kleider (darunter ein grüner, mit Blaufuchs gesäumter Pelz), die für Herren unentbehrlichen Accessoires wie eine Perücke, eine Puder- und eine Tabakdose, ein Gehstock, silberne Schuhclips und -knöpfe, feine Lederhandschuhe und mehrere Paar Seidenstrümpfe deuten darauf hin, dass er bei seinem Aufenthalt auf das Gesellschaftsleben nicht verzichten wollte. Niemand machte sich zu jener Zeit ohne Gewehr oder Degen auf den Weg. Auf dem ganzen Kontinent beschwerten sich die Reisenden über die in damaligen Gasthäusern herrschenden Verhältnisse, weshalb man, wenn es möglich war, schon im Voraus dafür sorgte, dass man seinen Liegeplatz nicht mit Parasiten teilen musste. Von Dietersbach nahm seinen Strohsack, verschiedene Decken und Kissen, viele Kissenbezüge und sieben

27 Der jüngere Eckher bemühte sich, die Naturgegebenheiten möglichst vielseitig auszunutzen. Er ließ nicht einmal das von dem Bad abgeleitete Wasser verloren gehen, sondern errichtete 1717 an der Mündung in der Nähe der Donau eine Walkmühle. OeStA FHKa HFU Karton 1277, 21 März 1724 – 31 März 1724, fol. 770–785.

28 Sowohl Johann Michael als auch sein Bruder starben ohne Nachfahren. Daher verkauften der alte Badbesitzer und seine Frau das Bad 1754 an den Baron Ferenc Vécsey. Da es aber dem Interesse der Stadt schadete, dass das Bad wegen des adeligen Ranges des neuen Eigentümers nicht mehr unter der Gerichtsbarkeit der Stadt stand, bahnte der Magistrat einen langen Prozess an. BFL IV.1002 uu. A Nr. 128, Nr. 651.

29 OeStA FHKa HFU Karton 1277, 27 März 1724 fol. 770–824.

Betttücher aus größerem Gewebe mit, die er vermutlich bei der Badekur benötigt hätte. Er hatte vor, im Gasthaus sein eigenes Tischzeug zu benutzen, denn neben Tischdecken hatte er schwarze und weiße Servietten, sechs Zinnteller, silbernes Besteck, Kerzenständer, eine Teekanne, zwei Kaffeetassen mit Tablett, einen Zuckerbehälter mit Zucker, eine Gewürzdose und in einer Büchse ein Set Glasflaschen dabei. Offensichtlich beabsichtigte er, Gäste einzuladen. Er war nicht nur darauf vorbereitet, sich zu erholen, denn er nahm neben seinem Reiseschreibzeug alle Bücher mit, die er über die Ausgaben seines Amtes führte, sowie weitere Hefte, Kalender, die er zur Buchführung benötigte, und weitere amtliche Akten und Unterlagen. Nach seinem Tod bemühten sich die Salzämter von Pest und Mohács, die zu ihrer Verwaltungstätigkeit unentbehrlichen Unterlagen wiederzubekommen. Das als Kodex bezeichnete deutschsprachige Buch, in dem es um Böhmen, Mähren und Schlesien ging, brauchte der Beamte wahrscheinlich für seine Arbeit. Von Dietersbach hatte in der Stadt keine Verwandten und seine Witwe kam erst Ende Juni in der Stadt an. So gehörte es für gewöhnlich zu den Aufgaben des Baders, die Beerdigungsausgaben des Verstorbenen vorzustrecken und ein Nachlassverfahren einzuleiten. Im Anschluss an die Meldung des Todesfalles erstellten die delegierten Ratskommissare ein ausführliches Inventar über die beweglichen Vermögensgegenstände, stempelten dann die Kisten ab, für deren Aufbewahrung Eckher zu sorgen hatte, bis die Erbin eintraf.³⁰

Maria Sophia Kautzhammer fuhr ungefähr zur gleichen Zeit mit dem Esser Salzinspektor nach Buda, sie kam aber von viel weiter her, aus Niederbayern. Das Mädchen behauptete, dass die Bäder ihre letzte Hoffnung seien, was angesichts der großen Reise, die sie als ledige Frau auf sich genommen hatte, gar nicht übertrieben erscheint. Laut Quellen ließ sich Maria Sophia, das schmalwangige, schwarzäugige, an der sogenannten Schwarzgallenkrankheit leidende Mädchen im Jahr 1729 schon seit rund einem Jahr kurieren. Die Kur dürfte wohl geholfen haben, weil sie um die Intervention des Magistrats bat, um ihr mütterliches Erbe zu bekommen und länger in der Stadt bleiben zu dürfen. Wahrscheinlich hatte der Vater des Mädchens, der selbst Arzt war, die Beschreibung der Bäder von Lorenz Stocker gelesen, oder er hatte von den Budaer Thermalbädern in Wien gehört, da er sich während der Kur seiner Tochter in der Kaiserstadt aufhielt.³¹

30 BFL IV.1002, Hagyatéki iratok [Nachlassakten] [= z], A Nr. 562.

31 BFL, Buda város törvényszékének iratai (Acta iudicialia) [Gerichtsakten der Stadt Buda] [= IV.1014.b.], Karton 10, Sophia Kautzhammer, 26. April 1729.

Wir wissen nicht genau, welche Thermalbäder der ausgediente Oberst Philippe de Langlet ausprobierte, der einen Arm in der Schlacht bei Zenta verloren hatte, aber während seines mehrjährigen Aufenthalts in Buda wurde er ein Schwärmer für die Budaer Bäder. Er vertrat drei Jahre lang den Budaer Burgkommandanten während dessen Abwesenheit und bewarb sich schließlich selbst um diese Stelle. Nach Aufzählung seiner 34-jährigen Dienste argumentierte er, dass das Budaer Heilwasser auf viele seiner Verletzungen wohltuend wirke, weshalb er gerne in Buda bleiben würde.³²

Ein anderer Kandidat, Oberst Franz Karl Laimbruch von Epurg, der bei der Belagerung von Murány (slowak. Muránsky hrad) schwere Verletzungen erlitt, schrieb, dass er wegen seiner Wunde nach Munkatsch (ukr. Mukačevo) versetzt wurde. Hier hörte er von den Budaer Bädern und meinte, dass sie ihm noch mehr helfen könnten. Graf Johann Wilhelm von Abensperg und Traun kämpfte auf den ungarischen und italienischen Schlachtfeldern und wäre auch gern als Burgkommandant nach Buda gekommen, um seine unheilbaren Wunden kurieren zu lassen. Ein vierter Kandidat, der spanische Baron Philipp de la Marre, der ein naher Bekannter von Herzog Eugen von Savoyen war, hat sich aus ähnlichen Gründen um die Stelle beworben. Aus solchen Bewerbungen hochrangiger Offiziere des Habsburgerreiches wird ersichtlich, über was für Wirkungen die Budaer Heilquellen verfügten.³³ Die heilende Kraft des Budaer Wassers war wohl auch dem Wiener Hofkriegsrat nicht unbekannt, denn man versetzte den Leutnant Ferdinand Joseph Ech, der seit 1682 auf dem italienischen Feld (Luzzara) dem Herrscher gedient und dabei ein Bein verloren hatte, wegen seiner schweren Verletzungen in die Budaer Garnison (*hierdurch anzufrischen*).³⁴

Neben den Offizieren brauchten auch die gemeinen Soldaten auf das Heilwasser nicht zu verzichten, denn das Militär schickte regelmäßig Kranke nach Buda zur Kur.³⁵ 1717 schrieb der Burgkommandant Regall nach Wien an den

32 „[...] als zeit wehrenden alda führenden Commando wargenohmen, daß die verhandene warme baäder wegen meiner villen Blessuren meiner gesundheit sehr angedeylich seynd.“ OeStA KA HKR, Akten Mai 1714, Nr. 155.

33 Ebenda.

34 OeStA FHKA HFU Karton 961, 22 März 1703, fol. 509–510. Später erhielt er den Kapitänrang, der in der Rangordnung der Budaer Garnison dem Burgkommandanten und dem Platzmajor folgte, und lebte noch in den 1720er-Jahren in Buda. OeStA KA HKR, Akten (Expedit) Oktober 1722, Nr. 380.

35 Zum Verzeichnis über die im Jahr 1716 einquartierten und zur Badekur eingewiesenen Soldaten siehe auch: Eleonóra Géra, *Beszállásolás és katonai terhek a*

Hofkriegsrat, dass mit Christian Hölbling, dem Besitzer des Blockbads, vereinbart wäre, von ihm das Bad samt Ausstattung für 200 Gulden zu kaufen, um ein Invalidenhaus einzurichten. Vermutlich konnte man sich dann aber doch nicht einigen, denn wenig später kündigte der Magistrat seine Absicht an, das Bad zu kaufen. In beiden Fällen wirkte Johann Hölbling als Vermittler mit, der nicht nur zu den Räten guten Kontakt pflegte, sondern auch die Renovierungsarbeiten der Kaserne und der Festung leitete. Um die Angelegenheiten des Bades kümmerte sich der einheimische Baumeister, der 1709 für rund 1000 Gulden Baumaterialien für die Renovierung des Bades und der Läden kaufte. Der Wiener Hölbling übertrug das Eigentumsrecht des Bades 1721 auf Johann.³⁶ Die kranken Gemeinen ließen sich auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Blockbad kurieren, weshalb es bei vielen als Militärspitalsbad bekannt war. Das Militär baute aber erst 1793/94 neben dem Bad ein Gasthaus hinzu, das in der Sommerzeit als Teil des Krankenhauses für die kranken, zur Badekur angereisten und dort untergebrachten Soldaten zu Rehabilitationszwecken diente und im Winter als Kaserne benutzt wurde.³⁷

Neben dem Militär schätzte auch die Geistlichkeit die wohltuende Wirkung der Budaer Heilquellen, denn das Ordenshaus der Jesuiten empfing regelmäßig heilungsbedürftige Ordensmitglieder.³⁸ Im Leben der orthodoxen Serben (Raitzen) spielten das Baden und die Hygiene aus Glaubensgründen eine größere Rolle, weshalb sie das Bad in jedem Lebensalter besuchten. Laut einer Akte des Gerichtshofes aus dem Jahr 1736 brauchten selbst die Juden auf die heilende Wirkung des Wassers nicht zu verzichten. Auch wenn die Aussage nicht zutreffen sollte, ist es dennoch bemerkenswert, dass die Mitte der 1730er-Jahre in Buda verhafteten Juden aus Schlesien und Mähren gewusst haben, dass die Stadt für ihr Bad bekannt sei. Jakob Leibl, ein älterer Mann der Gruppe, behauptete, dass er sich von seinem Heimatland nach Belgrad begeben wollte, um da zu arbeiten, seine Reise aber in Buda wegen dessen Bädern unterbrochen habe. Ihre Wirkung kannte er gut, da er zwei Jahrzehnte früher schon hier gearbeitet hatte – als Schneider hatte er für das bayrische Regiment Soldatenuniformen genäht. Er wurde festgenommen, als er nach der Kur aus dem Gasthaus neben

XVIII. század eleji Budán [Einquartierung und militärische Belastungen am Anfang des 18. Jahrhunderts in Buda]. In: Fons 18 (2011), 407–455, 421–424.

36 OeStA KA HKR, Protokoll-Expedit März 1717, fol. 409. Nr. 261.; Simon, Buda, 192; BFL IV.1002. uu. Nr. 223.

37 Simon, Buda, 27, 90–91.

38 Országos Széchényi Könyvtár [Széchényi Nationalbibliothek] [= OSZK], Handschriftensammlung Folio Latini 3440. Passim.

dem Blockbad auszog, und gleichzeitig wurden auch drei junge Juden auf der Straße festgenommen, die man für seine Komplizen hielt. Den Behörden kam es verdächtig vor, dass sie in Taban unterkamen, während andere Juden sich normalerweise in Altofen (ung. Óbuda) eine Unterkunft suchten. Alle erklärten, sie seien zum Baden gekommen, verbrächten den Tag ganz allein im Heilwasser und hätten, da sie von der Kur erschöpft gewesen seien, am Ende des Tages nicht mehr nach Altofen gehen können, weshalb sie nach einer Unterkunft in der Nähe gesucht hatten.³⁹

Badeleben, Badekultur

Badekuren wurden von Fachleuten in erster Linie Männern und Frauen im Alter zwischen 18 und 70 Jahren empfohlen. Nachdem Lorenz Stocker merkte, dass die *Raitzen* besonders an Feiertagen auch ihre ganz kleinen Kinder und alte Personen mit ins Bad brachten, erlaubte er allen Altersklassen den Genuss der Budaer Thermalwässer unter der Aufsicht eines Badechirurgen.⁴⁰ Die Heilkur erfolgte, so möglich, in den Herbst- oder Frühlingsmonaten und sollte 30 Tage nicht überschreiten. Die erfolgreiche Kur musste ausdrücklich von einem Badechirurgen beaufsichtigt werden. Als erster Schritt wurde der Kranke daran erinnert, dass er für seine Heilung in erster Linie um Gottes Segen zu bitten hatte, was er in der Badekapelle tun könne. Ein bosnischer Franziskanermönch errichtete die Kapelle der Unbefleckten Empfängnis Mariae (1723–1727) für die Badegäste neben dem Blockbad, wo häufig Priester, die selbst Badegäste waren, Messen hielten. Die Eckhers haben im Kaiserbad eine Kapelle erbaut, die sie dem Heiligen Johann Nepomuk widmeten. Darüber hinaus gab es in der Nähe eine weitere, der helfenden Maria gewidmete Kapelle.⁴¹ Nach der Anrufung Gottes und der Heiligen folgte das Treffen mit dem Bader, der (durch Aderlass und Verwendung von Purgiermitteln) vor dem Eintauchen ins Wasser für die äußere und innere Reinigung des Körpers sorgte, oder – wenn erforderlich – eine Diät vorschrieb und die Trinkkur beaufsichtigte. Um eine bessere Wirkung zu erreichen, rieb man die Patienten vor dem Eintauchen ins Wasser mit Balsam ein. Außer für die Erfrischung hielt man die Budaer Heilwässer für eine Reihe von Gebrechen geeignet: Heilung des müden Körpers und Geistes, bei Gelenkbeschwerden, Gicht, Gallen- und Leberkrankheiten, Störungen des

39 BFL IV.1014.b. Karton 12, Das Verhörprotokoll der verhafteten Juden, 8. August 1736.

40 Vanossi, Neu aus seinem Steinhauften, 65.

41 Simon, Buda, 64.

Verdauungssystem, Koliken, Wassersucht, Symptomen der Austrocknung, Augenkrankheiten, Entzündungen und Geburtsschmerzen.⁴²

Die Bäder fungierten nicht nur als Orte der Körperreinigung und Heilung, sondern auch als wichtige Orte des gesellschaftlichen Lebens und erfüllten darüber hinaus auch andere Funktionen. Über das Raitzenbad heißt es, es habe zur Zeit von Kapitän Pergassi als eine Verwaltungszentrale des Tabans gedient. Der Militärkommandant der Außenstadt, der ab und zu vollständig willkürlich vorging und Gelder einnahm, empfing seinen Besuch im Badekomplex. In der Badeanstalt wurden diejenigen arretiert, die die Richter der Raitzen festnehmen ließen. Folgt man den Beschreibungen, waren die meisten Bäder von einem Garten umgeben, wo man auch in Freiluftbecken verweilen konnte. In der Badeanlage von Kapitän Pergassi, der durch sein Bad (heute: Rác fürdő) reich wurde, ließ man zum Beispiel sechs Becken bauen, und die Logiergäste wurden in als hübsch bezeichneten Zimmern beherbergt. Im Blockbad erwarteten die Badegäste ein großes gemeinsames und sechs kleinere Becken. Die Patienten konnten dort oder in dem benachbarten Gasthaus wohnen.

In der Nähe der Bäder befanden sich in der Regel mehrere Unterkünfte, die von den Badegästen lebten. Wenn es nötig war, konnte man sich in diesen Gasthäusern auch um die Pflege der Gäste kümmern. Von wem sich der Patient außerhalb des Bades behandeln ließ, hing vom gesellschaftlichen und finanziellen Status und dem Grad der Erkrankung ab. Hebammen bzw. Baderfrauen, die die Anweisungen des Baders befolgten, galten als professionellere Pflegekräfte als die Wirtinnen oder die für die Pflege der Kranken angestellten, in Krankenpflege bewanderten Witwen. In den Quellen ist der Bruder eines Baders belegt, der als Pfleger tätig war.⁴³ Der gebürtige Esseger und als katholischer Raitze

42 Vanossi, Neu aus seinem Steinhauften, 45–86; Stocker, Thermographia Budensis, 58–98, 58–153.

43 Zu den Budaer Baderfrauen siehe auch Géra, Házasság, 116. Die Budaer Situation ist nicht einmalig, aber die Erforschung des Themas wird dadurch erschwert, dass die Dokumente der Bader- und Wundarztzünfte sich ausschließlich mit den Aufgaben des Zunftmeisters, also des Mannes befassten, und keine Informationen über die bei der heilenden Tätigkeit mitwirkenden Frauen enthält. Biografische Quellen deuten hingegen darauf hin, dass die Töchter und Frauen der Bader neben den männlichen Familienmitgliedern in ganz Europa ganz beachtenswerte Fachkenntnisse erwarben. Siehe Heide Wunder, „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit. München 1992, 143; Michaela Schmölz-Häberlein, Kleinstadtgesellschaft(en). Weibliche und männliche Lebenswelten im Emmendingen des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 2012, 208.

bezeichneter Johann Fiegenschuh wollte das Handwerk seines Vaters, die Seilerei, erlernen. Er verbrachte gerade seine Wanderjahre in Taban, als er schwer erkrankte. Als armer Seilergeselle besaß er außer seinen Kleidern kaum etwas und nicht einmal in der Zunft gab es jemanden, der ihn hätte bei sich beherbergen können. Daher konnte er *als fremder und armer Kranker* nur in einem Gasthaus des Bades, wo man auch Kranken versorgte, Hilfe erhalten. Er verbrachte acht Wochen krank im Gasthaus und verursachte Kosten, für die er sich verschuldete. Weil die Badekur, die Herzstärkungs- und andere Arzneimittel wirkungslos blieben, machte der Geselle sein Testament und starb bald darauf (1729). Das Testament belegt, dass er dem Wirt nicht nur für Verpflegung und Zimmerreinigung, sondern auch für die Krankenpflege Geld schuldete. Dazu kamen noch der Arbeitslohn des Baders, der Preis der Arzneimittel und die Begräbniskosten. Seine Schulden betragen insgesamt 65 Gulden.⁴⁴ Gegenüber dem Kaiserbad im Gasthaus zum Schwarzen Adler erlaubte man den reicheren Badegästen als besondere Dienstleistung, ihre Kutschen dort zu stationieren.⁴⁵ In den Badeanstalten dienten neben Zimmern auch Schenke, Läden und Ställe dem Wohlbefinden der Gäste.

Man versuchte zwar, die Budaer Bäder als Heilanstalten darzustellen, doch ist allgemein bekannt, dass dieses ‚Vergnügungsviertel‘ auch von gesunden Spaßsuchenden besucht wurde.⁴⁶ Mit dem Eigentumsrecht der Bäder ging auch das Recht des Wein- und Bierschanks einher, was besonders wegen der zahlreichen, in der Stadt stationierten Soldaten als gutes Geschäft galt.⁴⁷

Es war übrigens gar nicht schwer, sich in den Bädern unsittlich zu benehmen, da die Männer lediglich einen kleinen Vorbinder um die Lende gebunden hatten, was sie ab und zu auch vergaßen. Frauen stiegen in einem Leinenhemd ins Wasser. In der Klage einer für eine Prostituierte gehaltenen Frau gibt es Hinweise darauf, wie eine Prostituierte und ihre Kunden miteinander in Kontakt traten: Der Mann zeigte ihr sein Zeugungsorgan und bot Geld an. In diesem Fall war der Betroffene ein Bekannter des Badedieners, der nicht eingriff,

44 BFL IV.1002 uu. Nr. 132.

45 Simon, Buda, 88.

46 Eleonóra Géra, „Uram irgalmazz nekünk vagy elveszünk!“ [„Gott behüte uns oder wir werden vernichtet!“]. In: Eleonóra Géra (ed.), Buda város tanácsülési jegyzőkönyveinek regesztái 1708–1710 [Regesten des Ofener Stadtprotokolls 1708–1710]. Budapest 2016, 9–40, 32.

47 Johann Eckher kaufte das Kaiserbad und die zugehörigen Wein- und Bierschankrechte, bzw. einen großen Keller im Jahr 1701. OeStA FHKa HFU Karton 1277, 27 März 1724, fol. 786–787.

was heißt, dass solche Geschäfte mit seinem Einverständnis erfolgten.⁴⁸ Im Fall eines Preßburger Bildhauergesellen war der Dienst der Prostituierten scheinbar Teil der Kur. Sein Beispiel ist übrigens aus mehreren Gründen beachtenswert. Angesichts der Geschwüre an seinem Körper nahm man an, dass er an Pest erkrankt wäre. Daher wurde sein Fall von einer Kommission untersucht, die mithilfe von Zeugen die in Buda verbrachte Zeit des Verstorbenen rekonstruierte. Als er pflegebedürftig wurde, kümmerten sich um ihn die Wirtin des wasserstädtischen Gasthauses „Zum Goldenen Schiff“ und die Hebamme, die hier auch Privatdienste leistete. Nach zeitgenössischer Auffassung erhoffte man sich Heilung durch Abtreibung der schädlichen Stoffe aus dem Körper. Daher waren verschiedene Reinigungsverfahren wie der Gebrauch von Klysmen, Entwässerungsmitteln, Aderlass und schweißtreibenden Mitteln Teil der Kur. Der Geselle aus Preßburg (slowak. Bratislava) versuchte auf eine wesentlich ungewöhnlichere Art, die in seinem Körper angesammelten Gifte loszuwerden. Laut Aussagen der Zeugen bemühte er sich durch häufige Badbesuche und mithilfe von Prostituierten seinen Körper zu reinigen. Überraschenderweise setzten weder die Zeugen noch die Zuhörer – nicht einmal der Bader und der Arzt Lorenz Stocker, die als Sachverständige bei dem Verfahren mitwirkten – daran etwas aus, dass der sich krank fühlende Mann neben dem Besuch der lokalen Bäder in Abwesenheit seiner Frau des Öfteren mithilfe von Prostituierten *allerlei angesammelte Flüssigkeiten aus seinem Körper abzuleiten* bemüht war. Wie und warum sich die Prostituierten im Gasthaus aufhielten und wer sie waren, interessierte bei der Untersuchung des Falls nicht.⁴⁹

Auf ähnliche Weise drückten die Räte in einem anderen Fall ein Auge zu, als die Situation zweifelsohne für alle klar war. Eine angeblich von einem Soldaten geschwängerte ledige Frau kam von Pest nach Buda, um ein Bad zu nehmen. Aus dem Büchlein von Lorenz Stocker ist bekannt, dass schwangeren Frauen die Budaer Warmwasser nicht empfohlen wurden, höchstens in speziellen Fällen und unter Aufsicht. Die Frau wollte nicht nach Pest zurückgehen, sondern blieb in Buda, wo sie von niemandem aufgenommen wurde. Schließlich erbarmte sich ihrer der Diener eines Gasthauses und erlaubte ihr, im Stall zu übernachten. Eines Nachts brachte sie ihr Kind zur Welt, das nach Aussage

48 BFL IV.1014.b. Karton 13, Die Klage von Maria Elisabetha Fünckhin, 22 Mai 1741.

49 BFL IV.1002 uu. Nr. 57.; Zu den üblichen Verfahren der Entfernung der Körperflüssigkeiten siehe zusammenfassend: Lilla Krász, „A mesterség szolgálatában.“ Felvilágosodás és „orvosi tudományok“ a 18. századi Magyarországon [„Im Dienst des Handwerks“. Aufklärung und „medizinisches Fachwissen“ im 18. Jahrhundert in Ungarn]. In: Századok 139 (2005), 1065–1104, 1074.

der Frau aber schon bei der Geburt tot war. Während der Verhandlung dieses Falles kam die Frage, wovon die Frau gelebt habe, nicht zur Sprache, sondern man untersuchte ausschließlich die Todesumstände des Neugeborenen. Aus der Beschreibung geht eindeutig hervor, dass die Frau eine Prostituierte und in den Budaer Bädern und Gasthäusern tätig war.⁵⁰

Im Gedränge in den Bädern und in ihrer unmittelbaren Nähe konnten sich Prostituierte, Schmuggler, Schwarzhändler, Falschspieler und andere Betrüger leicht unter die aus der Ferne angereisten Gäste mischen. Deshalb versuchte die Stadt durch wiederholte Verordnungen, sie von den Bädern fernzuhalten, offensichtlich ohne Erfolg. 1710 hielt der Budaer Burgkommandant die Gegend der Bäder, insbesondere die Umgebung der Tabaner Bäder, für Hochburgen der Prostitution.⁵¹

Das Bad als öffentlicher Raum

In Buda, wo jeder ein seinen Ansprüchen und finanziellen Möglichkeiten entsprechendes Bad aufsuchen konnte, waren diese Einrichtungen Institutionen des gesellschaftlichen Lebens mit einer ähnlich großen Bedeutung wie Märkte und Kneipen. Das belegen auch die Konflikte, die in dem großen Menschenge dränge – ähnlich wie in den Schenken und Kneipen – schnell eskalierten und mit Anklagen und Verhaftungen endeten. Für mindestens zwei Bäder – das Raitzenbad und das Bruckbad – sind gesonderte Räume für die Verhafteten belegt. Dort wurden die Lärmenden und Prügler übergangsweise eingesperrt, bis sie vom zuständigen Wachtmeister oder den Richtern der Raitzen weggeführt wurden.⁵² Konflikte konnten schnell eskalieren, was manchmal auch soziale Konflikte an die Oberfläche brachte. Die Bäder hatten ein viel breiteres Publikum als die Kneipen: Mehrere Generationen wie kleine Kinder, Heranwachsende und Greise waren beteiligt, außerdem kamen auch verschiedene gesellschaftliche Schichten und Nationen miteinander in Berührung und selbst die Frauen der Familien wurden oft in die Debatten involviert. Sie kamen mit den Männern ins Bad und verließen es auch in deren Begleitung, aber in den Becken wurden sie mit Bretterwänden voneinander separiert, über die die Männer oft zu den Frauen hinübergeschwommen sind. Es überrascht

50 BFL IV.1014.b. Karton 10, Der Kindermordfall der Magd von Frau von Bösing 1715.

51 BFL, Tanácsi levelezés [Korrespondenz der Stadt] [= IV.1002.j], Edict wegen Abschaffung der verdächtigen Leüthen alhier 1702; BFL, Történeti értékű iratok gyűjteménye [Sammlung von Schriften von geschichtlichem Wert] [= IV.1019] Nr. 24.

52 BFL IV. 1002 uu. Nr. 455.

nicht, dass ein Großteil der in den Bädern geschehenen und vor Gericht verhandelten Fälle Massenszenen waren. Die Zeitgenossen hielten den Fall eines Raitzen aus Neustift (heute: Buda-Újlak) gewiss für ganz üblich, dessen gewöhnliches Baden von einem seiner Feinde gestört wurde. Im Frühling 1726 gingen Wizkoviz und sein deutscher Nachbar und Freund mit ihren Frauen und Kindern zusammen in das Bad. Hier trafen sie Matthias Eggermann, der zusammen mit seiner Frau bereits über den deutschen und den raitzischen Tagelöhner und deren Arbeitgeber verärgert war. Jene versuchten die Beleidigungen von Eggermann zu ignorieren und duldeten sogar, dass er aus dem Wasser kam, um ihre Kleider zu durchsuchen. Später stellte sich heraus, dass er ihren ganzen Wein, den sie mitgebracht und bei ihren Kleidern gelassen hatten, ausgetrunken und ihre Kleider verunreinigt habe. Da der Raitze und sein Freund sich weiterhin nicht aus der Ruhe bringen ließen, sprang der mittlerweile stark betrunkene Eggermann ins Becken, tauchte zum Bereich der Frauen hinüber, wo er die weiblichen Familienmitglieder von Wizkoviz und dessen Freund *unverschämt angefasst hat*. Dies ließen die Badergesellen nicht mehr zu und warfen den Renitenten hinaus. Laut Protokoll haben sie ihn mit einem Stock aus dem Bad hinausgetrieben (*mit dem Stockh tractirt undt auß dem Baad getrüben*). Der Delinquent wartete aber ab, bis die Familien das Bad verließen, verprügelte den Raitzen und bewarf die Frauen mit Dreck. Dabei rief er: *Du Ratz mann soll dich mit Weib und Kindern von der Neustiftt hinweg iagen*.⁵³ Diesen Worten schenkte der Rat besondere Aufmerksamkeit, als er die betroffenen zwölf Personen verhörte.

Nachdem ein armer Schneidergeselle im August 1730 die Knöpfe seines kaputten Hemdes verloren hatte, entstand ein die öffentliche Ordnung gefährdender Tumult in Taban. Der Rat ergriff unverzüglich Maßnahmen und verhörte die Zeugen schon am folgenden Tag. Das Urteil wurde ein paar Tage später verkündet. Der Zunftgeselle versprach dem Finder seiner Knöpfe zwei Denare, die zwei raitzische Jungen tatsächlich bekommen wollten, als sie mit den Knöpfen erschienen. Der Geselle wollte sein Versprechen aber nicht einhalten, und andere raitzische Gäste erinnerten ihn an sein Versprechen. Auf den dabei entstandenen Lärm wurde ein Badergeselle aufmerksam und ergriff für den Schneiderjungen Partei, durchsuchte die Kleider der beiden raitzischen Jugendlichen und behauptete, dass sie andere bestehlen würden, um dann als *Finder* Geld zu verlangen. In seiner Wut ging er so weit, dass er alle Raitzen

53 BFL IV.1014.b. Karton 8, Franz Wizkoviz und Gregor Proränschütz gegen Matthias Eggermann, 13 März 1726.

Diebe nannte. Daraufhin erschienen immer mehr Raitzen – einige von ihnen hatten auch das Bürgerrecht –, um die beiden Jungen, die halbwüchsige Söhne von Tabaner (Schutz-)Bürgern⁵⁴ waren, zu verteidigen. Dann kam ein weiterer Badergeselle hinzu und schließlich auch noch Anton Christen, der Mieter des Bades. Das Erscheinen dieses Letzteren goss zusätzliches Öl ins Feuer. Die Tabaner orthodoxen Raitzen beriefen sich auf ihre bürgerlichen Rechte und verlangten Genugtuung dafür, dass man ihre Gemeinschaft generell als Diebe und Betrüger bezeichnete und dementsprechend mit ihnen umgehe. Christen erwiderte den Genugtuung verlangenden Raitzen, dass er ihre *Art* kenne: Er wisse, dass sie gerne Verwirrung stiften, um auf diese Weise das Bezahlen des Eintritts in das Bad zu vermeiden. Mit seinen Worten löste er einen Sturm der Entrüstung aus. Es blieb unklar, wer letztendlich das Gerangel auslöste: Laut Zeugen und dem Urteil des Rates war es der Mieter des Bades, welcher sogar die raitzischen Jungbürger gestoßen haben soll. Ihm schlossen sich dann die zwei Badergesellen mit Stöcken in den Händen an. Peter Dimics und die Söhne von zwei anderen Bürgern wurden verhaftet, und es wurde ihnen angeblich mit dem Auspeitschen gedroht. Schließlich wurden sie durch das Tor des Bruckbades, dessen Besitzer die Stadt war, auf die Straße hinausgeworfen. Dieses Ereignis löste eine so große Entrüstung aus, dass die sich im Bad aufhaltenden Raitzen von draußen Hilfe holten. Die Helfer strömten auf den Hof und traten so bedrohlich auf, dass der Mieter des Bades auf einem Pferd durch den hinteren Ausgang flüchtete. Die lärmende Menschenmasse konnte nur der herbeieilende orthodoxe Richter beschwichtigen, der den Fall am nächsten Tag dem Magistrat meldete. Die Räte bestrafte Anton Christen, dessen Unbeliebtheit unter den Raitzen allgemein bekannt war. Daraufhin reichte dieser einen Antrag ein, in dem er sein Unverständnis über das Urteil zum Ausdruck brachte, was die Räte wahrscheinlich verblüfft hat. In seinem Antrag erklärte er,

*denn die Raizen haben keinerlei Respekt weder vor dem Bad, noch vor mir, und ich fühle mich nicht einmal neben meinen Helfern in Sicherheit, deshalb sagte ich zu ihnen [den Raitzen], dass sie es wissen sollten, dass das Bad zu der Stadt gehört, so schaden sie der Stadt, wenn sie dem Bad schaden.*⁵⁵

54 „Schutzbürger“ war ein minderes Bürgerrecht für die Raitzen mit begrenzten Rechten und größeren Pflichten.

55 [...] *weil die Räzen gar keinen respect weder dem bad, noch mir geben, ja daß ich von ihnen nebst meinen Leithen nicht sicher im bad seye, dahero ihnen meldete, daß sie wissen sollen, daß das Bad der Statt gehörig, mithin sie mit der Statt zuthun haben würden.* BFL IV.1014.b. Karton 10, Peter Dimics und seine Partner gegen Anton Christen, 23 August 1730.

Vergeblich behauptete er, die raitzischen Jungen zu kennen, da sie regelmäßig ins Bad kämen, die Sachen der Badenden auf den Bänken durchsuchten und nach herrenlosen Dingen suchten, die auf dem Boden lagen, um sie mitzunehmen. Christen schloss seinen Brief mit der Schilderung der Undankbarkeit der Raitzen, von der er enttäuscht sei, weil er ihnen während der Pest (1709/10) viel Gutes getan habe. Die älteren Räte waren darüber gewiss erstaunt, weil sie sich noch erinnern konnten, dass Christen wegen Missbrauchs vom Amt des Epidemiarztes enthoben worden war. Die Raitzen waren über ihn dermaßen erbost, dass sie ihn und seine Helfer mit Steinen bewarfen und sie auf den Tabaner Straßen mit allerlei Grobheiten beschimpften.⁵⁶

Allem Anschein nach fielen die im Bad in Anwesenheit von vielen Zeugen ausgesprochenen Verleumdungen und Beleidigungen genauso stark ins Gewicht, als wenn man sie in der Kneipe geäußert hätte. Wer nicht gleich Genugtuung verlangte, brachte mit seinem Schweigen zum Ausdruck, dass das Gerede einen gewissen Wahrheitsgehalt hatte. Vor das Gericht gelangten nur die schwerwiegenden Fälle, während die kleineren Auseinandersetzungen zum Alltag der Gasthäuser und Kneipen dazu gehörten, und wurden von dem Personal geregelt. Wenn nötig, schlug die Wirtin den Störenfrieden mit einem leeren Bierkrug auf den Kopf. Ähnlich ging es auch in den Bädern zu, wo die Stockschläge oder manchmal Peitschenschläge zum Einsatz kamen haben, bevor man solche Gäste auf die Straße warf.⁵⁷

Fazit

Einige der Merkmale der orientalistischen Märchenwelt, die die Bäder noch heute tragen, erinnern an die osmanische Zeit. Die osmanische Badekultur ist verschwunden, aber die sie ablösende neue Badekultur ist genauso vielfältig. Ähnlich wie in Westeuropa ist auch in Ungarn in nachosmanischer Zeit eine Veränderung der Badegewohnheiten zu beobachten: Bäder wurden vor allem neben Warmwasserquellen errichtet, und verschiedene, von Fachleuten

56 Ebenda; Eleonóra Géra (ed.), *Buda város tanácsülési jegyzőkönyveinek regesztái 1708–1710* [Regesten des Ofener Stadtprotokolls 1708–1710]. Budapest 2016, 251.

57 Das Gerede der Frauen untereinander, die beleidigenden Worte der streitenden Nachbarn oder die auf der Straße ausgesprochenen Grobheiten nahm man nicht so ernst. In einem Laden oder in einer Kneipe voller Kunden konnte man hingegen nicht ohne Konsequenzen mit Ehrenschändungen um sich werfen. Alexandra Lutz, *Ehepaare vor Gericht. Konflikte und Lebenswelten in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt-New York 2006, 369, 385.

begleitete Kuren rückten in den Vordergrund. Die zugewanderten orthodoxen Südslawen wuschen sich nämlich im Warmwasser aus Glaubensgründen wöchentlich, also wesentlich häufiger als Angehörige der anderen Religionen. Das Zusammentreffen der westeuropäischen und orthodoxen Badekulturen vor dem Hintergrund der osmanischen Kulissen war ab und zu spannungsgeladen, doch entstand zweifellos eine einzigartige Welt, wo viele ihre Genesung suchten.

Über ihre heilende und hygienische Rolle hinaus boten die Bäder auch Unterkunfts-, Verpflegungs-, Einkaufs- und verschiedene Unterhaltungsmöglichkeiten sowohl für die Gäste als auch für die Einheimischen. Man konnte mit seiner Familie einen ganzen Tag in den Bädern verbringen, ähnlich wie heute in den Einkaufszentren. Jeder konnte ein seinen Ansprüchen und finanziellen Möglichkeiten entsprechendes Bad wählen. Für viele wurden diese Institutionen durch die wöchentlich im Wasser verbrachte Zeit ein Bereich des gesellschaftlichen Lebens, der eine ähnlich große Bedeutung hatte wie die Märkte und Kneipen. Das belegen auch die Konflikte, die – ähnlich wie in den Schenken und Kneipen – schnell eskalierten und mit Anklagen und Verhaftungen endeten. Im Vergleich zu den Kneipen hatten die Bäder aber ein viel breiteres Publikum, das mehrere Generationen umfasste: kleine Kinder, Heranwachsende und Greise, Personen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und verschiedenen Nationen. Dies konnte schnell zu Streitereien führen und in extremen Fällen auch dazu, dass gewisse soziale Konflikte an die Oberfläche kamen. Selbst die Frauen der Familien wurden oft in die Auseinandersetzungen involviert. Es überrascht nicht, dass ein Großteil der in den Bädern vorgefallenen und vor Gericht verhandelten Fälle Massenszenen waren. Aus Privatangelegenheiten wurde schnell eine die ganze Gemeinschaft betreffende Ehrverletzung. Daher war es wichtig, dass der Magistrat solche Fälle schnellstmöglich untersuchte und gegen sie hart auftrat, damit er dadurch nicht nur den Frieden in der Stadt, sondern auch den Ruf Budas als Bäderstadt sicherte.

Greta Monica Miron

Building an episcopal town in 18th century Transylvania

A new episcopal residence

In May 1737, the Uniate bishop Inochentie Micu (1692–1768) arrived in Blaj (germ. Blasendorf), the place of his new residence. Thus began a new chapter in the history of this settlement. One year before, the bishop had managed to switch the old episcopal domain of Gherla (germ. Neuschloss) and Sâmbata de Jos (hung. Alsó-Szombatfalva) with that of Blaj, which was wealthier and geographically better placed in the centre of the diocese. The imperial charter stipulating that the domain would henceforth belong *de iure* to the Uniate diocese and listing the conditions of the donation had been issued on August 21st, 1738.¹ In the meantime, however, municipal works had begun.

Who were the decision makers who thought about the configuration of the settlement? What image did they want to give it, in terms of architecture and human habitation? Which were its internal dynamics? These are the questions I will try to answer in this study. The attempt is partly thwarted by the paucity of sources and their type, especially the lack of descriptions or memories, of detailed images. The studies so far have taken into account the institutions that functioned in Blaj: the diocese and the schools, the printing house and the building of the intellectual elite that operated there.² We know little about what

-
- 1 Nicolaus Nilles, *Symbolae ad illustrandam Historiam Ecclesiae Orientalis in Terris Coronae S. Stephani*. Oeniponte 1885, II, 533–540.
 - 2 Radu Nedici, *Formarea identității confesionale greco-catolice în Transilvania veacului al XVIII-lea. Biserică și comunitate* [The Emergence of Greek-Catholic Confessional Identity in Eighteenth-Century Transylvania. Church and Community]. București 2013; Gabriela Mircea, *Tipografia din Blaj în anii 1747–1830* [The Blaj Printing Press during 1747–1830]. Alba Iulia 2008; Daniel Dumitran, *Un timp al reformelor. Biserica Greco-catolică din Transilvania sub conducerea episcopului Ioan Bob (1782–1830)* [A Time of Reforms. The Greek-Catholic Church from Transylvania under the Bishopric of Ioan Bob (1782–1830)]. Cluj-Napoca 2007; Ciprian Ghișa, *Biserica Greco-Catolică din Transilvania. Elaborarea discursului identitar (1700–1850)* [The Greek-Catholic Church from Transylvania. The Development of Identity Discourse (1700–1850)]. Cluj-Napoca 2006; Greta Monica Miron, *Biserica Greco-Catolică din Transilvania. Cler și*

happened outside the walls of the episcopal residence, monasteries and schools. And yet, the configuration of the new episcopal settlement can be reconstructed from this meagre information.

The layout of the settlement and its buildings

Inochentie Micu found in Blaj a castle, „castellum Balásfalva”, as it is called in documents from the 17th century, enlarged (or rebuilt?) by Prince Gabriel Bethlen (?1580–1629) in the third decade of that century in a larger project of construction of *really large and imposing* buildings in other parts of the principality ([...] *in Blaj, Iernut and elsewhere*).³ In 1629, craftsmen, stonemasons and carpenters had left Cluj (Klausenburg, Kolosvár) for Blaj, but the construction, which was intended to become, according to a contemporary author, one of the modern and sumptuous princely houses, remained unfinished.⁴ Used as a residence by Prince George Rákóczi II. (1621–1660), then as the property of Princess Ana Bornemisza (1664), the castle returned into the property of the tax office in 1713. From this architectural heritage started the construction of the episcopal centre.

From the point of view of the inhabitants, Blaj in 1726 was a village with 16 Hungarian and Romanian families of serfs and 17 sharecroppers.⁵ According to the episcopal conscription of 1733, meant to record the number of Uniate families, the settlement, mainly Hungarian, had 23 Uniate families and one priest.⁶ A small village with a, over a lengthy time period, neglected castle had

enoriași (1697–1782) [The Greek-Catholic Church from Transylvania. Clergy and Parishioners (1697–1782)]. Cluj-Napoca 2004; Remus Câmpeanu, *Elitele românești din Transilvania veacului al XVIII-lea* [The Romanian Elites of Eighteenth-Century Transylvania]. Cluj-Napoca 2000; the same, *Intelectualitatea română din Transilvania în veacul al XVIII-lea* [The Romanian Intelligentsia from Transylvania in the Eighteenth Century]. Cluj-Napoca 1999; Iacob Mârza, *Școală și națiune. Școlile din Blaj în epoca renașterii naționale* [School and Nation. The Schools from Blaj in the Era of National Revival]. Cluj-Napoca 1987.

- 3 Kovács András, *Castelul din Blaj la sfârșitul secolului al XVII-lea* [Blaj Castle at the end of the Seventeenth Century]. In: *Ars Transilvaniae* 1 (1991), 110 f.
- 4 *Ibidem*.
- 5 Gabriela Mircea, *Blajul și domeniul aparținător la jumătatea secolului al XVIII-lea* [Blaj and its Domain in the Mid-Eighteenth Century]. In: *Anuarul Institutului de Istorie Cluj* 35 (1996), 42.
- 6 Nicolae Togan, *Romîinii din Transilvania la 1733. Conscriptiia episcopului Ioan Inochentie Klein de Sadu* [The Romanians from Transylvania in 1733. Bishop Ioan Inochentie Klein de Sadu's Census]. Sibiu 1898, 14.

therefore been found by Bishop Inochentie Micu in the spring of 1737. The challenges he engaged himself in through his projects, later taken over by his successors, were the urbanization of the settlement and its transformation into a Romanian majority. The new episcopal centre was to be representative for the Uniate Church, for its clergy and believers, and also to impose it in the Transylvanian multi-confessional landscape. It came to illustrate the identity features of the Uniate Church. In the almost four decades since the union with the Church of Rome, which was marked by prolonged vacancies and the long absence from the diocese of the second Uniate bishop, Ioan Pataki (1680–1727), the institutional construction of the Uniate Church had been ignored at the top.

But what was built and what do the new buildings tell us? First of all, a monastery and, obviously, the cathedral church. The establishment of a monastery whose monks were to assist the bishop in the administration of the diocese, playing the role of the chapter in the Catholic Church, and to teach in a school hosted by the monastery was stipulated in the founding charter of the diocese.⁷ The construction of a monastery-school, whose monks would perform multiple functions, was an optimal solution for a diocese in its infancy with modest financial means and lacking an intellectual elite. The management of a school by the monks answered the desire expressed in the years of negotiations for union by the then bishop, Teofil, for Romanians to have access to education.⁸ It was also a desideratum of the Viennese Court that the episcopate should be an educational space for the good of the ‚homeland‘ and Catholicism (by teaching the ‚languages of the homeland‘ and by imprinting exemplary moral behaviour in students).⁹ It was Bishop Inochentie Micu Klein who drew up the plan of the square near the castle and designated the place for the cathedral and monastery, choosing the highest point of the hill, from where a vista opened to the Făgăraş and Apuseni Mountains.

The architect of the new ensemble was Ioannes Baptista Martinelli (1701–1754), with whom the bishop may have dealt during his stay in Vienna (1734–1735). The haste with which he did it indicates his ambition to achieve a remarkable ensemble for the Romanian world in the new episcopal curia as soon as possible. In March 1738, the construction contract was concluded in Vienna¹⁰

7 Nilles, *Symbolae*, II, 537.

8 *Ibidem*, I, 169.

9 *Ibidem*, II, 537.

10 The architect undertook, by contract, to build a monastery with a seminary for boys in Blaj and a cathedral church for the sum of 61,000 florins, Augustin Bunea, *Episcopul Ioan Inocențiu Klein (1728–1751)* [Bishop Ioan Inocențiu Klein (1728–1751)]. Blaj 1900, 17.

and, in the same year, the architect had completed the plans: the cathedral was surrounded on three sides (north, east and south) by the monastery building. The western facade of the cathedral had an entrance, with a portico flanked by two apses for statues over which was a cornice above which stood a single clock tower.¹¹ From the municipal ensemble, the cathedral church was the one that expressed in the most relevant, most visible way, the identity of the Uniate Church. The fact that it was designed by an architect of the Imperial Court, explains the Western, Catholic architecture, according to the classicizing taste that was then in vogue in Vienna as shown by the art historian Szilvester Terdik. He stressed that no element refers to the Eastern rite, the central tower being completely foreign to the Byzantine tradition.¹² Whether the idea of the project belonged to the Uniate hierarch, or he only took over (accepted?) a project already provided by the architect (most likely in my opinion, G. M. M.) is not certain. What is sure, however, is that the organization of the interior space and its decoration respected the exigencies of the bishop and complied with the Greek rite, having as a model the Orthodox churches in Wallachia (the church of Cozia or Hurez monastery).¹³ And yet, the pictorial program did not lack suggestions, elements that referred to Catholicism, as Szilvester Terdik remarked: Christ, as a high priest, was painted surrounded by priests in liturgical vestments, most of them popes, on an inner band under the dome in nine medallions. Even if representations of the popes are also found in the Eastern churches, the number of those illustrated here is unusually large for an Eastern church; nor is any of the Byzantine patriarchs painted, which is a break with the late Byzantine tradition.¹⁴ Thus, the two identity components of the Uniate church are found in the architecture of the church and in the iconographic discourse: the Eastern tradition and the Catholic innovation, assumed by the Uniate bishops.

The construction of the ensemble, carried out with the support of the Imperial Court, lasted until 1747–1749. The church, whose construction began in 1738, was built and painted inside in 1749, and the monastery, whose work

11 Marius Porumb, *Catedrala Sfânta Treime din Blaj la 1751* [The Cathedral of the Holy Trinity in Blaj in 1751]. In: *Acta Musei Napocensis* 32 (1995), 354; Szilvester Terdik, *La cathédrale Gréco-Catholique de la Sainte Trinité à Balásfalva: influences orientales et occidentales*. In: *Hungarian Studies* 28/1 (2014), Fig. 1, 72.

12 Terdik, *La cathédrale*, 56, 67.

13 In the request for money for the murals of the episcopal church that the vicar Petru Pavel Aaron addressed to the Treasury on January 2, 1748, he showed that he wanted them according to the model of the Oriental monastery churches, *Ibidem*, 57.

14 Terdik, *La cathédrale*, 57 f.

began in 1741, had been partially completed in 1747 when the first five monks settled in and a printing house began to operate inside it.¹⁵ A little over a decade after the acquisition of the estate, therefore, the architectural configuration of the curia had taken shape. The new ensemble was impressive: in size and in volume the cathedral church surpassed most of the Transylvanian Catholic churches of the time.¹⁶

The realization of the ensemble provided satisfaction to the Romanians, to the Uniate clergy and laity, as proved by the fact that the image of the cathedral church and the monastery (dedicated to the Holy Trinity) was disseminated through Blaj prints of the sixth decade. There appeared a wooden engraving made by the first master printer from Blaj, Vlaicu, who adorned a *Clock* (Book of Hours) from 1751. It was resumed every two to three years in five other prints of the decade, liturgical or doctrinal edifying works.¹⁷

15 Bunea, Episcopul Ioan Inocențiu Klein, 24–26.

16 This is the point of view of Terdik, *La cathédrale*, 56, 67. Marius Porumb does not share this opinion, considering the complex to be *modest in size*, and the church *having too simple a decor for a Catholic cathedral church and for the era when the Baroque had experienced such momentum*; *Catedrala Sfânta Treime din Blaj*, 354.

17 The image of the cathedral in Blaj and of the monastery made by Vlaicu also appears in *Strastnic* (1753), *Ceaslov* (1753), *Învățătură creștinească* (1755; 1756), *Molitvelnic* (1757) and *Catavasier* (1824), Cornel Tatai Baltă, *Le baroque dans la gravure sur bois de Blaj*. In: *Ars Transsilvaniae* 2 (1992), 80.



Fig. 1 The Monastery of Blaj Strastnic, 1753 BRV 290, Biblioteca Centrală Universitară “Lucian Blaga”, Cluj-Napoca

The engraver's approach to this Western-inspired theme¹⁸ must have been not only his own choice but also that of the new bishop, Inochentie Micu's successor, Petru Paul Aaron (1709–1764). By representing these new defining buildings for the Uniate Church, different messages could be transmitted to the readers, the local clergy par excellence. Since the priests had contributed to the construction of the monastery¹⁹, this was an opportunity to show them the result of their investment, to enhance their sense of solidarity with the municipal policy of the bishops; it could also be a call to learning – the monastery being, as we have seen, also designed with a wing for the school. First of all, as can be assumed, the image offered the viewers some identity benchmarks: the Uniate church was now defined by the new architectural ensemble, impressive in size and style, for the overwhelmingly rural Romanian world of that time, full of small wooden churches.

The image as a means of communication was used almost a decade later by Blaj printers to congratulate the Uniate bishop on the occasion of his name day. The leaflet entitled “*Votiva Apprecatio*”, printed in 1760, created an obvious link between the bishop, the episcopal curia and the settlement around it.

18 Cornel Tatai Baltă, *Gravorii în lemn de la Blaj* [The Wood Engravers from Blaj]. Blaj 1995, 54.

19 The General Synod, convened in Blaj in January 1738, decided that the Uniate clergy should contribute 25,000 florins, Ioan Micu Moldovanu, *Acte sinodali ale baserecei romane de Alb'a Iulia si Fagarasiu* [Synodal Documents of The Romanian Church from Alb'a Iulia and Fagarasiu]. Blaj 1869, II, 93.



Fig. 2 Votiva apprecatio, 1760. Ioan Bianu, Nerva Hodoș, Bibliografia românească veche, II, p. 153.

This was the first image of 18th century Blaj, and the only one known so far. It is rendered in a rudimentary, clumsy manner. The residence and the settlement are featured under the comprehensive coat of arms of the bishop. On the right is the episcopal residence, the old princely castle with the residential tower built in 1535, a three-storey building to which, after the destruction during the uprising of the Curuts (Hungarian Rebels), was added a gazebo with beams

with a high roof in four waters.²⁰ The former southern bastion of the fortress was transformed into the chapel of the episcopal court (shown in front of the church when, in fact, it was in the back). The represented ensemble also includes a new building – a second monastery that housed an episcopal seminary – the ambition of the incumbent bishop, built from his income between 1758 and 1760 in the courtyard of the episcopal residence (this building was in fact behind the residence).²¹ The image depicts an episcopal curia with imposing architecture, with multi-storey buildings and tiled roofs, totally different from the modest constructions outside it. The architectural configuration of the episcopal curia from the beginning of the seventh decade has remained unchanged throughout the century. The cathedral was enlarged and modified only in 1838.²²

However, the urban projects did not go smoothly, often taking place over a long period of time due to insufficient money²³, and the crises that the Uniate Church went through (the Orthodox offensive and the tensions at the top of the diocese). Some constructions were soon followed by repairs. In the episcopal church, due to the unfinished altar and the lack of the iconostasis, service was held only in 1765 (16 years after it was built). The building of the first monastery was in a more precarious situation: built superficially from the beginning, with poor materials, which aroused the dissatisfaction of the bishop at that time. Decades later, Inochentie Micu's nephew, Samuil Micu (1745–1806), showed the indifference of the person who had overseen the works: *bad bricks and barely any lime, sand was useless*.²⁴ The school wing was finished late²⁵, in 1754, when the rest of the building already needed renovation and enlargement, which would

-
- 20 Kovács, Castelul din Blaj, 111 f. For the description of the castle according to the urban conscription from 1747 I see Biblioteca Academiei Române. Filiala Cluj-Napoca (BAFCN), Ms. Lat. 372, fol. 2r; Mircea, Blajul și domeniul aparținător, 51–56.
- 21 By placing the two buildings, the chapel of the episcopal court and the seminary so that to be viewed by the onlooker the author of the image emphasized their importance.
- 22 Part of the diocesan seminary building was still standing at the turn of the century. See the description of the building at its opening, in 1760, by Augustin Bunea, Episcopii Petru Pavel Aaron și Dionisie Novacovici sau istoria românilor transilvăneni de la 1751 până la 1764 [Bishops Petru Pavel Aaron and Dionisie Novacovici or the History of the Transylvanian Romanians from 1751 to 1764]. Blaj 1902, 297.
- 23 The necessary sums were largely given by the Viennese Court or came from the revenues of the episcopal domain and from the contribution of the clergy.
- 24 Samuil Micu, Istoria românilor [The History of the Romanians], edited by Ioan Chindriș. București 1995, II, 305.
- 25 The south wing was originally intended for the episcopal residence. However, the residence remained in the old castle, while the schools were installed in the south wing.

remain work in progress for more than a decade.²⁶ Another renovation began in 1778 again at the episcopal residence and the cathedral church (which was understandable because it had been completed 30 years earlier).²⁷

Despite the poor quality of the work, the new wall constructions contrasted with the modest structures made of twigs (*ex virgultis*), covered with straw or shingles, of the episcopal outbuildings, of the pub and the mill, or with the huts of some of the tenants (*hurubași*) living outside the village, on a plot of land below the monastery.²⁸ The old chapel, located in the area of the household outbuildings, was also covered with shingles and had a wooden tower.²⁹

New construction projects were launched at the end of the century as the school buildings had become too small³⁰, and the teachers at the Pedagogical School did not have permanent housing. The initiative to build houses for teachers and the principal belonged to the headmaster of the Pedagogical

-
- 26 In 1752 the bishop pleaded with Count Königsegg Erps to speed up the repair and expansion of the monastery. In 1754 he asked to be granted the income of the episcopal domain for the necessary repairs to the monastery and to his own residence, starting from the date of his appointment (February 1752). In February 1755 he showed that he needed to repair the schools made of stone and tile and that the priests near Blaj had contributed with whatever they could, Bunea, *Episcopii*, 282–283. On January 12, 1767, the next bishop, Atanasie Rednic, stated in a letter to the Treasury that urgent repairs were needed to the monastery. A year later, one of the monks mentioned in a letter to the Congregation for the Propagation of the Faith that it was dangerous to live in the monastery because *everything is falling apart*, Zenovie Păclișanu, *Istoria bisericii române unite. Partea a doua, 1752–1783* [The History of the Uniate Romanian Church. Second Part, 1752–1783]. In: *Perspective*, 53–60 (July 1991–June 1993), 119.
- 27 According to the „Planum reparationis tractum episcopalis et monasterialium ecclesiae item cathedralis Balasfalvensis factae Anno 1778”, the episcopal residence needed to have its walls repaired, the roof restored and the floors and the window woodwork replaced, as well as to have new windows purchased, Arhivele Naționale. ale României. Direcția Județeană Cluj (ANDJC), Clecția de documente Blaj, 699, fols 1–4.
- 28 *Infra monasterium consequenterque extra pagum habitant in domunculis et tuguriolis ibidem constructis [...] vulgo hurubasones appellati*, BAFCN, Ms. lat. 273, 25.
- 29 *Propi hanc domum in angulo videlicet orientali inferiori situatum est sacellum nunc pro Ecclesia Graeci Ritum unitorum Episcopali tentum, scandulis coopertum, una quoque turri lignea prae foribus huius sacelli prostante [...]*, Ibidem, 4.
- 30 Emperor Joseph II. had been informed by the imperial commissioners that the schools in Blaj were not large enough to accommodate the students, so he requested the Transylvanian Gubernium, through the imperial rescript of January 12, 1781, to draw up a plan for the necessary schools, Mircea Tomuș, Gheorghe Șincai. *Viața și opera [Gheorghe Șincai, His Life and Works]*. București 1994, 37.

School, one of the outstanding scholars of the time, Gheorghe Şincai (1754–1816). On May 11, 1788, he drew the Gubernium's attention to the fact that, for the six years since the school had been established, the three elementary school teachers had been forced to move from one house to another. The building of the houses was to be supported by the bishop, as domain master and patron of the schools, and by the secular powerholders, through the money offered from the fund of the national schools.³¹ Their project, designed by engineer Johann Ehrensberg, a specialist in the Alba County Office, shows the tendency to erect lasting constructions: the foundations were made of stone, while the main and interior walls were to be made of wood.³² However, the project failed, apparently due to the lack of stones. Still, Gheorghe Şincai built a house with his own money, on episcopal land. It looks quite spacious, considering the four rooms. The importance given to the outbuildings (especially the food storage space) as well as the rich vegetation around the house (willows, elms, and maples), fruit trees (apples, pears, cherries, peaches, mulberry) and vines gave the house the appearance of a village household.³³

In fact, the rural aspect of the new settlement predominated throughout the century. This is attested by the organization of the domain around the episcopal castle, described in an *urbarium* (area register) from 1747. Allodial gardens

31 The bishop had promised to provide, free of charge, the land for houses and whatever materials that could be obtained from the episcopal domain. On January 16, 1789, the Gubernium asked the hierarch to mark off the land for houses and to provide, on the same day, the wood needed to start construction, as well as transport it. Moreover, Gheorghe Şincai, was to advance the ground plan of the four houses, Tomuş, Gheorghe Şincai, 50–51.

32 *Die Hauptmauern und Seitenwände werden aus Holz aufgebaut*, apud Iacob Mirza, *Planul casei lui Gheorghe Şincai din Blaj (1789): Două documente de la MOL Budapesta* [The Plan of Gheorghe Şincai's House in Blaj (1789): Two Documents from MOL Budapest]. In: *Terra Sebus. Acta Musei Sabesiensis* 7 (2015), 404. For the project and the expenses estimate, *Ibidem*, 397–409.

33 The house, described by the county judges on December 11, 1795, was placed near the episcopal garden, facing the street, and was covered with reeds. It had a shed, two rooms facing the street with a common oven made of green tiles, two other rooms further back, also with a common oven of small green tiles, a chimney of awnings and a porch with a bread oven made of bricks. The house also had a deck of planks, doors and windows with frames. Each window had four glass windows and iron grilles. In the courtyard were the outbuildings, a kitchen that had an oven with a brick chimney, a shed under which was the cellar, two pantries and a stone fountain (which later collapsed) with an oak scale, Tomuş, Gheorghe Şincai, 52.

stretched around the old fortification, which could be admired from the castle's gazebo, including orchards of pears, apples and plums, a grove, a pond, a small vineyard and a grove.³⁴ Wheat had been grown on the land near the hill on which the monastery was built and cattle stables were nearby. At the top were other arable land plots and an allodial pasture. The allodial vine had been planted on the central promontory of the settlement (annual production was estimated at 650 urns of wine per year). The diocese also managed the two bridges, one over the Târnava Mare and another over the Târnava Mică, built of oak wood, an inn located on the bank of the Târnava Mică, near the bridge, in the vicinity of the allodial orchard, consisting of a tavern („domus camponaria”), two bedrooms, an atrium and a smaller bedroom. The inn and the two bridges over the Târnava were leased (according to the town hall from 1747, 166 Rhenish florins and 40 creeds were paid annually). Near the inn there is also a brewery (rented for 33 Rhenish florins and 20 kreuzer).³⁵ The bridges, the inn, the brewery and the fair brought income to the diocese. The First Military Survey of Transylvania from 1769–1773 captures the generous gardens around the episcopal ensemble but, on the other hand, shows a locality that is distinguished from the surrounding villages by the stone buildings (illustrated by the colour red).³⁶

Social structure and legal status of the settlement

Who were the inhabitants of the settlement and how was it set up after the episcopal court was established there? The social structure was partially determined by the new architectural ensemble. This provided the institutional framework for the formation of a Uniate intellectual elite and for its activity, thanks to the libraries, the episcopal archive and the printing house it hosted. However, the newly implemented institutions also influenced the social structure of the settlement as well as its economic dynamics. Important from this perspective were the schools opened here for primary school students (public school) and young people attending the diocesan seminary. As there were no primary schools in the diocese (in some parishes deacons or priests also fulfilled the function of „ludi magister”), and the Romanians had at their disposal the Catholic colleges, especially those in Cluj and Bistrița (germ. Bistritz, hung.

34 See the description in Mircea, Blajul și domeniul aparținător, 55 f.

35 Ibidem, 56.

36 <https://maps.arcanum.com/ro/map/firstsurvey-transylvania/?layers=142&bbox=2657524.0812051296%2C5805194.1844242895%2C2670413.275099717%2C5809904.616292364> (16.7.2022).

Beszterce), for secondary studies, the significant influx of those eager to learn in Blaj is not surprising. In 1759, 500 students studied in Blaj³⁷ and it is estimated that 300 students studied annually during the seventh decade.³⁸ However, classes, at least in the beginning (in the sixth decade), did not have a fixed schedule and a determined duration. The students, of various ages, between four or five years and 20 years old, each studied what and how much they wanted. The students' mobility in the small settlement was therefore quite high: some probably stayed in Blaj for only a few weeks or months.³⁹ The schools defined the new settlement, whose development was boosted by their activity. In this way, Blaj was similar to other academic towns in Transylvania whose existence was marked by the presence of confessional colleges.⁴⁰

The interaction of the students with the inhabitants outside the episcopal residence is not at all revealed by the documents. There is one exception though: the event of 1755 when, under the guidance of two of the monks of the Holy Trinity Monastery, a group of students from the public school, gymnasium and seminary staged a Christmas play, which they presented to the inhabitants of Blaj and those from the neighbouring villages. The play marks, in the opinion of some researchers, the beginnings of the Romanian theatre.⁴¹ Students and later lay teachers and chapter canons were often seen in the streets of the settlement.

37 Bunea, *Episcopii*, 283.

38 *Ibidem*, 363–364. In the last two decades of the 18th century, an average of 93 students per year studied at the gymnasium, while 555 students attended the gymnasium courses between the years 1802–1811, Mărza, *Școală și națiune*, 160, 176.

39 Pâclișanu, *Istoria bisericii*, II, 47–49. By way of comparison, the number of students at the Catholic College in another small town in the Principality, Odorheiu Secuiesc, ranged between 100 and 200 from 1730 to 1780 (with an average of 160 students per year), while the Reformed College in the same city had around 500 students at the end 18th century, Judit Pál, *Procesul de urbanizare în scaunele secuiești în secolul al XIX-lea* [The Urbanization Process in the Nineteenth-Century Szekler Seats]. Cluj-Napoca 1999, 267, 308.

40 One example is the Odorheiu Secuiesc, mentioned above. The share of intellectuals at the end of the 18th century was considerable here: 7.14 percent, higher than in Țirgu Mureș, a more important city, where the percentage of intellectuals was 5.09, Pál, *Procesul de urbanizare*, 100.

41 The actors were also accompanied by a small orchestra. Lay people from Blaj helped them with their costumes: for example, the toga worn by a man who played a king was offered by a Mrs. Mărgineanu (a rather expensive piece, worth 10 gulden). The shiny glass ornaments were taken from a chandelier in the church, and the flag held by one of those accompanying the troop was made of a fabric brought from Vienna by Grigore

Many of them did not live in the monastery but were put up by hosts, so they were a source of income for the inhabitants of Blaj. Of course, the teachers who, at first, were the monks living in the monastery but later belonged to the laity⁴², the officials of the episcopal administration and the capitular canons populated the small borough. At the beginning of the 19th century, when the number of monks decreased considerably as a result of Josephine measures, the historian Petru Maior (1760–1821), a former student and for a short time a teacher of Blaj, nostalgically recalled that *people's eyes are accustomed to seeing monks in Blaj*.⁴³

The social structure was also influenced by the economic and legal status of the settlement. The Viennese Court came to the aid of the new episcopal court, and on March 4, 1739, Emperor Charles VI. granted Blaj the right to hold a weekly fair. The estate, as it is shown in the document, enjoyed the freedoms and prerogatives of the other weekly fairs, and those who wished to buy, sell or exchange could do so without fear, freely; persons and things / goods were provided with imperial protection, they remained under the sovereign's 'special protection' (*tutela specialis*). The fair paced the rhythm of life in the small settlement every Thursday.⁴⁴ According to the Blaj urbarium of 1747, the settlement benefited from the right to hold a fair three more times a year: on Palm Sunday (with a cattle market), on the feast of the Visitation of the Blessed Virgin Mary (May 31) and in December, on the feast of St. Nicholas (celebrated according to the new calendar).⁴⁵

Maior, one of the monks who guided the students. They also presented it in Sebeș, Alba Iulia, Vințu de Jos and Cut; the tournament had taken place between December 24, 1755, and January 6, 1756. For a description of this episode, see Al. Lupeanu Melin, *Evocări din viața Blajului* [Evocations of Blaj Life]. Blaj 1937, 48–50; Idem, *Un început de teatru românesc în Transilvania la 1755* [The Beginnings of the Romanian Theatre in Transylvania in 1755]. In: *Societatea de mâine* 260 (1924), 520.

- 42 The first five monks who settled in the monastery were also the first teachers. Their numbers gradually increased as new monks returned from their studies in academic centres outside the diocese. The teaching staff was secularized and expanded considerably by the end of the century, as schools were reorganized. For the geographical origin, social provenance and training of the teachers in Blaj from the second half of the 18th century until 1848 see Mârza, *Școală și națiune*, 79–129.
- 43 Petru Maior, *Istoria bisericii românilor* [The History of the Romanians' Church], edited by Ioan Chindriș. București 1995, 185.
- 44 Arhivele Naționale ale României. Direcția Județeană Alba (ANDJA), Mitropolia unită Blaj. *Acte inventariate*, no. 5/1739; The imperial charter by which this right was offered was notified in the Diet on April 7, 1740. Păclișanu, *Istoria bisericii*, I, 282.
- 45 BAFCN, Ms. Lat. 372, 13.

The privileged status of the settlement also concerned the legal sphere. According to the same *urbarium*, the minor cases concerning the inhabitants of the domain were to be heard by the domain judges, in the presence of the village judges, and the most important ones were debated before the provisional court; cases that did not involve injury were judged by the landowners. Following the example of other magnates and nobles from Transylvania, according to the laws of the country, the episcopal domain also received, as a special privilege and prerogative, „*ius gladii*“, the right to judge delinquents caught on the estate, along with the right to summon the county officials, as well as the right to pass death sentences.⁴⁶

Some of these privileges had been conferred on the Blaj estate in the 17th century by Prince Gabriel Bethlen, the then master of Blaj, Ioan Pécsy, according to a document from 1772.⁴⁷ By this document Teodor Szirb, a judge (*iudex*), Ioan Fogarasi⁴⁸ and Peter Zeterian, *iurati oppidi privilegiali Balasfalava*, on their behalf and on behalf of the other sworn citizens and inhabitants of the borough (*ratione officiorum suorum in suis ipsorum propriis, ac ceterorum universorum iuratorum civium, inhabitatorumque nominibus*) obtained a recognition from the Court in Târgu Mureş of the authenticity⁴⁹ of the donation charter of March 9, 1621.⁵⁰ This charter stipulated Blaj's right to hold weekly or annual fairs, the judicial prerogatives and the financial obligations of the inhabitants (chimney tax).⁵¹ It is not known why the inhabitants of Blaj felt the need to bring such a

46 Ibidem: *Ius gladii. Dominium quoque istud ad instar aliorum magnatum et nobilium Transylvanorum iuro gladii privilegialiter et ex praerogativa speciali, secundum leges patrias gaudentium iurisdictionem suam in ferendis iudiciis contra delinquentes in proprio terreno comprehensos convocatis etiam comitatensibus officialibus, exercet inque tales ad rigorem legum de meritis ita exigentibus capitali etiam sententia animadvertit.*

47 ANDJC, Colecția de documente Blaj, 537.

48 The Szirb family is also mentioned in the Blaj *urbarium* of 1747. Among the taxpayers there is a man called Szirb Sandor, while among the inquilini there is one by the name of Szirb Ilie. The name Fogarasi also appears in the *urbarium*, among the serfs, BAFCN, Ms. Lat. 372, p. 14, 20, 22.

49 Regarding the authenticity, it was shown that the letters patent had no erased passages, strike-offs, interventions / modifications, being devoid of *any tampering or suspicion thereof*, ANDJC, Colecția de documente Blaj, nr. 537, fol. 7v.

50 In the same year, 1621, Chancellor Pécsi, accused of high treason, was arrested and his property, including Blaj Castle, got seized.

51 The letters patent gave Blaj the right to hold *in perpetuity*, every Sunday, at the end of the services, free weekly fairs or annual fairs, on the feast days of the Circumcision, of St. Sophia and St. Egidius, in keeping with the same freedoms and prerogatives that were upheld in other cities and towns. The settlement was also granted, within certain

privilege (whether genuine or not) to the attention of the officials and whether they did so with the knowledge of the bishop. I believe that the approach betrays an awareness of the inhabitants' own rights which they wanted to reaffirm in a context in which they may have felt threatened with their loss or diminution. The centuries old privileged status of the borough could be an argument in a privilege related dispute. Such a dispute was consummated in the first decades of the nineteenth century when, in the context of the Russo-Austro-Turkish wars, taxpayers were forced to perform public duties, obligations related to the state of war: to find recruits, to encamp the army stationed in Blaj, to provide beds for military hospitals, to transport materials, to give wood for the army, to participate in the repair of public roads – a service to which, they wrote, no one of their status had been subjected in all of Transylvania. The document indicates the predominant occupations of the taxpayers: craftsmen and merchants who were poor, as they wrote.⁵² In defence of their privileges, they invoked the conditions in which their predecessors had settled on the episcopal domain, during the time of Bishop Inochentie Micu.⁵³

The first taxpayers settled on the episcopal domain in the first years of the new settlement were stimulated by the right of free trade and various exemptions. Bishop Inochentie Micu encouraged the establishment of Romanian merchants and craftsmen on the episcopal domain, to whom he offered land and housing in exchange for a fee (hence the term *taxaliști*, taxpayers). Settled on the land around the episcopal residence, they benefited from exemptions just like any

limits, the right to hear trials. Namely, the perpetrators, whether local or foreign, who committed any lawless crime, were to be caught and enchained. They had to pay the judge and the jurors of the Blaj borough a maximum of forty Hungarian florins for the trial. The penalty or punishment could not exceed 12 Hungarian florins for each perpetrator and had to be adapted to the gravity of the crime. Capital cases were to be sent to the higher courts, ANDJC, Colecția de documente Blaj, no. 537, fols. 4–6.

52 Because they were engaged in handicrafts and trade, they wrote that they had only the horses necessary for their occupation. That is why they considered that the task of hauling should have been borne only by the villagers of Blaj, Gheorghe Duzinchevici, Contribuții documentare la istoria Blajului [Documentary Contributions to the History of Blaj]. In: Revista Arhivelor, 1947, 279–283.

53 Ibidem, 283, letter to the Gubernium, 21 August 1816: *Ex isthic obsequiosissime sub litteris AA et BB copialiter advolutis conventionalibus ac respective assecuatoriis, et praeceptoriiis dignabitur Excelsum Regium Gubernium gratiose perspicere nostros infrascriptorum praedecessores adhuc tempore illustrissimi quondam domini episcopi graeco-catholici Ioannis Innocentii Klein, liberis baronis de Szad, ad curialem fundum episcopalem, ubi cotum meri cardui, ac spinae reperiebantur [...].*

other inhabitants with similar status in the royal free cities or privileged cities, whether or not they owned land. In exchange for the annual tax of 10 Rhenish florins they were exempted from any other donation throughout Transylvania, in cash or in kind.⁵⁴ By 1747, the number of taxpayers' families had risen, according to the urban conscription, to 32. Among them were also some exempted from taxes. First of all the nobles: the notary of the curia, Alexandru Benyei, two nephews of the bishop (Dumitru and Opra Muntiu) and another relative of his, Nicolae (Miklos) Tatu.⁵⁵ Inochentie Micu therefore used his position to support some of his relatives by bringing them close to him. Among those exempted were a cantor and a parish priest, employees of the curia (an *iudex horrei* and a *cogus*) but also a Iuon Turcu, a convert to Christianity.⁵⁶ The occupations of the other tax payers were not registered. As for their ethnicity, we find a few names with foreign resonance: Georgius Krismayer (the bishop's cook), Casparus Roth and Venceslaus Szevoda. In the urbarium there were 14 families of serfs and 39 tenants (peasants without land or with little land) also registered.⁵⁷ Among them were servants of the curia/diocese, such as the guards (*darabanții*), the coachman, the cow herdsman, the swineherdsman, a fowler (*auceps dominalis*), an *alodiator*, but also an *iudex dominalis* and an *educillator*. The latter were actually the wealthiest of the tenants. The predominance of the families of serfs and tenants who lived off field work indicates once again the predominantly agrarian character of the settlement. This is also illustrated by the number of livestock they kept and the capacity of the land in their use. The serfs owned more land (but less fertile) than the tenants. However, the average grain quantity per family was considerably higher amongst the serfs.⁵⁸ The vineyards in their possession were also more fruitful. The average number of livestock they kept was approximately equal in the case of serfs and tenants (the latter had a much

54 Ibidem, 279 f. Exemptions from public duties were maintained until the beginning of the 19th century.

55 The first three benefited from two tax-free lands each, while the last one, Nicolae Tatu, only from one, BAFCN, Ms. Lat. 372, 16.

56 He was rewarded with half a plot of land, Ibidem.

57 Ibidem, 15 f.

58 The serfs owned 10 and a half plots, 188 arable lands with a capacity of 271 *câble* (*cubuli*), 23 hayfields with a capacity of 72 carts and 10 vineyards with a capacity of 50 barrels and 172 urns. The tenants (*inquilini*) owned nine and a half plots, 99 arable lands with a capacity of 200 *câble*, 23 hayfields with a capacity of 68 hay carts and three vineyards with a capacity of seven barrels and 46 urns. The average grain *câble* per family was very different: 15 *câble* / family of serfs and five *câble* / family of tenants, Ms. Lat. 372, 18–27.

higher average of sheep / goats).⁵⁹ The difference in material status between serfs and tenants was given, in part, by the families of *hurubasi* (hovel inhabitants), who did not own land.

The fiscal conscription made three years later gave a more complete picture of the settlement by including the villagers who inhabited the old part of the settlement. Exempt of all (138 in total)⁶⁰, about half (71) lived on the episcopal curial ground. Another 120 families had to pay tax (73 of them were the families of sharecroppers who had plots without appurtenances – fields, pastures). As the majority of the inhabitants engaged in agriculture, the settlement continued to be considered a village. This was the status with which it was registered in the fiscal conscription mentioned above. The village of Blaj was described as located in a place of medium fertility, unsuitable for trade, inhabited mainly by farmers. The forests were insufficient for forestry so that the villagers had to buy wood from the neighbouring villages; neither were the pastures enough.⁶¹ Along with the peasants, the fiscal conscription also registered ten craftsmen with a ‚poor’ material condition (or six according to another variant of the conscription), serving the needs of daily life (three tailors, two rags- and one shoemaker, a weaver, a blacksmith, a skinner, and another blacksmith) and eleven merchants. The village also had breweries and brandy boilers.⁶² In the following decades, the area of the episcopal domain became more and more clearly delimited from the old village, even though the geography of the borough was not much different

59 The average number of animals of the serf families was 2.27 oxen, 2.55 cows and calves / heifers, 3.16 sheep / goats and 3.88 pigs. In the case of tenant families, the averages were: 1.79 oxen, 2.46 cows and calves / heifers, 12.23 sheep / goats and 3.76 pigs. There was a lack of horses (only three horses were registered). Instead, there was a preference for oxen as hauling animals, *Ibidem*.

60 The number of those exempted varied in the period 1748–1750 from 117 to 138, between. In 1748 among those exempted were: the Uniate bishop, a county assessor, a judge, a market commissioner, a brewery resident and 71 other inhabitants of the episcopal curial land, a cow herdsman, 19 vagabonds (homeless people), five widows, four gypsies and eight absent individuals. Two inhabitants contributed together with other family members (one with the brother and the other with the father), Ladislau Gyémant et al. (eds.), *Conscriptiia fiscală a Transilvaniei din anul 1750* [The Transylvanian Fiscal Census from 1750]. București 2016, vol. 2, part I, Annex 3, 636.

61 Gyémant et al (eds.), *Conscriptiia fiscală a Transilvaniei din anul 1750*. București 2015, vol. I, part I, 32.

62 The average annual income of the breweries was 20 florins and 30 pennies; so was that of brandy boilers, *Conscriptiia fiscală a Transilvaniei*, vol. II, Part 1, Annex 1, 302.

from that of the village.⁶³ The inhabitants of the episcopal domain considered themselves townsmen at the end of the century.

Urban ambitions

In February 1792, the diocese was trying to resolve the conflict it had started that winter with the inhabitants of the borough on the issue of cleanliness. The document, dated February 8, containing the solutions proposed by the diocesan authorities, allows to look at the relations between the two parties, otherwise too little revealed by sources.⁶⁴ The diocese had decided that winter to move the fair outside (it is not specified where exactly; probably outside the locality), thus arousing the dissatisfaction of the inhabitants. The diocese explained to them the state of affairs that had led to the decision: on fair days a lot of garbage was gathered, especially in winter when *more carts with wood, food and other items for sale come and people feed the horses [...]*. As the diocese did not have enough carts to carry the garbage, it did not receive any help from the ‚townspeople‘; on the contrary, their horses and pigs trampled on it and scattered it. Moreover, some of the inhabitants intentionally threw the garbage in the street to be picked up by the bishop’s curia. The cleanliness of the square and the streets was, in the bishop’s view, an image problem, because Blaj was often visited by county officials (who came for trials), archpriests and other ‚gentlemen‘; it was also a public health issue.⁶⁵ The solution for the fair to return to its location was for the inhabitants to share the task of cleaning with the diocese. The arguments were mixed. Some concerned principles – those who produce dirt must contribute to cleanliness – while others were pragmatic or financial, yet others were legal. The arguments were as follow: 1. the inhabitants have more profit from the fair than the curia, because they can sell, at a profit, bread, fruits, and others; 2. they

63 For the characteristics and the functions of the small, semi urban towns from Eastern and Central Europe, especially from Hungary see Vera Bácskai, *Small towns in Eastern-Central Europe*. In Peter Clark (editor), *Small towns in Early Modern Europe*. Cambridge 2005, 77–89; Iaroslav Miller also analysed the urban network in East Central Europe, referring to semi agricultural chartered towns, *Urban Societies in East-Central Europe, 1500–1700*. London 2016, 7–22.

64 The sources known so far are generally statistics, receipts or contracts, and these are few, showing only the amounts collected from rents.

65 *Văzând noi, de altă parte, și aceea că tisturile aceii varmeghii vin adeseori la Blaj pentru judecăți, protopopi și alți domni, am vrut să fie piața și ulițele curate, să nu ne judece batăr întru aceasta alții că sântem necurați, știind mai ales că curățirea locului unde umblă obște e spre sănătate [...]*, ANDJC, Colecția de documente Blaj, no. 730, fol.1rv.

are the ones who need the fair because from there they buy their necessities – wheat, wood, vegetables and others; 3. horses, cows, pigs, geese in the market make dirt; 4. garbage is produced in the autumn by carts that transport corn, hay or wine from the fields; 5. some of the merchants have shops or stalls for which they had not paid tax; they were also protected over time by bishops (“our episcopal fathers”) because they did not bring in foreign merchants – Armenians or others – who could have paid higher taxes from which the market could have been cleaned⁶⁶; the townspeople themselves opposed the arrival of foreigners with similar goods and their wish was respected⁶⁷; 6. some keep taverns from St. Michael until Christmas, which is illegal twice – a. because they do not pay tax like other citizens and b. because the place belongs to the episcopal curia, detached from the episcopal domain, which means that only the curia has this right; 7. they did not do corvee on the bridges, like other people on the estate, and despite this, the diocese did not ask them for customs; 8. they were given, by tradition, by episcopal goodwill, free of charge, free of tax, the lands beyond the gardens and vineyards; generosity could stop, however (*when we want, we can take them*)⁶⁸, and, finally; 9. they are the first at the mill, although they don’t help at all.

This analysis of the relationship with the townspeople reveals their privileged status in the community but also the firm position of the diocese that did not leave room for negotiations. Privileged by episcopal goodwill, by virtue of a tradition established during the time of the past bishops, the townspeople were also called to assume responsibilities. The document also reveals that the policy of protecting and encouraging Romanian merchants (and not only), a policy launched by Bishop Inochentie Micu, was successful, even if, as suggested here, it could be harmful for the diocese / oppidum in general, by bypassing real competition.

Another term that can be noticed in this document is *townsmen*. It appears, along with the term *town*, in the writings of the scholars from Blaj at the end of the century and in various other documents. They therefore must have felt like they lived in a city. Why? Maybe for the intellectual effervescence and the merchant

66 *Curtea și părinții noștri vlădichi n-au adus negustori streini, armeni și alții, de la care într-un an mai multă dobândă ar ave decât de la mai mulți orășeni*, Ibidem, fol. 2r.

67 *Alți streini cu marfă de care aveți voi, nu vreți să vândă, care ar da vamă de s-ar putea curăți piața*, Ibidem, fol. 1v.

68 *Pământurile de după grădini, de după vii, din slatiste, nu se dau de la curte în capul tașii, ci numai din bunăvoință le-au dat părinții noștri vlădichi, și le las și eu, ca să vă ajutați, și când om vre noi le putem lua*, Ibidem, fol. 2r.

and craft dynamics that had developed in that part of Blaj, around the episcopal curia. The episcopal Blaj was the ‚town‘ of wall architecture, schools, books, an elite formed in Vienna or Rome, visited by secular officials, county officials, or ecclesiastics. It was different from the part inhabited by the villagers who lived from field work. This difference once again determined the inhabitants of the episcopal curia, the educated ones, to feel like ‚townsmen‘. This is also how the taxpayers felt. They were different from the villagers in terms of their privileged status and occupation.⁶⁹ In fact, the distinction between townspeople and villagers, deeply ingrained in the consciousness of the taxpayers of the early nineteenth century, was also clearly defined geographically, as shown by the second topographic survey in which the two parts of the settlement are marked: the village of Blaj (*Dorf Blasendorf* and *Markt Blasendorf*).⁷⁰ However, with few inhabitants and limited economic activity due to its location and poor roads, Blaj was not much different from the surrounding villages. Ecclesiastical conscriptions show that, during the seventh and eighth decades of the 18th century 116/118 Uniate and Orthodox families lived at Blaj⁷¹, while in 1786, 1787 and 1790 there were 113 Uniate families, roughly 800 souls.⁷² The last document also mentions the status of the town as *markt*. The number of Uniate faithful grew very little during the

69 *Îți vei aduce aminte cum că orășanii noștri cei până la moarte năcăjiți [...]* was the formula with which the tax collectors opened their letter of September 9, 1814 to the lawyer hired to defend their rights. They signed it *Umilite slugi orășeani din Blaj, Duzinchevici, Contribuții documentare*, 283.

70 <https://maps.arcanum.com/ro/map/secondsurvey-transylvania/?layers=54&bbox=2657524.0812051296%2C5805194.1844242895%2C2670413.275099717%2C5809904.616292364> (16.7. 2022).

71 In 1761 there were 97 Uniate families and nine non-Uniate ones, while by 1770, the number had grown to 118 Uniate families and no non-Uniate ones, Miskolczy Ambrus, Varga E. Árpád (eds.), *Erdélyi Történeti Demográfiajának forrásai a XVIII. Század második felében, II. Kötet: Felekezeti Összeírások 1750–1780* [Sources for Transylvanian History of Demography vol. II Confessional Conscriptions]. Csikszereda 2013, 251.

72 The conscription form 1786, *Conspectus status personalis et realis parochiarum Graeco-Catholici Diocesis Magno Transylvaniae Principatu Fogarasiensi*, also mentions the Roman-Catholic parishes in the principality. „The Pfarr Geschäft von Siebenbürgen Graeci Ritus Uniti (1787) and the Topographische Beschreibung der Fogarascher Diözes im G[roß] F[ürstentum] Siebenbürgen (1790)“ only refer to the Uniate faithful. I am this led to believe that the latter represented the overwhelming majority during those years, considering that according to a conscription from 1785, there were no non-Uniate families in Blaj, *Ibidem*, 286, 381, 440, 481, 485.

next half century. According to *Consignatio omnium parochiarum Dioecesis Fogarasiensis Graeco-Catholicae in Transylvania from 1850* this number had reached 845.⁷³ Even though these conscriptions are incomplete, because they do not encompass the entirety of the population, regardless of their confession, they do highlight the prevalent demographic trend of this particular place. That Blaj had remained demographically and commercially modest is highlighted by Timotei Cipariu (1805–1887), a teacher in the town, in a text written in 1867. He lamented the small number of inhabitants: *Apart from the village, he wrote, the settlement has a little over 100 houses, the population being small for a fair; if it did not increase by about 400–500 people during school years, it would be too little even for a village.* He found the cause in an unfavourable position for trade (also captured, as we have seen, in the fiscal conscription of 1750), the town being isolated, especially in winter, by other larger trade centres – these are Mediaş (germ. Mediasch), Alba Iulia (germ. Weissenburg/Karlsburg), Aiud (germ. Straßburg am Mieresch, hung. Grossenyed) – and by impassable roads. Therefore, the professor from Blaj concluded: *As a place of commerce [...] Blaj is in a position worthy of compassion.*⁷⁴

The professor's considerations show that episcopal Blaj, having developed as a settlement of schools in the middle of the 18th century imposed itself as such in the life of the community and the diocese a century later. Founded through the efforts of the Uniate bishops, the sustained financial contributions of the Viennese Court and of the Uniate clergy, it came to life especially through the students whose number was almost equal to that of its inhabitants. If, because of its position, the borough did not prove to be a flourishing one, the investment made by the diocese in education was a lasting, defining one for the episcopal settlement.

73 The number of Uniate faithful from Blaj was smaller than that of those inhabiting the neighbouring villages, from the bishopric's estates, like Tiur, which had 1020 of Uniate faithful, and Bucerdeia Grânoasă, with 1010 Uniate faithful, *Ibidem*, 570.

74 Ștefan Manciualea, *Istoria Blajului [The History of Blaj]*. Blaj 2001, 73.

Filip Krčmar

From the Danube to the Rhine (and back). Cities along the war path of Simeon Piščević

While acknowledging the utmost significance of the 18th century in the history of the Serbian people living both under the Habsburg and Ottoman rule, the historian Dušan J. Popović (1894–1985), already in the introduction to the second volume of his magnum opus „The Serbs in Vojvodina“ simultaneously lamented how during the constant struggle for national survival fought in those times, great number of cities inhabited by the Serbs *has made it to the obituary*.¹ By making this statement he was referring to numerous and important urban centres of the pre-1918 Kingdom of Hungary such as Ofen (hung. Buda), Arad, Baja, Szeged, Szentendre, Temesvár (rom. Timișoara) etc. whose long time present and prosperous Serbian population had significantly diminished or was no more. Later in his book, he goes on to meticulously portray the private life of the 18th century Serbian society, with the emphasis on the housing habits and clear distinction between its urban and rural population. Beside on the archival holdings, he often based his book on writings of the key contemporary Habsburg authors who had travelled the region of Southern Hungary and left behind valuable insight and accounts on the way of life of the Serbs², such as

-
- 1 *One needs to bare in mind that Serbs of Buda and Szentendre once stood at the front of the Serbian people, that Serbian Orthodox bishops resided in Temesvár and Arad, as well as that the greatest Serbian 18th century writer Dositej Obradović was born in Csákova. None of these places today, if any, has Serbian population. Like some silent witnesses, closed Serbian Orthodox churches in them stand today as a reminder of their former Serbian inhabitants, see Dušan J. Popović, Srbi u Vojvodini, knj. 2 [Od Karlovačkog mira 1699 do Temišvarskog sabora 1790] [The Serbs in Vojvodina, vol. 2 (From Karlowitz peace treaty 1699 to the Council of Temesvár 1790)], Novi Sad 1959, 5.*
 - 2 Up to this day, Popović's book has been widely considered the corner stone of the historiography regarding the Serbs in Southern Hungary. In terms of history of their private life, it has been surpassed in more recent time by a comprehensive work of Timotijević.

Friedrich Wilhelm von Taube (1728–1778)³, Francesco Grisellini (1717–1784)⁴ and Franz Stefan Engel (before 1752 – after 1822).⁵

Gradual Serbian population of the former Kingdom of Hungary began by the end of the 14th century in the aftermath of the Battle of Kosovo (1389) and was driven by the ongoing Ottoman advancement in the depth of the Balkan peninsula. It was due to Turkish military successes that the Serbian ethnic space was pushed further up north and northwest. And even though these migrations continued through the 16th and 17th century, the already existing Serbian population in Hungary gained its biggest influx in 1690, through the so-called *Great migration* organized and led by Serbian patriarch Arsenius III Čarnojević. It proved to be the crucial event of Serbian modern history, significance of which lies not only in the number of emigrants, but also in the fact that they included almost everyone who made up the social elite: church dignitaries, heads of patriarchal communities, rich merchants.⁶ Seeking refuge from the Turkish reprisals, they mostly settled in rural areas, but also in the urban centres such as Buda, Szentendre, Szeged: *Already in the first half of the 18th century, Buda has become the largest Serbian settlement and spiritual seat of Serbian people and remained as such throughout the entire 18th century.*⁷ In 1715, its Serbian commune of Taban counted 4.000, whereas in 1720 it had 3.000 inhabitants.⁸ They mostly lived in small houses, stacked tightly next to each other in narrow

-
- 3 Historische und geographische Beschreibung des Königreiches Slavonien und des Herzogthumes Syrmien, sowol nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch nach ihrer itzigen Verfassung und neuen Einrichtung in kirchlichen, bürgerlichen und militärischen Dingen, aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gemachten Wahrnehmungen entworfen von Friedrich Wilhelm von Taube, Buch I–III (Leipzig 1777–1778).
 - 4 Francesco Grisellini, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des temeswarer Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte. 2 Bände, Wien 1780.
 - 5 Franz Stefan Engel, Beschreibung des Königreiches Slawonien und Herzogthumes Syrmien. The manuscript of this unpublished work was translated into Serbian and published with the preface of Slavko Gavrilović in 2003. See: Franc Štefan Engel, Opis Kraljevine Slavonije i vojvodstva Srema. Novi Sad 2003.
 - 6 Branko Bešlin, Visual aspects of the Serbian entrance in a new world, in: Yearbook of the Society for 18th century studies on South Eastern Europe (1/2018), 75.
 - 7 Popović, Srbi u Vojvodini, 317.
 - 8 Miroslav Timotijević, Radanje moderne privatnosti. Privatni život Srba u Habzburškoj monarhiji od kraja 17. do početka 19. veka [The birth of the modern privacy. Private life of the Serbs in the Habsburg monarchy from the end of the 17th until the beginning of the 19th century], Beograd 2006, 442.

and curvy streets.⁹ This commune was further divided into the so-called *mahalas*, that were usually named after most common type of craft that their inhabitants pursued, their geographical position or their most respected tenant.¹⁰ Cities of Komorn (Slovak. Komárno), Pest, Stuhlweissenburg (hung. Székésfehérvár), Ödenburg (hung. Sopron), Neusatz (serb. Novi Sad), Maria Theresiopel (serb. Subotica), Sombor, Poschegg (croat. Požega), Esseg (croat. Osijek), Karlstadt (croat. Karlovac)¹¹, further, Temeswar, Arad, Gross-Kikinda (serb. Kikinda), Gross-Betschkerek (serb. Zrenjanin), Werschetz (serb. Vršac), Weisskirchen (serb. Bela Crkva), Pantschowa (serb. Pančevo), Syrmisch Mitrowitz (serb. Sremska Mitrovica), Irick (serb. Irig), Wukowar (croat. Vukovar), Illok (serb. Ilok), Karlowitz (serb. Sremski Karlovci) and Semlin-Franzthal (serb. Zemun) also had a significant Serbian population¹², similarly clustered into separate communes and city quarters.¹³ On the other hand, as Orthodox Christians, the Serbs were mostly excluded from the fortresses and bishopric seats such as Erlau (hung. Eger), Raab (hung. Győr), Großwardein (rom. Oradea) and Fünfkirchen (hung. Pécs).¹⁴ In urban areas, they lived together and side by side with other ethnicities – Germans, Hungarians, Slovaks, Rusyns, Romanians and others. Outside Hungary, few other places where they had had an opportunity to experience life in the Western-styled urban areas were Vienna and Trieste¹⁵, but these were rather small merchant colonies that they would often form jointly with the Greeks.

Already in the first decades of the 18th century, these cities had had grand and stylish houses owned by Serbs, but these were rare exceptions rather than common practice. In fact, these were so rare, that Popović even tends to educate

9 Ibidem.

10 Ibidem.

11 Dejan Mikavica/Nenad Lemajić/Goran Vasin/Nenad Ninković, Srbi u Habzburškoj monarhiji 1526–1918, knj. 1 (Od Mohačke bitke do Blagoveštenskog sabora) [The Serbs in the Habsburg monarchy 1526–1918, vol. 1 (From Karlowitz peace treaty 1699 to the Annunciation Council of 1861)], Novi Sad 2016, 268.

12 For the precise 18th century demographic data of Serbian population in these cities see: Popović, Srbi u Vojvodini, 319–336.

13 For instance, in Temeswar they were grouped in city quarters of Mehala and Fabrika. See: Felix Milleker, Mehala 1723–1910. Ein dreisprachiger Nachdruck. Nürtingen 2018; in Pančevo they inhabited Upper Town, in Osijek – lower Town, whereas in Szeged they were living in Palanka. See Timotijević, Rađanje moderne privatnosti, 443.

14 Mikavica et al., Srbi u Habzburškoj monarhiji 1526–1918, 268.

15 See: Dejan Medaković, Srbi u Beču. Novi Sad 1998; Marija Mitrović, Svetlost i senke. Kultura Srba u Trstu. Beograd 2007.

his readers by listing most notable of them by the name of their proprietors.¹⁶ They were very often given colourful names, such as *White Lion*, *Two golden pigeons*, *Red Cross*, *Black cat*, *Three golden crabs*, *White barrel*, *The Eagle* etc.¹⁷ However, from the middle towards the end of the 18th century their number rose slowly but steadily: for example, Friedrich Wilhelm von Taube notes in 1777 how in Karlowitz, beside poor houses, covered with cane and shingles, about three hundred houses made of stone were to be found, mostly belonging to merchants and craftsmen, of which one hundred had one floor and some of them would even be considered nice in Vienna and Berlin.¹⁸ This statement stands opposed to his other claim made about housing as well, where he wrote down how *the cities in Hungarian lands were unclean and poor, with hardly a house having more than one floor*.¹⁹

Still, most of these urban areas could have been hardly distinguishable from villages and rural settlements that most Serbian people preferred to live in throughout the entire 18th century. Rather than living in cities, the Serbs chose to build their homes *away from main country roads and so to avoid unwanted visitors, armies and state servants seeking food and free transportation*.²⁰ By doing so, they had willingly condemned themselves to the life of hardship: for a very long time, the most common type of Serbian countryside housing resembled provisional accommodation rather than permanent; often simply dug into the ground, it served the purpose of simply providing shelter from precipitations.²¹ Villages that they lived in were often very poor, scattered around in a huge area and away from each other, consisting merely of earth lodgings, dug into the mud and covered with cane or straw. They varied in size and number of inhabitants but were very poor and modest indeed. And even though this uncomfortable

16 Beside palaces and castles of the noble families of Odescalchi in Illok, Count Eltz in Vukovar and Prince Grassalkovich in Sombor, Popović singles out the civic houses of Dimitrije Atanasijević Sabov in Syrmisch Karlowitz, houses of Athanasius Karamata and Petar Ičko in Semlin, as well as Mihajlović-palace in Vukovar. Other than that, he mentions the Metropolitanate's palace in Karlowitz, as well as majority of houses in Peterwardein (serb. Petrovaradin) and several nicely and solid built houses that were to be found in Vukovar, Subotica, Pančevo and Bela Crkva at that time, see Popović, *Srbi u Vojvodini*, 318, compare with Timotijević, *Rađanje moderne privatnosti*, 448–451.

17 These were all to be found in Novi Sad. See Timotijević, *Rađanje moderne privatnosti*, 449.

18 *Ibidem*.

19 Popović, *Srbi u Vojvodini*, 318.

20 *Ibidem*, 285.

21 Mikavica et al., *Srbi u Habzburškoj monarhiji 1526–1918*, 266–267.

type of housing was still most common among the Serbs (in Syrmia it prevailed in some villages practically until the end of the 18th century²²), houses built of rammed earth, mud, stone and lumber etc. became ever more common, depending on the construction material available. Late in the 18th century, they were still poorly furnished, that saying something about the poverty, low life standards, but also about the undeveloped awareness of the rural population and family home as a comfortable and pleasant space of both personal and collective privacy.²³ Furniture and other household items in general were rather modest and mostly homemade by household members. The state itself took active part in shaping the living habits and ways of rural and urban outlook, especially on the Military border, where it regulated urban planning and house building. In that sense, significant was the 1772 decree („Impopulations-Haupt-Instrukzion“) concerning the size of the village house grounds and mutual distance between the houses.²⁴

Simeon Piščević and his „Memoirs“

With all that in mind, it is easy to understand the impressions that urban way of life in 18th century Central and Western Europe had left on those few contemporary Serbian travellers who had had an opportunity to experience it on

-
- 22 The Work of Popović illustrates extensively such living practice with numerous examples. For instance, he quotes an excerpt from the report made by commission delegated by Court in 1699, stating that *the Serbs don't build anything; they rather dwell in huts and earth lodgings so that they could easily relocate when the need arises*. He also quotes abbot Simberto, who passed the village of Futog in 1702; he noted how the Serbs live there, but their houses are overwhelmingly dark earth lodgings or, more precisely, underground pits that they used to live in under Turkish rule etc. (Popović, Srbi u Vojvodini, 238).
- 23 Timotijević, Rađanje moderne privatnosti, 465. In 1777, von Taube wrote: *The whole house consists of only one room, in which windows, nor the mirrors, nor the tables, nor the benches or chairs, nor the furnices nor the beds nor anything like that are to be found. This room provides a permanent residence not only to the family, but also to its life stock of kettle and poultry. The entire kitchen dishes consist of one caldron, one knife and several wooden spoons and plates; they use fingers instead of forks* (Cited in: Timotijević, Rađanje moderne privatnosti, 459).
- 24 Despite the fact that this process of improving had begun, von Taube was pretty critical of it, stating that *„these new ‚organized‘ and ‚regulated‘ villages were uglier even than those in Westphalia and Sachsen and that even the Dutch villages could be considered nice towns in comparison to them“*. Cited in: Timotijević, Rađanje moderne privatnosti, 462.

their journeys but were also learned and skilful enough at the same time to leave their written testimonies about it. Beside Dositej Obradović (1739–1811), who was undoubtedly the most educated and cosmopolitan Serbian figure of the 18th century, another important author of that time who travelled around and wrote about it was Simeon Piščević (1731–1797), a Serbian military officer in both the Habsburg and Russian imperial army, respectively.²⁵

Native of Šid (present day Serbian Sirmia), Piščević was born into the family of a Military border officer, whom he as a teenage boy accompanied during the French campaign of 1744/45, fought as part of War of the Austrian succession.²⁶ Thanks to his good knowledge of German, resourcefulness and wittiness, he was promoted right at the beginning of the campaign, in course of which he fought side by side with the infamous detachments of Franjo Trenk (so-called „Panduren“), taking part in military operations in Rheinland and Alsace in the summer and autumn of 1744. During the campaign, he maintained a good practice of writing down whatever he would find noteworthy beside the military operations, thus leaving an interesting account of places and regions he passed through on his way to the battlefield. His writing style is one of a soldier, modest, rudimentary and often not detailed and vivid, but nevertheless, it provides the reader with a valuable Southeast-European insight of an 18th Central and Western Europe.

Soon after the war was over, Piščević opted for moving to Russia. It was the idea he had already been contemplating for quite a while, like many of his Serbian compatriots who chose the same path at that time. Such decision came as the dissatisfaction of the abolishment of the military border regime along the rivers of Tisa and Mureş and caused hundreds and even thousands of Serbs to move to Russia rather than to stay under much detested Hungarian civic jurisdiction. In addition to that, Piščević became disillusioned by any further advancement in ranks of the Habsburg army, which only made him more determined to emigrate. However, he had to endure several harsh years in the late 1740^s and early 1750^s, in course of which he was denied a permission to leave Habsburg

25 For comparative study on both Obradović and Piščević, see: Dragana Grbić, *Das Motiv des Reisens in den Werken von Simeon Piščević und Dositej Obradović*. In: Gabriela Schubert (Hrsg.), *Serben und Deutsche. Literarische Begegnungen / Srbi i Nemci. Književni susreti*. Bd. II / knj. II, Jena 2006, 35–61.

26 For biography of Simeon Piščević, see: Đorđe Đurić, *The Historiographical work of Simeon Piščević. Between Central Europe and Russia*. In: *Istraživanja. Journal of Historical Researches* 30 (2019), 97–110.

soil and even imprisoned after being accused of espionage in favour of Russia. Having overcome these challenges, he finally reached Russia in 1756.

After switching allegiance, Piščević joined the ranks of the Russian Imperial army and had an extraordinary military career. In the following few decades, he took part in suppression of Polish rising, was given a governorship of the Mogilev province in present day Belarus. After a dispute he had with a fellow Serb in the Russian Army, Petar Tekelija, he was reprimanded and retired in 1777 in a rank of Major General. He died in 1797.

The latter years of his life Piščević spent writing his „Memoirs“²⁷, the first part of which describes his participation in the War of the Austrian Succession. Having spent his youth in the Slavonian-Syrmian Military border, he was well acquainted with the poverty-stricken life of his compatriots. But nevertheless, it was precisely the crudeness and hardship of the life in this area that turned his attention to the aspects of the urban life in places and regions he visited with his regiment. The world he came from differed radically from the one he would encounter on his way to fight the French: that explains his fascination with urban lifestyle, several story high buildings and houses and the high level of industrialization. Undoubtedly impressed by what he saw, he wrote with utmost sympathies about Styria and Graz, about Upper Austria and Kremsmünster, describing with the utter admiration the reception he was given at the local Benedictine abbey. In other cases, where he was not that verbose, he still describes the housing, local or regional cuisine and commerce, which to him were clear signs of prosperity. On several occasions he expressed his deepest respect for the attitude towards nature and life in accordance with it that he had an opportunity to witness.

Simeon Piščević's road to war

Piščević received the news of war while in Esseg. His war path officially began in Fünfkirchen, as a rally point of his Slavonian-Danubian regiment. Beside these two cities in present-day Croatia and Hungary, on his way to the battlefield Piščević had visited, went through or was stationed with his regiment in about dozens of cities in modern Slovenia, Austria, Germany and France. From Pécs he travelled over Graz, Kremsmünster, Ingolstadt, Stuttgart, only to reach Stockstadt an der

27 Dragana Grbić notices quite rightfully that the „Memoirs“ of Simeon Piščević represent a mixture of several literary genres, such as autobiography, travelogue, memoirs, reports and letter writing, in which the action of the narration follows the journey of the writer himself. In other words, it is hard to classify them, as they fall in more than one literary category. See: Grbić, *Das Motiv des Reisens*, 38.

Rhein. Afterwards he fought in Mainz, Speyer, Strassbourg and Saverne, before retreating eastwards in Bavaria and Upper Rheinland for the winter camp. He returned home in spring 1745, ending his campaign. Depending on his interest and impressions, his accounts of these cities vary in length and verbosity: while some of them are extremely short and provide basically unsubstantial data whatsoever, other may be very detailed and thorough. In most of cases, he would simply name the city he was in and provide its most basic characterization in a sentence or two.

The first place that Piščević mentions right at the beginning of his campaign is Ober Radkersburg (sloven. Gornja Radgona), a small town at the very border of present-day Slovenia, where he went from Fünfkirchen. Beside pinpointing it as a place where he left Hungary and entered the Austrian state, he leaves no other account of it whatsoever. He goes on with describing his infatuation with Styria, with whose nature and wildlife he quickly fell in love, intoxicated by its fresh mountain air and impressed by its clean and people-friendly environment.

I liked Styria very much. It is full of forests, and of healthy air; as for the swamps and ponds, there aren't any at all. The water is healthy and comes from the mountains. They've got a lot of cattle. Maybe not that many horses, but even those that they have are of a good sort. There I saw peasants ploughing with four steeds, for which in Russia one would pay 200 to 300 roubles each. There is enough grain and cornucopia of vegetables. Meat and other groceries are being sold for a moderate price. They only lack wine, but they make up for it with the excellent ale, which I liked very much, so I didn't even ask for any wine.²⁸

Styria is a mountainous land, but, despite this, the country road is good. It was obviously built a long time ago. People use it without any hazard, driving heavy wagon carts wherever they choose to do so. The road goes through the hills, and wherever rocks were in the way, they were removed by gunpowder and the road was levelled. Between these hills flows the Mura River and sometimes we would cross it four or five times a day. It makes large turns and goes through the same places as the main road. Because of these turns, stone bridges were built with high arches, so that the ships may pass carefree.

On the other hand, Piščević was left in disbelief by the high level of industrialization and factories he had seen along the way, especially by the iron foundries that he had had a chance to visit:

There are a lot of forests and iron foundries in Styria. In these foundries the iron is processed by water run machines. I went so many times to watch how it is done. Whenever one would go it would seem like hell, since the flames were terrifying, and the charcoal was flying all over the place. All the workers were dressed in leather suits and were black as the devil. The noise and pounding were terrible, and whoever would enter there for the first time would

28 Simeon Piščević, *Memoari*, prevod i predgovor Svetozara Matića [The Memoirs. Translated and prefaced by Svetozar Matić], Beograd 1963, 18.

get a headache because of the stale air and heat. I, myself got a headache once and stopped going there ever since. These foundries produce excellent iron, which is then distributed all over Austria, Hungary, Slavonia and other parts. They skilfully make high-quality scythes, which are not to be seen anywhere else. Merchants import a lot of these scythes to Russia every year from there. They come especially for these scythes, then traveling back by Mura to Drava, from Drava to Danube, from Danube to the Black Sea, and from there wherever they are supposed to go via dry land.

Lastly, on his way to the battlefield, Piščević left succinct description of the Styrian capital of Graz:

Soon we reached Graz, the capital of Styria. It is an ancient city, with well-built edifices and three-to-four stories high houses. It is situated beneath the river of Mura, in a broad valley between the hills. On one side above the city is a high steep hill, with a strong fortress. Occasionally, convicted felons are sent there to serve their sentence. At that time, the Serbian nobleman Josif Joanović was there. He was accused of being in correspondence with Prince Kantakouzen, who came from Russia. That city hosts great fairs and has many stores with local merchandise, especially with products made of iron.²⁹

From Graz, Piščević continued his way through the province of Upper Austria, before reaching the city of Kremsmünster. Along the road he was impressed by *fine and merry places* he and his regiment went through, as he described it with utmost fond memories:

In that country there is great abundance of everything, wine. The landscape is mostly flat, but it also has hills. These are not very high, but fertile, full of orchards and gardens. We marched through this country with a great sense of joy. With our hunting dogs, we hunted rabbits that were jumping out all over the place. Along the march and during the rest, we would often get invited by local noblemen, the spahis. They would greet us cordially and friendly. Sometimes they would even arrange fancy balls to which they would invite their family and friends from the surrounding area, so we even had the pleasure of dancing in sophisticated company.

Our road through Upper Austria continued through fine and merry places. Noble houses and palaces, all built up, gardens with vegetables, adorned with flowers in various ways; with marble and stone statues, masterfully carved, with water fountains sprinkling water high up. The whole country is beautifully arranged. Whatever you lay your eyes upon, everything seems superb.

We approached the city of Kremsmünster. It lies on the plain, on the river of Krems. Even though it is not big, it has very nice houses. On one side above it there is a hill with a great abbey, nicely decorated. It is inhabited by Catholic monks called the Benedictines, whose head is called the abbot (corresponding to the Serbian church rank of the archimandrite). The city belongs to this abbey [...].³⁰

29 Piščević, Memoari, 17.

30 Ibidem, 20.

Especially thorough and detailed was Piščević's report on the reception he and his superiors were given at the Benedictine abbey in Kremsmünster. He describes furniture, interior, meals to the finest details, clearly showing that he had rarely had an opportunity to witness and experience such a luxurious and affluent lifestyle. Even though it is restricted to the abbey itself, this description still shows features of the sophisticated life:

When we came about two miles close to it, all of a sudden, the abbot's envoy, forest superintendent appeared before us. He was in control of all the surrounding area and forests of the city and the convent, but he also oversaw wildlife, fishponds and fishing industry. He rode up ahead, accompanied by four hunters with rifles, nicely and fancily dressed. When he came to us, he asked for the head of the regiment, and as the major was riding in front of it, he presented himself. The envoy then took off his green corduroy hat with the white feather, conveyed greetings from the abbot and asked us not to shoot any animals or birds. After that request, major immediately ordered that no one dare shoot nor hunt rabbits and assured the forest superintendent that he is responsible for monastic property and that no damage will be made.

Our officers who had hounds, ordered immediately for them to be put on leashes. I ordered my servant to tie my dogs down, because if he hadn't done it, there could have been a lot of damage done, since nowhere had we seen that many rabbits and various birds, nor so many deer and billy goats.

Having seen how forthcoming the major was, the forest superintendent ordered his men to shoot two pheasants and bring them over. This was not that difficult, as pheasants were all over the place. The hunters brought them in no time, and the superintendent gave them to the major; after marching with our regiment for half a mile, he had farewell and went up ahead into the city. We followed his trail and when we entered it, we split up and went to our designated lodgings. Our order for the next day was to have a rest in the city. That very night, the abbot had sent two monks to our major to invite him and his officers for lunch. We accepted that invitation and went to the abbey at around eleven. The abbot greeted us in the front room, took us into his court and offered us to have a seat. Coffee and brandy were brought out, so that everybody could have it whenever they saw fit. The abbot talked with major about various things, about the war and country that we came from, and in that chit chat, time for lunch was already there.

It might have been around one when the monk came in and conveyed to the abbot that the lunch was ready and already served. Our host stood up and invited us to table. We accompanied him through several rooms, that were very luxuriously furnished (if I wanted to describe everything, I saw there I would have a lot to write, but in order not to be boring to the reader, I will just restrict myself to the most important things).

After paying a visit to the Benedictine abbey in Kremsmünster, Piščević and his regiment headed for Bavaria. In a short passage he tried to summarize his impressions that were somewhat less positive than those about Austria:

Next day we marched further through Upper Austria and reached the very border of the Roman Empire, that is, the lands of the German electors, and came to first principality of

Bavaria – an enemy state at that time; with French support, its ruling prince Charles Albert proclaimed himself a Roman Emperor and had himself crowned as Charles VII, but he died soon afterwards.

Bavaria already was not like Austria, although it had nice cities and townships. People there seemed somewhat poor, lived in small and uncomfortable houses and rather lacked things. They did not have a lot of wheat. We came across hilly places and woods. Bavarian roads were narrow and uncomfortable, and if one strayed off the main road, one would instantly get stuck in swamps and mud.³¹

The first city that they had visited along the way was Ingolstadt, which he mispronounced and noted down wrongly as *Engelstadt*. And apart from noting its strategic importance, he left no other account about it:

With such roads we reached the fortress of Engelstadt that overlooks the river of Danube. There we saw a lot of our own army and regiments (...) In the fortress of Engelstadt there was not much to see. But it was an important and strategically very well positioned fortification. It had a very nice tower with the watch. Due to its size, it was being used as a military storage. We spent around two weeks below the fortress, and then moved forward across Bavaria to the second principality or dukedom of the Reich – Württemberg-Stuttgarter land.³²

Having made it to Stuttgart, Piščević met with the countess Maria Augusta von Thurn and Taxis (1706–1756), widow of the late Alexander von Württemberg.³³ His notes from the Württemberg capital are entirely devoted to the description of this encounter and contain no record of the city whatsoever. Similar case repeats in the subsequent places that he went to afterwards, such as Stockstadt an der Rhein, whose name he also mispronounced, writing it down as *Stückstadt* (he only mentions that he came within its limits, without making any further reference about it).³⁴ Equally scarce are his notes on Mainz (that Piščević perceived as *very big and very nice city in Alsace, belonging to France and to the archbishop*³⁵), Worms and Speyer, latter two being mentioned only briefly as places that he came near along the way, but did not enter.³⁶

31 Piščević, Memoari, 24–25.

32 Ibidem.

33 In this excerpt the reader learns that Piščević's father served under Alexander von Württemberg in Belgrade some some twenty years prior to that. Piščević, Memoari, 25–27.

34 Ibidem, 27.

35 Ibidem, 33.

36 Only exception being a short and insignificant anecdote from the tavern that Piščević had visited in an unnamed village near Worms. Piščević, Memoari, 34.

On the other hand, he became more verbose when the Habsburg army had entered Alsace; here he described the military operations and skirmishes with the French he and his fellow combatants took part in on several occasions. His first station was Strassbourg, where he wrote down:

Strasbourg is the capital of Alsace and, as we knew, very big and solidly fortified. I myself didn't go there but was always hearing about its beauty and now I could look at it from the distance every day. Through the binocular from our pickets, we could see it had a lot of French armies in it.³⁷

Some data on the urban outlook of Alsace can also be drawn from Pišćević's account of the city of Saverne, to which he refers as „Zabert“. Gaining notoriety in 1913 as the epicentre of the major political affaire, Saverne was also the battlefield for not only Pišćević, but to his fellow combatant baron Trenk and his infamous „Panduren“ detachment. In his „Memoirs“, Pišćević gives some details on the city gates brought down by Austrian artillery, wide streets and the heavy resistance his forces were met by its citizens. He makes interesting references to the church in the city square, severely damaged by Austrian cannons after it was perceived as a threat.

And then we came to the city of Zabert. Our detachment was going in front, and all the army was marching behind us. When the army had stopped and made an encampment, we continued all the way to Zabert. There we were met by smaller detachment of French cavalry, but they didn't dare to attack us. Instead, they turned around and went back.

That city contained an extremely large corps of French army. It started resisting from the fort and began pounding us from the bastions, but soon afterwards, when we set up our artillery and started to hit back, their cannonade ceased. I don't know what the reason for that was. We continued to shoot at them, only to realize soon that the French infantry on the other side of the city was leaving and climbing the road up a hill. Only then we saw that their numbers were not even the half of ours. By the colour of their uniform we could estimate their regiments and size of the combined battalions.

The city gate from our side was brought down by our canons and we entered the city immediately and hurried to hunt the enemy down. Streets near and around city exit were packed by enemy forces, who were marching in order, fighting while retreating, with heavy fire power. They inflicted a lot of damage and casualties upon us, as well as the city inhabitants, who were shooting at us through windows. We had a lot of dead and wounded there.

In that moment, I realized what the war really was about. I was young, at the very beginning of my military career and found myself with my regiment in the middle of a heavy battle. The French, even though they were retreating, were not in a hurry. Instead, they poured barrage fire upon us, for which they had, conveniently enough, the wide city

37 Ibidem, 41.

street at their disposal and a road behind the city as twice as wide, so that, when they went up, they established a front and doubled the impact of their guns.

Their small cavalry was ahead in the retreat, and we only saw a glimpse of it from the distance. In the city square, there was a church with the bell tower. From that church we sustained heavy losses from the city inhabitants. When our general heard about it, he ordered one of our canons to shoot at the bell tower. Their fire had ceased then, and our guns damaged the bell tower so bad, that I doubt it could be salvaged afterwards.³⁸

Soon after the battle for Zabert (Saverne) was over, Pišćević's Alsacian campaign was brought to an end. The approaching winter urged the retreat of the Habsburg regiments back across the Rhein and Pišćević left Alsace, committing it to his dear memory:

I must say that Alsace, the land we were now leaving behind, is very nice. It is mostly flat and fertile, with plenty of villages and cities. There are a lot of vineyards and orchards, but it is overpopulated so it seems insufficient for its inhabitants. Still, everything is so nicely arranged. There is a lot of cattle, except for the horses that are not that good. They have a lot of donkeys there.³⁹

Before the war was officially over, Pišćević went with his regiment to the winter quarters in Bavaria, where he briefly stayed in the town of Schärding before leaving for Passau, after which he headed back to Hungary. About these two places he wrote:

Schärding lies in a plain, south from Danube. It isn't big, but it is very nice. Its houses are two, three stories high and there are plenty of merchants.⁴⁰

Passau is quite a large city, situated between two rivers and is full of mansions. The river Danube flows on the right side, the river Inn on the left. Both have ponton bridges leading downtown. They both meet right bellow city premises, where the Inn loses its name, and the Danube continues to flow eastwards alone. The city itself is nice, well populated, with well-built stone houses, clean streets and plenty of stores. Across the Danube lay the great rocky mountain – that is a whole different land of Upper Palatinate, where our regiment was stationed.⁴¹

The legacy of Pišćević's work

Even though his writings possess no literary significance, yet they made their mark in Serbian literature in the least expected way. Pišćević passed away in 1797

38 Pišćević, Memoari, 52–53.

39 Ibidem, 57–58.

40 Ibidem, 64.

41 Ibidem, 65.

and his heirs, like the descendants of many other Serbs who moved to Russia, were assimilated and became Russians. However, they had never forgotten their Serbian heritage and kept the manuscript of their ancestor for generations in the family archives. In 1867, during the great Panslavic exhibition held in Moscow, Piščević's great-grandson Alexander Platonovich Pishchevich approached the prominent Russian slavist and historian Nil Alexandrovich Popov (1833–1892), whom he introduced to the writings of his great-grandfather.⁴² Interested in this work, Popov published it in 1884.⁴³ At the beginning of the 20th century, the abbreviated version of the „Memoirs“ was published in instalments in the literary appendix of the Hungarian weekly newspaper „Vasarnapi ujság régénýtár“ (1902, issues 27–47).⁴⁴ It also could have been used as a historical source by Austrian-German historian Hans Iglberger, who at about the same time was granted permission to do the research in Russian archives.⁴⁵ Thus, at the turn of the century, Piščević's „Memoirs“ were known and published outside Russia, but they still had a long way to go before finding their direct way to the Serbian readership.

It was journalist and writer Miloš Crnjanski (1893–1977) who in 1920^s learned about their existence and was drawn to them instantly. In a letter from 1924 he wrote he was familiar with both the Hungarian and Russian version.⁴⁶ He subsequently used Piščević's „Memoirs“ as a plot and leitmotif of his own novel „Migrations“ (serb. „Seobe“), arguably the finest work of the Serbian 20th century literature.⁴⁷ Crnjanski elevated its story onto whole different level to create a literary master-piece chronologically set in the 18th century. He styled his chief protagonist – Vuk Isaković – after Piščević, whose route he took with practically no alterations whatsoever.⁴⁸ He takes over his itinerary to the very last place:

42 Đurić, *The Historical Work of Simeon Piščević*, 99.

43 Svetozar Matić, „Simeon Piščević“, in: Piščević, *Memoari*, VII (preface).

44 Đurić, *The Historical Work of Simeon Piščević*, 100–101.

45 *Ibidem*.

46 *Ibidem*, 100 (footnote 13).

47 It was translated to German in 1963 under the title „Panduren“. See: Miloš Crnjanski, *Panduren*: Roman. Wien- München-Basel 1963.

48 Despite being a superb ‚connaissanceur‘ of Germany, its geography, culture and language, Crnjanski could not even have been bothered whatsoever to write down correctly the names that Piščević mispronounced in his „Memoirs“ (even though they must have been familiar to him). Therefore, he writes on one place: *Hardly pulling its feet out of the salt marshes along the way, the regiment, with all of its carts and wagons, had reached Engelstadt, by the Danube* (Miloš Crnjanski, *Seobe* [Migrations]). See: *Izabrana dela*

And the masses of the Habsburg army were gathered through the whole spring of 1744 on Rhine, dragging slowly, like snails, through hostile Bavaria and Upper Palatinate, through Württemberg, Baden and Hessen, so they could strike France, while not forgetting that terrible and iron Prussia was left behind their backs.⁴⁹

And while going along this route, Crnjanski put in a lot of effort to elaborate short and scarce travelogue excerpts into fine writing, through which he succeeded in illustrating the hard life of the Serbs in 18th century under the Habsburg rule. This was emphasized when he was describing the sense of astonishment that Isaković and the soldiers of his regiment had felt on their road to war:

They were left in wonder and amazement when they saw the cities made of stone, machines that they had no knowledge of (nor of their use), whole stacks of scythes sold by piles to the Russian merchants. They listened to the music coming out of the walls and could not figure out who or what was producing it. On one Monday, they saw on the top of a house a life-like blacksmith with hands of iron who had a hammer and was beating with it at the anvil. Some of the men crossed themselves in shock, while the others took the smoke pipes out of their mouth and started spitting, deeply convinced it was some kind of a hoax...

On their way through villages, they passed by gigantic furnaces and iron foundries. People working in them would run out to see them, dressed in leather, all dark and covered in soot, black as devils. Great fires in the foundries would light up entire mountains in the night, so they dreamt of strange red beasts, water set a blaze, burning oxen and hell itself.⁵⁰

Crnjanski goes on portraying their sentiment in the foreign land that they became enchanted with, thus illustrating the poverty of the world that they came from and lived in:

[Selected works], Valjevo 2007, 56. Later he writes: *Isaković has spent two weeks under Engelstadt* (Ibidem, 57). And when describing the last part of the road, he says: *And there went Isaković on the last portion of his way, to little town of Stückstadt on the Rhine* (Ibidem, 67). The only perhaps noteworthy detail that Crnjanski took liberty to change in comparison to Piščević's original work was the episode of the reception at the Kremsmünster abbey, that Crnjanski conveniently relocated to Fünfkirchen, where the host bishop) tries to talk Isaković to convert to Catholicism, thus giving him prospects for the further advancement in his military ranks. For more details see: Branko Bešlin, The Baroque form of „Sweet orthodoxy“. The Church and Transformation of the Serbian Society after the Great Migration of 1690. In: Rainer Bendel/Norbert Spannenberger (Hrsg.), *Kirchen als Integrationsfaktor für die Migranten im Südosten der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert*. Berlin-Münster-Wien-Zürich-London 2010, 50–70.

49 Crnjanski, Seobe, 67.

50 Crnjanski, Seobe, 50–51. This last sentence was a clear reference to Piščević's encounter and bad experience he had had while visiting the iron foundries in Styria.

The air had made them intoxicated. The land they inhabited was wide and swampy, filled with fog and hot humid air, endless woods and wavy moors, with muddy corrals, wooden churches; it began to disappear rapidly from their memory. This new land, all green and cold, with dark forests and the sky above it trembles, like some deep, see-through lake that was saturated by fresh air coming from all sides. For a moment, it made that other, windy land back home, go away. They were breathing and sighing, with their heads down, bewildering mountains on top of which, in the distance, they saw snow and they could not believe it. All dirty and ragged, they passed by stone-built village yards and households packed with hay and livestock and they felt how endless their misery and poverty were, and how the mud they were living in had no end. They began sensing the huge difference between their never ending suffering and foreign happiness, urged by merrymaking they met when they were greeted in villages along the way, with feasts, roasted lambs, church bells ringing and huge pots of flagons of wine. They started thinking less about the homeland with its slow, murky and stale-water rivers and their islands covered with bushes of henbane, elderberry trees and poppy flowers, with poplars and frog croaking, like some underground buzzing. The families and the loved ones they left behind came to them only in scarce muddy memories and for the first time – some of them stated that they didn't intend to return home.⁵¹

Sometime later in narration, Vuk Isaković alone expresses the same desire:

Then, like his men, he thought for the very first time of not returning home (...) To Vuk Isaković, the whole land that they came from, became wretched and he was tired of it. He was commanded to teach his men how to dig trenches, how to dry out the marshes and shoot, in which task he could never be fully successful; he tried to teach them how to build walls near ponds and marshes where they preferred to live, in branches and canes, under the trees, even in earth lodgings and huts where they would die while crouching. He got fed up with that stupid watery, flat land of his, and if he could, he would have already gone, long time ago, never to come back again.⁵²

Immediately upon its release, the novel „Seobe“ received the award of Serbian Academy of Arts and Sciences and quickly became one of the mandatory readings in every house and school library. In 1962, Crnjanski wrote its second instalment, but it was a completely autonomous novel, only loosely related to the first work.⁵³ And in 1989, it was adapted to movie screen in one of the most ambitious endeavours in the history of Yugoslav cinema.⁵⁴

51 Ibidem, 51.

52 Ibidem, 55.

53 It tells the story of Serbian migration from Austria to Russia in 1752, told through destiny of Serbian officer Pavle Isaković and his brothers.

54 Directed by prominent moviemaker Alexander Saša Petrović, it was actually done in joint French-Yugoslav co-production.

Concluding remarks

Regardless of difficulties in determining its genre with the outmost precision and the level of its artistic literary value, „Memoirs“ of Simeon Piščević stand for an interesting piece of writing from which the reader gains insight to the Southeast-European perception of the Central and Western European cities, urban culture and ways of life. Even though scarce and short, the comments that Piščević made about the regions and places he went through on his way to Alsatian theatre of the 1744 war against France speak persuasively of the sharp contrast to the geographical surroundings that he stemmed from, i. e. the Slavonian-Syrmian Military border. At the time he made those comments, many of his Serbian compatriots had been living in modest, even primitive conditions, inhabiting rural rather than urban areas of Southern Hungary, where the latter were hardly distinguishable from the former ones. It is therefore easy to understand Piščević's fascination and even to some extent, infatuation with several stories high buildings made of stone, fancy little towns, the appearance, cuisine and affluence of their inhabitants that he had had a chance to encounter and experience in Styria, Upper Austria, Bavaria, Württemberg, Hessen and Alsace. Such ‚Western‘ style of house-building and urban planning that he had admired so much were to be introduced in Southern Hungary only by mid-18th century, at the time when Piščević had already left the Habsburg Monarchy to enter the military service of the Imperial Russia. Since then, it was embraced and gradually developed in this area throughout the entire 18th and great portion of the 19th century.

Lastly, as described in Piščević's „Memoirs“, cities of present-day Hungary, Austria, Germany and France made their appearance in the novel „Seobe“ authored by Miloš Crnjanski, one of the greatest works of the Serbian 20th century literature. Inspired heavily by Piščević's book and having experienced himself the life of a soldier in the Habsburg army, Crnjanski used the cities that Piščević went through on his way to war not only to create a literary masterpiece, but also to provide a vivid, detailed and rather accurate illustration of the hardship and poverty-stricken life of Serbian people in the long 18th century.

Ulrich Becker

Extra muros. Anmerkungen zur Gestalt der Grazer Vorstädte von der Frühen Neuzeit bis ins späte 18. Jahrhundert

Im Begriff „Vorstadt“ schwingt eine Abwertung mit: Man denkt an Wohnorte niederen Ranges, selbst auf der Bühne: In seinem Drama „Julius Cäsar“ (2. Aufzug, 1. Szene) lässt Shakespeare Portia, die frustrierte Gattin des Verschwörers Brutus, die Klage vortragen: *Wohn' ich denn / Nur in der Vorstadt Eurer Zuneigung?*¹ Im Allgemeinen verbinden sich mit dem Begriff „Vorstadt“ zumeist negativ konnotierte Stereotype. Dahinter steckt freilich eine weniger klischeehafte, dafür historisch fassbare Realität, die bis in die Gegenwart nachwirkt und sich auch ins Grazer Stadtbild deutlich eingeschrieben hat – die urbanistisch-architektonisch ablesbare Absetzung von der ‚eigentlichen‘, der ‚richtigen‘ Stadt.²

Problem Vorstadt

Bezeichnenderweise ist mit dem Begriff „Vorstadt“ (Stichwort *suburbia*) eine Reihe negativer, ja inkriminierender Konnotationen verbunden. Ursache ist der Umstand, dass die Vorstadt in der Vergangenheit primär als Ort der

-
- 1 Shakespeare's dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm v. Schlegel und Ludwig Tieck, durchgesehen von Michael Bernays. Berlin 1888, 5. Band, 36.
 - 2 Exemplarisch die Studien von Gerhard M. Dienes/Karl A. Kubinzky, Jakomini, Geschichte und Alltag. Broschüre zur gleichnamigen Bezirksausstellung des Grazer Stadtmuseums auf der Grazer Messe International, 7.–15. Dezember. Graz 1991. Dieselben, Der Lendplatz. Geschichte und Alltag. Grazer Stadtmuseum. Graz 1995. Der Begriff „Vorstadt“ ist schnell in den Fokus der Problematisierung geraten, so bei Gerhard M. Dienes, Zum Problem Vorstadt: Der Lendplatz. Ein Beitrag zur Geschichte der Grazer Murvorstadt. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 14 (1984), 9–26. Zum grundsätzlichen Unterschied zwischen *Stadt* als autonomem, befestigtem Rechtsraum einerseits und ungeschützter *Vorstadt* andererseits siehe Gerhard M. Dienes, Aus der Geschichte der ehemaligen Grazer Vororte von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Walter Brunner (Hg.), Geschichte der Stadt Graz, Band 1: Lebensraum – Stadt – Verwaltung. Graz 2003, 601–712, hier 603.

Auslagerung von Funktionen verstanden wurde, die in der ummauerten Stadt aus praktischen Gründen keinen Platz finden konnten, wie dies z. B. bei der Rechtspflege der Fall ist.³ Dieser pragmatische, nach Funktionen forschende Blick hat in der Grazer Lokalforschung entscheidend dazu beigetragen, die Vorstadt in ihrer historischen Relevanz bzw. Wertigkeit neu in den Blick zu nehmen.⁴

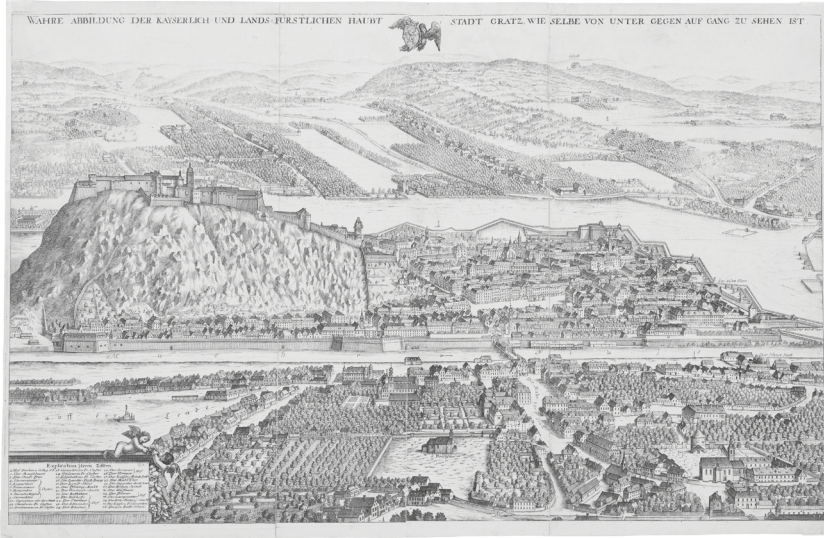


Abb. 1 Andreas Trost, Ansicht von Graz von Westen, 1699, Graz Museum

-
- 3 So nahmen Hospital und Kloster der Barmherzigen Brüder, die auf Initiative von Erzherzog Ferdinand, dem späteren Kaiser Ferdinand II., 1615 gegründet worden waren, den Ort der alten Richtstätte in der Murvorstadt ein. Dazu: Alois Ruhri, Kloster- und Ordensniederlassungen in der frühen Neuzeit. In: Brunner (Hg.), *Geschichte der Stadt Graz*, Band 3: Kirche – Bildung – Kultur. Graz 2003, 153–155.
- 4 Dienes, *Aus der Geschichte*. Der Autor bezieht sich aber auf die erst 1938 eingemeindeten, dörflichen Vororte, nicht jene an die befestigte Stadt unmittelbar angelagerten, vielfach grundherrschaftlich gebundenen Siedlungsräume, die sukzessive eine quasi-urbane Struktur mit entsprechendem Bau- und Planungsniveau gewannen. Zur Entwicklung der Vorstädte vgl. Brunner, *Besiedlung und Entwicklung der Grazer Vororte im Überblick*. In: Brunner (Hg.), *Geschichte der Stadt Graz*, Band 1, 148–174.



Abb. 2 Sog. Della Porta-Plan, 1788, Steiermärkisches Landesarchiv (= StLA), Plänesammlung, Baudirektion
Ausschnitt: Murvorstadt, Lend

In diesen Zusammenhang gehört auch die Bedeutung der Vorstadt als soziales ‚Auffangbecken‘, als Bühne für eine komplexe, eine lange Tradition umfassende städtische Migrationsgeschichte, die nicht selten mit Vorurteilen und Diskriminierungen verbunden ist – so auch in Graz.⁵ Ohne konkreten

5 So wurde die Murvorstadt mit unüberhörbar negativem Unterton als *windische Vorstadt* bezeichnet. Dazu: Dienes/Kubinzky, Lendplatz, 25. Zur demografischen

historischen Erfahrungshintergrund ist dieser schiefe Blick auf die Vorstadt nicht denkbar: Zu den ausgelagerten, ausgrenzenden Funktionen gehörten auch Lebensweisen, die von der frühneuzeitlichen städtischen Obrigkeit, die sich in moralischen Fragen nicht zuletzt als Ordnungs- und Kontrollinstanz sah, misstrauisch beäugt wurden. Ein geradezu klassischer Fall der als Sündenpfehl verrufenen Vorstadt ist im frühneuzeitlichen Europa die am südlichen Themse-Ufer gelegene Londoner Vorstadt „Southwark“: Im Elisabethanischen Zeitalter war sie der Inbegriff niederer, als moralisch inferior angesehener Vergnügungen.⁶ Schauplätze all dieser Laster waren Spelunken und Arenen für die beliebten Tierkämpfe, aber eben auch die Bühne eines William Shakespeare, die mit einem modernen bürgerlichen Theaterbetrieb noch wenig gemein hatte. Letzterer verdankte ein Gutteil seiner Attraktivität vor allem der drastisch inszenierten Gewalttätigkeit, wie sie von den Zeitgenossen als Spiegel des realen Lebens empfunden werden musste. So nimmt es nicht wunder, dass das legendäre „Globe Theatre“ wie alle Bühnen an den neuralgischen Punkten der Metropole den puritanisch gesinnten, von ständiger Angst um die äußere wie innere Sicherheit umgetriebenen Stadtbehörden nicht geheuer sein konnten.⁷

Dieses Negativ-Image lässt sich auf manche Vorstadt übertragen: Beklemmende Aktualität besitzt es in Gestalt der berüchtigten Pariser „banlieue“, der

Entwicklung in Graz siehe Peter Wiesflecker, Bevölkerungsentwicklung. In: Brunner (Hg.), Geschichte der Stadt Graz, Band 1, 311–334; zum Wachstum der ‚klassischen‘ Vorstädte Lend, Gries und Jakomini 324–325.

- 6 Eine solche Stigmatisierung ist für Graz nicht unbedingt zu konstatieren. Freilich spielen Vorstädte eine Rolle als Ort der Zerstreuung und Erholung, die nicht unbedingt in Ausschweifung ausarten musste. Ein wesentlicher Grund war die weniger dichte, noch bis um 1900 stark dörfliche Züge tragende Verbauung, die genügend Raum für Vergnügungen wie Tanz und Spaziergang bot – wiewohl selbst dies unter dem Verdacht moralischer Verfehlung stehen konnte. Dazu: Arnold Jaritz, Freizeit und Freizeitgestaltung in Graz im 18. Jahrhundert. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 20 (1989), 35–58. Zu den begrenzten Unterhaltungsmöglichkeiten gerade der unteren Schichten und den unausbleiblichen gelegentlichen Klagen von Anwohnern: Dienes/Kubinzky, Jakomini, 21.
- 7 Der üble Ruf der rechts der Themse gelegenen Londoner Vorstadt „Southwark“ als Amüsierviertel gründete sich in elisabethanischer Zeit v. a. auf der Konzentration von Wirtshäusern, Bordellen und Arenen für Tierhetzen, war aber bereits im Spätmittelalter verfestigt: *Although, however, Southwark was fashionable for the residence of great men, it had already in 1326 acquired a character for disreputability.* Dazu: <http://www.british-history.ac.uk/vch/surrey/vol4/pp125-135> (5.7.2021). Vgl. Neil MacGregor, Shakespeares unruhige Welt. München 2013, 75–87.

modernen Nachfolgerin jener „faubourgs“, die im Rahmen der Französischen Revolution wesentliche Träger der Dynamisierung der politischen Entwicklung gewesen waren, aber auch in sehr erheblichem Maße zur Eskalation der Gewalt beitrugen.⁸

Städtische Geschichte ist in der Regel Wachstumsgeschichte. Aus der ummauerten Stadt in ihrer einstigen Ausschließlichkeit wird in quasi-biologischer Terminologie das ‚Herz‘ der gewachsenen Stadt – der zentrale Muskel eines immer komplexer werdenden Organismus –, als seien die administrativen und logistischen Funktionen einer modernen Kommune mit der Vergangenheit deckungsgleich. Es sei daran erinnert, dass auch die Innere Stadt eine interne Wachstumsgeschichte aufweisen kann. So stellt in Graz das *intra muros* gelegene Viertel um den Karmeliterplatz ursprünglich eine frühe Erweiterung der ‚alten‘, d. h. mittelalterlichen Siedlung dar. Hier fanden im 16. Jahrhundert sowohl italienische Zuwanderer als auch mit Italien verbundene Vorkämpfer der Gegenreformation – die päpstliche Nuntiatur ebenso wie die Reformorden der Karmeliter und Kapuziner – einen geeigneten, stadtopografisch klar erkennbaren Niederlassungsort.⁹ Hiermit wurde die Vorstadt als wachstumsbedingte Anlagerung zwangsläufig ein Teil des Zentrums. Zu beobachten ist dies, wie das Beispiel Köln lehrt, bereits im Hochmittelalter: Die große Stadtmauer aus dem späten 12. Jahrhundert schloss eine Reihe von Erweiterungen der antiken „Colonia“ ein. Im Fachjargon moderner Planungsbehörden ist daraus die „Kernstadt“ geworden. Den Bedingungen historischen Wachstums angemessener scheint jedoch ein Begriff zu sein, wie er in der österreichischen Verwaltungsgeschichte bzw. Stadttopografie Tradition hat und überdies klar

-
- 8 Zur Rolle der Vorstädte in der revolutionären Eskalation ab 1792 und unter dem Regime der „Thermidorianer“ bzw. dem Direktorium siehe Francois Furet/Denis Richet, *Die Französische Revolution*. Frankfurt a. M. 1968, 201–202, 301 ff. bzw. 648. Im 18. Jh. waren die gefürchteten *faubourgs* nicht von der (nicht mehr befestigten) Metropole getrennt, sondern wie diese von der verhassten Zollmauer, dem *mur des germiers généraux*, umschlossen. Diese sollten der *ferme générale*, der mit der Steuererhebung betrauten Gesellschaft der Generalpächter, sichere Einnahmen garantieren. Erhalten haben sich einige der festungsartig gestalteten Zollstationen (*barrières*), die zu den wichtigsten Denkmälern der *architecture parlante* im späten Ancien Régime gelten. Vgl. die ähnlich intendierte Rustika-Gliederung beim sogenannten Narrenturm, errichtet 1783 als Teil des Allgemeinen Krankenhauses in Wien. Dazu Walter Krause, *ad Narrenturm*, Wien IX. In: Gerbert Frodl (Hg.), *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich*. Band 5: 19. Jahrhundert. München 2002, 185, Nr. 1.
- 9 Dazu Walter Brunner, *Besiedlung, Stadtwerdung und Stadterweiterung*. In: Brunner (Hg.), *Geschichte der Stadt Graz*, Band 1, 63–95, hier 89–91.

besagt, dass sowohl *intra* als auch *extra muros* ‚Stadt stattfindet‘, nämlich die „Innere Stadt“.

Seit ihren Anfängen ist *Stadt* das ummauerte, also geschützte Areal eines Gemeinwesens, das seine Autonomie durch die Ausübung des Rechts auf Eigenschutz dokumentiert bzw. vom Landesherrn durch Befestigung nach neuestem Stand (für Graz nach *welscher*, d. h. italienischer Manier) in seiner Priorität unter den schutzwürdigen Orten eines von außen bedrohten bzw. von inneren Unruhen betroffenen Territoriums bestätigt wird.¹⁰ Beide geschichtlichen Umstände treffen auf Graz zu: Als Hauptstadt des Herzogtums Steiermark und als Residenz unterstand die Stadt einerseits der Obhut des Landesherrn, nahm andererseits dank einer kommunalen Aufsichtsinstanz (des Stadtrichters, der das Befestigungswesen beaufsichtigte) aktiv Anteil an der Sicherung des Eigenschutzes.

Im Verteidigungsfall, der namenlose menschliche Tragödien inkludierte, konnte ein bloßer Verwaltungsakt lauten: *Abbrennen der Vorstädte!*¹¹ Die klassische Vorstadt wurde also schnell preisgegeben, weil ihr jener, die „Innere Stadt“ auszeichnende Status besonderer Schutzwürdigkeit in Zeiten des Krieges nicht zukam. Ohne Befestigung war die Vorstadt in wörtlichem Sinn *wehrlos* und im Fall unmittelbarer Bedrohung von sofortiger, zumeist rigoros durchgeführter

- 10 Zu Entwicklung und Ausbau der Grazer Stadtbefestigung siehe Leopold Toifl, Stadtbefestigung – Wehrwesen – Krieg. In: Brunner (Hg.), Geschichte der Stadt Graz, Band 1, 451–600; zum frühneuzeitlichen Ausbau nach italienischem Vorbild 467 ff.; zur genauen Lage der Bastionen 476–516; zu den damit verbundenen auch konfessionspolitisch motivierten Querelen zwischen Landesherr und „Landschaft“ 479.
- 11 So wurden die Wiener Vorstädte sowohl 1529 als auch 1683, kurz vor Eintreffen der osmanischen Belagerungsarmee, vollständig zerstört. In: Robert Waissenberger/Günter Dürriegl (Hg.), Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683. 82. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 5. Mai bis 30. Oktober 1983. Wien 1983, 73. Vgl. die Darstellung der brennenden Wiener Leopoldvorstadt 1683 auf dem Deckenfresko der Grazer Katharinenkirche. Dazu Michaela Schuller, Zwischen „Turkophobie und „Turkophilie“. Zeugnisse historischen Erbes aus der Zeit der Türkenkriege in Graz. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 33 (2003), 137–151, hier 147, Abb. 76. Dass auch die Grazer Vorstädte unter militärischen Aspekten als sekundär galten, beweist eine im März 1579 ergangene, behördliche Entscheidung, auf eine Befestigung der Murvorstadt zugunsten einer Verstärkung der Bollwerke rund um das Paulustor zu verzichten. Dazu: Toifl, Stadtbefestigung, 478. In Graz führte 1663/64 ein erneuter osmanischer Vorstoß, der 1664 bei Mogersdorf gestoppt werden konnte, zur Zerstörung von mehr als 70 Häusern in der Grazbachvorstadt. In: Otto Hochreiter/Annette Rainer/Martina Zerovnik (Hg.), 360° Graz. Eine Geschichte der Stadt/The Story of Graz, Dauerausstellung Graz Museum. Graz 2020, 105.

Räumung und Zerstörung betroffen. Der Gegner soll nicht einmal ein Minimum an Deckung oder gar Infrastruktur vorfinden – Entscheidungen, die an die desaströsen Folgen jener Frontbegradigung erinnern, wie sie im Ersten Weltkrieg an der Westfront im Frühjahr 1917, im berüchtigten „Unternehmen Alberich“, von der deutschen Seite bedenkenlos umgesetzt wurde.¹² Aus besiedeltem Raum wird so eine amorphe Zone, ein Vorläufer dessen, was in der Sprache der Weltkriegsepoche „Niemandland“ heißt. In der Terminologie frühneuzeitlicher Fortifikation firmiert sie hingegen als „Glacis“.

Das Beispiel Graz

Auch in der Grazer Topografie lebt dieses historische Erbe im Straßennamen „Glacisstraße“ fort, bezeichnenderweise *extra muros* gelegen. Hier firmiert die „Innere Stadt“ als für intakt befundene „Altstadt“, ein touristisch überaus relevanter, weil die Außenwahrnehmung über weite Strecken bestimmender Idealfall. Deren angeblicher Zustand historischer Authentizität macht in der öffentlichen Wahrnehmung schnell vergessen, dass auch sie bisweilen massive Eingriffe hinzunehmen hatte, wie sie schon kurz vor 1900 vorgenommen wurden.¹³

Die Topografie der Grazer Vorstädte dehnt sich über beide Seiten des Flusses Mur aus. Bis in die Gegenwart ist der schiefe Blick auf „das andere“, das rechte Murufer, latent erhalten geblieben, dessen Einzugsgebiet ein minderer Rang anhaftet.

12 Michael Geyer, Rückzug und Zerstörung 1917. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), *Die Deutschen an der Somme 1914–1918. Krieg, Besatzung, verbrannte Erde*. Essen 2006, 163–179.

13 Einen Überblick über die Verluste an historischer Substanz in Graz um 1900 liefert Ulrike Schuster, *Verlorenes Graz. Eine Spurensuche im 19. und 20. Jahrhundert nach demolierten Bauwerken und Denkmalen der steirischen Landeshauptstadt*. Wien 1997.



Abb. 3 Sog. Della Porta-Plan, 1788, StLA, Plänesammlung, Baudirektion
Ausschnitt: Murvorstadt, Gries

Dazu zählt auch das mehr oder weniger aufrecht bleibende Vorurteil, Vorstädte seien weniger entwickelte urbane Organismen, ‚gestaltlose‘ Appendices, die ästhetisch weit hinter der „Inneren Stadt“ zurückstünden – deckungsgleich mit der nur oberflächlich zutreffenden Wahrnehmung, dass das ‚historische‘, d. h. ‚richtige‘ Graz nur aus der „Inneren Stadt“ bestehe.

Ein erster erhellender Einblick ergibt sich aus jener Textur, wie sie aus der Geschichte der kartografischen Erfassung der Stadt manifest geworden ist. Getreu der planerischen Notwendigkeit, raumgreifende Funktionen wie Klöster und Spitäler auszulagern, demonstrieren die seit der Gegenreformation neu

gewichteten Ordensniederlassungen¹⁴ massive, stadtbildprägende Präsenz in den Vorstädten, sofern sie nicht wie die Kirche und das „Benefiziatenhaus“ des Deutschen Ordens im Leechviertel¹⁵ bestanden.



Abb. 4 Sog. Della Porta-Plan, 1788, StLA, Plänesammlung, Baudirektion
Ausschnitt: Murvorstadt, Barmherzigenhospital

- 14 Zur Entwicklung der Murvorstadt um Lend- und Griesplatz siehe Brunner, Besiedlung und Entwicklung der Grazer Vororte. In: Brunner (Hg.), *Geschichte der Stadt Graz*, Band 1, 167–170. Zum Grazer Ordenswesen seit der Gegenreformation: Alois Ruhri, *Kloster- und Ordensniederlassungen in der frühen Neuzeit*, 148–167. Zum Entstehen anspruchsvoller Wohnsitze in der Murvorstadt im 18. Jahrhundert siehe Sandra Maria Rust, *Das Palais Thinnfeld (1740–1742). Barocke Baupraxis und Bauherrenschaft in der Murvorstadt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. In: *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz* 40 (2010), 55–76.
- 15 Rudolf K. Höfer, *Christentum und Kirchen von den Anfängen bis zur Gegenreformation*. In: Brunner (Hg.), *Geschichte der Stadt Graz*, Band 3, 20–22.

Dabei führten bei Spitalsgründungen die ersten Anforderungen an medizinische Hygiene zu deren baulicher Isolierung. Somit waren es sakrale Mehrflügelanlagen, die als Reaktionen sowohl auf Verdrängungsprozesse als auch auf die pure Notwendigkeit freien Terrains *extra muros* zu verstehen sind. Für die urbane Gesamttextur stellen sie einen unübersehbaren, architektonischen Mehrwert auf einem für lokale Begriffe maximalen, dem überragenden Anteil italienischer Fachleute geschuldeten Niveau dar: Als raum- und damit ordnungsstiftende Faktoren sind Anlagen wie das Spital der Barmherzigen Brüder, die Klöster der Elisabethinen, Minoriten und Dominikaner den innerstädtischen Anwesen sichtlich überlegen; da kommt das mittelalterliche Hl.-Geist-Spital stadtmorphologisch kaum mit (Die Grabenkirche in der sog. Grabenvorstadt spielt ungeachtet ihres prominenten Stifters¹⁶ hingegen einen eher bescheidenen Part). Bauliche Innovationen sind im 17. Jahrhundert also überwiegend vor den Mauern anzutreffen.

Die „Vorstadt“ als Verlagerung von Funktionen liefert noch einen weiteren Vorteil – die Nähe zu den großen, in alle Hauptrichtungen verlaufenden Magistralen, den Vorläufern künftiger Ausfallstraßen bzw. Fernverbindungen. Wenn sich diese in der „Inneren Stadt“ bündeln und eine Art *Hub* (Knotenpunkt) bilden (z. B. die Grazer „Herrengasse“), können sie *extra muros* zu einem ausgreifenden System werden. Gesäumt werden die Vorstadtstraßen, die zudem regelmäßiger angelegt werden können, von einer Verbauung, die ihrerseits dem Zwang innerstädtischer Enge enthoben ist und – wie die Verbauung südlich der Leechkirche zeigt – die Anlage großzügiger Formalgärten ermöglicht. An die Stelle erhöhter Geschoßbildung (gemeinhin Kennzeichen des Urbanen) rückt die Breitenausdehnung bei deutlich geringerer Geschoßzahl.¹⁷ Sie unterliegt nicht mehr jener Beeinträchtigung, die die Weiterentwicklung der „Inneren

16 Das vom Innerösterreichischen Hofkammerpräsidenten Sigismund Ludwig von Dietrichstein gestiftete und 1651 geweihte Kapuzinerkloster Hl. Johann Baptist am Graben gewann außer seiner pastoralen wie pädagogischen Bedeutung zudem wirtschaftliche Relevanz: Dank einer Tuchwalke am Mühlgraben konnte es ab 1657 alle Kapuzinerklöster Innerösterreichs mit Bekleidung versorgen. Dazu Werner Watzenig, Klöster in Graz. Eine Dokumentation zur 850-Jahr-Feier der Stadt. Graz 1978, 22; Ruhri, Kloster- und Ordensniederlassungen, 159–160.

17 Ein Beispiel für die auffällige Breitenausdehnung eines repräsentativen Palais im Paulustorviertel, also einem vergleichsweise frühen Vorstadtkontext, bietet das Palais Eder in der Paulustorgasse. Dazu: Helfried Valentinitz, Ein halbes Jahrhundert im Dienste des Hauses Habsburg. Der Hofkammerrat Andreas Eder von Kainbach (1576–1652) und seine Familie. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 26 (1996), 267–289, hier 277, Abb. 70.

Stadt“ hemmt – jener von den ausgedehnten Anwesen des Adels und des Klerus ausgehenden Verdichtung im Zeichen großer Parzellenkonkurrenz *intra muros*. Seit Jahrhunderten hat die Verbauungsdichte den klassischen, nicht-kriegsbedingten Bedrohungsszenarios alteuropäischer Städte schlechthin – der Epidemie oder dem Brand –Vorschub geleistet. Die aus purer Not erfolgte Auslagerung und Verdrängung in die Vorstädte erwies sich so als Motor des Fortschritts: Die „Vorstadt“ ist nicht allein sekundär eingestuftes „Auffangbecken“, sondern Schauplatz eines regelrechten, in die Zukunft gerichteten Urbanisierungsschubs.

Die Hauptvoraussetzung für urbanistischen Fortschritt ist die europaweit zu beobachtende Tendenz zur Entfestigung der Stadt im Zeichen geschwundener bzw. nicht mehr wahrgenommener äußerer Bedrohung¹⁸: Aus dem zunehmend als Fessel empfundenen Mauer- bzw. Bastionsgürtel werden ganz im aufklärerischen Sinne Grünflächen. Damit zieht die domestizierte, auf angenehme Weise geradezu portionierte Natur ins bürgerliche Gemeinwesen ein und bereitet der späteren Relevanz des „Stadtgrüns“ den Weg.¹⁹ Die bislang getrennten Texturen von „Innerer Stadt“ und „Vorstadt“ werden durch Integration einer ‚Intarsie‘ nun auch planerisch-topografisch aufeinander bezogen, was einer baulichen Aufwertung der Bezirke *extra muros* gleichkommt.

18 Zu den Folgen der josephinischen Entfestigungsmaßnahmen in Graz: Wiltraud Resch/Hansjörg Weidenhoffer, Vorstadtverbauung und Stadterweiterung in Graz von der Aufhebung der Fortifikation bis zum Späthistorismus. In: Österreichische Kunsttopographie (= ÖKT) Bd. LX: Die Kunstdenkmäler der Stadt Graz, Horn 2013, Einleitungen, XXXI–LXXI, bes. XXXIII–XXXV. Zu den kirchenpolitischen Folgen zählt 1824 auch die Errichtung eines evangelischen, 1853–1854 ausgebauten Bethauses am „Holzmarkt- und Markthüttenplatz“, der an der Stelle der aufgelassenen Befestigung angelegt und durch sukzessive Verbauung sichtlich aufgewertet wurde. 1881 erhielt er zum 100. Gedenken des josephinischen Toleranzpatents seinen heutigen Namen „Kaiser-Josef-Platz“. Dazu: ÖKT Bd. LX, 99.

19 Zur Rolle des thesianischen Stukkators und späteren Gartengestalters der Aufklärung, Johann Heinrich Formentini, siehe Annedore Dedekind, Die Stukkatorenfamilie Formentini in der Steiermark. In: Jahrbuch des Kunsthistorischen Instituts der Universität Graz 3/4 (1968/69), 135–157. Vgl. die Rolle eines Pioniers öffentlicher Grünanlagen in München Kurfürst Carl Theodor im Kontext des aufgeklärten Absolutismus, Benjamin Thompson, Graf von Rumford, der 1796 durch ein Monument mit einer volkspädagogisch motivierten Inschrift eigens geehrt wurde. Dazu: <https://muenchen.im-bild.org/fotos/denkmaeler/benjamin-thompson-englischer-garten> (5.7. 2021).

Beispiel Jakominiplatz

Sichtbarster Ausdruck dieses Prozesses im Grazer Stadtbild ist bis heute noch die als *Hub* anzusprechende Form und Funktion des Jakominiplatzes.



Abb. 5 Sog. Della Porta-Plan, 1788, StLA, Plänesammlung, Baudirektion
Ausschnitt Josephsplatz (heute: Jakominiplatz)

Dessen eigentümliche Zwischenstellung zwischen „Vorstadt“ und „Innerer Stadt“ ist ebenso klar ersichtlich wie dessen urbanistische Auszeichnung durch eine angemessene bauliche, teilweise erhalten gebliebene Einfassung. Zentrum war zunächst jene Votivsäule, die anlässlich des christlichen Sieges über die „Türken“ bei Mogersdorf/Sankt. Gotthárd von 1664 errichtet worden ist, mit der Expansion des Verkehrs jedoch weiter stadteinwärts auf den „Platz am Eisernen Tor“ ausweichen musste.²⁰

²⁰ Eine Ansicht von Conrad Kreuzer dokumentiert den ursprünglichen Standort der Mariensäule vor deren 1928 verkehrsbedingt erfolgten Versetzung auf den Platz vor dem Eisernen Tor. Vgl. dazu Wiltraud Resch, Vom barocken Bauherrn zum

Baulich beherrschendes Element ist bis heute das unter der Adresse „Jakominiplatz Nr. 16“ palaisartige Gebäude geblieben, das 1786/87 für den Postmeister Kaspar Andreas Edler von Jacomini-Holzapfel-Waasen (1726–1805) nach einem Entwurf von Josef Benedikt Withalm d. Ä. (1750–1814) erbaut worden war. Dank seiner Auszeichnung durch drei Risalite sowie den unübersehbaren Mittelgiebel stellte es damals wie heute eine städtebauliche Dominante ersten Ranges dar. In der „Inneren Stadt“ wäre dergleichen schon aus Platzgründen kaum zu realisieren gewesen, zumal der neue Platz als Angelpunkt einer annähernd radial angelegten, nahezu szenografischen Straßenführung ein Indikator für die künftige Stadtmorphologie geworden ist.²¹

Dieser quasi-aristokratische Auftritt eines bürgerlichen Bodenspekulanten auf der Grazer Bühne war erst durch die 1782 eingeleitete Entfestigung und den raschen Erwerb des vorgelagerten Glacis möglich geworden – ein Paradebeispiel für den beherzt genutzten *kairos* in Zeiten von Wandel und Wachstum. Mit seinem unübersehbaren Repräsentationsverlangen sowie dem Gespür für den Zeitgeschmack steht der Bauherr, Neo-Grazer und seit dem Tod Josephs II. (1790) Namenspatron von Platz und Viertel, nicht nur für den Typus des Sozialaufsteigers. Er repräsentiert auch eine eindrucksvolle, für die Epoche nicht untypische Zuwanderungsgeschichte – alles in allem ein Vorbote des im Gewand der Nobilitierung herannahenden bürgerlichen Zeitalters.²²

Das platzbeherrschende Haus eines Postmeisters steht für einen überaus bezeichnenden Bautypus – das „Vorstadtpalais“. In mehreren Varianten

beamteten Bauinspektor. Zur Baukunst des 18. Jahrhunderts in Graz. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 41 (2011), 87–104, hier 98–102, Abb. 11. Zur Entwicklung der Vorstadtverbauung im Zeichen klassizistischer bzw. historistischer Nobilitierung vgl. Wiltraud Resch, Die erste städtebauliche Entwicklung von Graz bis zum Höhepunkt der Gründerzeit ab der Mitte des 19. Jahrhunderts In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 29/30 (2000), 243–271.

- 21 Dazu Brunner, Besiedlung und Entwicklung der Grazer Vororte. In: Brunner (Hg.), Geschichte der Stadt Graz, Band 1, 166 f. Zur Baugeschichte des heutigen Jakominiplatzes und seiner Umgebung: ÖKT Bd. LX, 733–744. Das radiale Prinzip liegt einer Reihe bedeutender europäischer Platzanlagen wie der der Place de l'Odéon in Paris oder der Piazza del Popolo in Rom zugrunde, die bezeichnenderweise im späten 18. bzw. frühen 19. Jahrhundert ihre einheitliche Form gefunden haben.
- 22 Eine passende Gelegenheit zur baulichen Nobilitierung der Vorstadtverbauung bot die Nachbarschaft zu zentralen Verkehrswegen wie Brücken. Ein ingenieurmäßig präzise ausgeführter Plan der „k. k. Provinzial Baudirektion Gratz“ (31.12.1828) zur Errichtung eines provisorischen Flussüberganges anstelle der 1827 vom Hochwasser zerstörten alten Murbrücke weist die palastartige Fassadierung mit Risaliten und Verdachungen auf der Seite der Murvorstadt als eindeutig überlegen und

nachweisbar, stellt es einen in der Grazer Vorstadttopografie sichtbaren Faktor dar, der auch eine Anhebung des architektonischen Niveaus bedeutet: Mit seiner anspruchsvollen Erscheinung sowie seiner Breitenausdehnung kann es am Jakominiplatz in seiner städtebaulichen Relevanz exemplarisch studiert werden wie fast nirgendwo sonst. Es stellt einen profanen Bautypus aus der Zeit vor 1800 dar, der *extra muros* eine prägende Bedeutung beansprucht, wie sie zuvor die älteren Klosteranlagen besessen hatten.

Nobilitierungstendenzen betreffen in dieser Zeit nicht nur Wohn-, sondern selbst Fabrikbauten, standen diese doch für den Aufstieg und die Tatkraft des bürgerlichen Unternehmers.²³ Die berühmte, nach 1770 errichtete „Schüle’sche Kattunfabrik“ in Augsburg²⁴ – ein Branchenpionier auf dem europäischen Kontinent –, steht ebenso dafür wie ihr nur wenig jüngeres, funktionsgleiches Pendant in Graz, die heute als „Kirchnerkaserne“ bekannte, ehemalige Kattunfabrik von 1782 (VI. Bezirk, Kasernstr. 24). Deren formale, auf Lisenen beruhende Durchbildung wiederholt den barocken Fassadenkanon und verleiht einem ansonsten pragmatischen Zwecken dienenden, zudem isolierten Gebäude den Charakter einer aristokratischen Residenz.²⁵

damit ‚urbaner‘ aus, während die stadtseitige Verbauung deutlich bescheidener ist. Dazu: Horst Bischof, *Die Grazer Murübergänge und ihre Geschichte*. Graz 2015, 32–33.

- 23 Für den nun auch urbanistisch aktiven Unternehmertypus v. a. Richard Seebacher, „Bierbrauer, Gastwirt und Begründer des Grazer Bürgerkorps“, dessen vielachsiges, 1795–1797 am Vorabend der französischen Besetzung erbautes „Grünangerhaus“, Glacisstraße 43/43a bzw. Leonhardstraße 1, zu den auffälligsten Profanbauten des späten 18. Jahrhunderts in Graz zählt. Dazu: ÖKT Bd. LX, 75–76.
- 24 Richard Winkler, Schüle, Johann Heinrich Edler von. In: *Neue Deutsche Biographie*, Band 23. Berlin 2007, 635–637; zuletzt die Ausstellung „Johann Heinrich Schüle – Mit Baumwolldruck zum Erfolg“, die im Grafischen Kabinett der Kunstsammlungen & Museen Augsburg von 19.3.–12.9.2021 zu sehen war.
- 25 Die ehemalige „Kirchner Kaserne“ wurde 1782 von dem Unternehmer Franz Anton Weigl als Kattunfabrik errichtet, ging aber schon 1828 in militärische Nutzung über, vgl. ÖKT Bd. LX, 750. Der Gebrauch von Lisenen als Zeichen der Zurückhaltung ist für den noch traditionsverhafteten „Barockklassizismus“ der josephinischen Ära bezeichnend, die für die Einführung des Klassizismus in Österreich entscheidend war. Solche Lisenen finden sich auch an einem der wichtigsten Denkmäler dieser Richtung, am Palais Rasumofsky in Wien-Landstraße, also einer Vorstadt. Dieses wurde 1803–1807 nach einem Entwurf von Louis Montoyer erbaut. Montoyer war wie der in Brüssel unter Statthalter Karl Alexander von Lothringen tätige

Schlussfolgerungen

Somit wurde zur Zeit der Regentschaft Kaiser Josephs II. (1765/80–1790) die architektonische Aufwertung der Vorstadt zu einem gestaltgebenden Teil der Gesamtstadt eingeleitet und damit eine Tendenz sichtbar gemacht, die sich im gesamten 19. Jahrhundert deutlich in das Grazer Stadtbild eingeschrieben hat, den allfälligen Stilwechsel inbegriffen: In der Spätphase der Habsburgermonarchie wurde zwecks Beschwörung einstiger Größe der Rekurs auf den Wiener Hochbarock im Zeichen vermehrter Würdigung Fischer von Erlachs bzw. des „Kaiserstils“²⁶ vollzogen. Mehr noch: Der – auf internationaler politischer Ebene zunehmend unterhöhlte – Großmachtstatus ließ sich wenigstens auf dem Wege baulicher Imponiergesten einfordern.²⁷

Ebenmaß und Zurückhaltung sind ästhetische Anforderungen, die das Zeitalter der Aufklärung im Allgemeinen und der Josephinismus im Besonderen als Ausdruck von Harmonie und Ordnung ansahen – und dafür bot der klassizistische, mit reichlichen Anleihen aus dem antiken Formenkanon versehene Geschmack eine verlässliche Garantie, eben jener *Goût grec*, wie er in der josephinischen wie franziszeischen Epoche quasi-kanonische Bedeutung erhalten sollte.²⁸ Ihm wurde auch eine moralische, weil ‚reinigende‘ Funktion

Gilles-Barnabé Guimard ein wichtiger Vermittler französischer Anregungen. Vgl. Krause, 19. Jahrhundert, 185–190. Bezeichnenderweise war die Vorstadt der ideale Ort für die Errichtung funktional innovativer Bauten wie der „Militärchirurgischen Akademie“ in Wien, des „Josephinums“ (erb. ab 1784). Isidore Canevale griff dabei auf das bewährte Palastschema mit Ehrenhof zurück und nobilitierte damit eine aufklärerische Bauaufgabe durch Rekurs auf die Tradition. Einer der bemerkenswertesten Vertreter gleichfalls aufklärerischer Wissens- und Funktionsarchitektur ist das singuläre „Tieranatomische Theater“, 1787–1790, vor den Toren Berlins nach Plänen von Carl Gotthard Langhans im Auftrag König Friedrich Wilhelms II. erbaut. Eine Vorstadt wird zum Standort für Innovationen im Sinn der Zeit. Selbst der Spottname „Trichinentempel“ bezeugt die Nobilitierung. Dazu Jens-Oliver Kempf, Die Königliche Tierarzneischule in Berlin von Carl Gotthard Langhans. Eine baugeschichtliche Gebäudemonographie. Berlin 2008.

- 26 Dazu grundlegend: Franz Matsche, Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI. Ikonographie, Ikonologie und Programmatik des „Kaiserstils“. Berlin 1981 (Beiträge zur Kunstgeschichte 16).
- 27 Ein Hauptverfechter dieser Tendenz war v. a. Thronfolger Franz Ferdinand. Hinweise dazu in: Krause, Baukunst. In: Frodl 2002, 184; a. d. Haus der Kaufmannschaft, Wien IV. In: Frodl 2002, 236–237, Nr. 64.
- 28 Zur gesamten Epoche und ihrer Relevanz für Österreich vgl. Johann Kräfner, Klassizismus und Biedermeier in Mitteleuropa, 2 Bände. Wien 2016.

zugeschrieben, während der Geschmack der Vorgängerepoche nicht nur als überwunden galt, sondern im Zeichen eingehender „Ornamentkritik“ in den Verdacht sittlicher Inferiorität geraten war.²⁹ Nicht nur die Schaubühne, auch die Baukunst schien aus der Sicht einer pädagogisch überaus engagierten Zeit die Aufgabe einer ‚moralischen Anstalt‘ zu erfüllen. Es mag durchaus im Kalkül der Erbauer gelegen haben, dass Besucher der Stadt gerade solche Bauten als erstes zu sehen bekamen. Die Vorstadt firmiert daher als Schauplatz aufklärerischer Modernität.

29 Mario-Andreas von Lüttichau, *Die deutsche Ornamentkritik im 18. Jahrhundert*. Hildesheim 1983 (Studien zur Kunstgeschichte 24). Daniel Chodowiecki kontrastiert in bewusst plakativer Weise in den Blättern 1 und 2 („Der Unterricht“) seiner Stichfolge „Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens“ (1. Folge, 1778) eine Unterrichtsszene mit maßvoller Gestik, angesiedelt in einem klassizistischen Interieur, mit einer analogen Szene, die durch prunkvollen Aufzug, eben „affectirtem“ Gehabe abfällt, begleitet vom üppigem Rocailledekor. Ironischerweise passt gerade dazu die für dekadent befundene Mode der Zeit Marie-Antoinettes sehr viel weniger als zu dem positiv beurteilten Gegenüber. Dazu Werner Busch, Daniel Chodowieckis „Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens“. In: Ernst Hinrichs (Hg.), *Daniel Chodowiecki (1721–1801)*. Tübingen 1997, 77–99, hier 80, Abb. 1.

Wandel in der urbanen Gesellschaft

Eleonóra Géra

Zünfte und Handwerker in der Gesellschaft von Buda zu Anfang des 18. Jahrhunderts

Da der Wiener Hof in den von den Osmanen zurückeroberten Städten von Buda (dt. Ofen) bis Temeswar (rum. Timișoara) das katholische und deutschsprachige Element stärken wollte, wurde Deutsch als Verwaltungssprache eingeführt. Die Mehrheit der neuen Bevölkerung in Buda kam aus den österreichischen Erbländern, wogegen die zweitwichtigsten Herkunftsregionen die süddeutschen Gebiete an der oberen Donau waren. Die Gründe dafür waren einerseits die alten Handels- und Migrationsverbindungen entlang der Donau und andererseits die Folgen der auf deutschem Boden einfallenden französischen Truppen zur Zeit des Pfälzischen Erbfolgekrieges. Die deutschsprachigen Bewohner machten im Jahr 1714 demzufolge mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus.¹

In den städtischen Quellen sind über diejenigen Stadtbewohner, die eine Gewerbe- oder Handelstätigkeit ausübten, am meisten Dokumente überliefert, weshalb die Historiker deren Anzahl und Spezialisierungsgrad bis heute für den wichtigsten Gradmesser der Urbanisierung halten. Diese Aufzeichnungen handeln allerdings nicht ausschließlich von den Zunftmeistern und deren Angestellten, sondern fallweise auch von deren Konkurrenten, die die gleiche Tätigkeit ausübten, oder von Puschern, die eine Arbeit ohne Berechtigung verrichteten. Laut dem im Jahr 1714 erstellten Verzeichnis über Buda beschäftigten sich 36,9 Prozent der Steuerzahler mit einer Gewerbe- oder Handelstätigkeit, doch konnten die meisten von jenen den Bürgerstatus nie erwerben.² Man konnte damals nur Zunftmeister unter jener Bedingung werden, wenn man in der Lage war, das Bürgerrecht zu erwerben, was so viel bedeutet, dass man alle

-
- 1 Siehe zu diesem Thema Eleonóra Géra, Glück oder Unglück. Deutschsprachige Familien in Ofen (Buda) in der Wiederaufbauphase (1686–1726). In: Karl-Peter Krauss/Dmytro Myeskov (Hg.), Migration und Sehnsuchtsräume im Osten: Erfahrungswelten „gemeiner“ Leute (18. und 19. Jahrhundert). Berlin–Boston 2021, 135–162.
 - 2 Lajos Nagy, Budapest története 1686–1790 [Geschichte von Buda, 1686–1790]. In: Domokos Kosáry (eds.), Budapest története a török kiűzésétől a márciusi forradalomig [Die Geschichte von Budapest von der Vertreibung der Türken bis zur Märzrevolution 1848]. Budapest 1975, 144.

Voraussetzungen erfüllen musste. Der Anteil der Bürger deckte in Buda nicht einmal fünf Prozent der Gesamteinwohnerzahl ab, abgesehen davon, dass nicht alle von ihnen von einer Zunfttätigkeit lebten, womit sich die Frage ergibt, warum sie in den Quellen dermaßen überrepräsentiert sind. Warum schenkte man den Zunftangelegenheiten insbesondere in den Protokollen der Ratssitzungen so große Beachtung, wobei diese Gruppe nur einen Anteil von ein paar Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte?³ In der vorliegenden Arbeit wird versucht, vor allem aus gesellschafts- und verwaltungshistorischem Blickwinkel und an konkreten Beispielen, den Themenkreis der Beziehung der Zünfte zum Budaer Magistrat zu erläutern. Dabei werden die ebenso wichtigen wirtschaftsgeschichtlichen Aspekte nicht behandelt, weil sie in der Historiografie schon mehrmals dargestellt worden sind.⁴

Ein Traum des Stadtbewohners: Der Erwerb der Zunftmitgliedschaft und des Bürgerrechts

Nahezu gleich nach der Rückeroberung von Buda tauchten Personen in der Stadt auf, die die im Neuaufbau steckenden Möglichkeiten sogleich erkannt hatten. Die Hofkammer und der Wiener Hofkriegsrat bemühten sich daher mittels verschiedener Begünstigungen, die für das Alltagsleben und den Wiederaufbau

-
- 3 Aufgrund der Berechnungen des Historikers Lajos Nagy wurden zwischen 1686 und 1705 insgesamt 306 Handwerker in Buda als Bürger aufgenommen. Es gibt keine genauen Angaben dazu, wie viele Bürger in den einzelnen Zeitperioden in der Stadt lebten. Nagy, Budapest története, 99.
 - 4 Nagy, Budapest története, 99–108.; István Nagy, A kézművesipar fejlődése és a céhrendszer reformja Pesten a XVIII. században 1690–1780 [Die Entwicklung des Handwerks und die Reform des Zunftsystems im 18. Jahrhundert 1690–1780]. In: Tanulmányok Budapest Múltjából 17 (1966) 59–108; Ernő Gerendás, Adatok a budai és pesti céhek életéhez, különös tekintettel a Fővárosi Könyvtár céhirtaira [Beiträge zum Ofner und Pester Zunftleben mit besonderer Berücksichtigung der Zunftschriften der Stadtbibliothek Budapest]. In: A Fővárosi Könyvtár Évkönyve 10 (1940), 147–206.; Eleonóra Géra, Kőhalomból (fő)város. Buda város hétköznapijai a 18. század elején [Aus einem Steinhaufen zur Hauptstadt. Alltag in der Stadt Buda am Anfang des 18. Jahrhunderts]. Budapest 2014, 311–339; Katalin Simon, Buda város topográfiai viszonyai és lakossága a 17.–18. század fordulóján, az 1702-es összeírás [Die topographischen Verhältnisse und die Bevölkerung der Stadt Buda an der Wende 17.–18. Jahrhunderts. Die Erfassung im Jahr 1702]. In: Eleonóra Erzsébet Géra/András Oross/Katalin Simon (kd.), Buda város tanácsülési jegyzőkönyveinek regesztái 1699–1703 [Regesten des Ofener Stadtprotokolls 1699–1703]. Budapest 2015, 47–68.

der Stadt unentbehrlichen Handwerker zur Niederlassung zu veranlassen. Der Chirurg Johann Michael Gering verlangte z. B. einen ungewöhnlich hohen Lohn, wobei er sich darauf berief, dass es in der Gegend keine Handwerker gebe und man alles aus großer Ferne herbeischaffen müsse wie auch kaum zivile Einwohner vorhanden seien, die seine Dienstleistungen in Anspruch nähmen.⁵ Die Siedlung machte jedoch innerhalb eines einzigen Jahres eine beachtliche Entwicklung durch. Laut einem im Jahr 1688 zusammengestellten Verzeichnis lebten damals schon 65 Handwerker in der Stadt, die insgesamt 29 verschiedene Handwerke ausübten. Die Zahl der Handwerker stieg im Jahr 1696 auf 160 und die der ausgeübten Handwerke auf 45.⁶ Selbstverständlich hätte der Wiederaufbau der völlig zertrümmerten Stadt nur schwer realisiert werden können, wenn sich das Militär und die Ansiedler, die eine billigere Versorgung der an den Baustellen Beschäftigten ermöglichten, nicht daran beteiligt hätten. Johann Stephan Werlein, der Leiter des lokalen Organs der Hofkammer, das ursprünglich „Kameralinspektorat“ hieß, legte aus den oben erwähnten Gründen einen großen Wert auf die Ansiedlung von Handwerkern, die die Selbstversorgungsfähigkeit der Stadt ermöglichten, und auf die Förderung der Zünfte, zu denen sich jene zusammenschließen sollten. Daraus folgt, dass die Vertreter der Handwerke, die mit dem Baugewerbe, der Lebensmittelversorgung und Bekleidung im Zusammenhang standen, auf der Bürgerliste nicht nur einen großen Anteil ausmachten, sondern auch alsbald die ersten Zunftsatzungsentwürfe einreichten.⁷ Diejenigen Handwerker, die eines der geförderten

5 Gering, der mit zwei Gesellen und einem Lehrling sein Geschäft aufmachte, forderte jährlich 800 Gulden, was man – wahrscheinlich mit Recht – für übertrieben hielt, und der Feldscher musste sich mit dem ihm in Raab (ung. Győr) und Komorn (ung. Komárom) monatlich ausgewiesenen Betrag von 16 Gulden begnügen. Diese Summe war auch relativ hoch, denn seine in den schon konsolidierten Orten tätigen Kollegen erhielten jährlich insgesamt 48 Gulden. Österreichisches Staatsarchiv [= OeStA], Finanz- und Hofkammerarchiv [= FHKA], Hoffinanz Ungarn [= HFU], Akten Karton 724, 19. April 1687, fol. 347–360.

6 Nagy, Budapest története, 99.

7 Um eine Zunft gründen zu können, mussten sich wenigstens vier reichere Meister zusammenschließen, die den Preis des vom Herrscher erteilten Privilegienbriefes bezahlen konnten. Zwischen 1692 und 1701 erwarben 31 Budaer Zünfte nach der Erfüllung der beschriebenen Voraussetzungen den Privilegienbrief. Siehe zur Gründung der einzelnen Zünfte ausführlich: István Nagy, Buda adóterhei a töröktől való visszafoglalástól a Rákóczi-szabadságharcig [Die Steuerlasten von Buda von der Zurückeroberung der Türken bis zum Freiheitskrieg Rákóczi's]. In: Tanulmányok Budapest Múltjából 11, 1956, 33–76.; Nagy, Budapest története, 103.

Handwerke ausübten, konnten in Buda für einen symbolischen Betrag (fallweise sogar überhaupt frei) ein Baugrundstück samt Ackerland und Weingut in der Stadtumgebung bekommen, erhielten zusätzlich das Bürgerrecht und die Gewerbeerlaubnis sowie verschiedene Steuerbegünstigungen. Die Ansiedler hatten einzig die Verpflichtung, innerhalb von fünf Jahren ein Haus zu bauen; ansonsten verloren sie ihr Baugrundstück.

Später ging man bei den Anträgen auf Bürgerrecht und Zunftmitgliedschaft viel umsichtiger vor. Als übergeordnete Behörde hatte die das Inspektorat ablösende Budaer „Kameral-Administration“ bis zum Erwerb des Status der königlichen Freistadt (1703) bei den Bewerbungen zur Aufnahme in eine Zunft zwar ein Mitspracherecht, doch kann man beobachten, dass das Amt – angesichts der Gefahr allgemeiner Empörung – dieses Recht immer seltener wahrnahm. Die Bewerbungsdokumente zur Erlangung des Bürger- oder Meisterstatus wurden sowohl vom Rat als auch von der zuständigen Zunft geprüft, wobei der Bewerber zunächst unter Beweis stellen musste, in einer legalen Ehe geboren worden zu sein, des Weiteren getauft zu sein, das jeweilige Gewerbe erlernt zu haben und bereit sein, die Meisterprüfung abzulegen. Überdies musste er über ein Vermögen verfügen, das ihm ermöglichte, die Bürgergebühr zu bezahlen sowie ein die bürgerlichen Ansprüche erfüllendes Haus, eine Waffe und eine Festkleidung zu kaufen. Eine weitere Voraussetzung war, schon seit einer gewissen Zeit in der Stadt gelebt zu haben.

Die Zünfte und Räte vertraten die Meinung, dass nur ein verheirateter Mann in der Lage sei, ein stabiles Leben zu führen, weshalb sie verheiratete Bewerber bevorzugten. Die Ledigen erhielten zwar eine kurze Toleranzzeit, aber durch die in Aussicht gestellte Geldstrafe, deren Höhe mit der Zeit zunahm, besannen sie sich bald des Besseren. Ähnlich wie an anderen Orten kam es am häufigsten vor, dass der Geselle, der ein Gewerbe erlernt hatte, zum Meister- bzw. Bürgerrecht durch Einheiratung kam. Auf diese Weise konnte man am leichtesten mit den anderen Meistern zu einer Übereinkunft kommen; außerdem verursachte eine derartige Lösung den geringsten Kostenaufwand. Die Zunft konnte auf diese Art und Weise auch für Witwen und Waisen einen stabilen Hintergrund schaffen, doch führte aus der Sicht der Parteien eine solche Lösung oft zu einem erzwungenen Zusammenleben und dauerhaften Konflikten. Häufig kam es zur Vermählung der zur Zunft gehörigen Meisterwitwen und Meistertöchter mit Männern, die mit der Zunft einen engen Kontakt hatten. Das wird durch die Eheverträge, Testamente und Nachlassdokumente aus dieser Zeit bestätigt, die davon zeugen, dass die Zunftgefährten und die Zunftmitglieder

der benachbarten Städte außer über geschäftliche und eheliche Beziehungen auch durch andere verwandtschaftliche Beziehungen miteinander verbunden waren.⁸

Man erwartete von den Bürgern grundsätzlich, auf ihre Ehre zu achten, weshalb sie keine verwandtschaftlichen Beziehungen mit Menschen eingehen durften, die wegen ihrer Herkunft, Religion, Lebensführung oder ihres Berufs zu den verachteten Schichten der Gesellschaft gehörten. So bedurfte z. B. ein Budaer Müllermeister einer besonderen Gnade, um die Tochter eines wegen seines Kontakts mit tierischen Fäkalien für unrein gehaltenen Schäfers heiraten zu dürfen. Dazu benötigte er den legalisierenden Brief des Erzbischofs von Gran (ung. Esztergom) und einen Sonderbeschluss des Rates darüber, dass der Müllermeister trotz der Herkunft seiner Frau ehrwürdig sei, und man ihn aufgrund seiner Ehe aus der Zunft nicht ausschließen dürfe. Den Kontakt zum auf der niedrigsten Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie stehenden Henker wollten alle als ehrwürdig geltenden Menschen vermeiden, denn für Zunftmitglieder zog ein solcher Kontakt den Ausschluss aus der Zunft nach sich. Ein in die Stiefelmacherzunft aufgenommener Pantoffelmacher (*Papotschenmacher*), der sich in einer Kneipe zum Henker gesellt hatte, wurde aus der Zunft allerdings nicht ausgeschlossen, weil man davon ausging, er kenne die lokalen Verhältnisse wegen seiner armenischen Herkunft nicht. Der Geselle des Mauermeisters Martin Kalcher verweilte mit dem wegen seines Berufs ebenso verachteten Gerichtsdieners in einer Kneipe. Seine um ihre Stelle besorgten Gesellenkollegen zeigten ihn bei der Zunft an, woraufhin sowohl die Zunft als auch der Rat beschlossen, ihn aus der Zunft auszuschließen. Johann Hoffmann, der Budaer Gerber, der dem Henker Seile verkauft hatte, blieb hingegen lange ohne eine Erwerbstätigkeit, weil der Rat ihm verbot, mit seinen Gesellen zu verkehren. Ein Pester Schneider verwickelte sich ebenso in eine langwierige Tortur, nachdem er einem Hinzurichtenden die Nase geputzt hatte, aber auch diejenigen mussten sich reinwaschen, die eine Tätigkeit ausübten, die mit dem oben erwähnten Henker oder dem Gerichtsdieners in Zusammenhang gebracht werden konnten. Ein Beispiel dafür ist, wenn einer Person nachgesagt wurde, sich an der Verhaftung von jemandem beteiligt oder unbeabsichtigt einen Hund oder ein Pferd getötet zu haben, denn die Schinderarbeiten mussten vom Henker verrichtet werden.

8 Siehe konkrete Beispiele für die Ehekonflikte von Zunftmeistern und Bürgern: Géra, Kóhalomból (fő)város, 375–380.

Kaiserin Maria Theresia verordnete 1761, dass die Kinder der Profossen, deren Aufgabenkreis dem der Gerichtsdienler ähnlich war, in die Zünfte aufgenommen werden müssten.⁹ Die einem Christen unwürdige, liederliche und daher verdächtige Lebensweise wie Unzucht, Trunksucht und Gewalttätigkeit konnten ebenfalls einen Ausschluss aus der Zunft nach sich ziehen. Hoffman, der oben erwähnte Gerber, und seine Frau wurden als junges Ehepaar verdächtigt, schon vor der Trauung miteinander sexuellen Kontakt gehabt zu haben, weshalb die Behörden bis zur Klärung der Sache – bis zur Geburt ihres Kindes – ihre Werkstatt schließen ließen. Bis dahin vergingen aber viele Monate, sodass die Hoffmans für lange Zeit keine Erwerbstätigkeit ausüben konnten. Aus ähnlichen Gründen wurde auch János Csizmadia angeklagt, weshalb die Zunft der Stiefelmacher seinen Aufnahmeantrag ablehnte. Die angeklagten Familien konnten nach einem monatelangen Verfahren in beiden Fällen ihre Situation zwar klären, doch wäre ihre Rehabilitierung ohne die Unterstützung des Rates nicht erfolgreich verlaufen. In der Gaststätte führten z. B. ein paar Gesellen der Schuhmacherzunft zwei Tage lang ein „Epikureerleben“. Sie konnten den Ausschluss zwar vermeiden, doch strich man ihnen einen Teil ihrer Dienstzeit und sie mussten eine bestimmte Zeit lang für ihren Meister unbezahlt arbeiten. Gesellen, die fortwährend ein verdächtiges Leben führten bzw. an der *französischen Krankheit* (Syphilis) litten, verzieh man nicht so schnell, denn sie wurden für immer ausgeschlossen und wurden aus der Stadt verbannt. Matthias Glänz – den jähzornigen, des Diebstahls angeklagten, in Schulden steckenden und später beim Ehebruch erwischten Strumpfstrickers – verurteilte der Rat kurz vor dem Erwerb des Bürger- und Meisterrechts zu einer Geldstrafe und zum Verlassen der Stadt; sein Haus wurde versteigert.¹⁰ Aus diesen Beispielen geht eindeutig hervor, dass die einzelnen Fälle individuell beurteilt wurden und vom jeweiligen Beziehungsnetz und dem finanziellen Status des Angeklagten beeinflusst waren, wodurch man für ähnliche Verstöße unterschiedliche Strafen verhängte.

Um die mit der Zunftmitgliedschaft und dem Bürgerstatus einhergehenden Vorteile (die relativ große finanzielle Sicherheit) genießen zu können, war es für die Meister am allerwichtigsten, ihre Ehre zu bewahren. Diejenigen, die statt

9 Eleonóra Géra, Buda város tanácsülési jegyzőkönyveinek regesztái 1704–1707 [Regesten des Ofener Stadtprotokolls 1704–1707]. Budapest 2009, 76; György Bónis, Buda és Pest bírósági gyakorlata a török kiűzése után [Die Gerichtspraxis von Buda und Pest nach der Vertreibung der Türken 1686–1708]. Budapest 1962, 56, 300.

10 Bónis, Buda és Pest, 155, 249, 251, 254, 256; Géra/Oross/Simon, Buda város tanácsülési, 215, 378; Géra, Kőhalomból (fő)város, 42–49.

in den Arrest, d. h. in eine moralisch akzeptierte Verwahrung unter der Aufsicht des oben schon erwähnten Gerichtsdieners, in das städtische Gefängnis kamen, verloren automatisch ihre Zunftmitgliedschaft und ihren Bürgerstatus. Nachdem der Schlosser Ulrich Johann Freymuth das Vertrauen seiner Kunden missbraucht und mit einem Nachschlüssel Einbruchsdiebstähle begangen hatte, hätte man ihn unter Berücksichtigung der erschwerenden Umstände zur Todesstrafe verurteilen können. Da man aber auf seine Familie Rücksicht nahm, wurde seine Strafe herabgesetzt: Der Familienvater musste zwar die Zunft verlassen und verlor sein Bürgerrecht, wurde vor der Öffentlichkeit geprügelt und aus der Stadt vertrieben, aber seine Frau durfte weiterhin die Bezeichnung „Frau Schlosser“ führen und wurde trotz des Willens der Zunft dazu verpflichtet, mithilfe eines Gesellen die Werkstatt weiter zu betreiben.¹¹ Dieser Fall zählt zu den Sonderfällen.

Der Verlust der Ehre, der nicht ausschließlich infolge eines gemeinrechtlichen Gerichtsurteils geschehen musste, führte unweigerlich zum sofortigen und unwiderruflichen Entzug des Bürgerrechtes und der Zunftmitgliedschaft. Damit kann man begründen, warum die Zahl der zu dieser Zeit entstandenen Einträge, die sich mit Ehrverletzungsangelegenheiten von Zunftmitgliedern befassten, so hoch war. Wenn jemand von einem Gleichrangigen als Lügner oder Dieb bezeichnet wurde oder eventuell von ihm behauptete, dass alles, was er gebacken hatte, steinhart sei, musste sich der Angegriffene an die Behörde wenden, um seinen guten Ruf wiederherzustellen. Ansonsten hieß es, dass er die Anschuldigungen anerkenne. Der Rat versuchte daher, durch strenge Bestrafung unbegründeter Klagen die Zahl der Ehrverletzungsangelegenheiten einzuschränken. Der Verleumder des oben erwähnten János Nyitrai und seiner Frau wurde deswegen gefesselt.¹²

Das Streben nach Wahrung der Ehre ist teilweise damit zu erklären, dass die im Prinzip unbescholtenen Bürger in der Stadt die politische Macht besaßen. Ausschließlich sie hatten das Recht, den Magistrat zu wählen, und nur sie konnten für die wichtigeren Ämter nominiert werden. Die den Meistertitel erworbenen Handwerker-Bürger konnten sich an der Gestaltung des städtischen öffentlichen Lebens aktiv beteiligen, wodurch sie die Chance erhielten, in die Äußerer Räte aufgenommen zu werden. Außerdem konnten sie als Kandidaten für jene Ämter, die außer ihrer eigenen Handwerkerkompetenz

11 Bónis, Buda és Pest bírósági gyakorlata, 158–159; Géra/Oross/Simon, Buda város tanácsülési, 342–343.

12 Bónis, Buda és Pest bírósági gyakorlata, 256.

keine weiteren speziellen Fachkenntnisse erforderten, infrage kommen. In der Regel wählte man unter den Handwerkern die hoch angesehenen Viertelmeister aus. Jene Funktionäre hatten unter ihren zahlreichen Tätigkeiten die Aufgabe, die für ihren Bereich festgestellten Steuern pro Kopf einzusammeln und wieder zu verteilen, womit sie in dieser Eigenschaft eine Vertrauensposition innehatten. Zunfthandwerker wurden auch mit der Abwicklung von Begutachtungen beauftragt, wie z. B. mit der Wertermittlung von Immobilien oder der Bestandsaufnahme von Nachlässen, und in der Regel wählte man auch die Vormunde städtischer Waisen unter ihnen aus. Für diese Aufträge erhielten sie eine Vergütung entweder in Geld oder in Naturalien. Ähnlich bevorzugt waren die Bürger, wenn es um große städtische Aufträge ging.

Der Wirkungsbereich der neuen Budaer Zünfte

Die ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt der Ansiedler nach der Vertreibung der Osmanen bzw. die politischen Verhältnisse spiegeln sich in der Komplexität der Budaer Zunftangelegenheiten wider.¹³ Es ist zunächst zu erwähnen, dass der Wirkungsbereich der Budaer Zünfte sich in vielen Fällen nicht ausschließlich auf den Bereich der Stadt beschränkte, denn in vielen Fällen (z. B. bei den Metzgern, Bäckern, Malern, Seilern, Fassbindern, Drehern, Kammachern, Lebkuchenbäckern, Rotgerbern und Bürstenbindern) waren alle Zunftmeister in den zurückeroberten Gebieten („Neoquistica“) den in der ehemaligen Hauptstadt entstandenen Hauptzünften untergeordnet. Manchmal gründete man gemeinsam mit der Zwillingsstadt Pest Zünfte, wodurch die Pest-Budaer Zünfte entstanden. Bei den Wiederaufbauarbeiten benötigte man viele ausgebildete Handwerker, weswegen der Anteil der Vertreter dieser Handwerke unter den Neuansiedlern ausgesprochen hoch war. Laut den Bürgerbüchern bekamen fünfzehn Maurer zwischen 1686 und 1705 den Bürgerstatus. Es ist kein Zufall, dass die erste Zunft, die in Buda gegründet wurde, die Einheitszunft der Maurer, Bildhauer und Zimmerer war, denn diese Branche erhielt 1691 für das ganze rückeroberte Gebiet einen einheitlichen Privilegienbrief¹⁴; die Pester Meister, die ähnliche Rechte besaßen, schieden 1695 aus jener Zunft jedoch aus.

Die Privilegienbriefe limitierten die Anzahl der künftig aufzunehmenden Mitglieder strikt, weshalb man in Buda die Aufnahme von sechs Maurern und

13 Zur ethnischen und religiösen Vielfaltigkeit der Bevölkerung siehe: Géra, Kőhalomból (fő)város, 49–81.

14 Nagy, Budapest története, 218.

drei Bildhauern und in Pest von vier Maurern und zwei Bildhauern zuließ. Diese Beschränkung galt bis 1777, bis sie wegen der erhöhten Nachfrage nach Meistern durch einen neuen Privilegienbrief aufgehoben wurde. Der Wirkungsbereich der Budaer Weißbäcker erstreckte sich über das von den Städten Neuhäusl (slowak. Nové Zámky), Stuhlweißenburg (ung. Székesfehérvár), Sombor (serb. Sombor), Neusatz (serb. Novi Sad), Orschowa (rum. Orşova), Karansebesch (rum. Caransebeş), Temeswar (rum. Timișoara), Arad, Großwardein (rum. Oradea) und Erlau (ung. Eger) umgrenzte Gebiet. Die Stuhlweißenburger (1719), Esegger (1722), Szegediner (1722), Raaber (1722) und Erlauer (1723) Meister wurden in die im Jahr 1719 zugelassene Pest-Budaer Hauptzunft der Lebkuchenbäcker (vom ungarischen König 1726 erweitert) integriert.¹⁵

Infolge des Entstehens der Pest-Budaer Zünfte wurde die Position der Partnerzünfte in Preßburg (slowak. Bratislava) geschwächt, denn diese Zunftgründungen trugen wesentlich dazu bei, der mitten im Land liegenden Hauptstadt aus der Zeit des Spätmittelalters eine zentrale wirtschaftliche Funktion zu verleihen. Das „Einrichtungswerk“, das unter der Leitung des Bischofs Leopold Kollonich (1631–1717) erarbeitet wurde, nahm z. B. einen starken Bezug auf die Förderung der Lederproduktion. Früher hatte man das für die Stiefelherstellung nötige Saffian- und Purpurleder zu hohen Preisen aus den osmanischen Territorien bezogen, obwohl alle Rohmaterialien, die man zur Lederbearbeitung brauchte, auch im Inland verfügbar gewesen waren. In den Jahren nach den Befreiungskriegen legte der Staat in seiner Wirtschaftspolitik daher größten Wert darauf, die Herstellung und Bearbeitung von Leder zu fördern.¹⁶ Die zu Ende des 17. Jahrhunderts in Buda angesiedelten Gerbermeister schieden 1700 aus der Preßburger Mutterzunft aus und erhielten vom Herrscher nun einen eigenen Privilegienbrief. Dessen Preis, der knapp 1200 Gulden betrug, zahlten die elf älteren Meister zusammen ein. Aus der Höhe der Summe, die dem Preis eines guten Hauses auf der Burg entsprach, kann man schließen, dass es sich bezahlt machte, in Buda ein Gerbergeschäft zu betreiben.

Die Budaer Meister konnten sich ihrer Unabhängigkeit allerdings nicht lange erfreuen, denn ihr Reichtum und die besondere Unterstützung der staatlichen Behörden zogen neue Gefahren nach sich: Eine Gruppe von Unternehmern

15 Ottó Domokos (Hg.), *Magyar néprajz* [Die ungarische Ethnografie]. Bd. 3. Budapest 1991, 30, 48–52.

16 János J. Varga, *Kísérletek Magyarország újratelepítésére 1689–1723* [Die Versuche zur Wiederbesiedlung Ungarns 1689–1723]. In: Péter Hanák (eds.), *Híd a századok felett. Tanulmányok Katus László 70. születésnapjára* [Die Brücke über die Jahrhunderte. Festschrift zum 70. Geburtstag von László Katus]. Pécs 1997, 137–150, hier 138.

aus den Reichsstädten Nürnberg, Ulm und Augsburg versuchten unter Nürnberger Leitung die geschäftlichen Beziehungen zur Budaer Zunft zu vertiefen. Die lokalen Meister erkannten sogleich, dass die auf den Ausbau einer ‚Partnerschaft‘ abzielenden Maßnahmen zu ihrer ‚Einschmelzung‘ führen werden. Unter dem Vorwand der Freizügigkeit der Gesellen und Lehrlinge wurden sie von den Nürnbergern aufgefordert, ihnen das Namenverzeichnis samt Geburtsurkunden, die Lehrlings- und Meisterbriefe aller Zunftmitglieder zuzuschicken, und der Zunftmeister wurde von ihnen nach Nürnberg eingeladen, um dort ‚Verhandlungen‘ zu führen. Die Budaer Zunft zögerte die Erfüllung dieser Bitte hinaus, indem sie verschiedene Ausreden erfand. Man meinte, die Post- und Reisekosten seien zu hoch und die Zunft sei noch zu jung, um sich solche Reisen leisten zu können. Vergebens drohte man ihnen Strafen an, denn sie beharrten auf ihren neu erworbenen Privilegien und empfahlen den Nürnberger und Ulmer Meistern, die ältere Preßburger Zunft zu kontaktieren.¹⁷

In den Pest-Budaer Einheitszünften galten die Budaer Meister als die vornehmeren, weshalb die Pester Meister oft versuchten, sich selbstständig zu machen, was bei den Budaer Meistern wiederum auf Missfallen stieß. So kam es manchmal vor, dass der Budaer Magistrat die Budaer Meister auf die Bitte der Pester Meister aufforderte, die Belästigung ihrer jenseits der Donau tätigen Kollegen bis zur Ausstellung von deren Privilegienbrief zu unterlassen.¹⁸

Die Zünfte als Mittel der Germanisierung und Katholisierung

Die ersten zwei Punkte der an den Magistrat adressierten Amtsverordnung der Budaer Kameraladministration (1696) betonten, dass die höheren Behörden es als die wichtigste Aufgabe des Stadtrats ansähen, die fromme und tugendhafte städtische Gemeinschaft aufrechtzuerhalten.¹⁹ Bei der Umsetzung dieses Plans erwiesen sich die Zünfte, die auch als religiöse Gesellschaften fungierten, als sehr nützlich. Ihr Zunftbrief – ausgenommen jener der sogenannten raitzischen (serbisch-orthodoxen) Zünfte – enthielt Absätze, in denen der regelmäßige Kirchenbesuch und die Teilnahme an Messen verbindlich vorgeschrieben

17 Budapest Főváros Levéltára [Budapester Stadtarchiv] [= BFL], Buda Város Tanácsának iratai. [Schriften des Budaer Magistrats] [= IV.1002], Tanácsí levelezés [Korrespondent der Stadt] (= j.), Zunftprotokoll (1700), 29. Mai, 30. Juni, 2. August, 17. September, 17. November 1701, 3. Januar 1702.

18 Ein Beispiel dafür war der Fall der Budaer Hauptzunft, die die Gründung der Pester Schlosserzunft behinderte. Siehe: Géra/Oross/Simon, Buda város tanácsülési, 118.

19 Bónis, Buda és Pest bírósági gyakorlata, 27–32.

waren. Außerdem erinnerte man an die besondere Verehrung der Jungfrau Maria und der Dreifaltigkeit.

Nach den Pestepidemien der frühen 1690er-Jahre hatte die Stadt das Gelübde abgelegt, zukünftig ausschließlich Katholiken als Bürger aufzunehmen, weshalb unter den Einwohnern nun überhaupt keine Protestanten mehr geduldet wurden. Zeitgleich mit der Einreichung ihrer Bewerbung um den Bürgerstatus beim Rat oder bei der Zunft mussten sich die Anhänger anderer Religionen bereit erklären, zum katholischen Glauben überzutreten. Der Fassbinder Georg Aurisch war der Einzige, von dem wir wissen, der seine evangelische Religion lange geheim halten konnte, und da er vorspielte, katholisch zu sein, wurde er als Bürger und Meister aufgenommen. Die kirchlichen Behörden und der Rat berücksichtigten, dass er sich jahrelang wohl verhalten habe, sodass man ihm nur aufbürdete, zum katholischen Glauben überzutreten und eine höhere Strafe zu zahlen.²⁰

Gegenüber den um Integration sehr bemühten Italienern überwogen unter den Bürgern und Zunftmeistern die Deutschsprachigen, wodurch jene sowohl im politischen als auch im wirtschaftlichen Leben der Stadt die entscheidendste Rolle spielten. Über die Stadträte konnten sie das Wirtschaftsleben von Buda mitgestalten, was auch dem Willen des Herrschers entsprach. Es ist also kein Wunder, wenn die Zünfte der Deutschen stets als die vornehmeren und reicheren galten. Außerdem ist zu beobachten, dass die deutschsprachigen Räte bei verschiedenen Streitigkeiten ihre Standesgenossen zu begünstigungen versuchten.²¹

Nur den privilegierten orthodoxen *Raitzen* war es erlaubt, für gewisse Handwerke eigene Zünfte aufzustellen, doch verfügten jene über einen geringeren Spielraum als die deutschen Zünfte; in den meisten Fällen waren sie ihnen sogar untergeordnet. Eine ähnliche Beeinträchtigung der Rechte bedeutete

20 Ebenda, 174.

21 Géra, Kőhalomból (fő)város, 49–51. Zum Streit zwischen den raitzischen und deutschen Schneidern schrieb der Rat an die Ungarische Kanzlei: *Minime dubitantes, quin debitam partitione ambae partes exhibiturae sint, interim tamen in decidenda hac causa majorem favorem nostros Germanos Sartores mereri contestamur, in quem finem ipsos enixe recommendatos volumus.* Später wurden die dem Rat widerstehenden raitzischen Schneider arretiert und ihnen wurde vorübergehend die Ausübung ihres Handwerks untersagt. Magyar Nemzeti Levéltár [Ungarisches Nationalarchiv] [= MNL], Országos Levéltár [Landesarchiv] [OL], Magyar Kancellária Levéltára [Archiv der Ungarischen Hofkanzlei] [A 28], 23. Oktober, 4. September 1700, fol. 7–10.

auch der Status des sogenannten geschützten Bürgers, der mit weniger Privilegien einherging als der echte Bürgerstatus. Die Absicht des Stadtmagistrats war nicht zu übersehen, als er ankündigte, wonach die gemeinsamen Zunftveranstaltungen teilweise dem Zweck dienten, den Orthodoxen mithilfe von friedlichen Mitteln *ihre barbarische Sprache und Gewohnheiten* abzugewöhnen. Über ein anderes Mittel verfügten sie hingegen nicht, weil jenen vom Monarchen in einem eigenen Privilegienbrief die freie Religionsausübung und das Selbstverwaltungsrecht innerhalb der Gemeinde zugesichert wurden.

Eine erste eigene Zunft wurde 1695 von den Schneidern und Tuchmachern in Taban (Vorstadt von Buda) gegründet. Im Sinne ihres auch vom Herrscher verstärkten Privilegienbriefes durften sie ihre Produkte nicht nur auf Messen frei verkaufen, sondern ebenfalls in ihren Geschäften, in der „Landstraße“ genannten Vorstadt, auf dem Hauptplatz und auch in der Straße, die durch das Stuhlweißenburger Tor führte. Das bedeutete, dass in den anderen Teilen der Stadt ausschließlich die deutschen Zunftmitglieder eine Geschäftstätigkeit betreiben durften. Dieser ersten Zunft folgte die Zunft der Metzger (1724), der Decken- und Rockmacher und dann der Kürschner, die Streitigkeiten mit den Schneidern auslöste, die durch den Beschluss des Inneren Rates jedoch beschwichtigt wurde. Die Tabaner raitzischen Kürschner hatten gemeinsam mit den katholischen Raitzen und der gleichfalls katholischen armenischen Gemeinde eine gemeinsame Zunft, weshalb die zwei Schlüssel zur Zunfttruhe bei einem katholischen und einem orthodoxen Raitzen aufbewahrt wurden. Die raitzischen Seifenmacher und Pantoffelmacher (Papotschenmacher) gehörten organisationsrechtlich zur Pester Mutterzunft²², woraus ersichtlich ist, dass ein Großteil der Tabaner Zünfte sich mit der Herstellung von Textilwaren beschäftigte und es unter ihnen zahlreiche Handwerker (Kappenmacher, Rockmacher, Deckenmacher) gab, die sich auf die Herstellung gewisser Produkte spezialisierten und dabei vor allem die speziellen Bedürfnisse der lokalen Tabaner Gemeinde deckten. Der Magistrat verbot den Mitgliedern der Zünfte der katholischen Südslawen (Kroaten, *croaticae artis magistri*) und der Ungarn, eigene Zünfte zu gründen. Dieses Verbot galt selbst dann, wenn sie dafür das nötige Geld hätten

22 Albert Gárdonyi, Buda város közigazgatása s közigazgatási viszonyai a XVII. század végén [Die Verwaltung und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt Buda am Ende des XVII. Jahrhunderts]. In: Századok 50 (1916) 585–619, 595, 597; Lajos Nagy, Rácok Budán és Pesten (1686–1703) [Die Raitzen in Buda und Pest (1686–1703)]. In: Tanulmányok Budapest Múltjából 13. (1959) 57–101, 73–75; Géra, Buda város jegyzőkönyvei 1704–1707, 66, 95, 132, 140, 143, 185, 234.

auftreiben können. Im Jahr 1701 baten die Stadträte von Buda die Ungarische Hofkanzlei um Hilfe, damit sie die Anträge der Südslawen und Ungarn, eigene Zünfte zu gründen, mit Unterstützung der Hofkanzlei konsequent abweisen konnten. Aus rein praktischen Gründen betonte der Magistrat, dass zwei offizielle Sprachen (Latein, Deutsch) in einer Stadt völlig ausreichend seien, denn mit vier Sprachen werde die Verwaltung funktionsunfähig. Natürlich wurde auch die angebliche Unzuverlässigkeit der Dolmetscher erwähnt.²³ Hinzu kam, dass die orthodoxen Südslawen nicht das lateinische Alphabet benutzten.

Dass in den Lebensverhältnissen der die gleichen Tätigkeiten ausübenden, aber unterschiedlichen Nationen zugehörenden Meister große Unterschiede bestanden, war der die deutschen Meister begünstigenden Marktregulierung zu verdanken. In einem undatierten Verzeichnis, das die Namen in der Schneiderzunft auflistete, zählte die deutsche Zunft neunzehn Mitglieder, während die in der deutschen Zunft integrierte, fälschlicherweise als „ungarische Zunft“ bezeichnete Gruppe zwölf Mitglieder enthielt. Die ungarischen Schneider, die billiger als ihre deutschen Kollegen arbeiteten, lebten im Allgemeinen in den von Ärmern bewohnten städtischen Außenbezirken und gehörten auch selbst zu den Ärmern. Die Kleider nach ungarischer Art waren wesentlich billiger als die nach der deutschen Mode angefertigten, weshalb in Nachlassinventaren von ausgesprochen armen Deutsch sprechenden Stadtbewohnern mitunter von „ungarischen Kleidern“ die Rede ist. Unter den zahlreichsten und zugleich ärmsten Tabaner orthodoxen Schneidern waren sechsundzwanzig Meister eingetragen, von denen sich die Hälfte so sehr verschuldeten, dass sie nicht einmal in der Lage waren, ihren Beruf auszuüben. Noch stärker fällt der Unterschied zwischen den Metzgern ins Auge. Die Metzger, die sich am Rinderfernhandel beteiligten, waren beinahe ausnahmslos reiche Leute, die sich nicht mit den Möglichkeiten zufriedengaben, die mit einer Position im Äußeren Rat verbunden waren, denn sie verlangten in der städtischen Innenpolitik immer mehr Mitspracherechte. Ihre in bescheideneren Verhältnissen lebenden ungarischen Kollegen hingegen fanden nur in den Außenstadtbezirken einen Platz für sich, und unter den Tabaner katholischen und orthodoxen Raitzen lebten sogar

23 Nagy, Rácok Budán és Pesten, 81: *Quam ut praesint, ut tandem germanisati, et bonis moribus per frequentiores ceuales conventiones imbuti, etiam major fructus animarum praesertim schismaticorum sperandus sit.* MNL OL A 28, 9. April 1701, 9. fol. 15–17.

völlig Verarmte. Es gab sogar solche, die gezwungen waren, die zur Ausübung ihres Handwerks nötigen Werkzeuge zu verkaufen.²⁴

Die Anfänge bürgerlichen Bewusstseins

Der gemeinsame Auftritt der Äußerer Räte, zu denen die anderen Zünfte gehörten, lässt sich vermutlich auf die Ereignisse im Mai 1709 zurückführen, als der Magistrat versuchte, die Kosten für die Schutzmaßnahmen gegen die Pest zu decken, indem er von den Zünften Geld verlangte. Als sie es verweigerten, beklagten sich die Räte bei dem Burghauptmann über die unsolidarischen Zünfte und forderten von den Stadtbewohnern außerordentliche Steuern ein. Jene wurden teilweise jedoch nach Handwerkssparten festgelegt, wodurch die Meister die Steuerzahlung nicht umgehen konnten.²⁵ In diesem Konflikt zeichnete sich der nach dem Aufstand ausgebrochene Zwist zwischen den Zünften und dem Magistrat ab, was einen immer selbstbewusster werdenden Auftritt des Äußerer Rates mit sich brachte. Nach dem Rákóczi-Aufstand und der Pestepidemie kam es zwischen der Stadt und den Militärbehörden schließlich zur Eskalation des Konflikts. Ohne auf das sichtbare Elend in der Stadt Rücksicht zu nehmen, befahl der Burghauptmann die den Stadtbewohnern aufgebürdeten Leistungen gnadenlos einzutreiben, die Kasernen bewohnbar zu machen und die Soldaten einzuquartieren. Schon die gewaltsamen Requirierungen und die ständige Beleidigung der städtischen Beamten führten zu einer erhitzten Stimmung auf den Straßen, doch hatten die Stadträte noch einen weiteren Grund für Unruhe, denn der Herrscher entzog der Stadt die Hoheit über mehrere Immobilien – konkret über die Häuser eines Aristokraten und des Stadtarztes sowie über ein Kloster. Diese Geste hat man als Angriff auf die kürzlich erworbenen Stadtprivilegien gedeutet.²⁶ Die Spannung unter den Einwohnern nahm durch die wirtschaftliche Krise noch zu, weshalb die Bürger und die Mitglieder des Äußerer Rates immer offener Kritik am Magistrat übten. Die Handwerker-Bürger beschwerten sich darüber, dass in den letzten Jahren des Rákóczi-Aufstandes ungebildete Beamte in den Magistrat aufgenommen worden waren, denn in diesem Fall war man von der vorgeschriebenen Zeit abgewichen, in

24 BFL IV.1002 Vegyes iratok [Gemischte Schriften] [= uu.], A Nr. 514.; Simon, Buda város topográfiai, 49.

25 Géra, Buda város jegyzőkönyvei 1708–1710, 185, 213.

26 BFL IV.1002. Ágensí levelezés [Korrespondenz der Stadtagenten] [= k], Karton 4, 30 September, 17 November 1709; BFL IV.1002. Országgyűlési iratok (Acta diaetalia) [Schriften des Reichstages] [= ff] Karton 1, 15 März, 20 April, 15 August 1708.

der man zuerst im Äußeren Rat tätig gewesen sein musste. Neben den Händlern, Badern und Apothekern hatten nur die im Bauwesen tätigen Handwerker die Chance, einmal eine Position im Inneren Rat zu bekommen – vorausgesetzt, dass sie reich genug wurden und über die nötigen Kontakte verfügten –, wogegen die Vertreter anderer Sparten nur sehr selten in den Magistrat aufgenommen wurden. Die durch die Kriegsjahre und die Pestepidemie verursachte Wirtschaftskrise, der vorübergehende Abbruch der Handelskontakte und die Uneintreibbarkeit der Außenstände führten bei den Händlern zu einem großen Vermögensverlust. Gewisse Handwerksbranchen wie die der Wagner, Metzger und Gerber waren von der Krise jedoch nicht so schwer betroffen, weshalb sich die reicheren Handwerker mit der unbedeutenden Position im Äußeren Rat nicht mehr abfinden wollten, sondern immer mehr Mitspracherechte bei den städtischen Angelegenheiten verlangten, über die bisher nur die Inneren Räte disponiert hatten. Dazu kam, dass immer breiter werdenden Schichten die schlechte Wirtschaftslage der Stadt bewusst wurde.

Im März 1711 reichten die vom Äußeren Rat aufgehetzten Bürger – wie noch nie zuvor – ihre Klagepunkte beim Magistrat ein und forderten ihn auf, diese Punkte in aller Öffentlichkeit zu besprechen. Unter anderem wollten sie wissen, wie hoch die Schulden wirklich waren, und verlangten die Überprüfung der Abrechnungen der Äußeren Räte. Da diese Vorschläge auf eine moderne Funktionsweise der Behörden abzielten, liegt die Vermutung nahe, hinter dieser Aktion habe sich der die neue Stadtpolitik des Herrschers vertretende kaiserliche Beamte, der in Buda wohnhafte Christoph Zennegg, verborgen, der die Budaer „Kameral-Administration“ leitete. Indem er auch später die mit den Räten unzufriedenen Handwerker und die Äußeren Räte beriet, kamen jene in die Lage, im Jahr 1715 ihre Klageliste bei der Ungarischen Hofkanzlei einzureichen. Unter den Klagen der Bürger und des Äußeren Rates tauchten die Ungerechtigkeiten, die die Zünfte zu erdulden hatten, immer wieder auf. Sie warfen dem Magistrat vor, dass er unter dem Vorwand der Entsendung der Ratskommissionen jährlich und pro Zunft 6 Gulden einkassierte und den jungen Budaer Bürgern, die in der Fremde ein Handwerk erlernt hatten, keine Ermäßigungen gewähre, sondern er erhebe bei dem Erlös ihres Bürgerrechtes die bei den Fremden übliche Gebühr (statt 5 Gulden 25 Gulden). Die Bürger meinten, dass die Geldbeschaffung des Magistrats, als er 35 orthodoxen Raitzen das Bürgerrecht erteilt hatte, ohne sie zur Konversion zur katholischen Religion zu verpflichten, eine absichtliche Demütigung sei. Angesichts des unter den Bürgern herrschenden Zwiespalts, der ständigen Unruhen, der Verschuldung der Stadt und der willkürlichen Verwendung der Militärsteuer fassten die Behörden im

Sommer 1722 endlich den Entschluss einzugreifen. Sie warteten die Beamtenwahl nicht ab, sondern verordneten unverzüglich ein Ermittlungsverfahren. Die Ungarische Hofkammer sandte Tamás Maholányi und István Jeszenszky nach Buda, die feststellen sollten, was den wichtigsten Auslöser des Konflikts ausmache – die Tatsache, dass das Bürgertum keine zufriedenstellende Interessenvertretung innehatte. Infolge des zu Ostern 1723 ausgebrochenen Brandes ließ die Selbstsicherheit der Inneren Räte deutlich nach, weshalb sie sich vorübergehend nicht trautes, das Wohlwollen des Herrschers und der Behörden aufs Spiel zu setzen. Ohne die Räte zu befragen, erwählten die Kommissare des Königs aus dem Namenverzeichnis der 380 Bürger 78 Personen (die sogenannten *ein hundred Bürger*), und suchten weitere Bürger aus, mit denen sie die Anzahl der Äußerer Räte auf 30 Personen erweiterten. Weiters verordneten die Kommissare, dass der zwischen den zwei Körperschaften vermittelnde Fürsprecher der Bürgerschaft aus den drei Kandidaten der Äußerer Räte nominiert und von den Hundert gewählt werden solle. Die Rechte und Pflichten eines solchen Fürsprechers kann man dem umformulierten Amtsgelübde entnehmen, wonach es seine wichtigste Aufgabe sei, die Freiheit der Bürgerschaft zu hüten. Zugleich erhielt er die Aufgabe, heimliche Versammlungen und Konspirationen zu verhindern und anzuzeigen. Die Hundert und die Äußerer Räte erhielten im Rathaus einen eigenen Sitzungssaal, wo sie über die gemeinsamen Angelegenheiten der Bürgerschaft diskutieren konnten. Danach führte der Fürsprecher der Bürgerschaft dem Inneren Rat deren Standpunkt aus. Mit dieser Praxis hatten sich die Bürger auch das Recht erkämpft, die Erhebung der Militärsteuer zu überwachen und die Abrechnungen zu überprüfen.²⁷

Die im Zuge der Hundert aus den Gerbern oder Metzgern ausgewählten Fürsprecher der sogenannten bürgerlichen Bewegung und die Äußerer Räte mussten noch lange dafür kämpfen, um die Macht des Magistrats zu beschränken und um bei den städtischen Angelegenheiten mehr Mitspracherecht zu erringen. Die im Jahr 1727 durch königliche Verordnung ins Leben gerufene Wahlbürgerschaft, die aus den außerstädtischen Richtern und ihren je zwei Geschworenen, Zunftmeistern und den zwei ältesten Zunftmitgliedern einer jeden Zunft bestand, konnte ihre Funktion infolge des Widerstands des Magistrats jedoch erst zehn Jahre später erfüllen.²⁸

27 Lajos Schmall, *Adalékok Budapest székes főváros történetéhez* [Beiträge zur Geschichte der Hauptstadt Budapest]. Budapest 1899, 141–150.

28 BFL IV.1002. uu Karton 74, Die Beschwerde der Bürgerschaft 1715, 1722.

Fazit

Die ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt der Ansiedler nach der Vertreibung der Osmanen bzw. die politischen Verhältnisse spiegelten sich in der Komplexität der Budaer Zunftangelegenheiten wider. In der Stadt Buda wurden zweierlei Typen von Zünften anerkannt: Es handelte sich zum einen um Zünfte der orthodoxen Raitzen, die das Privileg besaßen, ihre eigene Sprache benutzen zu dürfen. Die anderen Zünfte hingegen waren dazu verpflichtet, ihren Geschäftsgang auf Deutsch abzuwickeln. Der Magistrat verbot den Mitgliedern der Zünfte der katholischen Südslawen (Kroaten) und Ungarn (Magyaren), eigene Zünfte zu gründen. Aus rein praktischen Gründen betonte der Magistrat, dass zwei offizielle Sprachen in einer Stadt völlig ausreichend seien, denn die Verwaltung werde mit vier Sprachen funktionsunfähig. Hinzu kam, dass die orthodoxen Südslawen nicht das lateinische Alphabet benutzten. Sobald die Ungarn und Kroaten ihr Handwerk ausüben wollten, mussten sie deutschen Zünften beitreten, wobei sie sich deshalb im städtischen öffentlichen Leben immer erfolgreicher durchsetzen konnten und verschiedene Ämter innehatten. Neben den mit den Deutschen am schnellsten assimilierenden Italienern überwogen die Deutschsprechenden unter den Bürgern und Zunftmeistern, sodass sie über die Zünfte sowohl im politischen als auch im wirtschaftlichen Leben der Stadt eine entscheidende Rolle spielten und über ihre Räte das Wirtschaftsleben von Buda mitgestalten konnten, was auch den Willen des Herrschers widerspiegelte. Es ist also kein Wunder, dass die Zünfte der Deutschen immer als vornehmer und reicher galten. Außerdem ist zu beobachten, dass die Deutsch sprechenden Räte bei den verschiedenen Streitigkeiten ihresgleichen zu begünstigen versuchten. In den Lebensverhältnissen der die gleichen Tätigkeiten ausübenden, aber unterschiedlichen Nationen zugehörenden Meister zeigen sich also große Unterschiede.

Wie schon erwähnt, wurde es nur den privilegierten orthodoxen Raitzen erlaubt, für gewisse Handwerke eigene Zünfte aufzustellen. Allerdings verfügten jene über einen geringeren Spielraum als die deutschen Zünfte und waren ihnen in den meisten Fällen untergeordnet. Eine ähnliche Beeinträchtigung der Rechte bedeutete auch der Status des sogenannten geschützten Bürgers, der mit weniger Privilegien einherging als der echte Bürgerstatus. Die Absicht des Stadtmagistrats war nicht zu übersehen, als er ankündigte, dass die gemeinsamen Zunftveranstaltungen teilweise dem Zweck dienten, den Orthodoxen mithilfe von friedlichen Mitteln ihre Sprache und Gewohnheiten abzugewöhnen. Ein anderes Mittel hatten sie tatsächlich nicht, weil die freie Religionsausübung und das Selbstverwaltungsrecht innerhalb der Gemeinde in ihrem Privilegienbrief

vom Herrscher zugesichert waren. Der Magistrat verheimlichte gar nicht, dass er die Zünfte für ein wirksames Mittel hielt, die Germanisierung und Katholisierung zu forcieren. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass die starken Bestrebungen des Magistrats, die nicht-deutschen ethnischen Gruppen zu assimilieren, bei Weitem nicht mit den Intentionen der Ungarischen Hofkanzlei im Einklang standen. Hier lag also keine allgemeine politische Strategie des Wiener Kaiserhofes zugrunde; vielmehr waren diese Bestrebungen eine Intention der lokalen Entscheidungsträger.

Karl-Peter Krauss

Sehnsuchtsort und Konfliktraum. Sozialisierungsprozesse von Wandergesellen in ungarischen Städten

Sehnsuchtsorte und sozioökonomische Rahmenbedingungen

Viele Auswanderer aus deutschen Territorialstaaten und -herrschaften verorteten ihre Sehnsucht nach einem besseren Leben im Königreich Ungarn. Es waren häufig konstruierte Wirklichkeiten einer ersehnten „Heimat“. *Gefühle schreiben Geschichte*, bemerkte Jan Plamper im Klappentext seines Buches über die „Grundlagen der Emotionsgeschichte“.¹ Ein bedeutender Transmissionsriemen der Sehnsucht nach einem besseren Leben in einem anderen Land waren die sozioökonomischen Rahmenbedingungen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Immer breitere Bevölkerungskreise litten unter den begrenzter werdenden Ressourcen einer Knappheitsgesellschaft im ausgehenden Ancien Régime. Eine Ursache lag in dem starken Bevölkerungswachstum nach der demografischen Katastrophe im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648). Für diese Entwicklung steht etwa das Herzogtum Württemberg. Im Jahr 1697 lebten dort 284 100, 1754 bereits 477 100 und 1802 ganze 659 200 Menschen. Zwischen 1812 und 1832 betrug die Bevölkerungszunahme weitere 212 909 Seelen.²

Die demografische Dynamik führte zu einer Zunahme der ländlichen und städtischen Unterschichten. Auf dem Land gab es eine breite Streuung der Besitzverhältnisse. Gerade in den Anerbengebieten, wozu der überwiegende Raum Mitteleuropas gehörte, bestand eine fast ständische Gliederung der ländlichen Gesellschaft. Neben ganzen Bauernwirtschaften gab es halbe oder viertel Wirtschaften. Es folgten Klein- und Kleinstwirtschaften sowie Tagelöhner. Da die Rechte und Pflichten der Dorfbewohner an die Besitzverhältnisse gebunden

1 Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München 2012.

2 Wolfgang von Hippel, *Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1984, 29.

waren, blieben die Armen auch gesellschaftlich am Rande.³ In den wachsenden Städten betrug der Anteil der Unterschichten in der Frühen Neuzeit kaum unter 50 Prozent. Den Mittellosen blieb die Aufnahme in das Bürgerrecht mit den damit verbundenen Rechten weitgehend verwehrt.⁴

Das Bevölkerungswachstum sowie zahlreiche Kriege führten ab dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts zu einer Agrarkonjunktur mit europaweit steigenden Preisen für das Hauptnahrungsmittel Getreide bis zu der verheerenden Hungerkrise im Jahr 1817, gleichzeitig fielen die Preise für handwerkliche Produkte.⁵ Der wachsenden Zahl an Handwerksgesellen fiel es immer schwerer, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen und eine auskömmliche Meisterstelle zu erlangen. Die Zünfte verschlossen sich dabei häufig gegenüber Neuankömmlingen und privilegierten ihre Meistersöhne, weshalb sich immer wieder „Handwerksdynastien“ etablierten.⁶ Die für viele Handwerksberufe vorgeschriebene Wanderpflicht führte zu einem zweigeteilten Arbeitsmarkt mit niedergelassenen Meistern und hinsichtlich ihrer Mobilität notgedrungen flexiblen Gesellen, die versuchten, sich dynamisch an den Arbeitsmarkt anzupassen.⁷

Die Wanderpflicht für Handwerksgesellen führte zu einem gewissen Wissenstransfer und zur Verbreitung handwerklicher Innovationen.⁸ Die Verflechtungen zwischen verschiedenen Räumen, der Austausch von Informationen

3 Wolfgang von Hippel, *Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit*. München 2013, 15 f.

4 Ebenda, 18 f.

5 Wilhelm Abel, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter*. Hamburg, Berlin 1966, 182.

6 Heinz-Gerhard Haupt, *Neue Wege zur Geschichte der Zünfte in Europa*. In: Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), *Das Ende der Zünfte. Ein europäischer Vergleich*. Göttingen 2002, 9–37, 21 f.

7 Reinhold Reith, *Zünfte im Süden des Alten Reiches: Politische, wirtschaftliche und soziale Aspekte*. In: Haupt, *Das Ende der Zünfte*, 62.

8 Rainer S. Elkar, *Lernen durch Wandern? Einige kritische Anmerkungen zum Thema „Wissenstransfer durch Migration“*. In: Knut Schulz (Hg.), *Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit*. München 1999, 213–232; Reinhold Reith, *Technische Innovationen im Handwerk der frühen Neuzeit? Traditionen, Probleme und Perspektiven der Forschung*. In: Karl Heinrich Kaufhold/Wilfried Reininghaus (Hgg.), *Stadt und Handwerk in Mittelalter und früher Neuzeit*, Köln-Weimar-Wien 2000, 21–60.

und Fertigkeiten ergaben Nivellierungen in der Handwerkstechnik.⁹ Oft ließen sich Handwerksgelesen auf der Wanderschaft dort nieder, wo sie glaubten, eine sichere Existenz zu finden. Für nicht wenige Gesellen waren auf diesen Wanderungen Hunger, Durst und Kälte ständige Begleiter. Dem Wunsch nach Informationen über lohnende Wanderziele wurde eine umfangreicher werdende Ratgeberliteratur gerecht. Wie groß das Interesse daran war, zeigt das seit 1737 mehrmals in hohen Auflagen von mehreren Tausend Druckexemplaren vertriebene „Hand- und Reise-Buch“ von Ernst Friedrich Zobel (1687–1756).¹⁰

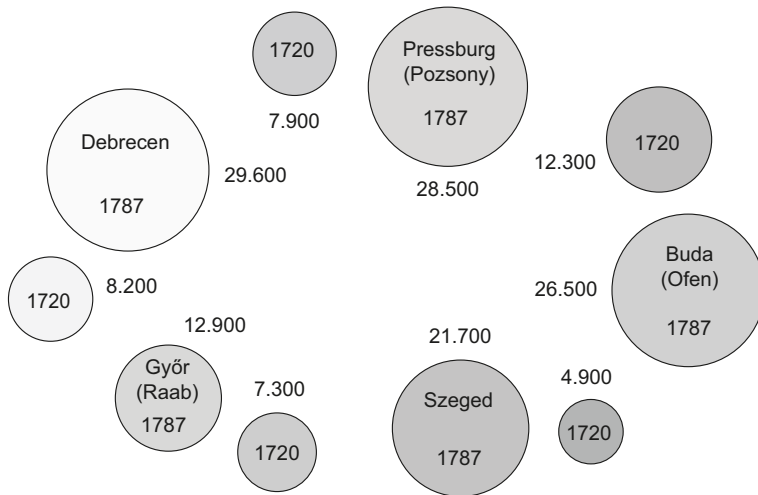


Abb. 1 Die größten Städte Ungarns und ihr Wachstum von 1720 bis 1787 Zoltán Kaposi, Die Entwicklung der Wirtschaft und Gesellschaft in Ungarn 1700–2000. Passau 2007, 14.

Das Königreich Ungarn mit dem im 18. Jahrhundert aufstrebenden Städtewesen wurde für viele Wandergesellen zu einem Sehnsuchtsraum. Im ausgehenden 18. Jahrhundert gab es dort 61 königliche Freistädte, wobei nur ein

9 Wilfried Reininghaus, Migrationen von Handwerkern. Anmerkungen zur Notwendigkeit von Theorien, Konzepten und Modellen. In: Schulz (Hg.), Handwerk in Europa, 195–212, 200.

10 Ernst Friedrich Zobel, Hand- und Reise-Buch für alle und jede in die Fremde ziehende Junge Personen, so sowohl Kauffmans-Bediente, als auch andere Künstler und Handwerks-Gesellen...[Altdorf] 1737.

Viertel dieser Orte mehr als 10 000 Einwohner hatte.¹¹ Die größte Bevölkerungskonzentration mit fast 60 000 Einwohnern bestand in den benachbarten Städten Ofen (ung. Buda), Pest und Altofen (ung. Óbuda). Hinzu kamen rund 600 Marktflecken mit bis zu 5000 Einwohnern. Gleichwohl lebten Ende des 18. Jahrhunderts nur etwa 15 Prozent der Bevölkerung des Königreichs in den königlichen Freistädten und Marktflecken, wobei letztere in grundherrschaftlichem Besitz waren.¹² In den Grundherrschaften bestand insbesondere in den Herrschaftssitzen ein großer Bedarf an Handwerkern. So hatte sich die Zahl der Handwerker in Ungarn vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis um 1828 ungefähr verzehnfacht.¹³ Zwischen 1680 und 1790 ließen sich mindestens 50 000 bis 60 000 Handwerker aus dem Reich in Ungarn nieder, zumal das Bürgertum in den großen Städten zumeist deutschsprachig war¹⁴, weshalb die Ratgeberliteratur auch ungarische Städte anpries.¹⁵

Josef Ehmer wies darauf hin, dass Autobiografien von Meistern und Gesellen „ein buntes Bild voller Individualität, voller widersprüchlicher Motive und Strategien“ ergeben.¹⁶ Ziel dieses Beitrags ist die individuelle, historisch-anthropologische Annäherung an Handwerksgelesen, die sich in Städten des Königreiches Ungarn niederließen. Zugrunde liegen Ego-Dokumente in Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, der Zivil- und Straferichtsbarkeit. Erwartungsgemäß eröffnet sich ein breites Spektrum an Erfahrungen und Lebenswelten, die Rudolf Vierhaus als *wahrgenommene Wirklichkeit [...], in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren*, definierte.¹⁷

11 Tamás Faragó, Das ungarische Zunftwesen im 18. Jahrhundert anhand quantitativer Zeugnisse. In: Haupt (Hg.), Das Ende der Zünfte, 251–270, 252.

12 Ebenda, 253 f.

13 Zoltán Kaposi, Die Entwicklung der Wirtschaft, 31.

14 Faragó, Das ungarische Zunftwesen, 259.

15 Geographisch- und topographisches Reisebuch durch alle Staaten der österreichischen Monarchie nebst der Reiseroute nach Petersburg durch Pohlen. Wien 1789, 77.

16 Josef Ehmer, Traditionelles Denken und neue Fragestellungen zur Geschichte von Handwerk und Zunft. In: Friedrich Lenger (Hg.), Handwerk, Hausindustrie und die historische Schule der Nationalökonomie. Bielefeld 1998, 19–76, 54.

17 Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung. In: Wege zu einer neuen Kulturgeschichtsschreibung. Mit Beiträgen von Rudolf Vierhaus und Roger Chartier. Göttingen 1995, 7–28, 13.

Das breite Spektrum an Erfahrungswelten

Der Korridor der Erfahrungswelten von Wandergesellen in Ungarn war sehr breit; es öffnet sich ein Kaleidoskop an euphorischen Berichten, dramatischen Schicksalen und ambivalenten Wahrnehmungen. Die Niederlassung des Braumeisters Michael Kohler in Paráđ im Komitat Heves steht für die Metapher „Erfolg“, als er seinem Vater nach Glatt im Fürstentum Hohenzollern schrieb: *...so gescheud bin ich schon, das ich nicht von euner Wirthschaft herauß gehe und mich ihn Bettel Stab setze.*¹⁸

Zwischen jahrelangem Hoffen und Bangen schwebte der Hutmachermeister Georg Zischinger aus Gundelfingen an der Donau¹⁹ im Kurfürstentum Bayern.²⁰ Er wollte sich in Csakathurn (kroat. Čakovec) niederlassen und heiraten; mit erspartem Geld hatte er ein Haus gekauft, benötigte aber noch dringend seine Erbschaft in Gundelfingen. Doch die restriktiven bayerischen Gesetze ließen dies nicht zu, denn er war ohne Konsens ausgewandert; deshalb wandte er sich im Dezember 1801 an den bayerischen Kurfürsten. Sein Schreiben charakterisiert die Kernproblematik, weshalb er in die Fremde ging, denn in Bayern sei *die Zunft der Hutmachermeister so übersezt, daß sich [...] gar keine Aussicht zu einer Versorgung [...] zeige*. In Ungarn jedoch hätte er eine einmalige Chance, *die kömt so bald nicht mehr wieder*. Denn sein *Aeußerliches [sei] zu widrig, als daß sich sobald wieder ein Mädchen zum Heurathen anbiethen würde, das so viel Vermögen besitzt, als bey einer solchen Profession nothwendig ist*. Ohne sein Erbe müsste er *dann wieder als Geselle herum wandern, ohne einige Hofnung, es je einmal wieder so gut zutreffen*.²¹ Endlich, nach sieben Jahren, gewährte ihm der inzwischen zum König gekrönte Max I. Joseph (1756–1825) die Erhebung des Vermögens *aus bloßer Gnade*.²²

18 Kreisarchiv Zollernalbkreis Balingen (= KrArchBL), Oberamt Hechingen, Hech2b, Glatt, Nr. 24, 1841, fol. 6 f, Brief von Michael Kohler aus Paráđ an seinen Vater, 28.04.1841.

19 Heute Landkreis Dillingen an der Donau, Bayern.

20 Seit 1806 Königreich Bayern.

21 Bayerisches Hauptstaatsarchiv (= BayHStA), München, Generalregistratur (GR), Fasz. 417, Nr. 31. Die zwischen Churbayern und dem Königreich Ungarn wechselseitige Einforderung der Nachsteuer und Freigeld betr., 1652–1804, fol. 160–163, Schreiben des Hutmachermeisters Georg Zischinger aus Csakathurn an den bayrischen Kurfürsten Max IV. Joseph (1756–1825), Abschrift, 23.12.1801.

22 Ebenda, Aus königlicher Gnade wird dem Georg Zischinger gestattet, seine Erbschaft zu erheben, Abschrift, 11.01.1808.

Das Schicksal des aus Höfendorf²³ im Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen stammenden Bierbrauers Wendelin Beuter steht für ein völliges Scheitern des Neuanfangs in Neu-Arad. Eine schwere Krankheit brachte ihn an den Bettelstab. 1776 wandte sich die Stadt Arad²⁴ an den Schultheißen von Höfendorf und berichtete, *daß bey ihnen ein Brey Knecht namens Vendelinus Beyter bereyts halb Jahr krank lieget*, den die Braumeister und -knechte versorgt hatten. So wurden 60 Gulden aus seinem Erbe erbeten²⁵, die zehn Wochen danach eintrafen.²⁶ 1782 flehte Wendelin Beuter selbst in einem Brief um weitere 75 Gulden wegen seinen *eehlenden Umständen*, da er das Geld dringend für die Schulden beim Arzt, in der Apotheke sowie Kleidung und Nahrung benötige, und er flehte, ihn *in der mahlin²⁷ betriebten²⁸ Umständen nicht zu verlassen [...]*.²⁹

Welches Erfahrungsspektrum für Wandergesellen bereit lag, zeigt sich bei Jakob Heinrich Reiner. Es handelt sich um ein Fallbeispiel aus dem frühen 19. Jahrhundert, doch es steht für viele ähnliche, weniger gut dokumentierte Schicksale aus dem 18. Jahrhundert. Reiner wurde 1823 in Münsingen auf der Schwäbischen Alb als sechstes Kind von Jakob Christoph und Rosina Katharina Reiner geboren.³⁰ Sein Vater war ein armer Weber, der früh starb, als das Kind neun Jahre alt war. Vier Jahre später, im Jahr 1836, starb auch noch die Mutter des Buben. Das Kind bekam einen Vormund, der sein kleines elterliche Vermögen in der Höhe von rund 120 Gulden verwaltete.³¹ Zu seiner Konfirmation 1837 kam der kränkliche Junge in eine Pflegefamilie. Seine sieben Jahre ältere Schwester Elisabetha Augusta blieb für Jakob Heinrich ein kleiner Mutterersatz.

23 Heute Landkreis Zollernalbkreis, Baden-Württemberg.

24 Kreis Arad, Rumänien.

25 KrArchBL, Oberamt Hechingen, Hech2b, Höfendorf, Nr. 35, 1777–1854, o. fol., Schreiben von Joseph Stökl, Buchhalter der königlichen Kameralstadt Alt Arad an den Schultheißen von Höfendorf, Mathias Christ, 06.11.1776.

26 Ebenda, Vermerk vom 22.02.[1777] auf der Rückseite des Briefes, 06.11.1776.

27 *Dermalen*.

28 *Betrübten*.

29 KrArchBL, Oberamt Hechingen, Hech2b, Höfendorf, Nr. 35, 1777–1854, o. fol., Brief von Wendelin Beuter an das Oberamt Haigerloch, 25.02.1782.

30 Die Personendaten sind entnommen: Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanat Münsingen, Münsingen, Familienregister 1808–1808 Band 16, Bild 396, <<https://www.archion.de/>>, 26.03.2020.

31 Stadtarchiv (= StA) Münsingen, Stadt Münsingen 1, 75 Pflégschaftsrechnungen, lfd. Nr. 1722, Anstandspflégrechnung, Jakob Heinrich Reiner

Der Junge erlernte das Strickerhandwerk³² und zog nach seiner Lehre als Wanderbursche los. Schließlich suchte der Geselle sein Glück in Ungarn. Doch sein erster Brief aus diesem Land ist erschütternd:

Ich schreibe euch mit weinenden Augen [...]. So lang ich auf der Reis war, bin ich gesund [gewesen], aber ich kann's euch nicht schreiben, wie schlecht das es mir gegangen ist [...]. Wo ich die Leute um ein Brod bat oder etwas zum Essen, habe[n] sie die Hunde an mich gehezt. In Teutschland habe ich zu essen bekommen, aber in Ungarn nicht. 8 Tage hab ich Gott bitten [müssen], daß ich habe können in den Ställen auf dem Mist der Pferden übernachten. [...] Die Leute haben nicht teutsch reden können [...].³³

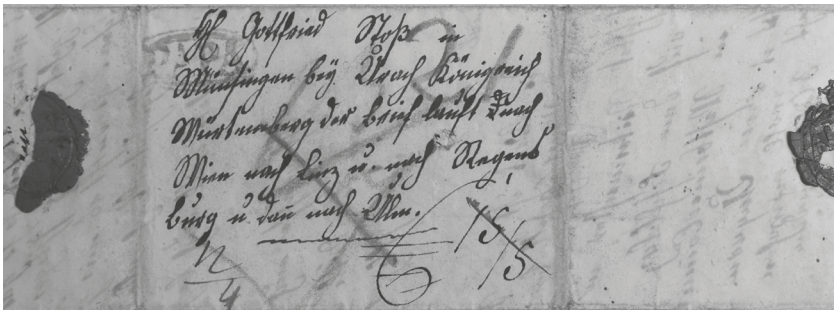


Abb. 2 Adresse auf dem Brief von Jakob Heinrich Reiner an Augusta und Gottfried Stooß, 18.08.1844 StA Münsingen, Stadt Münsingen 1, 75 Pflegschaftsrechnungen, lfd. Nr. 1722, o. fol.

Endlich fand er in Pápa im Komitat Veszprém einen Strickermeister namens Georg Fischbek, der ihn aufnahm. Doch er wurde schwer krank und berichtete:

Wann es so fort geht, dann muß ich in Ungarn sterben [...]. So lang meine Mutter auf dem Todenbett und in dem letzten Odem holen noch gesagt, wann nur ihr kleins Heinerle [so wurde er von seiner Mutter genannt] auch sterben tätte, wie wird es noch dem Büble gehen?

Sein Brief endete schließlich so: *Ich liebe euch bis ich sterbe: Mein einziger Wunsch ist, daß ich euch auch nochmal sehe.*³⁴ Im November 1845 bat Jakob Heinrich Reiner um Geld aus seinem Erbe, denn er lag fünf Monate im Bett

32 Ebenda, Lehrvertrag, o. fol., 05.05.1837.

33 Ebenda, o. fol., Brief von Jakob Heinrich Reiner an Augusta und Gottfried Stooß, 18.08.1844.

34 Ebenda.

und konnte nicht arbeiten.³⁵ Einen Monat später bat er erneut flehentlich um Geld, da er beim Arzt und der Apotheke Schulden habe und schrieb: *Ich bin arg in dem Elend; ich weis mir nicht weder aus noch ein.*³⁶

Doch schließlich verbesserte sich sein Gesundheitszustand; der Geselle konnte Geld sparen und 1847 schrieb er aus Altofen, dass er *sein Glück* gefunden habe, denn er wolle sich mit einer Meistertochter verhehelichen. Dann verabschiedete er sich brieflich bei seiner Schwester:

*Liebs Schwester, ich danke dir davor, daß du mich so auferzogen hast seitdem die Mutter unter der Erd faulen thut. Gott sei Dank, daß ich mein Glück gefunden. Ich kann nicht mehr zu euch; lieber will ich sterben als wie zu Haus heurathen, ich sehe euch nicht dorten; in der Ewigkeit, da sehen wir uns wieder wan wir vor dem Throne Gottes stehen.*³⁷

Jakob Heinrich Reiner war der Armut im Zeitalter des Pauperismus entronnen. Die Beispiele illustrieren das breite Spektrum zwischen größtem Erfolg und völligem Scheitern und bestätigen das von Thomas Nipperdey (1927–1992) konstatierte Bild der Geschichte: „Die Grundfarben der Geschichte sind nicht Schwarz und Weiß, ihr Grundmuster nicht der Kontrast eines Schachbretts; die Grundfarbe der Geschichte ist grau, in unendlichen Schattierungen.“³⁸

Der Fall des Weißbeckers Johann Georg Werner

Johann Georg Werner hatte sich in den frühen Sechzigerjahren des 18. Jahrhunderts in Pest niedergelassen; er kam ursprünglich aus Einhausen in Thüringen.³⁹ Der Weißbäckergeselle strebte danach, eine einträgliche Meisterstelle zu erlangen.⁴⁰ Allerdings führte das Streben von Werner, Meister zu werden, zu

35 Ebenda, Brief von Jakob Heinrich Reiner an den Verwalter seines Erbes, Stadtrat und Kronenwirt Stickel, o. fol., 12.11.1845.

36 Ebenda, Brief von Jakob Heinrich Reiner an Stadtrat und Kronenwirt Stickel, o. fol., 26.12.1845.

37 Ebenda, Brief von Jakob Heinrich Reiner an den Stadtrat und Kronenwirt Stickel, 08.02.1847.

38 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichten 1866–1918*. Zweiter Band: *Machtstaat vor der Demokratie*. Mit einem Nachwort von Paul Nolte. München 1992, 905.

39 Heute Landkreis Schmalkalden-Meiningen.

40 Zugrunde liegt ein Aktenkonvolut von 157 Seiten, das hier nur kursorisch gewürdigt werden kann: Budapest Főváros Levéltára (BFL) [Stadtarchiv Budapest] IV, 1202 c a. a. 3874. Für die Recherche der Akten bin ich Frau Dr. Katalin Simon, Frau Dr. Katalin Toma und Herrn Dr. János Nagy zu großem Dank verpflichtet, da eine geplante Recherche vor Ort wegen der Corona-Pandemie nicht möglich war.

einer multipolaren Konfliktsituation aufgrund differierender Interessenlagen zwischen ihm, der Zunft sowie dem Stadtmagistrat und schließlich sogar der Regierung in Preßburg (slowak. Bratislava).

Schon am 3. Februar 1763 hatte die Statthalterei dem Stadtmagistrat von Pest befohlen, Johann Georg Werner innerhalb von acht Tagen als Meister inkorporieren zu lassen, sonst würde man wieder sträflich gegen die Zunft vorgehen.⁴¹ Doch die Zunft der Weißbäcker sah sich wieder einmal in ihrer Autonomie bedroht, und Werner beklagte, dass fast alle Weißbäckermeister miteinander verwandt oder verschwägert seien und so ein von außen kommender Meister unerwünscht wäre.⁴² Die Weißbäcker machten dem ‚Eindringling‘ das Leben schwer, weshalb sie Werner schikanierten, worunter eine Strafe für den unehe-lichen Sohn seiner Frau in Höhe von 30 Gulden fiel, und schrieben, dass er ein *schlechter, hergeloffener Kerl, Spitzbub* sei.⁴³ Als Werner am 24. November 1763 sein Meisterstück in das Haus des damaligen Zechmeisters Übel brachte, rührten die Meister entgegen der Tradition nichts davon an. Das von ihm ausgerichtete Meisteressen überließ man den Bäckerjungen, die auf seine Kosten übermäßig zechten; es war eine kostspielige Erniedrigung.⁴⁴ Als Werner dann den Zechmeister um die Einverleibung als Meister bat, kam es zum Eklat, denn für angebliche Mängel am Meisterstück sollte er eine Strafe zahlen.⁴⁵ Außerdem wurde ihm bedeutet, dass er sich *fortpacken* solle. Doch Werner wandte sich an den Stadtmagistrat, der verlangte, dass die Bäckermeister bis zum 23. Januar 1764 die Gebühr für die Aufnahme als Meister in Höhe von 30 Gulden und 10 Gulden für das Meistermahl annehmen müssten und ihn in das Meisterbuch einzuschreiben hätten: Jetzt schien die Existenz von Johann Georg Werner gesichert zu sein.⁴⁶

41 BFL IV, 1202 c a. a. 3874, 73, Protokoll-Extrakt der Stadtkanzlei Pest, 21.02.1763.

42 Ebenda, 29–40, 38, Klageschrift von Johann Georg Werner an den Statthaltereirat, Abschrift, 17.08.1765.

43 Ebenda, 70 f, Attestat der bürgerlichen Weißbäckermeister Franz Koppauer und Johann Wagner, 22.10.1763.

44 Ebenda, 29–40, 30 f, Klageschrift von Johann Georg Werner an den Statthaltereirat, Abschrift, 17.08.1765.

45 Ebenda, 31.

46 Ebenda.

und die Meister Koppauer und Schraut beschimpften Werner am 10. September 1764 als *Hunds[fott]*, *Spitzbuben* [...] *hergeloffenen, nichtwärtigen Kerl*, auch sei seine Ware es nicht wert, neben ihrer verkauft zu werden.⁵¹

Am 17. Dezember 1764 lauerte das gedemütigte Ehepaar Werner dem Schwager Pettauer in der Vorstadt auf. Werners Frau schlug ihm ins Gesicht und traf die Nase ihres Schwagers, worauf dieser blutete und sie seinerseits angriff. Daraufhin habe Werner ihn niedergeworfen und mit dem Spanischen Rohr *etliche Streich salva venia*⁵² *auf den Hintern* gegeben.⁵³ Für diesen Übergriff musste Werner 47 Gulden Strafe zahlen.⁵⁴ Pettauer nahm Zuflucht bei den Weißbäckern, woraufhin Zechmeister Übel ein chirurgisches Gutachten durch einen ihm gewogenen Chirurgen erstellen ließ, wonach Pettauer sogar eine Erblindung des ebenfalls betroffenen Auges drohe.⁵⁵ Eine in Auftrag gegebene unparteiische ärztliche Visitation kam jedoch zu einem anderen Ergebnis, denn es seien eher harmlose Verletzungen.⁵⁶ Trotz dieser Eskalation erhielt Werner Ende 1764 das Meisterrecht erteilt⁵⁷, damit hatte der frühneuzeitliche Staat seinen Herrschaftsanspruch geltend gemacht.

51 Ebenda, 109–111, 110, Schreiben von Johann Georg Werner an den Statthaltereirat, undatiert [Ende 1764].

52 Lat. für „mit Verlaub“.

53 BFL IV, 1202 c a. a. 3874, 29–40, 36, Klageschrift von Johann Georg Werner an den Statthaltereirat, Abschrift, 17.08.1765.

54 Ebenda, 55, Auflistung der Kosten für Werner: 17 Gulden für die ärztliche Behandlung von Gregor Pettauer, 10 Gulden Schmerzensgeld und 20 Gulden Strafe für den blutigen Übergriff, undatiert.

55 Ebenda, 130, Gutachten des Regiments-Chirurgen Jakob D. Gugl des Fürstlich Nikolaus Esterházy'schen Ungarischen Infanterie-Regiments, 17.10.1764.

56 Ebenda, 119, Gutachten des Doktors der Medizin Anton Miller, 21.10.1764.

57 Ebenda, 29–40, 36 f, Klageschrift von Johann Georg Werner an den Statthaltereirat, Abschrift, 17.08.1765.

Specification.

765. No 22

Als ich Ende Branten alhier in Leoben den
 den gesammten Schlugern außgelegt hab.

In Ansehung des Linsch post werbe 10
 In Leoben dabo. der L. Linsch 18
 Wenn wegen verhandlung der gesammten Schlugern
 außgelegt der die Medicin, mit der extra
 Schlugern der 15 Schlugern. 20 30 so zusammen 20
 Dem 14 Schlugern der L. Linsch 14
 Dem 26 Schlugern der Schlugern 8
 Dem fact der summen Schlugern mit gefalt
 mitem sag den an dem Schlugern der 15 Schlugern
 60 26 Schlugern. 765. als den 15 Schlugern a. 80 Schlugern
 außgelegt zusammen 37, 30
 Als ich diesen fact der den Capulations-
 Schlugern der gesammten Schlugern bezalt 24
 Wenn in Leoben Schlugern 24x

- 41, 27

Leoben den 26. Schlugern. 765.

*Johann Pettau
 Bürgerm. Meßmann*

Abb. 4 Müllermeister Pettauer listet die Kosten für seine Auslagen zur Auffindung des „verstorbenen“ Johann[es] Schluger auf 26.07.1765. BFL, IV, 1202 c a. a 3874, 65.

Doch dunkle Wolken zogen sich über Werner und seiner Frau Ursula zusammen, denn Pettauer wollte, unterstützt von den Weißbäckern, den „verstorbenen“ früheren Ehemann der Frau von Werner aufsuchen, weshalb sich Werner über deren Blutdürstigkeit beklagte.⁵⁸ Tatsächlich kam es zum Skandal, da der Zechmeister des Müllerhandwerks von Leoben in der Steiermark am 29. April

58 Ebenda, 37.

1765 durch ein Attest bekundete, dass der „verstorbene“ Johannes Schluger, aus Tarvis (ital. Tarvisio) in Kärnten⁵⁹ stammend, am 4. und 6. April 1765 bei ihm gespeist habe.⁶⁰ Jetzt berichtete dieser erste Ehemann, inzwischen wohnhaft in Leoben in der Steiermark, über seine Ehe mit der wohlhabenden Ursula, geborene Sattler, verheiratete Schluger und verheiratete Werner aus der Neugasse in Wien.⁶¹ Zu allem Übel setzte Pettauer noch hinzu, dass Werners Frau schon 1758 mit einem Liebhaber im Bett erwischt worden sei, weshalb sie sechs Tage arretiert worden war und zehn Gulden Kirchenstrafe hatte zahlen müssen.⁶² Dankbar übernahmen die Bäckermeister klaglos sämtliche Spesen für Pettauer und den früheren Ehemann Schluger in Höhe von 41 Gulden und 17 Kreuzer.⁶³

Die zugewanderten Eheleute Werner waren ruiniert: Am 22. Juli 1765 brachte der Stadtwachtmeister von Pest auf Befehl des Stadtrichters Ursula Werner zu der *Schwarzen Tür*, dem Eingang zum Kerker; sie wurde wegen Bigamie in Haft genommen. Schon am 29. Juli wurde Ursula schwer krank und Johann Georg Werner durfte seine Frau nicht besuchen. Deren Zustand verschlechterte sich so dramatisch, dass sie die Sterbesakramente erhielt. Werner schrieb in seiner Verzweiflung eine Klageschrift an den Statthaltereirat, die mit den Worten begann: *In meiner äußersten Noth und Trangsallen* [...]. Werner war jetzt zwar Meister, doch sein Ruf war zerstört.⁶⁴ Die Weißbäcker hatten über den ungeliebten „Eindringling“ triumphiert. Die Wiederkehr des „verstorbenen“ Ehemannes hatte für Werner alles zunichtegemacht.

Die illegale Hochzeit

Das folgende Fallbeispiel spielte sich rund zwanzig Jahre nach den Auseinandersetzungen um Werner ab, womit sich Veränderungsprozesse in den Machtkonstellationen erkennen lassen. Im Mittelpunkt der Darstellung steht der Schneidergeselle Matthias Palacsek, der ursprünglich aus Hohenmauth (Vysoké

59 Heute Italien, Region Friaul-Julisch-Venetien.

60 BFL IV, 1202 c a. a. 3874, 142, Attestat des Zechmeisters der Müllerzunft Michael Kollnigg von Leoben, Steiermark, Beglaubigte Abschrift, 29.04.1765.

61 Ebenda, 136 f., Attestat und Bericht von Johannes Schluger, Abschrift, 11.08.1764. Schluger berichtet darin, dass ihm bei der Hochzeit von Ursula Sattler aus Wien 1000 Gulden versprochen worden waren, er dieses Geld aber nie bekommen habe.

62 Ebenda, 146–148, 147, Bericht von Gregor Pettauer, Abschrift, undatiert.

63 Ebenda, 65, „Specification waß ich Ends Benanter alhier in Leoben vor den Johann[es] Schluger außgeleget habe“, 26.09.1765.

64 Ebenda, 47–54, Klageschrift von Johann Georg Werner an den Statthaltereirat, 17.08.1765.

Mýto) in Böhmen stammte. Der Fall erregte zunächst die Aufmerksamkeit des Obristen Freiherr von Háan vom Herzoglich Württembergischen Dragonerregiment in Neupetsch (rum. Peciu Nou) bei Temeswar (rum. Timișoara). Er empörte sich, weil sich die Tochter des verstorbenen Rittmeisters Franz von Laguay ohne Erlaubnis mit dem Schneidergesellen verehelicht hatte. Eva von Laguay stand wie ihre beiden Brüder Franz und Wenzel unter der Vormundschaft ihrer Mutter Anna, die ihr vom Regiment *in der Zuversicht ihrer mütterlichen Treue* am 15. Juli 1782 überlassen worden war. Aber Eva stand dabei weiterhin auf der Pupillenliste des Regiments und hatte sich ohne Erlaubnis nicht-standesgemäß verheiratet. Deshalb begann der Brief des Obristen an die Witwe Anna von Laguay vom 17. Februar 1785 mit den Worten:

Mit vielen Mißvergnügen hat man [...] vernehmen müßen, das sich dero Tochter Eva, ohne vorher eingeholte Eheerlaubniß des löblichen Würtemberg[ischen] R[e]glimen[ts], zu deßen Jurisdiction sie sich bey ihrer [...] Minderjährigkeit [...] gehörig ist, mit einen Schneider Gesellen [...] zu nicht geringer Erniedrigung des Officiers Caracteurs vereheliget [...] hat.⁶⁵

Trotz seines Ärgers sah es der Obrist als seine Fürsorgepflicht an, der gefallenen Tochter beizustehen, denn er wollte sich beim Hofkriegsrat dafür verwenden, dass Eva ihre Erbschaft bekomme, und wollte ihrem Ehemann zur Erlangung des Bürger- und Meisterrechts in Pest verhelfen.⁶⁶ Damit aber war der Konflikt mit der Schneiderzunft von Pest vorprogrammiert. Es war die Tochter des Rittmeisters, die sofort energisch das Gesetz des Handelns an sich riss. Schon drei Monate nach ihrer Hochzeit, am 20. April 1785, wandte sie sich an die Königliche Statthalterei und verlangte, dass diese dem Magistrat der Königlichen Freistadt Pest auftragen solle, dass ihr Mann das Meisterrecht erhalte, denn das sei vom Magistrat abgeschlagen worden. Schließlich habe ihr vor drei Jahren verstorbener Vater Franz Laguay, Rittmeister des Württembergischen Dragonerregiments, 42 Jahre lang dem Erzhaus gedient. Jetzt sei ihnen das Bürger- und Meisterrecht aus *nichtigen* Gründen abgeschlagen worden, weil es schon 38 Schneidermeister und ungefähr 100 außerhalb der Zunft stehende Handwerker gebe. Außerdem hätte die Zunft darauf verwiesen, dass viele Meistersöhne und -töchter vorhanden wären, denen Vorrang einzuräumen sei.⁶⁷

65 BFL IV.1202.k Zunftdokumente (1783–1785), 12 f., Brief des Obristen Freiherr von Háan an Anna von Laguay, 17.02.1785.

66 Ebenda.

67 Ebenda, 21–24, Schreiben von Eva Palacsek, geb. Rittmeister von Laguay an die Statthalterei, 20.04.1785.

Allerdings hatte die Regierung den Magistrat schon am 9. Mai 1785 angewiesen, Palacsek als Bürger und Meister anzunehmen, doch hatte dieser noch nicht reagiert. Deshalb richtete Eva Palacsek am 4. Juli 1785 einen weiteren Brief an die Statthalterei und bat um *nachdrückliche* Einwirkung auf den Magistrat.⁶⁸ Schon im März 1785 hatte sich das *deutsche Schneiderhandwerk* bitter über die Konkurrenz von Wanderhändlern und *pfuschen-den* Gesellen beklagt.⁶⁹ Jetzt verlangten der Ober- und Unterzechmeister vom Magistrat, dass das Gesuch von Palacsek abgewiesen werde, denn *die Zahl deren hiesigen teutschen Schneider Meistern [sei] ohne dieß hinlänglich*, und sie verwiesen auf ihre althergebrachten Privilegien mit weitreichender Entscheidungsautonomie.⁷⁰ Die Statthalterei verlangte am 29. November 1785 jedoch kompromisslos die Aufnahme von Palacsek als Meister.⁷¹ Das Schreiben unterstreicht den zunehmenden Anspruch des frühneuzeitlichen Staates, seine Handlungsmaxime durchzusetzen, denn dem Neuankömmling wurde die Verfertigung eines Meisterstücks eingeräumt. Ganz kampflos verließ die Schneiderzunft das Feld jedoch nicht und zog ihren letzten Trumpf, denn das Meisterstück sei *wegen unterloffenen Fählern* verworfen worden, aber es könne ein zweites Meisterstück verfertigt werden.⁷² Damit war Palacsek in jeder Hinsicht erfolgreich; das letzte Aufbäumen der Zunft war nur noch ein Nadelstich und ein Rückzugsgefecht gegenüber der frühneuzeitlichen staatlichen Gewalt.

68 Ebenda, 25 f, Schreiben von Eva Palacsek, geb. Rittmeister von Laguay an die Statthalterei, 04.07.1785.

69 Ebenda, 31, Schreiben des Ober- und Unterzechmeisters des „Teutschen Schneider Handwercks“ an den Stadtmagistrat, 10.03.1785.

70 Ebenda, 37–40, 37, Schreiben des Ober- und Unterzechmeisters des „Teutschen Schneider Handwercks“ an den Stadtmagistrat, 14.07.1785.

71 Ebenda, 43, Anweisung des Statthaltereirates an die königliche Freistadt Pest, der Hofresolution und dem Verlangen des Regiments stattzugeben, 29.11.1785.

72 Ebenda, 54, Mitteilung an die Statthalterei durch die königliche Freistadt Pest, dass Palacsek das Bürgerrecht erhält, 01.02.1786.

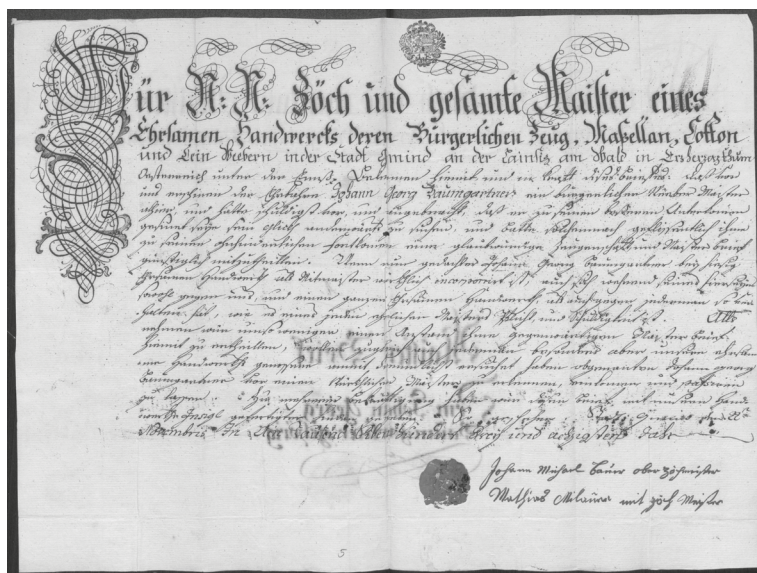


Abb. 5 Pass und Bestätigung für den Meister des Weberhandwerks Johann Georg Baumgartner durch die Weberzunft von Gmünd 22.11.1783. BFL, IV, 1202, k, Baumgartner, 5.

Viele weitere diesbezügliche Beispiele ließen sich anführen. Auch dem weit gereisten und erfahrenen Webermeister Johann Georg Baumgartner aus Gmünd in Niederösterreich ging es nicht anders. Auch ihm wurde die Aufnahme in die Weberzunft von Pest zunächst verweigert. Dies erfolgte mit dem Hinweis, er könne ja Meister in Gmünd bleiben, doch setzte auch er den Erhalt des Bürgerrechts am 30. Mai 1785 durch.⁷³

Entwicklungsprozesse auf der Makroebene

Die Auseinandersetzungen der Akteure auf der Mikroebene sind zugleich Indikatoren für Konfliktkonstellationen auf der Makroebene, die in einen Prozess zunehmender staatlicher Kontrolle der Zünfte im Königreich Ungarn seit dem frühen 18. Jahrhundert eingebettet sind. Bis in die 1730er-Jahre prosperierte

73 BFL IV.1202.k, Zunftdokumente, 21, Quittung für die Gebühr der Bewilligung des Bürgerrechts von Johann Georg Baumgartner, 30.05.1785.

der Wiederaufbau des Zunftsystems, was durchaus im Interesse der Städte war. Die autonome Phase der Zunftentwicklung mündete zunehmend in eine staatlich kontrollierte bis zum Neoabsolutismus nach 1850.⁷⁴ Der frühneuzeitliche Staat vertiefte seinen Einfluss, immer auch unter dem Vorwand, *eingeschlichene Mißbräuche* zu beseitigen. Schon Karl VI./III. (1685–1740) bewirkte einen Gesetzentwurf gegen solche Missbräuche im Jahr 1715.⁷⁵ Mit dem Gesetzartikel 10/1729 wurde die Statthalterei verpflichtet, tatsächliche und angebliche Missbräuche der Zünfte abzustellen. In den meisten Zunftordnungen war noch im frühen 18. Jahrhundert festgelegt worden, wie viele Meister in einem Gebiet arbeiten durften, wie viele Gesellen und Lehrlinge ein Meister aufnehmen konnte und wie viele Werkstühle in einer Werkstatt stehen durften. Diese Beschränkungen wurden zunehmend als wachstumshinderlich empfunden, weshalb unter Maria Theresia (1717–1780) gesamtstaatliche Handwerksgesetze an die Stelle der einzelnen Ordnungen treten sollten. Im Zuge der Handwerksreformen fielen den Zünften neue Aufgaben zu: Sie mussten zum Beispiel seit der Steuerreform 1748/49 das steuerpflichtige Einkommen ihrer Mitglieder erheben und den zuständigen Behörden die Steuern übergeben. 1753/54 wurde dann eine Handwerksreform erlassen, die Maria Theresia 1761 veranlasste, dass alle Handwerksordnungen, welche nicht von den Herrschern ausgestellt worden waren, als ungültig anzusehen seien. Genau auf dieses Dekret vom 16. März 1761 hatte der Stadtmagistrat gegenüber den Weißbäckern verwiesen, als die Inkorporierung von Johann Georg Werner als Meister verlangt wurde.⁷⁶ Der Visionär Joseph II. (1741–1790) ging noch einen Schritt weiter und bestätigte überhaupt keine Zunftordnungen mehr. Sein Ziel war es, das Gewerbe von Grund auf neu zu regeln. Entsprechend seinem Reformabsolutismus hob er die Beschränkungen hinsichtlich der Anzahl von Beschäftigten auf, war aber schließlich gezwungen, auch diese Reformen zurückzunehmen.⁷⁷ Kein Wunder, dass das Verlangen der Ehefrau Eva des Matthias Palacsek kompromisslos durchgesetzt wurde. 1813 befasste sich der Statthaltereirat schließlich unter der Bezeichnung „Generalia principa“ erneut mit der Thematik und stärkte die Rolle der Komitate gegenüber den Zünften.

74 Faragó, Das ungarische Zunftwesen, 259.

75 Gesetzartikel 79/1715.

76 Wolfgang Gürtler, Zur Geschichte der Zünfte im heutigen Burgenland (vom Ende des 15. bis ins 19. Jahrhundert). In: Rudolf Kropf/Margarethe Wagner (Hgg.), Zünftiges Handwerk. Eisenstadt 2014, 6–21, 13 f.

77 Haupt, Neue Wege zur Geschichte der Zünfte, 32.

Dies alles mündete in das Regelwerk von 1828 mit dem sperrigen Titel „Allgemeine Artikeln für Innungen oder Zünfte des Königreichs Ungarn“. Darin ist in Artikel 21 unmissverständlich festgehalten, dass die Zunft *einen Gesellen, welcher mit den vorgeschriebenen Zeugnissen versehen ist, ohne alle Weigerung zulassen muss*.⁷⁸ Damit waren die rechtlichen Koordinaten für ein stärkeres wirtschaftliches Wachstum und Prosperität geschaffen. Wie fernes Wetterleuchten zeichnete sich die Gewerbefreiheit des 19. Jahrhunderts ab, die in Etappen bis zur Abschaffung der Zünfte 1872 im Königreich Ungarn erfolgte. Diese Prozesse sind eingebettet in eine europäische Transformation zu modernen Gesellschaftsmodellen, die länderspezifisch unterschiedlich schnell im 18. und 19. Jahrhundert stattfand.⁷⁹ Gerade die Verschlossenheit der Zünfte gegenüber Neuankömmlingen und die Privilegierung der Meistersöhne (sowie indirekt auch der Meistertöchter) wurden zunehmend kritisch betrachtet, was sich an den angeführten Fallbeispielen zeigt. Es waren Strategiemuster von In- und Exklusion, die besonders neu hinzukommende Handwerksgesellen benachteiligte, denn mit der Erlangung des Meistertitels wurde auch das Bürgerrecht verliehen, das prinzipiell nur dann erteilt wurde, wenn ein entsprechendes Einkommen vorlag.⁸⁰

Kommunikationskanäle, Etablierungs- und Sozialisierungsstrategien

Briefliche Nachrichten stellten die zentralen Kommunikationskanäle ausgewanderter Zeitgenossen dar. Berichte von einem besseren Leben waren dabei nicht nur ein Spiegel tatsächlicher Verhältnisse, sondern dienten auch der Legitimation des Handelns der Akteure und verleiteten weitere Personen und Familien, in die ‚Fremde‘ zu gehen. Berichte über die hohe Kaufkraft des mitgebrachten Geldes wurden angelegt. Agatha Pfeffer schrieb deshalb 1823 aus Weprowatz (serb. Krušćić) in der Batschka an ihren Sohn und Bruder in Bierlingen⁸¹, dass in Ungarn alles *wohlfeil* sei. Daher wolle sie weitere Grundstücke kaufen und bat *je eher je besser um Geld, so viel es immer seyn kann*.⁸² Xaver

78 Allgemeine Artikeln für Innungen oder Zünfte des Königreichs Ungarn. Ofen 1828, 16 f.

79 Haupt, Neue Wege zur Geschichte der Zünfte, 9.

80 Ebenda, 25–27.

81 Heute Landkreis Tübingen.

82 Gemeindearchiv Starzach-Bierlingen, VII, Pflegrechnungen, Nr. 134a, o. fol. An- und Abstandspflegrechnung über das Vermögen des weiland Joseph Pfeffer, Bürger und Bauer in Bierlingen, 1820–1828.

Strobl hatte in der Hofmark Freinhausen im Herzogtum Bayern seinen überschuldeten halben Hof verkauft, weil ihm seine Schwägerin in Ofen schriftlich versichert hatte, er könne mit den Trümmern seines Vermögens in ihrer Gegend *wegen wohlfeilen Kaufpreis der Feldgründe sich wohl noch ein hübsches Bauerngut einhandeln*; er solle sich doch mit *seinem Eheweib* bei Ofen ansiedeln.⁸³ Philip Elsäßer versprach seinem Schwiegervater *alle Dag ein Moß Wein* so lange er lebe, wenn er nach Ungarn käme.⁸⁴ Und der aus Lothringen ausgewanderte Hans Georg Nagler schrieb aus dem Banat: *Wan die Herbstsatt gedan ist, so haben wir nicks zu dun als Wein zu trinken oder mitt den Weiber[n] zu sprechen*.⁸⁵ Eine weitere Rolle spielte die Ratgeberliteratur; dazu kamen persönliche Berichte von Ausgewanderten, die etwa ihr Erbe in der früheren Heimat abholten.

Das Mitbringen finanzieller Mittel nach Ungarn brachte natürlich Vorteile. Das war sowohl Grundherrschaften und den Städten bewusst, in denen sich Handwerker niederließen, weshalb sie die Ansiedler bei der Erlangung ihrer Erbschaften massiv unterstützten und nicht selten den gesamten Schriftverkehr durchführten.⁸⁶ So wurde der aus Hechingen im Fürstentum Hohenzollern-Hechingen stammende Schlossergeselle Franz Anton Bulach 1769 von der königlichen Freistadt Waraschdin (kroat. Varaždin) unterstützt, das Haus und die Meisterstelle des Schlossermeisters Johann Michel zu übernehmen, der sich in Graz niederlassen wollte.⁸⁷ Selbst die Nachkommen von Auswanderern erhielten die oft notwendige Hilfe. Das zeigte sich z. B. am Erbe des Schneidermeisters Sebastian Bürger aus Hart bei Haigerloch⁸⁸, der sich im

83 BayHStA, (GR), Fasz. 417, Nr. 31, 130–145, 139, Die zwischen Churbayern und dem Königreich Ungarn wechselseitige Einforderung der Nachsteuer und Freigeld betr., 1652–1804, 11.05.1799.

84 Zit. n. Otto Hienerwadel, Der Anteil der Baar am Schwabenzug nach Ungarn. I. Vorgeschichte und Gründe der Abwanderung. In: Deutsch-Ungarische Heimatsblätter 1 (1929), 199–205, 204, Brief aus dem Komitat Tolna an Philipp Elsäßer in Hintschingen, undatiert [1752].

85 Archives départementales de la Moselle, Metz, Cours et juridictions antérieures à 1790, Maréchaussée de Sarreguemines, B 10561, Fasz. 4, o. fol., Brief von Hans Georg Nagler, Mercydorf an Joseph Trapp, Wiebersweiler (Vibersviller) 04.10.1784.

86 Zahlreiche Beispiele finden sich bei Karl-Peter Krauss, Quellen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Stuttgart 2015.

87 StA Hechingen, Inventarien, Vermögensaufnahmen, D 29, 1761–1763, fol. 4–15.

88 Heute Landkreis Zollernalbkreis, Baden-Württemberg.

Hungerjahr 1771 in Ungarn niedergelassen hatte. Jahre danach fiel ein Erbe in seinem Heimatort an. Seine Kinder Alois und Anna Maria Bürger, verheiratete Nussbaum, bemühten sich seit 1801, das Geld zu erlangen. Erst als Ende 1803 *Bürgermeister, Stadtrichter und Rath der König[lichen] Freyen Hauptstadt Ofen* eingriffen, erhielten die Erben das Geld innerhalb eines Monats vom zuständigen Oberamt.⁸⁹

Viele Handwerker reüssierten in den ungarischen Städten.⁹⁰ So vermachte der Schuhmachermeister Simon Martin aus Preßburg seiner Verwandtschaft in Laupheim und Biberach 1706 kurz vor seinem Tod 200 Gulden.⁹¹ Zu den Strategien des sozialen und wirtschaftlichen Aufstiegs gehörte es auch, sich gut zu verheiraten. Das schimmert in einem Brief der Anna Maria Harttung durch, die aus Unterthingau im Fürststift Kempten stammte. Die selbstbewusste junge Frau war ohne ihre Eltern nach Ungarn gezogen. 1747 berichtete sie aus Raab (ung. Győr), dass sie heiraten wolle, aber einen besseren Mann als den zuvor angekündigten; ihr jetziger Verlobter habe das Binderhandwerk erlernt. Sie wollte neben dem Rest ihres Erbes noch etwas mehr von ihren Eltern haben und schrieb: *Es wehr mir halt lieber, wan mir der Vatter noch 20 fl.*⁹² *thette darzu schickhen, daß es 70 fl. wehren, dan ich es höchst nöthig brauche, auch mein Böttgewandt*⁹³, *Böttstadt*⁹⁴ *und Kasten*. Sie wolle dann bei der Hochzeit auf *deß Vattern und Mutter Gesundheit drinckhen*.⁹⁵

Katalin Simon beschrieb am Beispiel der grundherrlichen Stadt Altofen Strategien des sozialen und wirtschaftlichen Aufstiegs. Wer Karriere machen

89 KrArchBL, Oberamt Hechingen, Hech2b, Hart, 33, 1801–1804, o. fol., Brief der Stadt Ofen an das Oberamt Haigerloch, Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen, 29.12.1803 sowie Vermerk des Oberamts, 20.01.1804.

90 Siehe: Eleonóra Géra, Glück oder Unglück. Deutschsprachige Familien in Ofen (Buda) in der Wiederaufbauphase (1686–1726). In: Karl-Peter Krauss/Dmytro Myeshkov (Hgg.), *Migration und Sehnsuchtsräume im Osten: Erfahrungswelten „gemeiner“ Leute* (18. und 19. Jahrhundert). Berlin–Boston 2021, 135–162.

91 StA Laupheim, Freiherrlich von Weldensches Archiv der Herrschaften Groß- und Kleinlaupheim, Verlassenschaften Bü 1286, 1651–1833, o. fol., Schenkung von Simon Martin an seine Nichten und Neffen in Biberach und Laupheim. Abschrift, 07.04.1706.

92 Gulden.

93 Bettzeug.

94 Bett.

95 Staatsarchiv Augsburg, Fürststift Kempten, Pflegamt Unterthingau, B 54 F 190 II, Bü 429, o. fol., Brief von Anna Maria Harttung an ihre Eltern in Unterthingau, 11.07.1747.

wollte, benötigte ein Beziehungsnetz oder musste eine vielversprechende Ehe eingehen. Ein hohes Sozialprestige hatten die Mitglieder jener Familien, die schon seit 1698 in dieser Stadt gelebt hatten. Deshalb waren angesehene Personen begehrte Trauzeugen, was bei der Etablierung und Eingliederung entwurzelter Neuankömmlinge eine integrative Wirkung hatte: Die Wahl der Trauzeugen war nicht nur eine formale Angelegenheit, sondern zugleich ein *Indikator für die soziale Stellung* eines Paares.⁹⁶

Viele Konfliktlinien bei den Ansiedlungsprozessen verliefen nicht unbedingt entlang ethnischer Grenzen, sondern zwischen ‚neuen‘ und ‚alten‘ Einwohnern. Die ‚alten‘ deutschsprachigen Bewohner von Altofen schmähten die neuen Siedler als „Schwaben“. Dies führte mitunter zu erheblichen Eskalationen, was sich in der Reaktion von Johann Stebacher zeigte, der Johann Burtinger in dessen eigenem Wohnzimmer 1762 *fast zu tot* gewürgt hatte, weil ihn Burtinger als „Schwaben“ beschimpft hatte.⁹⁷ In einem anderen Fall schmähte die „raitzische“ (serbische) Magdalena Lucianovics die neuen Ansiedler als Schelme und Spitzbuben.⁹⁸ Rosalia Schmid würdigte 1766 ein erst kürzlich angesiedeltes deutsches Ehepaar übel herab und beleidigte es mit den Worten: *Ein verfluchtes Lumpen Gefßind, ein verfluchtes hergeloffenes schwäbisches Volckh*.⁹⁹

Sehnsuchtsort und Konfliktraum? Neben beachtlichen Aufstiegskarrieren zerbrachen nicht wenige Hoffnungen auf ein auskömmliches Leben.¹⁰⁰ Gleichwohl boten die aufstrebenden Städte im Königreich Ungarn vielen Wandergesellen die Möglichkeit einer gesicherten Existenz. Wie formulierte es Walburga Hoss am 5. Juli 1805 aus Rácváros in Fünfkirchen (Pécs) in einem Brief an ihren Vater?

*Wenn der liebe Vater Lust hätte ins Ungarn zu uns zu kommen, wäre unser größte Freud und Vergnügen, den es ist alles viel leichter zu leben, und wir haben Hofnung, wohlfeile Zeiten, weil alles sehr schön und gut stehet. Es wird den Vatern gewiß nicht gereuen.*¹⁰¹

96 Katalin Simon, Alltagsleben der deutschen Bevölkerung in Altofen (Óbuda) im 18. Jahrhundert. In: Krauss/Myeshkov, Migration und Sehnsuchtsräume im Osten, 163–198, 173–175.

97 Ebenda, 179.

98 Ebenda.

99 BFL, V.1.a 5, bd. 13., 13.05.1766, 60–62, zit. nach Katalin Simon, Alltagsleben, 179 f.

100 Siehe auch: Géra, Glück oder Unglück, 135–162.

101 BayHStA, GR, Fasz. 417, Nr. 32, Die zwischen Churbayern und dem Königreich Ungarn wechselseitige Einforderung der Nachsteuer und Freigeld betr., 1805–1808, o. fol. Brief von Walburga Hoss aus Rácváros (Pécs) an das bayerische Landgericht Regen, 11.07.1805.

Luka Vidmar

Zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Gesellschaften in Laibach im langen 18. Jahrhundert

Einleitung

In Laibach (slow. Ljubljana), Hauptstadt des Herzogtums Krain und Diözesansitz, waren im langen 18. Jahrhundert außerhalb der weltlichen und kirchlichen Verwaltung zahlreiche Gesellschaften tätig. Sie unterschieden sich in ihrer Organisation und Bestimmung, jedoch waren sie alle, genauso wie vergleichbare Gesellschaften in anderen europäischen Ländern, privaten Ursprungs und zugleich auf die Öffentlichkeit ausgerichtet.¹ Dabei nutzten Mitglieder dieser Gesellschaften ihre Positionen in der weltlichen und kirchlichen Verwaltung ebenso wie ihre verwandtschaftlichen, freundschaftlichen und beruflichen Kontakte zu Angehörigen der Obrigkeit. Das Handeln dieser Gesellschaften an der oft fließend verlaufenden Grenze zwischen privatem und öffentlichem Raum soll in diesem Beitrag untersucht werden.²

Laibach zur Zeit des Barock

Im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert verzeichnete die Habsburgermonarchie unter den Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI. zahlreiche militärische und diplomatische Erfolge. Besonders bedeutsam waren hierbei der Sieg über das Osmanische Reich in der Schlacht bei Wien 1683 sowie die Einnahme der größten Teile Ungarns, Kroatiens und Slawoniens nach dem Großen Türkenkrieg und dem Frieden von Karlowitz (serb. Sremski Karlovci) 1699, aber auch die Angliederung des Herzogtums Mailand (ital. Milano) und der Königreiche Sardinien und Neapel infolge des Spanischen Erbfolgekriegs und des Rastatter Friedens 1714. Diese Erfolge führten in den

1 Vgl. Eve Tavor Bannet, *Empire of Letters: Letter Manuals and Transatlantic Correspondence, 1688–1820*. Cambridge/New York 2005, 249.

2 Der Beitrag entstand im Rahmen des Forschungsprogramms „Literaturgeschichtliche, literaturtheoretische und methodologische Forschungen“ (P6-0024), das von der Slowenischen Forschungsagentur finanziert wird. Für die Übersetzung bedanke ich mich bei Vera Lamut.

innerösterreichischen Ländern in Verbindung mit der prokatholischen Politik des Hauses Habsburg nicht nur zu wirtschaftlicher Prosperität, sondern es wurde auch eine neue Phase der Kunst eingeleitet, die zu einem wachsenden Einfluss der italienischen Kultur führte.³

Wegen seiner geostrategischen Lage machten sich damit verbundene Veränderungen in der Krain besonders rasch bemerkbar, zumal sie als Grenzregion zum Osmanischen Reich durch hohe Abgaben, wiederholte Einfälle der Türken sowie Religionsunruhen und Bauernaufstände in der Vergangenheit geschwächt war.⁴ Nach der Schlacht bei Wien verlagerten sich die militärischen Operationen und damit auch die österreichisch-osmanische Grenze in südöstlicher Richtung, was den Warenverkehr erleichterte und die wirtschaftliche Entwicklung der Krain und seiner Hauptstadt als regionales Zentrum für Kreditgeschäfte und Großhandel beschleunigte. Kaufleute, nicht selten italienischer Abstammung wie etwa Peter Anton Codelli von Fahnenfeld, ließen sich fortan in Laibach nieder und dominierten mit ihren Unternehmen über einen wichtigen Teil des Handels von Venedig (ital. Venezia) über Graz bis nach Ungarn. Vor allem kontrollierten sie den Handel mit Eisen, Getreide und Tüchern, aber auch von Mittelmeererzeugnissen wie Obst, Öl und Stoffen.⁵ Mehrere Adelsfamilien, unter ihnen auch die Familie Thurn (Torre), stammten aus der Grafschaft Görz (ital. Gorizia, slow. Gorica) und den italienischen Ländern. Da in Ljubljana neben Latein, Deutsch und Slowenisch oft auch Italienisch gesprochen und geschrieben wurde, bot Krain besonders günstige Verhältnisse

-
- 3 Hellmut Lorenz, Architektur. In: Günter Brucher (Hg.), *Die Kunst des Barock in Österreich*. Salzburg/Wien 1994, 11–128, hier 13. Vgl. Harald Heppner, *Die Außenwelt als große Unbekannte: Die slowenischen Länder im 18. Jahrhundert*. In: Miha Preinfalk (Hg.), *Neznano in pozabljeno iz 18. stoletja na Slovenskem [Unbekanntes und vergessenes aus dem 18. Jh.]*. Ljubljana 2013. <http://ezb.ijs.si/fedora/get/ezm ono:sd18z11/VIEW/> (2.12.2021).
 - 4 Vgl. Branko Reisp, *Zgodovinski okvir delovanja prve znanstvene akademije v Ljubljani [Die erste wissenschaftliche Akademie in Laibach in deren historischem Rahmen]*. In: Kajetan Gantar (ed.), *Academia operosorum: Zbornik prispevkov s kolokvija ob 300-letnici ustanovitve [Academia operosorum: Sammelband des Kolloquiums anlässlich des 300-jährigen Jubiläums der Gründung]*. Ljubljana 1994, 7–22, hier 8.
 - 5 Ferdo Gestrin, *Ljubljana v 16. in 17. stoletju [Laibach im 16. und 17. Jh.]*. In: Ferdo Gestrin (Hg.), *Zgodovina Ljubljane: Prispevki za monografijo [Geschichte Laibachs: Beiträge zu einer Monografie]*. Ljubljana 1984, 105–120, hier 115 f.; Jože Žontar, *Ljubljana v 18. in v prvi polovici 19. stoletja [Laibach im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh.]*. In: Ferdo Gestrin (Hg.), *Zgodovina Ljubljane*, 157–176, hier 158.

für die Ausbreitung der italienischen Kultur⁶, was für die Entstehung von Akademien von zentraler Bedeutung war.

Krainische Absolventen des Jesuitengymnasiums in Laibach, die Theologie, Jura oder Medizin studieren wollten, entschieden sich nun immer häufiger für italienische statt für deutsche Universitäten.⁷ Nicht zuletzt aus Prestige Gründen schickten die Adelsfamilien ihre Söhne an Hochschulen in Rom (ital. Roma), Perugia, Siena, Parma, Bologna, Padua oder Venedig, wo sie die romanische Kultiviertheit übernahmen.⁸ Diese jungen Männer, unter ihnen auch der spätere Landeshauptmann von Görz und Krain, Graf Johann Caspar von Cobenzl, begaben sich nach dem Ende ihres Studiums und vor dem Beginn ihrer beruflichen Karriere auf eine obligatorische *Grand Tour* – eine Kavaliereise durch Italien, wo sie die bedeutendsten Städte besuchten und die Hauptdenkmäler der Antike, aber auch des Mittelalters, der Renaissance und des Barock besichtigten.⁹ Dieses Erlebnis hatte einen wesentlichen Einfluss auf den geistigen Horizont der höchsten Gesellschaftskreise und dadurch auch auf ihre künftige Kulturpolitik.¹⁰

Laibach war zwar mit etwa 7500 Einwohnern verhältnismäßig klein¹¹, entwickelte sich jedoch unter den neuen Voraussetzungen zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu einem Zentrum für Kunst und Kultur mit überregionaler Strahlkraft. So erhielten beispielsweise die Maler Franc Jelovšek, Valentin Metzinger, Fortunat Bergant und Anton Cebej Aufträge aus der Steiermark,

-
- 6 Marija Pirjevec, *Academia Operosorum in njeni stiki z Italijo* [Die Academia operosorum und ihre Kontakte zu Italien]. In: Kajetan Gantar (Hg.), *Academia operosorum: Zbornik prispevkov s kolokvija ob 300-letnici ustanovitve*. Ljubljana 1994, 23–34, hier 23–25.
 - 7 Viktor Steska, *Academia Operosorum*. In: *Izvestja Muzejskega društva za Kranjsko* 10 (1900), 37–54, 77–94, hier 38 f.; Pirjevec, *Academia Operosorum*, 25.
 - 8 Metoda Kokole, *Academia Philharmonicorum Labacensium v evropskem okviru* [Die Academia Philharmonicorum Labacensium im europäischen Kontext]. In: Ivan Klemenčič (Hg.), *300 let/years Academia Philharmonicorum Labacensium, 1701–2001*. Ljubljana 2004, 29–56, hier 34.
 - 9 Luka Vidmar, *Ljubljana kot novi Rim: Akademija operozov in baročna Italija* [Laibach als neues Rom: Die Academia operosorum und das barocke Italien]. Ljubljana 2013, 14, 60–61.
 - 10 Vgl. Richard Bösel, „Nach Romanischer Art angetragen“: Die Wiener Gardekirche von Nikolaus Pacassi: Vorbildrezeption zwischen Zitat und Paraphrase. In: *Römische Historische Mitteilungen* 41 (1999), 71–94, hier 92.
 - 11 Josip Mal, *Stara Ljubljana in njeni ljudje: Kulturnozgodovinski oris* [Das alte Laibach und seine Bevölkerung: Kulturgeschichtlicher Umriss]. Ljubljana 1957, 66.

während die Werke Francesco Robbas, des bedeutendsten Bildhauers aus dem Süden des Habsburger Reiches, auch in Kärnten und Kroatien nachgefragt waren.¹² Die Symbiose traditioneller deutscher mit modischen italienischen Einflüssen führte zur Weiterentwicklung bestehender, aber zugleich auch zur Entstehung neuer Institutionen. So veröffentlichte Johann Georg Mayr mit der deutschen Wochenzeitung „Wochentliche Ordinari-Zeitungen“ (1707-1709) die erste Laibacher Zeitung.¹³ Große Begeisterung beim Publikum weckten die Opern und Bühnenwerke deutscher und italienischer Theatergruppen, die im Stadthaus und Landhaus gastierten¹⁴, wenngleich die Aufführungen des Schultheaters des Jesuitenkollegiums in lateinischer und zeitweise auch in deutscher Sprache früher bereits großen Anklang gefunden hatten.¹⁵ Außerdem führten die Jesuiten in ihrem Gymnasium zunächst das höhere Theologiestudium und 1704 zusätzlich auch das höhere Philosophiestudium ein.¹⁶ Die aus Görz nach Laibach gekommenen Ursulinen eröffneten 1703 eine Mädchenschule.¹⁷ 1708 begann die Diözese ein Kollegium des Heiligen Karl Borromäus neben der Kathedrale zu bauen, in dem Theologiestudenten lebten und lernten.¹⁸ Die bedeutendsten intellektuellen Brennpunkte außerhalb der kirchlichen Einrichtungen waren jedoch die Akademien.

-
- 12 Metoda Kemperl/Luka Vidmar, Barok na Slovenskem: Sakralni prostori [Barock in Slowenien: Sakrale Räume]. Ljubljana 2014, 18-19.
 - 13 Anja Dular, Živeti od knjig: Zgodovina knjigotrštva na Kranjskem do začetka 19. stoletja [Vom Buch leben: Geschichte des Buchhandels in Krain bis zum Beginn des 19. Jh.]. Ljubljana 2002, 130.
 - 14 Stanko Škerlj, Italijansko gledališče v Ljubljani v preteklih stoletjih [Italienisches Theater in Laibach in vergangenen Jahrhunderten]. Ljubljana 1973, 57, 65, 124.
 - 15 Monika Deželak Trojar, Jezuitska dramatika in gledališče na Slovenskem [Dramatik und Theater der Jesuiten in Slowenien]. In: Jezik in slovstvo 65/3-4 (2020), 167-182, hier 172-176.
 - 16 Vlado Schmidt, Zgodovina šolstva in pedagogike na Slovenskem [Geschichte des Schulwesens und der Pädagogik in Slowenien]. Vol. 1. Ljubljana 1963, 134-135.
 - 17 Vincenc Rajšp, Jakob Schell pl. Schellenburg in Ana Katarina pl. Hofstätter Schellenburg in uršulinski samostan v Ljubljani [Jakob Schell von Schellenburg, Anna Katharina von Hofstätter Schellenburg und das Ursulinenkloster in Laibach]. In: Marija Jasna Kogoj (Hg.), Tristo let ljubljanskih uršulink: Zgodovina samostana, njegovih šol in kulturnih dejavnosti [300 Jahre der Ursulinen in Laibach: Geschichte des Klosters, seiner Schulen und kultureller Aktivitäten]. Ljubljana 2002, 33-40, hier 36.
 - 18 Marijan Smolik, Kako so zidali semenišče v Ljubljani [Wie das Priesterseminar gebaut wurde]. In: Kronika 7 (1959), 90-96, hier 90, 92-93.

Das System der Barockakademien

Die Gründer solcher Akademien waren keine Angehörigen des Hochadels, sondern entstammten zumeist dem niederen Adel oder bürgerlichen Familien, einige waren sogar bäuerlicher Abstammung. Mittels des Vermögens ihrer Familien, durch Mäzene oder Stipendien unterstützt, konnten sie ihr Studium an italienischen oder deutschen Universitäten sowie ihre anschließende *Grand Tour* finanzieren und sich dadurch eine Grundlage für eine Karriere in der Stadt-, Landes- oder Kirchenverwaltung schaffen. Die Aufenthalte im Ausland schmälerten dabei ihre Heimatverbundenheit keineswegs, gaben ihnen aber die Möglichkeit, ihr Herkunftsland in den Kontext des zeitgenössischen Europas einzuordnen.

In ihren Bestrebungen zur kulturellen Weiterentwicklung ihrer Heimat stützten sich die Gründer der Akademien vor allem auf zwei herausragende intellektuelle Vorreiter: Johann Ludwig Schönleben und Johann Weichard von Valvasor. Schönleben wies in seinen Werken „*Aemona vindicata*“ (1674) und „*Carniolia antiqua et nova*“ (1681) nach, dass sich an der Stelle des heutigen Laibach das antike Emona befunden hatte, das von Jason und den Argonauten gegründet worden sein sollte.¹⁹ Valvasor wiederum schuf mit seinem Buch „*Die Ehre dess Hertzogthums Crain*“ (1689) eine der reichhaltigsten Darstellungen eines europäischen Landes.²⁰ Auf dieser ideellen Grundlage schlossen sich junge Krainer Intellektuelle in Akademien zusammen und förderten so eine stärker an italienischen Vorbildern ausgerichtete Entwicklung der städtischen sowie ländlichen Kultur. Eine der einflussreichsten Figuren im System der Akademien und gleichsam dessen Architekt war Johann Gregor Thalnit-scher von Thalberg, ein Neffe Schönlebens, der auch unter dem Eindruck seiner Erfahrungen aus Italien die Bedeutung der Stadt Laibach als Nachfolgerin des antiken Emona pries. Er vertrat zudem die These, dass sich diese Stadt Rom und andere italienische Städte als Erben der antiken Zivilisation zum Vorbild

19 Darja Mihelič, Jezuit Janez Ludvik Schönleben kot zgodovinar [Der Jesuit Johann Ludwig Schönleben und seine Geschichtsschreibung]. In: Vincenc Rajšp (Hg.), Jezuitski kolegij v Ljubljani (1597–1773) [Das Jesuitenkollegium in Laibach (1597–1773)]. Ljubljana 1998, 247–268, hier 248–249; Stanko Kokole, Some Seventeenth- and Eighteenth-Century Appropriations and Adaptations of the Myth of the Argonauts in Ljubljana: From Texts to Images. In: Metoda Kokole (Hg.), Mediterranean Myths from Classical Antiquity to the Eighteenth Century. Ljubljana 2006, 213–258, hier 218–220.

20 Branko Reisp, Kranjski polihistor Janez Vajkard Valvasor [Der Krainer Polyhistor Johann Weichard Valvasor]. Ljubljana 1983, 259.

nehmen solle, womit für ihn auch die Gründung von Akademien verbunden sei.²¹ Die Entstehung der Akademien folgte somit der Tradition des Späthumanismus sowie dem Geist des barocken Kosmopolitismus und dem maßgeblichen Einfluss ihrer italienischen Vorbilder.

Unter der Leitung Wolfgang Sigismund von Künpachs, des leitenden Beamten einer Quecksilbergrube in Idria (slow. Idrija), wurde 1688 als „Academia unitorum“ (Akademie der Vereinten) eine Bruderschaft des heiligen Dismas gegründet. Als religiöse Gemeinschaft vereinigte sie Angehörige des Adels und hohe Beamte in der Vorbereitung auf einen glücklichen Tod oder im Gebet und der Lesung von Messen für verstorbene Mitglieder.²² Geistiger Leiter der Akademie war Johann Anton Thalnitscher von Thalberg, der Sekretär des Bischofs von Laibach. Sekretär der Akademie war sein Bruder Johann Gregor Thalnitscher von Thalberg.²³ Auf dessen Anregung wurde im Januar 1693 die wissenschaftliche Gesellschaft „Academia operosorum“ (Akademie der Arbeitssamen) gegründet²⁴, deren erster Vorsitzender der Dompropst Johann Baptist Preschern wurde. Johann Gregor Thalnitscher, der zu dieser Zeit bereits Stadtnotar geworden war, amtierte in dieser Akademie ebenfalls als Sekretär. In dieser Funktion war er dafür verantwortlich, dass die Akademie den Charakter, die Ordnung und die Ziele der Bologneser „Academia gelatorum“ (Akademie der Vereisten), der er schon seit 1679 angehört hatte²⁵, übernahm. Er selbst war

21 Vidmar, Ljubljana kot novi Rim, 15.

22 France Martin Dolinar, Od Dizmove bratovščine do Akademije delovnih v Ljubljani [Von der Bruderschaft des heiligen Dismas bis zur Akademie der Arbeitsamen in Laibach]. In: Kajetan Gantar (Hg.), Academia operosorum: Zbornik prispevkov s kolokvija ob 300-letnici ustanovitve. Ljubljana 1994, 35–46, hier 35–38; Marijan Smolik, Pregled članstva ljubljanske plemiške družbe sv. Dizma [Die Zusammensetzung der Mitgliedschaft der Adelsgesellschaft des heiligen Dismas in Laibach]. In: Lojze Gostiša (Hg.), Spominska knjiga ljubljanske plemiške družbe sv. Dizma 1688–1801 [Gedenkbuch der Adelsgesellschaft des heiligen Dismas in Laibach 1688–1801]. Vol. 2: Razprave [Abhandlungen]. Ljubljana 2001, 263–275.

23 Marijan Smolik, Thalnitscher (Dolnizher ali Dolnitscher) Janez Gregor. In: Alfonz Gspan/Fran Petre (Hgg.), Slovenski biografski leksikon [Slowenisches biografisches Lexikon] 12. Ljubljana 1980, 73–76, hier 74.

24 Primož Simoniti, Spremna beseda [Begleitwort]. In: Primož Simoniti (Hg.), Akademске čebele ljubljanskih operozov [Akademische Bienen der Arbeitsamen in Laibach]. Ljubljana 1988, 79–85, hier 79 f.; Boris Golec, Valvasor: njegove korenine in potomstvo do danes [Valvasor, seine Wurzeln und seine Nachkommen bis zum heutigen Tag]. Ljubljana 2016, 40.

25 Pirjevec, Academia Operosorum, 27, 29–30.

außerdem auch Mitglied der „Academia degli Arcadi“ in Rom sowie der Akademien in Foligno, Venedig und Forlì.²⁶ Die Mitglieder der „Academia operosorum“ waren größtenteils Juristen, aber auch Theologen und Ärzte. Zu den bedeutendsten zählten der Landesphysiker Marcus Gerbezius, der „Landes-Protomedicus“ Johann Andree de Coppini, der Domkanoniker und Dichter Georg Andreas Gladich, der Landesgerichtsassessor und Komponist Johann Berthold von Höffer, der Pfarrer Johann Jakob Schilling sowie der Landschran-nengerichtsassessor und Dichter Baron Johann Rudolph von Coraduzzi.²⁷ Nach dem Tode einiger der aktivsten Mitglieder erlosch die Akademie um 1725.²⁸

Aus der „Academia operosorum“ entwickelten sich unter der Führung ihrer Mitglieder neue Gesellschaften, die die Wissenschaften oder Künste in ihren Mittelpunkt stellten. So gründete etwa der Jurist und Numismatiker Johann Stefan Florianschitsch de Grienfeld im Jahr 1698 das „Collegium iuridicum“.²⁹ 1712 folgten das von Gerbezius ins Leben gerufene „Collegium medicum“ oder die Bruderschaft der heiligen Kosmas und Damian.³⁰ Die Gründung der „Academia philharmonicorum“ im Jahr 1701 ging auf die Initiative Johann Berthold von Höffers zurück³¹, während Alexius Sigismund Thalnitscher von Thalberg, der Sohn von Johann Gregor Thalnitscher, mit der „Academia Emonia“ die Gründung einer Akademie nach Vorbild der römischen „Arkadia“ vorantrieb.³² Außerdem plante Johann Gregor Thalnitscher zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Gründung weiterer Akademien, so zum Beispiel die „Academia incultorum“ für Zeichnerei, die „Academia trium artium“ für Architektur, Bildhauerei

26 Smolik, Thalnitscher Janez Gregor, 74.

27 Vgl. Apes aCaDeMICae Operosorum Labacensium. Labaci 1701.

28 Ana Lavrič (Hg.), Janez Gregor Dolničar: Zgodovina ljubljanske stolne cerkve: Ljubljana 1701–1714 [Johann Gregor Thalnitscher: Geschichte der Laibacher Kathedrale]. Ljubljana 2003, 35.

29 Sergij Vilfan, Pravniki med Operozi [Juristen unter den Mitgliedern der Academia operosorum]. In: Kajetan Gantar (Hg.), Academia operosorum: Zbornik prispevkov s kolokvija ob 300-letnici ustanovitve. Ljubljana 1994, 73–90, hier 83.

30 Ivan Pintar, Dr. Marko Gerbec. Ljubljana 1963, 6; Ana Lavrič, Svetniški zavetniki ljubljanskih baročnih akademij in društev [Die Schutzpatrone der Laibacher barocken Akademien und Kollegien]. In: Kronika 57 (2009), 301–316, hier 302, 304.

31 Danilo Pokorn, Operozi in Academia Philharmonicorum [Academia operosorum und Academia philharmonicorum]. In: Kajetan Gantar (Hg.), Academia operosorum: Zbornik prispevkov s kolokvija ob 300-letnici ustanovitve. Ljubljana 1994, 125–140, hier 125–127.

32 Pirjevec, Academia Operosorum, 28.

und Malerei³³ sowie die „Academia reconditorum“ für adelige Fertigkeiten.³⁴ 1712 wurde schließlich unter der Leitung des Barons Georg Adam Grimbschitz die „Academia pictoriae“ eröffnet.³⁵ In der Dauer ihres Bestehens unterschieden sich die Akademien deutlich voneinander: Während die „Academia unitorum“ auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch tätig war, existierte die „Academia philharmonicorum“ bis 1769, die „Academia operosorum“ sowie das „Collegium iuridicum“ und das „Collegium medicum“ dagegen nur einige Jahrzehnte. Viele weitere Akademien wurden entweder nie eröffnet oder bereits nach sehr kurzer Zeit wieder geschlossen.³⁶

Die Gründungen der Akademien ergaben sich stets aus privaten Initiativen – zumeist waren die ersten Vorsitzenden auch die Ideengeber. Die „Academia operosorum“, die einem Bericht Johann Gregor Thalnitschers zufolge aus einem Tischgespräch mit seinem Freund Preschern entstanden war, ist ein Beispiel hierfür.³⁷ Nachdem noch einige Mitglieder beigetreten waren, beschränkte sich die Akademie in den ersten acht Jahren ihres Bestehens auf private Zusammenkünfte in Prescherns Haus.³⁸ Eine ähnliche Vorgeschichte im privaten Kreis hatte auch die „Academia philharmonicorum“, deren erste Mitglieder sich bereits im Jahr 1700 in Johann Berthold von Höffers Haus trafen, bevor ihre Akademie dort auch offiziell gegründet wurde. Und auch nach ihrer Gründung richtete die Akademie zahlreiche Veranstaltungen aus, zu denen nur die Mitglieder Zugang hatten.³⁹ Auch Grimbschitz bot wahrscheinlich der „Academia trium artium“ Räumlichkeiten in seinem eigenen Haus an.⁴⁰

33 Ana Lavrič, Ustanavljanje umetnostnih akademij v Ljubljani na pragu 18. stoletja: Statut Academiae trium Artium in Academiae incultorum [Gründung der Kunstakademien in Laibach zu Beginn des 18. Jh.: Statut der Academia trium artium und der Academia incultorum]. In: Acta historiae artis Slovenica 6 (2001), 67–82.

34 Kokole, Academia Philharmonicorum, 37.

35 Janez Gregor Dolničar, Bibliotheca Labacensis publica Collegii Carolini Nobilium. In: Luka Vidmar (Hg.), Trubar, Hren, Valvasor, Dolničar: O slovstvu na Kranjskem [Truber, Chrön, Valvasor, Thalnitscher: Über Literatur in Krain]. Ljubljana 2009, 181–293, hier 261.

36 Sergij Vilfan, Pravna zgodovina Slovencev [Rechtsgeschichte der Slowenen]. Ljubljana 1996, 352; Lavrič, Ustanavljanje umetnostnih akademij; Kokole, Academia Philharmonicorum, 53; Vidmar, Ljubljana kot novi Rim, 18.

37 Simoniti, Sprema beseda, 79.

38 Lavrič, Janez Gregor Dolničar, 31.

39 Kokole, Academia Philharmonicorum, 40, 47.

40 Lavrič, Ustanavljanje umetnostnih akademij, 77.

Die Akademien hatten aber ebenso die Öffentlichkeit im Blick und traten deswegen auch in öffentlichen Räumen zusammen. So ließ die „Academia unitorum“ in der neuen Kathedrale von Laibach, deren Bau 1701 begonnen wurde, einen Altar des heiligen Dismas und eine Gruft für die eigenen Mitglieder aufstellen.⁴¹ Dort feierten sie gemeinsam auch Singmessen.⁴² Die Akademiemitglieder feierten aber auch gemeinsam die Gedenktage ihrer jeweiligen Schutzheiligen, so etwa die Philharmoniker den Gedenktag der heiligen Cäcilia in der Augustinerkirche und das „Collegium medicum“ den Gedenktag der heiligen Kosmas und Damian mit einer Singmesse und Panegyriken in der Ursulinenkirche.⁴³ Die „Academia philharmonicorum“ trat darüber hinaus auch öffentlich auf, so zum Beispiel 1703 zu Ehren des Prinzen Eugen von Savoyen, 1705 bei der Totenmesse für Kaiser Leopold I. sowie 1707 bei der Weihe der Kathedrale und 1728 zu Ehren Kaiser Karls VI. bei einem Abendessen im bischöflichen Palais. Seit 1702 spielten die Philharmoniker außerdem bei der alljährlichen Sommerregatta auf dem Fluss Ljubljana auf.⁴⁴ Die „Academia operosorum“ stellte sich zum ersten Mal am 13. Dezember 1701 im bischöflichen Palais der Öffentlichkeit vor und publizierte dabei auch das Büchlein „Apes aCaDeMICae Operosorum Labacensium“, das ihr Wappen sowie die Regeln der Akademie und eine Liste ihrer Mitglieder enthielt.⁴⁵ Die Regeln sahen unter anderem das Herausgeben von Sammelbänden und wissenschaftlichen Abhandlungen vor, aber auch die Gründung einer öffentlichen Bibliothek und die Einberufung öffentlicher Versammlungen.

Die Verflechtung des Privaten und des Öffentlichen im Handeln der Akademien verdeutlicht auch der Leitsatz der „Academia operosorum“, demzufolge die Arbeit sowohl der Akademie als auch der Gesellschaft dienen solle: *Nobis atque aliis operosi* (Für uns sowie für andere arbeitsam).⁴⁶ Seine Rede vor dem „Collegium medicum“ beschloss Johann Andree de Coppini 1712 mit dem Aufruf an seine Kollegen, für den Verein und somit auch für die Heimat zu arbeiten.⁴⁷ Da sie für ein grundsätzlich öffentliches Auftreten das Patronat des Herrschers benötigt hätten, wie es der „Academia naturae curiosorum“ von Kaiser Leopold I. zugesprochen worden war, agierten die Akademien zeit ihres Bestehens gleichsam zwischen privatem und öffentlichem Raum.

41 Lavrič, Janez Gregor Dolničar, 30.

42 Kokole, Academia Philharmonicorum, 37.

43 Lavrič, Svetniški zavetniki, 304.

44 Kokole, Academia Philharmonicorum, 46-48.

45 Simoniti, Spremna beseda, 79, 80.

46 Apes aCaDeMICae.

47 Lavrič, Svetniški zavetniki, 306.

Für die Verwirklichung ihrer umfangreichen Projekte waren die Akademien auf die Unterstützung einer öffentlichen Institution angewiesen, da sie selbst weder über den nötigen gesellschaftlichen Einfluss noch über die erforderlichen Finanzmittel verfügten. Nicht zuletzt die personellen Überschneidungen zwischen Diözesanleitung und Akademien – Preschern, Gladich und Schilling waren alle Mitglieder der Diözesanleitung – machten die Diözese Laibach zum geeigneten Partner der Akademien. Die beiden Kreise waren durch verwandtschaftliche, freundschaftliche und berufliche Beziehungen verbunden: So war etwa Johann Gregor Thalnitscher Bruder des Domdekans Thalnitscher, Freund des Dompropstes Preschern und Ökonom des Domkapitels.⁴⁸

Die enge Zusammenarbeit der Akademien mit der Diözese sowie die Verflechtungen zwischen privatem und öffentlichem Handlungsfeld der Akademien ermöglichten die Umsetzung einiger großer Projekte, deren bedeutendste Beispiele der Bau der neuen Kathedrale und die Gründung der öffentlichen wissenschaftlichen Bibliothek waren. In beiden Fällen handelte es sich um im Privaten entstandene Pläne für der Gemeinschaft dienende Projekte. Einem Bericht Johann Gregor Thalnitschers zufolge versammelten sich 1699 in Prescherns Haus *bei einem üblichen familiären Gespräch*⁴⁹ einige Domkanoniker sowie Mitglieder der „Academia unitorum“ und der „Academia operosorum“ im privaten Rahmen, um den Beschluss zur Renovierung der Kathedrale zu fassen, woraufhin *es nötig war, ihn denjenigen vorzulegen und vorzustellen, mit deren Zustimmung und Hilfe das Gebäude gefördert werden sollte*⁵⁰, d. h. den Amtsträgern der Diözese. Bei diesem Vorgang hatten der Dompropst Preschern und der Domdekan Thalnitscher eine doppelte Rolle: einerseits als Privatleute und Mitglieder der Akademien, andererseits als Diözesanpriester. Ihnen war es hauptsächlich zu verdanken, dass die Diözese den Beschluss zum Neubau einer Kathedrale fasste, die dann in den Jahren 1701 bis 1706 nach Plänen des römischen Malers und Architekten Andrea Pozzo gebaut wurde.

Auf dieselbe Weise entstand mit der Öffentlichen Bibliothek (heute Seminarbibliothek) die erste öffentliche wissenschaftliche Bibliothek im slowenischen Raum. Die Initiative ging von der „Academia operosorum“ aus, woraufhin die Bibliothek 1701 unter der Schirmherrschaft der Diözese von Bischof Graf Sigismund Christoph von Herberstein, der kein Mitglied der Akademie war, zusammen mit den Akademiemitgliedern Propst Preschern und Dekan Thalnitscher

48 Vidmar, Ljubljana kot novi Rim, 22.

49 Lavrič, Janez Gregor Dolničar, 76: *in conversatione familiarium consueta*.

50 Ibidem: *Stabilito firmiter inter privatos consilio ratio exposcebat, ut illud ibi exponeretur et palam fieret, quorum consensu et opere opus ipsum promovendum erit*.

gegründet wurde. Als persönliche Schenkungen erhielt die Bibliothek, deren Vorbilder unter anderem die „Biblioteca Ambrosiana“ in Mailand und die „Biblioteca Angelica“ in Rom sein sollten, die persönlichen Bibliotheken der Mitglieder der Diözesankurie und der „Academia operosorum“ – unter anderem von den drei Gründern der Bibliothek und von Gerbezus, Gladich und Schilling. Nach 1725 wurde die Bibliothek im Kollegium des Heiligen Karl Borromäus für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht.⁵¹ Zahlreiche weitere Pläne wie etwa die Gründung einer Universität kamen zwar über den Planungsstatus nie hinaus, dennoch spielten die Akademien eine Schlüsselrolle bei der Förderung der kulturellen Entwicklung der Stadt und des Landes nach italienischen Vorbildern und bei der Weiterentwicklung des lokalen öffentlichen Raumes.

Laibach zu Zeit der Aufklärung

Während der Regierungszeit Maria Theresias und Josephs II. verlor Laibach aufgrund der Zentralisierung der Habsburgermonarchie als Verwaltungs- und Kunstzentrum an Bedeutung. 1747 wurde in der Stadt ein neues landesfürstliches Amt gegründet, das die Herrscherin vertrat und die Zuständigkeiten der lokalen Behörden beschränkte. Zwischen 1783 und 1791 wurde sogar die Landeshauptmannschaft dem Gubernium in Graz angegliedert.⁵² Unter Joseph II. wurde die städtische Autonomie formell abgeschafft, was in Kombination mit dem schwindenden italienischen Einfluss auf künstlerischer Ebene zu einem drastischen Qualitätsverlust führte, da der Staat die Studenten nun an die Wiener Universität lenkte und von Künstlern und Handwerkern verlangte, bei österreichischen und deutschen Meistern in die Lehre zu gehen.⁵³ Auch der sozioökonomische Aufschwung nahm nach der Französischen Revolution und den auf sie folgenden Kriegen zunehmend ab. Der Eisenhandel ging zurück und die meisten Manufakturen wurden aufgegeben.⁵⁴ Die Einwohnerzahl stieg nur noch langsam und erreichte 1788 etwas mehr als 10 000 Einwohner.⁵⁵

51 Vidmar, Ljubljana kot novi Rim, 161-173.

52 Jože Žontar, Zaton deželnih stanov na Kranjskem [Der Untergang der Krainer Landstände]. In: Sašo Jerše (Hg.), Med srednjo Evropo in Sredozemljem: Vojetov zbornik [Zwischen Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum. Festschrift für Ignacij Voje]. Ljubljana 2006, 171-188, hier 172, 174.

53 Damjan Prelovšek, Ljubljanska arhitektura 18. stoletja [Die Architektur im Laibach des 18. Jh.]. In: Ferdo Gestrin (Hg.), Zgodovina Ljubljane: Prispevki za monografijo. Ljubljana 1984, 177-188, hier 184.

54 Žontar, Ljubljana, 162-165.

55 Ivan Vrhovec, Die wohlöbl. landesfürstl. Hauptstadt Laibach. Laibach 1886, 211.

Gleichzeitig profitierte die Stadt von Reformen im Gesundheits- und Schulsystem. Gerard van Swieten gründete 1753 eine Hebammen- und Chirurgenschule und Joseph II. im aufgelösten Diskalzeatenkloster 1786 ein Krankenhaus.⁵⁶ Bereits 1767 wurde eine Spinnereischule ins Leben gerufen, und nach der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im Jahr 1774 erhielt Laibach eine vierklassige Normalschule und zwei Trivialschulen.⁵⁷ Die Jesuiten erweiterten, insbesondere im letzten Jahrzehnt vor der Aufhebung ihres Ordens, auf staatliche Aufforderung das veraltete Philosophiestudium durch zeitgemäßere Vorlesungen in Mathematik, Physik, Geschichte, Deutsch und Naturwissenschaften. 1773 übernahm der Staat das Gymnasium und schloss es mit höheren Studien zu einem Lyzeum zusammen. In diesen ab 1789 im ehemaligen Franziskanerkloster untergebrachten Schulen setzte sich Deutsch als Unterrichtssprache neben dem noch immer vorherrschenden Latein durch, während die Vorlesungen über Geburtshilfe auch auf Slowenisch gehalten wurden.⁵⁸ Für die Sammlung der formell 1791 gegründeten und seit 1794 öffentlichen Lyzealbibliothek bestimmte der Staat die Bibliotheken des Jesuitenkollegiums und anderer aufgelöster Klöster in der Krain.⁵⁹

Von besonderem Nutzen für die Diözese Laibach waren die von Graf Johann Karl von Herberstein, einem der bedeutendsten Unterstützer des Kaisers in weltlichen und kirchlichen Fragen, geleiteten Kirchenreformen Josephs II.: Zwischen 1787 und 1806 war die in den Jahren 1785 bis 1788 vergrößerte Diözese, deren zugeordnetes Gebiet deutlich erweitert worden war, sogar ein Erzbistum und Metropolitansitz.⁶⁰

Die Säkularisierung hatte allerdings auch negative Folgen. Am Lyzeum wurde die Zahl der Fächer im Philosophiestudium zunächst eingeschränkt, und das Philosophiestudium wurde 1785 schließlich ebenso komplett abgeschafft wie bereits 1783 das Theologiestudium, sodass Krainer Theologiestudenten ins

56 Žontar, Ljubljana, 165.

57 Schmidt, Zgodovina šolstva in pedagogike, 158, 177.

58 Ebenda, 141-144, 148-149; Jože Ciperle, Ljubljansko šolstvo 1774-1848 [Das Laibacher Schulwesen, 1774-1848]. In: Ferdo Gestrin (Hg.), Zgodovina Ljubljane: Prispevki za monografijo. Ljubljana 1984, 189-198, hier 192-193.

59 Konrad Stefan, Geschichte der Entstehung und Verwaltung der k. k. Studienbibliothek in Laibach. In: Mittheilungen des Musealvereines für Krain 20 (1907), 1-116, hier 1-25.

60 France Martin Dolinar, Od goriške nadškofije do ljubljanske metropolije [Vom Erzbistum Görz bis zur Metropole Laibach]. In: France Martin Dolinar (Hg.), Ljubljanska škofija 550 let [Bistum Laibach 550 Jahre]. Ljubljana 2011, 67-90, hier 81-82.

Generalseminar nach Graz ausweichen mussten.⁶¹ Zudem wurde in die Lyzealbibliothek nur ein kleinerer Teil der ehemaligen Klosterbibliotheken aufgenommen, da gemäß den kaiserlichen Anweisungen zunächst die Kopien und anschließend auch Werke, die als veraltet und für schulische Zwecke unbrauchbar galten, aussortiert wurden. Weite Teile der Buchbestände mussten abgegeben oder sogar entsorgt werden.⁶²

Eine wichtige Folge der Reformen unter Maria Theresia und Joseph II. war die Intensivierung des öffentlichen Engagements, was sich unter anderem 1765 zeigte, als die Landstände mit dem Ständetheater das erste selbstständige Theatergebäude in Laibach gründeten.⁶³ In den 1760er-Jahren siedelten sich in der Stadt zudem die ersten spezialisierten Buchhändler an. In den 1780er-Jahren vergrößerten das Toleranzpatent, die Reform der Zensur und das Pressegesetz die Anzahl der Buchdrucker und erleichterten den Zugang zu neuen Publikationen. Zu den erfolgreichsten Buchhändlern und Verlegern zählte der aus einer protestantischen Familie in Maastricht stammende Wilhelm Heinrich Korn, der spätestens 1782 nach Ljubljana gekommen war. 1783 begann Ignaz Alois Kleinmayr eine Zeitung herauszugeben, die im folgenden Jahr den Namen „Laibacher Zeitung“ erhielt und bis Ende 1918 ohne Unterbrechung erschien.⁶⁴

Wie bereits in der Zeit des Barock ging die Initiative zur Gründung solcher neuen Institutionen auch jetzt wieder von öffentlich agierenden Gesellschaften aus. Diese hatten allerdings einen anderen ideellen Hintergrund und das Feld der Initiatoren war deutlich heterogener. Die Einflüsse der Aufklärung spielten nun eine entscheidende Rolle, was sich bereits 1767 bei der Gründung der Krainer „Gesellschaft für Ackerbau und nützliche Künste“ in Laibach zeigte. Ähnlich wie die in anderen Hauptstädten der österreichischen Erbländer gegründeten Gesellschaften befasste sie sich als beratendes Organ der Landeshauptmannschaft mit der Verbesserung der Landwirtschaft, unterstützte aber auch wissenschaftliche Bestrebungen auf anderen Gebieten. So wurden auf ihren Vorschlag im Rahmen des höheren Studiums am Jesuitenkollegium 1769 der Lehrstuhl für Zeichnen, Geometrie, Mechanik und Hydraulik und

61 Schmidt, *Zgodovina šolstva in pedagogike*, 268–269, 281.

62 Vgl. Friedrich Buchmayr, *Secularization and Monastic Libraries in Austria*. James Raven (Hg.), *Lost Libraries: The Destruction of Great Book Collections since Antiquity*. New York 2004, 145–162.

63 Prelovšek, *Ljubljanska arhitektura*, 185.

64 Žontar, *Ljubljana*, 166; Dular, *Živeti od knjig*, 142–143, 160, 171, 174–175, 194–199; Andrej Pastar, *Censorship in Carniola under Joseph II*. In: *Slavica Tergestina* 26/1 (2021), 172–195.

1771 der Lehrstuhl für Landwirtschaft gegründet. In den Jahren 1775 und 1776 gab die Gesellschaft darüber hinaus auch die Wochenzeitung „Wochentliches Kundschaftsblatt des Herzogthums Krain“ heraus und unterhielt bis zu ihrer Auflösung durch Joseph II. auch eine eigene Fachbibliothek.⁶⁵ Den Weisungen des Laibacher Bischofs Herberstein folgend, war in den späten 1770er- und in den 1780er-Jahren eine Gruppe junger jansenistischer Priester um Jurij Japelj aktiv, die Religionsbücher in slowenischer Sprache schrieben.⁶⁶ Sowohl die Gesellschaft für Ackerbau als auch Herbersteins Gruppe junger Priester genossen zwar eine, ihre Tätigkeit sehr erleichternde, institutionelle Unterstützung, allerdings konnten sie nicht unabhängig agieren, weswegen sich die Mitglieder beider Gesellschaften mit privaten Gesellschaften verbanden.

Gesellschaften in der Zeit der Aufklärung

Alle Gesellschaften außerhalb der staatlichen und kirchlichen Verwaltung waren so wie die „Gesellschaft für Ackerbau“ und Herbersteins Kreis außer vom traditionellen Landespatritismus auch von der mitteleuropäischen gemäßigten Aufklärung geprägt und meistens auch um Erhalt und Verbreitung der slowenischen Sprache und Literatur bemüht. Mindestens zwei Gesellschaften stellten sich mit ihren Namen bewusst in die Tradition ihrer barocken Vorgängerinnen. Einige Gesellschaften – so auch die „Gesellschaft für Ackerbau“ – ähnelten in ihrer Verfasstheit, ihrem Namen, gewählter Leitung, Satzung oder Programm sowie registrierter Mitgliedschaft den ehemaligen Akademien. Andere hatten hingegen einen informellen Charakter und waren ausdrücklich vom Willen ihres Gründers abhängig (wie Herbersteins Kreis). Anders als in der Vergangenheit hatten sie nicht einen einheitlichen Ursprung und waren auch nicht Bestandteil eines einzigen Netzwerks von Institutionen, wenngleich die Überschneidungen bei den Mitgliedschaften ähnlich ausgeprägt blieben. Auch in ihrer engen Kooperation glichen die Gesellschaften der Aufklärung den barocken Akademien, doch kam es auch zu Konflikten. Da die Mitglieder aber noch seltener als in der Zeit des Barock aus Adelsfamilien stammten, sondern noch häufiger bürgerlicher oder bäuerlicher Abstammung waren, trafen in den Gesellschaften noch mehr und noch unterschiedlichere Schichten der Bevölkerung aufeinander. Dass der Zugang zu den Gesellschaften für Nichtadlige

65 Eva Umek, Kranjska kmetijska družba 1767-1787 [Die Krainer Gesellschaft für Ackerbau 1767-1787]. In: Arhivi 29/1 (2006), 1-34.

66 Jože Pogačnik, Slovensko slovstvo v obdobju razsvetljenstva [Die slowenische Literatur zur Zeit der Aufklärung]. Ljubljana 1995, 58-62.

zunehmend leichter wurde, lag an den veränderten Beitrittsbedingungen, die sich nun stärker an der Ausbildung, den Fähigkeiten und dem Benehmen orientierten.⁶⁷ Aber obwohl die Vereinigungen die Gleichwertigkeit und Freundschaft aller Mitglieder hervorhoben, waren die Standesunterschiede innerhalb der Gesellschaften weder am Anfang noch am Ende des langen 18. Jahrhunderts ganz belanglos.⁶⁸

Die Entstehung der ältesten, während der Zeit der Aufklärung gegründeten Privatgesellschaft in Laibach geht auf den Diskalzeaten Marko Pohlin zurück, einen Pionier der slowenischen kulturellen Erweckung. Pohlin, der eine Germanisierung des öffentlichen Lebens in der Krain befürchtete, setzte sich 1768 im Vorwort zu seiner Grammatik der slowenischen Sprache für die Verwendung der *Krain*er Sprache in allen Gesellschaftsschichten ein und forderte für sie eine gleichberechtigte Stellung in der Familie der Weltsprachen. Diesem Anspruch folgend, verfasste er nicht nur gängige geistliche, belehrende und sprachwissenschaftliche Schriften, die für die Priester und das Volk bestimmt waren, in slowenischer Sprache, sondern begann auch Slowenisch in die bis dahin von der deutschen Sprache dominierten Gattungen einzuführen, etwa in die Poetik, in die schöngeistige Literatur oder die Geschichtsschreibung. Von 1773 an versammelte er Mitarbeiter um sich (größtenteils künftige Ordensbrüder und Priester), die er mit dem Schreiben von Gedichten (Anton Feliks Dev, Valentin Vodnik und Martin Naglič) sowie mit dem Sammeln von Sprichwörtern (Janez Mihelič) und Volksliedern (Jožef Zakotnik) betraute.⁶⁹ Dev gab in der Folge zwischen 1779 und 1781 mit drei Jahrgängen des Sammelbandes „Pisarnice od lepeh umetnost“ die ersten Bücher mit weltlicher Poesie in slowenischer

67 Vgl. Jonathan I. Israel, *Radical Enlightenment: Philosophy and the Making of Modernity: 1650–1750*. Oxford/New York 2001, 59–60.

68 Vgl. Marko Štuhec, *Plemstvo in plemiška bivalna kultura v kranjskih mestih v prvi polovici 18. stoletja* [Adel und adlige Wohnkultur in Städten in Krain in der ersten Hälfte des 18. Jh.]. In: Janez Mlinar/Bojan Balkovec (Hgg.), *Urban Elites in the Middle Ages and the Early Modern Times between the Alps, the Adriatic and the Pannonian Plain*. Ljubljana 2011, 355–385, hier 369; Luka Vidmar, *A Slavic Republic of Letters: The Correspondence between Jernej Kopitar and Baron Žiga Zois*. Frankfurt am Main 2016, 40–41.

69 Alfonz Gspan, *Razsvetljenstvo* [Aufklärung]. In: Lino Legiša (Hg.), *Zgodovina slovenskega slovstva 1: Do začetkov romantike* [Geschichte der slowenischen Literatur 1: Zu den Anfängen der Romantik]. Ljubljana 1956, 327–440, hier 353–364; Irena Orel (Hg.), *Novi pogledi na filološko delo o. Marka Pohlina in njegov čas* [Neue Perspektiven auf die philologische Tätigkeit von Vater Marko Pohlin und dessen Zeit]. Ljubljana 2013.

Sprache und die erste slowenische Publikation heraus, die für den ästhetischen Genuss der Elite bestimmt war.⁷⁰ Pohlins Kreis, der trotz der Merkmale der praktischen Aufklärung aus dem traditionellen Katholizismus hervorgegangen war und dessen Schaffen größtenteils im Kontext der barocken literarischen und polyhistorischen Kultur stattfand, existierte bis 1784.

Um 1779 gründete Blaž Kumerdej, der erste Direktor der Normalschule in Laibach, eine sprachwissenschaftliche Akademie, die sich mit der Emanzipation der slowenischen Sprache und der Standardisierung der slowenischen Rechtschreibung befassen sollte. Wahrscheinlich waren auch einige Mitglieder von Pohlins und Herbersteins Kreis, darunter Pohlin selbst und Japelj, Mitglieder dieser Akademie. Um diese weiterzuentwickeln, regte der Landesrat für Schulwesen, Graf Johann Nepomuk von Edling, eine „Akademie der Operosen“ an, die 1781 amtlich gegründet bzw. erneuert wurde. Ihre Zielsetzung übertraf die der sprachwissenschaftlichen Akademie und orientierte sich an der Funktion der barocken „Academia operosorum“. Sie sollte hohe Beamte, Lyzeumsprofessoren, Priester und Ärzte der Krainer Intelligenz zusammenführen und wie ihre barocke Vorgängerin Wissenschaft und Kunst, insbesondere Geschichtsschreibung, Sprachwissenschaft, Philosophie, Medizin und Recht sowie schöngeistige Literatur und Rhetorik unterstützend fördern. Womöglich wegen zunehmender Meinungsverschiedenheiten führender Mitglieder, insbesondere zwischen Kumerdej, Japelj und Pohlin, aber auch weil sie kaum nachhaltige Ergebnisse erzielen konnte, endete die Geschichte dieser Akademie bereits nach nur wenigen Sitzungen.⁷¹

Nach 1780 rief Baron Sigismund Zois von Edelstein, der in den 1770er-Jahren unter Kumerdejs Einfluss die slawische bzw. slowenische Identität übernommen hatte, einen neuen Kreis ins Leben. Dieser übernahm bedeutende Mitglieder der „Akademie der Operosen“ und die leitende Funktion in der slowenischen kulturellen Erweckung. Bis zu seinem Tod 1819 unterstützte Zois zahlreiche Krainer Intellektuelle, zu denen neben Kumerdej und Japelj auch Anton Tomaž Linhart, Valentin Vodnik, Bartholomäus Kopitar, Jakob Zupan und Matevž Ravnikar zählten.⁷² Die Mitglieder von Zois' Kreis passten

70 Jože Koruza, *Značaj pesniškega zbornika Pisanice od lepeh umetnost* [Der Charakter des Sammelbandes „Pisanice od lepeh umetnost“]. Maribor 1993.

71 France Kidrič, *Zgodovina slovenskega slovstva: Od začetkov do Zoisove smrti* [Geschichte der slowenischen Literatur: Von den Anfängen bis zu Zois' Tod]. Ljubljana 1929–1938, 194–195, 216–221; Gspan, *Razsvetljenstvo*, 368–369, 375–376; Pogačnik, *Slovensko slovstvo*, 54–57.

72 Gspan, *Razsvetljenstvo*, 378; Vlado Valenčič/Ernest Faninger/Nada Gspan Prašelj, *Zois Žiga (Sigismundus) pl. Edelstein*. In: Jože Munda (Hg.), *Slovenski biografski*

Pohlins Programm den zeitgenössischen Umständen an, führten es abgesehen davon aber weiter, indem sie in der Wissenschaft an die rationalistische Geschichtsschreibung und analytische Philologie und in der schöngeistigen Literatur an die Literatur der Aufklärung anknüpften. Obwohl ihre Überzeugungen grundsätzlich in Einklang mit der Agenda Josephs II. standen, ergaben sich auch Widersprüche. Ihr Hauptziel war die Erneuerung und Durchsetzung der slowenischen Sprache, die sie, Herder folgend, als die Seele der im Entstehen begriffenen Nationen verstanden. Sie versuchten dem kaiserlichen Anliegen, Deutsch als Amtssprache durchzusetzen, daher entgegenzuwirken. Zu den größten Erfolgen des Kreises um Baron Sigismund Zois von Edelstein zählten die Publikation der ersten Historiografie, die die Slowenen als nationale Einheit interpretierte (Linharts „Versuch einer Geschichte von Krain und den übrigen Ländern der südlichen Slaven Oesterreichs“ 1788 und 1791), der ersten slowenischen Zeitung (Vodniks „Lublanske novice“, 1797–1800) und der ersten wissenschaftlichen Grammatik der slowenischen Sprache (Kopitars „Grammatik der Slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark“, 1808/1809).⁷³

Um 1786 wurde unter der Leitung von Anton Tomaž Linhart die „Gesellschaft der Theaterfreunde“ gegründet, in der sowohl adlige als auch bürgerliche Amateurschauspieler zusammenkamen. Bis 1790 führte die Gruppe mehrere deutschsprachige Bühnenstücke auf und spendete die Einnahmen, wie es für Amateurvorstellungen üblich war, dem städtischen Armenhaus. In Kooperation mit dem Kreis um Zois, der die Aufführung finanziell unterstützte, inszenierte die „Gesellschaft der Theaterfreunde“ Ende 1789 mit Linharts „Županova Micka“ (Übersetzung von Richters „Die Feldmühle“) erstmals ein weltliches Theaterstück in slowenischer Sprache. Während Linhart Regie führte, befanden sich unter den Auftretenden u. a. seine Frau Jožefa und sein Schwager, der

leksikon 15. Ljubljana 1991, 832–846, hier 841–842; Mihael Glavan, Slovenski kulturni salon: Razstava ob 250. obletnici rojstva Žige Zoisa [Der slowenische Kultursalon: Ausstellung zum 250. Geburtstag von Sigismund Zois]. Ljubljana 1996; Vidmar, A Slavic Republic of Letters, 27–28.

73 France Kidrič, Zoisova korespondenca 1808–1809 [Zois' Korrespondenz 1808–1809]. Ljubljana 1939, 3; Jože Pogačnik, Jernej Kopitar. Ljubljana 1977, 152; Jože Koruza, Konstituiranje slovenske posvetne književnosti in njenih žanrov [Die Errichtung der slowenischen weltlichen Literatur und ihrer Gattungen]. In: Boris Paternu (Hg.), Obdobje razsvetljenstva v slovenskem jeziku, književnosti in kulturi [Die Zeit der Aufklärung in slowenischer Sprache, Literatur und Kultur]. Ljubljana 1980, 7–25, 14–15; Vidmar, A Slavic Republic of Letters, 27.

Chirurg Anton Makovic.⁷⁴ Der Versuch der „Gesellschaft der Theaterfreunde“ im darauffolgenden Jahr, ein weiteres Schauspiel von Linhart, eine Überarbeitung von Beaumarchais' Komödie „La Folle Journée ou le Mariage de Figaro“, aufzuführen, für die der Komponist Janez Krstnik Novak bereits die Schauspielmusik „Figaro“ nach Vorbild von Mozarts Oper geschrieben hatte, scheiterte jedoch.⁷⁵

Mit der Freimaurerloge „Zur Wohltätigkeit und Standhaftigkeit“ wurde 1792 – angeregt durch einige Laibacher Freimaurer und die Wiener Loge „Zum heiligen Joseph“ – die letzte derartige Vereinigung des 18. Jahrhunderts in den österreichischen Ländern gegründet. Die Mitglieder waren vorwiegend Beamte und Militärs, sodass der kaiserliche Kämmerer und Mitglied des Landesausschusses Baron Bernhard von Rossetti Meister vom Stuhl und der Händler und Fabrikant Joseph von Desselbrunner, der auch in der Vorstellung von „Županova Micka“ auftrat, erster Aufseher wurde. Wegen ihres schlechten Rufes trafen sich die Freimaurer aber nur selten und nach dem Verbot der Freimaurervereinigung im Jahr 1795 gar nicht mehr.⁷⁶

In der Tradition der „Academia philharmonicorum“ entwickelte sich 1794 aus einem Amateur-Streichquartett die „Philharmonische Gesellschaft“, deren erste Direktoren der Schornsteinfeger Karl Moos und der Arzt Karl Bernard Kogl waren. Die überwiegend bürgerlichen Mitglieder, unter denen auch Frauen waren, umfassten ein breites Spektrum von Amateurmusikern über Kenner – wie zum Beispiel Zois – bis hin zu Berufsmusikern, darunter auch der Komponist Janez Krstnik Novak, sowie prominenten Ehrenmitgliedern wie Josef Haydn und Ludwig van Beethoven. Die spendenfinanzierte Gesellschaft veranstaltete wöchentlich Akademien mit Orchester und gewann rasch ein sehr hohes Ansehen. 1805 zählte sie bereits 136 Mitglieder, auch aus

74 Gspan, Razsvetljenje, 394–396; Alfonz Gspan, Anton Tomaž Linhart: njegova doba, življenje in delo [Anton Tomaž Linhart: seine Zeit, Leben und Werk]. In: Alfonz Gspan (Hg.), Anton Tomaž Linhart: Ta veseli dan ali Maticšek se ženi. Maribor 1967, 179–304, hier 255–256.

75 Gspan, Razsvetljenje, 400; Jože Sivec, Opera na ljubljanskih odrih od klasicizma do 20. stoletja [Die Oper auf den Laibacher Bühnen vom Klassizismus bis zum 20. Jh.]. Ljubljana 2010, 45, 52.

76 Matevž Košir, Prostožidarstvo v habsburški monarhiji v 18. stoletju ter prostožidarški loži Združena srca v Mariboru in Dobrodelnost in stanovitnost v Ljubljani [Die Freimaurerei in der Habsburgermonarchie im 18. Jh. und die Freimaurerlogen. „Zu den vereinigten Herzen“ in Marburg und „Zur Wohlthätigkeit und Standhaftigkeit“ in Laibach]. In: Kronika 46/1-2 (1998), 41–65, hier 50–54.

den Reihen des Hochadels und des Klerus mit dem Laibacher Bischof Baron Michael von Brigido an der Spitze. Die „Philharmonische Gesellschaft“ blieb bis 1919 bestehen.⁷⁷

Wie ihre barocken Vorgängerinnen hatten auch die hier beschriebenen Gesellschaften ihren Ursprung im privaten Raum und wurden von Privatpersonen gegründet, die in der Regel auch über den Ort der Zusammenkünfte bestimmten. So hatte Pohlins Kreis seinen Sitz in den Räumen seines Gründers im Diskalzeatenkloster⁷⁸, während die sprachwissenschaftliche Akademie mit großer Wahrscheinlichkeit in Kumerdejs privaten Räumlichkeiten zusammenkam und Zois' Kreis sich bei Festessen, Konzerten, Gesprächen und Lesungen in dessen Palais und den dazugehörigen Gärten traf. Kopitar bezeichnete mit dem Ausdruck *Domus Zoisiana* sowohl das Haus des Mäzens als auch die Gesellschaft, die dort zusammenkam⁷⁹, wobei der bedeutendste Raum für den Kreis die Bibliothek des Barons mit einer der größten Sammlungen slawischsprachiger Bücher und Handschriften in der Habsburgermonarchie war.⁸⁰ Ebenso in der Privatsphäre verliefen die Versammlungen der Freimaurer⁸¹ und auch jene, die die „Philharmonische Gesellschaft“ organisierte – in ihren ersten Jahren waren dies Konzerte vorwiegend für den geschlossenen Kreis ihrer Mitglieder.⁸²

Obwohl sie in der Regel in privaten Räumen zusammenkamen, richteten die Gesellschaften ihr Engagement in der Form von Publikationen,

77 Jože Sivec, Razvoj glasbe v Ljubljani v 18. in 19. stoletju [Die Entwicklung der Musik in Laibach im 18. und 19. Jh.]. In: Ferdo Gestrin (Hg.), Zgodovina Ljubljane: Prispevki za monografijo. Ljubljana 1984, 255–273, hier 263–266; Radovan Škrjanc, Filharmonična družba v Ljubljani od nastanka do sredine 19. stoletja [Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach von ihrer Gründung bis Mitte des 19. Jh.]. In: Ivan Klemenčič (Hg.), 300 let/years Academia Philharmonicorum Labacensium, 1701–2001. Ljubljana 2004, 131–143; Primož Kuret, Ljubljanska Filharmonična družba 1794–1919 [Die Laibacher Philharmonische Gesellschaft 1794–1919]. In: Aleš Nagode/Nataša Cigoj Krstulović (Hgg.), Zgodovina glasbe na Slovenskem 3: Glasba na Slovenskem med letoma 1800 in 1918 [Geschichte der Musik in Slowenien 3: Musik in Slowenien zwischen 1800 und 1918]. Ljubljana 2021, 1–24.

78 Pogačnik, Slovensko slovstvo, 57.

79 Vidmar, A Slavic Republic of Letters, 41.

80 Sonja Svoljšak/Luka Vidmar, Baron Sigismund Zois's Library: The Centre of Enlightenment Culture in Slovenia. Ljubljana 2019, 31–33, 131–133.

81 Vgl. Košir, Prostožidarstvo v habsburški monarhiji, 54.

82 Sivec, Razvoj glasbe v Ljubljani, 263; Kuret, Ljubljanska Filharmonična družba, 4; Škrjanc, Filharmonična družba v Ljubljani, 139.

Veranstaltungen und Vorschlägen für Verwaltungs- und Schulreformen vor allem an die Öffentlichkeit. Die „Philharmonische Gesellschaft“ begleitete wie ihre barocke Vorgängerin Regatten auf dem Fluss Ljubljanica und Besuche bedeutender Persönlichkeiten, etwa von Lord Nelson und Lady Hamilton 1800 und Erzherzogin Maria Leopoldine 1801.⁸³ Zudem regte die Gesellschaft die Gründung einer öffentlichen Musikschule an, die ab 1807 der Kathedrale und ab 1816 der Normalschule beigeordnet war.⁸⁴ Für den Erfolg derartiger Pläne war die personelle Vernetzung der Gesellschaften in der Staatsverwaltung, aber auch in anderen Dienststellen, von zentraler Bedeutung. Dass der slowenischen Sprache im Krainer Schulwesen eine größere Bedeutung beigemessen wurde, war nicht zuletzt das Verdienst von Kumerdej als Direktor der Normalschule, Linhart als Sekretär der Landeshauptmannschaft und Kopitar als Skriptor der Hofbibliothek und Zensor slawischsprachiger Bücher. Der Einfluss von Pohlins Kreis schwand dagegen nach 1780 gerade deshalb, weil seine Mitglieder, größtenteils Ordensleute, weder mit der Landes- noch mit der Diözesanobrigkeit verbunden waren: Bischof Herberstein verweigerte Pohlin die Erlaubnis für den Druck der slowenischen Übersetzung des Pentateuchs und betraute mit der Übersetzung der Bibel seinen eigenen Kreis um insbesondere Japelj.⁸⁵

Die Freimaurerloge umfasste zwar einige bedeutende Beamte, allerdings hatten diese wegen der Abneigung von Kaiser Franz II. gegen Freimaurerei keine Möglichkeit, ihre Gesellschaft durch ihre Verwaltungsämter zu unterstützen. Über die Bedeutung der Teilhabe am staatlichen Apparat war sich indes Zois' Kreis, der seine Mitarbeiter mehrfach aktiv bei ihrer Berufslaufbahn unterstützte, durchaus bewusst. 1810 verhalf Zois beispielsweise seinem ehemaligen Sekretär Kopitar mit einem Empfehlungsschreiben an Graf Karl von Zinzendorf, eine Stellung in der Hofbibliothek in Wien zu erhalten, und 1816 bat er Außenminister Clemens Fürst Metternich, die Kandidatur von Valentin Vodnik zum Professor der slowenischen Sprache am Lyzeum in Ljubljana zu unterstützen.⁸⁶

Neben den personellen Vernetzungen war für den Erfolg der Gesellschaften auch die Zuneigung der politischen Eliten von entscheidender Bedeutung. Infolge ihrer ausgezeichneten Zusammenarbeit mit den Landständen erhielt

83 Kuret, *Ljubljanska Filharmonična družba*, 4, 14.

84 Sivec, *Razvoj glasbe v Ljubljani*, 264.

85 Luka Vidmar, *Secularization of Book Censorship under Maria Theresa: Between Catholic Tradition and Moderate Enlightenment*. In: *Slavica Tergestina* 26/1 (2021), 144–170, hier 162.

86 Vidmar, *A Slavic Republic of Letters*, 102, 208.

etwa die „Philharmonische Gesellschaft“ bald nach ihrer Gründung den Redoutensaal zur freien Verfügung.⁸⁷ Zum Vorsitzenden der „Akademie der Operosen“ wurde sogar Baron Seifried von Gussich, der Vorsitzende des Krainer Landesausschusses, gewählt, der sich nie mit Wissenschaft befasst hatte und auf der ersten Sitzung erklärte, dies werde ihm auch künftig wegen seines Alters und anderer Verpflichtungen nicht möglich sein.⁸⁸ Vermutlich ehrte Anton Feliks Dev 1780 den Grafen Franz Adam von Lamberg bei dessen Ernennung zum Krainer Landeshauptmann mit der „Opereta“, dem ersten weltlichen dramatischen Text in slowenischer Sprache, weil er die Schirmherrschaft des Grafen für die „Akademie der Operosen“ erwartete.⁸⁹ Linhart versuchte 1791 für sein neues nationales Konzept des Patriotismus seinen Vorgesetzten, den Krainer Landeshauptmann Johann von Gaisruck, zu gewinnen, weswegen er ihm in der Widmung des zweiten Buches seiner Historiografie mit der Feststellung schmeichelte, ihm werde *das Wohl der Nation* anvertraut.⁹⁰

Noch wirkungsvoller als öffentliche Widmungen und Ehrungen war allerdings wegen der Sicherheit vor Kontrolle und eventueller Bestrafung die inoffizielle Lobbyarbeit im Privaten.⁹¹ Ein Beispiel hierfür ist Baron Sigismund Zois von Edelstein, der 1810 in seinem Palais den Generalgouverneur der Illyrischen Provinzen, Auguste de Marmont, empfing, um ihn dort in aller Ruhe von dem Vorhaben abzubringen, in die Schulen des gesamten Verwaltungsgebietes, auch unter Slowenen, Serbokroatisch als die einzige slawische Schriftsprache einzuführen. 1816 verteidigte Zois außerdem in einem Privatgespräch mit Metternich die Bildung eines Illyrischen Königreichs unter Habsburgs Krone mit Laibach als Hauptstadt.⁹²

Um ihre inoffizielle Wirkmacht auch tatsächlich entfalten zu können, spielten in den gelehrten Gesellschaften der Aufklärung Briefe, die mitunter auch nicht nur von einem Absender an einen Empfänger verschickt wurden, eine maßgebliche Rolle. Die Entscheidung der Freimaurerloge zum Beispiel, aus Angst vor polizeilicher Kontrolle die Korrespondenz mit der Loge „Zum

87 Škrjanc, Filharmonična družba v Ljubljani, 138-139.

88 France Kidrič, Gusič (Gussich) Seifried. In: Izidor Cankar (Hg.), Slovenski biografski leksikon 2. Ljubljana 1926, 277.

89 Koruza, Značaj pesniškega zbornika, 134-140.

90 Anton Linhart, Versuch einer Geschichte von Krain und den übrigen Ländern der südlichen Slaven Oesterreichs Bd. 2. Laibach 1791.

91 Vgl. Bannet, Empire of Letters, 227.

92 Vidmar, A Slavic Republic of Letters, 183-186, 198-199, 207-210.

heiligen Joseph“ einzustellen und nur auf mündliche Mitteilungen überzugehen⁹³, zeigt indirekt, welche Bedeutung die Korrespondenz für die Tätigkeit der Gesellschaften hatte. Bei den anderen Gesellschaften, die sich keiner polizeilichen Beobachtung ausgesetzt sahen⁹⁴, wurde dagegen ein intensiver Briefverkehr gepflegt. In der sprachwissenschaftlichen Akademie setzte sich Kumerdej für Kontakte mit anderen slawischen Völkern ein, weswegen er unter anderem der Russischen Akademie der Wissenschaften seine Abhandlung über slawische Sprachen zusandte.⁹⁵ Haydn und Beethoven dankten der „Philharmonischen Gesellschaft“ für die Ehrenmitgliedschaft brieflich⁹⁶, und vor allem in Zois' Kreis waren es Briefe, mittels derer neue Ideen und Informationen schnell einer großen Gruppe übermittelt werden konnten. So baute Kopitar mit Zois' Hilfe am Anfang der 1810er-Jahre ein Netzwerk slowenischer, tschechischer, polnischer, dalmatinischer, kroatischer und serbischer Slawisten auf und schickte die Briefe des Slawistik-Patriarchen Josef Dobrovský nach Laibach, damit sie von allen Mitgliedern des Kreises studiert werden konnten.⁹⁷

Fazit

Die Gesellschaften in Laibach, die im langen 18. Jahrhundert außerhalb der weltlichen und kirchlichen Einrichtungen tätig waren, verbanden trotz ihrer Unterschiede zahlreiche Ähnlichkeiten. Die Gesellschaften des Barock wiesen eine ähnliche Verfasstheit auf und vernetzten sich zu einem System miteinander verbundener Akademien, die in der Tradition des Späthumanismus und italienischer Vorbilder standen sowie in erster Linie von Stadt- und Landespatritismus gegründet und geführt wurden. Zur Verwirklichung ihrer Ziele und Initiativen suchten sie zumeist die enge Kooperation mit der kirchlichen Obrigkeit.

Die Gesellschaften aus der Zeit der Aufklärung hingegen traten gleichzeitig sowohl als institutionalisierte als auch als informelle Akteure auf. Neben dem Landespatritismus bildeten die mitteleuropäische gemäßigte Aufklärung und in vielen Fällen auch die slowenische kulturelle Erweckung das geistige Fundament dieser Gesellschaften. Im Gegensatz zu ihren barocken Vorgängerinnen

93 Košir, *Prostozidarstvo v habsburški monarhiji*, 52.

94 Vgl. Škrjanc, *Filharmonična družba v Ljubljani*, 140.

95 Kidrič, *Zgodovina slovenskega slovstva*, 194–195, 215.

96 Kuret, *Ljubljanska filharmonična družba*, 4, 5.

97 Vidmar, *A Slavic Republic of Letters*, 145–182.

versuchten sie, ihre Ziele vor allem über ihre Vernetzung in der staatlichen Obrigkeit zu erlangen.

Epochenübergreifend verband jedoch alle Gesellschaften Laibachs ihr kosmopolitischer Charakter, der in ihrer Mehrsprachigkeit ebenso zum Ausdruck kam wie in der Nachahmung fremder Vorbilder und der Integration in inter- und transnationale intellektuelle Netzwerke. Des Weiteren verfolgten alle hier untersuchten Organisationen mit der Bestrebung nach Fortschritt für ihre Heimat ein gemeinsames übergeordnetes Ziel. Durch ihr Wirken verließen die Gesellschaften allmählich die Privatsphäre und gestalteten in einem irreversiblen Prozess, ohne die bestehende politische Ordnung der Habsburgermonarchie aktiv zu gefährden, eine neue, von der Obrigkeit immer unabhängigere und einflussreichere Öffentlichkeit.

Nenad Ninković

Die serbische Kirche in der Habsburgermonarchie und der Wandel im urbanen Raum im 18. Jahrhundert

Rechtliche Voraussetzungen

Von der Unterwerfung unter osmanische Herrschaft im 15. Jahrhundert bis zum Ausbruch der Serbischen Revolution (1804) stellte der Konflikt zwischen der Heiligen Liga und dem Osmanischen Reich in den Jahren 1683 bis 1699 für die Serben das einschneidendste Ereignis ihrer Geschichte dar. Erstmals während dieses Krieges richtete sich eine Vielzahl von Serben gegen die Osmanen und schloss sich dem Feldzug der habsburgischen Armee bis hin nach Üsküp (maz. Skopje) an. Als das Kriegsglück auf osmanischer Seite stand, begannen die Serben sich mit den kaiserlichen Truppen Richtung Norden zurückzuziehen. Dies löste im Herbst 1690 eine massive Migrationswelle aus, die sog. Große Migration der Serben. Einige Flüchtlinge, darunter auch Patriarch Arsenije III. von Peć (1673–1706), hielten erst in der Stadt Komorn (slowak. Komarno) in der heutigen Slowakei an.¹ Obwohl die Große Migration unter schwierigen Bedingungen und der ständigen Gefahr türkischer Angriffe stattfand, traten die Anführer des Volkes – der Patriarch, die Bischöfe, angesehene militärische Kommandanten und namhafte Personen – am 28. Juni 1690 im Schutze der Festungsmauern von Belgrad zu einer Versammlung zusammen und beschlossen, den Bischof von Arad Isaija Đaković nach Wien zu schicken, um dort bei Kaiser Leopold I. Garantien zu erwirken, wonach die religiöse Selbstständigkeit der Serben respektiert bzw. ihnen jene religiösen Rechte zugestanden werden sollten, die sie schon unter osmanischer Herrschaft genossen hatten.²

Die Verhandlungen zwischen Kaiser und Bischof führten zum Ersten Privileg (21. August 1690), dem am 20. August 1691 ein Zweites und am 4. März 1695 noch

-
- 1 Dejan Mikavica/Nenad Lemajić/Goran Vasin/Nenad Ninković, Srbi u Habsburškoj monarhiji 1526–1918 [Die Serben in der Habsburgermonarchie 1526–1918]. Vol. 1. Novi Sad 2016, 117–123.
 - 2 Dušan J. Popović, Velika seoba Srba 1690. Srbi seljaci i plemići [Die Große Serbenwanderung 1690. Serbische Bauern und Adlige]. Beograd 1954, 29–32, 41–42.

ein Drittes folgten. Diese Zusicherungen wurden in späteren Jahrzehnten von Kaiser Joseph I. (1706), Kaiser Karl VI. (1713 und 1715) und Kaiserin Maria Theresia (1743) bestätigt.³ Mit diesen drei Dokumenten wurde die serbisch-orthodoxe Kirche in religiöser Hinsicht dem Status der katholischen Kirche angeglichen. Die Serben erhielten das Recht, ihren Glauben öffentlich zu bekunden, und zwar durch folgende Zusagen: durch die Nutzung des Julianischen Kalenders für kirchliche Feiertage; durch das Recht, eine Versammlung der Vertreter der Kirche und des Volkes einzuberufen, die den Erzbischof aus dem serbischen Volk auserwählen würden; durch die Verwaltung aller orthodoxen Kirchen in der Habsburgermonarchie seitens des Erzbischofs, das Recht, Priester und Mönche zu ernennen, das kirchliche Leben zu organisieren, Kirchen zu bauen und Bischöfe zu weihen; durch die Steuerimmunität des Klerus und die Befreiung von der Einquartierung der Armee; durch die juristische Immunität, wonach nur der Herrscher in strafrechtlichen oder der Erzbischof in kanonischen Angelegenheiten über den Klerus richten durften; durch die Freiheit der kanonischen Visitation der Bistümer; durch das Recht der Kaduzität (die Erbschaft des Vermögens des Verstorbenen, der keine Nachkommen und kein Testament hatte); durch die Befreiung von der Zahlung des Zehnten an die katholische Kirche; durch die Abhängigkeit aller Orthodoxen vom Erzbischof als eigenem kirchlichen Oberhaupt, [...] *wie in geistlichen so in weltlichen Sachen*.⁴

Obwohl nicht alle Zusagen Kaiser Leopolds I. in Erfüllung gingen, wurde mit dem sog. Dritten Privileg *de iure* die serbisch-orthodoxe Kirche in der Monarchie organisiert, indem der Kaiser sieben Bischöfe und deren Bistümer anerkannte. Ungeachtet der Tatsache, dass nach dem Frieden von Karlowitz (serb. Sremski Karlovci) 1699 einige Bistümer der serbisch-orthodoxen Kirche wieder unter osmanische Herrschaft fielen, setzte unter dem Eindruck der serbischen Massenzuwanderung im nördlichen Teil des Patriarchats von Peć eine rege Reformtätigkeit ein.⁵ Bei der Organisierung der Kirche orientierte sich Patriarch Arsenije III. nicht nur an der alten kirchlichen Praxis jener Gebiete, welche die orthodoxe Bevölkerung nördlich der Save und der Donau zur Zeit der

3 Vladan Gavrilović/Nenad Ninković, Srbi u Habsburškoj monarhiji tokom XVIII veka – između Bečkog dvora i ugarskih vlasti [Die Serben in der Habsburgermonarchie während des XVIII. Jahrhunderts – zwischen dem Wiener Hof und der ungarischen Herrschaft]. In: *Godišnjak Filozofskog fakulteta* 39 (2014), 69–76.

4 Dejan Mikavica/Vladan Gavrilović/Goran Vasin, *Znamenita dokumenta za istoriju srpskog naroda 1538–1918* [Denkwürdige Dokumente zur Geschichte des serbischen Volkes 1538–1918]. Novi Sad 2007, 15–25.

5 Mikavica/Lemajić/Vasin/Ninković, *Srbi u Habsburškoj monarhiji*, 284.

Osmanen besiedelte, sondern auch an der aktuellen Lage zwischen 1694 und 1695. Er teilte die Gläubigen nicht nach deren ethnischer Herkunft ein, sodass sich die Privilegien von 1695, als der Kaiser die vorgeschlagenen Bischöfe bestätigte, in gleicher Weise auf die rumänischen Orthodoxen bezogen, die in den neuen Bistümern lebten. Durch das Dritte Privileg legte der Herrscher genauso die Städte fest, die für die neuen Bistümer als Verwaltungssitze vorgesehen waren, obwohl der Patriarch als Verwaltungsresidenzen Klöster bevorzugt hätte. Die Praxis, dass die Bischöfe der serbischen Kirche in Städten residieren sollten, knüpfte an die Zustände nördlich der Save und Donau in der Zeit vor 1695 an, nur mit dem Unterschied, dass jetzt die Bischöfe in Städte kamen, die entweder überhaupt ohne orthodoxe Kirchen gewesen waren, oder in Städte, wo die Kirchen im Krieg zerstört worden waren.⁶

Kaiser Leopold I. schuf also die gesetzliche Grundlage für das Funktionieren der serbisch-orthodoxen Kirche in der Monarchie. Nun galt es, den kanonischen Rahmen einzurichten, was dem Zuständigkeitsbereich des orthodoxen Patriarchats (Peć) entsprach, dem die Bistümer in der Habsburgermonarchie unterstanden. Nach dem Tod von Arsenije III. kam diese Frage auf dem Serbischen Nationalkongress (Serbische Versammlung, serb. Srpski narodni sabor), der 1708 im Kloster Krušedol stattfand, zu einer Lösung: Demnach sollte die serbische Kirche in der Habsburgermonarchie als autonomer Teil des Patriarchats von Peć organisiert werden, da sie nördlich der Save und Donau bereits im 16. Jahrhundert als Teil des Patriarchats von Peć organisiert gewesen war, während sie den autonomen Status als Folge dessen bekam, dass der Patriarch von Peć (Amsfeld/Kosovo) im Osmanischen Reich residierte. Das Oberhaupt der serbisch-orthodoxen Kirche in der Habsburgermonarchie – seit 1713 Erzbischof und Metropolit – kam in der Hierarchie des Patriarchats von Peć unmittelbar nach dem Patriarchen selbst.

Kaiser Joseph I. nahm das Ergebnis der Versammlung an.⁷ Zwischen 1708 und 1713 hieß die serbische Kirche in der Habsburgermonarchie nach ihrem Sitz Metropole von Krušedol, nach 1713, als der Sitz nach Sremski Karlowitz

6 Jovan Radonjić/Mita Kostić, *Srpske privilegije* [Die serbischen Privilegien]. Zagreb 2011, 330–333.

7 Nenad Ninković, *Pitanje autokefalnosti Karlovačke mitropolije tokom XVIII veka* [Die Frage der Autokephalie der Metropole von Karlowitz im Laufe des XVIII. Jahrhunderts]. In: Vladislav Puzović/Vladan Tatalović (Hgg.), *Osamvekovna autokefalije Srpske Pravoslavne Crkve* [Acht Jahrhunderte der Autokephalie der serbisch-orthodoxen Kirche], Vol. 1. Beograd 2020, 205–211.

verlegt wurde, „Erzbistum von Karlowitz“ (Metropolie).⁸ Während des 18. und teilweise des 19. Jahrhunderts wurden unter die geistliche Herrschaft der Karlowitzer Erzbischöfe all jene orthodoxen Bischöfe und Gläubigen gestellt, die außerhalb des Karlowitzer Erzbistums blieben und dauerhaft oder vorübergehend in der Habsburgermonarchie lebten. Zugleich kontrollierten die Karlowitzer Erzbischöfe bis 1864 die dogmatische Korrektheit der Lehre aller orthodoxen Gläubigen unter der Herrschaft der Habsburgermonarchie.

Der Umstand, dass die Bischöfe in den Städten residierten, war von besonderer Wichtigkeit, da die Serben bis zur Großen Migration nur selten in städtischen Siedlungen lebten. Dies änderte sich unter habsburgischer Herrschaft, was der Entwicklung eines serbischen Bürgertums förderlich war, wohingegen dieser Wandel die Kirche vor große Herausforderungen stellte. Diese Neuerung zeigte sich in zwei Bereichen: Zum einen in materiellen Spuren, etwa im Bau von Kirchen, in der Errichtung von erzbischöflichen Palais und von Schulen, aber auch in der Einrichtung von Friedhöfen; zum anderen in geistigen, nicht-materiellen Einflüssen wie etwa den Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen des Bürgertums, der Bildung und den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Materielle Aspekte des kirchlichen Einflusses

Die Gebiete, die Ende des 17. und im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von den Osmanen erobert worden waren, wurden erheblich verwüstet, sodass eine Urbanisierung von Grund auf notwendig war. Dem Zeitgeschmack entsprechend, artikulierte sich die neue ‚Gebietseinrichtung‘ im Stil des Barock. Ein anschauliches Beispiel liefert die Stadt Neusatz (serb. Novi Sad). Auf ihrem heutigen Gebiet gab es vor 1683 mehrere Siedlungen, die im Krieg zerstört wurden. Mit der Besiedlung durch die Serben 1692 begann im heutigen Stadtzentrum deren barocke Geschichte. Die wirtschaftliche Macht der städtischen Bevölkerung, die ab dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ständig wuchs, ermöglichte in den Städten die Erbauung von Kirchen nach dem Geschmack der Geistlichkeit.⁹ Dieser Prozess kam Mitte des 18. Jahrhunderts in Schwung, wovon die zahlreichen städtischen Kirchen in Neusatz, aber auch in anderen

8 Radoslav M. Grujić, Problemi istorije Karlovačke mitropolije [Probleme der Geschichte der Metropolie von Karlowitz]. In: Glasnik Istorijskog društva u Novom Sadu 2 (1929), 194–195.

9 Nenad Ninković, Novi Sad i sticanje statusa slobodnog kraljevskog grada [Neusatz und die Erlangung des Status der freien königlichen Stadt]. In: Godišnjak Istorijskog arhiva grada Novog Sada 15 (2021), 56–60.

Städten wie Szeged, Subotica (dt. Maria Theresiopel), Sombor, Buda (dt. Ofen), Pest, Kecskemét oder St. Andrä (ung. Szentendre) zeugen. Die Barockisierung löste den noch bis ins frühe 18. Jahrhundert üblichen postbyzantinischen Stil allmählich ab bzw. verdrängte ihn aus den Städten, sodass sich dieser vorwiegend nur mehr in Klöstern (etwa in Syrmien) konservierte. Mit der Zeit aber setzte sich der Barockstil auch dort durch, sei es durch angebaute Glockentürme, durch Adaptierungen in der Fassadengliederung oder gar durch Abriss des Altbaus zugunsten der Errichtung eines neuen mächtigen Barockbaus.¹⁰

In den Städten vollzog sich die Barockisierung schneller, da die Handwerker und Händler entsprechende Ressourcen bereitstellten. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts hin setzte in den Städten auch wieder der Bau von Kathedra len und Kirchen ein, in denen die Bischöfe Gottesdienste hielten. Als bekannteste Beispiele sind Neusatz, Sankt Andrä, Werschetz (serb. Vršac), Arad und Temeswar (rum. Timișoara) zu nennen. Zweifellos stellte die von Erzbischof Pavle Nenadović (1749–1768) gestiftete und dank seines Einsatzes zwischen 1758 und 1762 erbaute Kathedrale des Karlowitzer Bistums den absoluten Höhepunkt dar. Für ihre Ausstattung wurden die besten Künstler engagiert, da es sich ja nicht nur um die Grablege der Karlowitzer Erzbischöfe handelte, sondern auch um jenen Ort, an dem bis zur Gründung der rumänischen Metropo lie (1864) alle orthodoxen Bischöfe in der Habsburgermonarchie (ungeachtet ihrer ethnischen Herkunft) geweiht wurden.¹¹ Auch mancher Bischof aus dem Osmanischen Reich wurde dort geweiht, wie etwa der Metropolit von Cetinje, Petar I. Petrović (1784).¹² In Sankt Andrä gab es sieben orthodoxe Kirchen, die den Ort dominierten und ihm ein charakteristisches Aussehen verliehen, ähnlich in Neusatz, wo in kurzer Zeit vier Kirchen erbaut wurden, oder auch in Karlowitz, wo drei Kirchen entstanden.

10 Nenad Ninković, *The Rise of a New Center on the Periphery of the Empire through the Influence of the Archbishops of Karlovci 1690–1790*. In: Harald Heppner/Goran Vasin/Nenad Ninković (Hgg.), *The Habsburg State-wide and the regions in the Southern Danube basin (16th–20th centuries)*. Wien 2020, 33–34.

11 Ninković, *Mitropolit Pavle Nenadović*. Novi Sad 2017, 474–477.

12 Nenad Ninković, *Hirotonija Petra I. Petrovića Njegoša u Sremskim Karlovcima [Die Weihe von Petar I. Petrović Njegoš in Karlowitz]*. In: Dragiša Bojović (Hg.), *Osam vekova Srpske Pravoslavne Crkve u Crnoj Gori [Acht Jahrhunderte der serbisch-orthodoxen Kirche in Montenegro]*. Niš 2021, 210–214.



Abb. 1: Domkirche in Sremski Karlovci (© Nenad Ninković: Mitropolit Pavle Nenadović, Novi Sad 2017, 476)

Neben der Architektur fand die Barockisierung auch im sakralen Innenraum statt, vor allem im 18. Jahrhundert. Erst verbot der Patriarch Arsenije IV. Jovanović Šakabenta (1725–1748) im Jahr 1743 den Malern, die die barocke Kunst nicht kannten, an den Ikonostasen und den Wänden zu arbeiten; danach vertraute Erzbischof Pavle Nenadović 1751 das Ausmalen von Krušedol, des bedeutendsten Klosters im Erzbistum, russischen Barockmalern an.¹³ Diesen Weg schlugen später alle ein, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch

¹³ Branislav Todić, Radovi o srpskoj umetnosti i umetnicima XVIII. veka [Beiträge über serbische Kunst und Künstler des XVIII. Jahrhunderts]. Novi Sad 2010, 124–125.

in ländlichen Siedlungen. Da die städtische Bevölkerung jedoch wirtschaftlich stärker war, konnte sie bessere Maler engagieren, sodass einige von ihnen richtige Malerwerkstätten betrieben, eine Ausbildung in Wien absolvierten und anschließend ihr Wissen und ihre Kunstfertigkeit hinaus in die Randgebiete der Monarchie weitervermittelten. Unter diesen sind Teodor Kračun und Jakov Orfelin hervorzuheben, welche die Kathedrale in Karlowitz ausmalten, aber auch die angesehenen Neusatzer Künstler Janko Halkozović und Vasilije Ostojić, der als Zeichen der Anerkennung sogar in den Adelsstand erhoben wurde.¹⁴

Die Barockisierung verbreitete sich in jenen Städten, in denen sich die Bischofssitze befanden, bald auch auf deren Bischofshöfe und Paläste. Der erste wurde nach dem Frieden von Passarowitz (serb. Požarevac, 1718) in Belgrad (serb. Beograd) für den Erzbischof errichtet und stellte zu dieser Zeit einen der seltenen barocken Bauten im serbischen Teil der Stadt dar. Er verfügte über private Gemächer, wo der Erzbischof den Alltag zubrachte, weiters über Räumlichkeiten für öffentliche Angelegenheiten. Bedauerlicherweise wurde dieses Gebäude zerstört, als die Osmanen nach dem Belgrader Frieden die Verwaltung in der Stadt übernahmen, sodass uns heute nur mehr die Beschreibungen dieser Anlage vorliegen.¹⁵ Überhaupt ist bis heute nur eine geringe Anzahl der barocken Bischofspaläste erhalten, da sie immer wieder Kriegen oder Bränden zum Opfer fielen, darunter auch jener von Karlowitz, der 1788 ausbrannte. Der Bischofspalast in Neusatz (serb. Vladičanski dvor) befand sich im Zentrum des Stadtkerns. Er wurde gemeinsam mit den anderen umliegenden Gebäuden während der Revolution 1848/49 zerstört, als die Ungarn am 12. Juni 1849 von der Festung von Peterwardein (serb. Petrovaradin) aus Neusatz bombardierten und 80 Prozent der Stadt vernichteten. Der bis heute erhaltene repräsentativste Bischofspalast befindet sich in Werschetz, dem Sitz der Bischöfe von Werschetz-Karansebesch (rum. Caransebeș). Er wurde zwischen 1750 und 1757 auf Wunsch von Bischof Jovan Georgijević gebaut. Im Palast ist eine Kapelle integriert, die zwischen 1761 und 1765 ausgemalt wurde, und deren Ikonen eine wahre Perle der serbischen Barockmalerei darstellen.¹⁶

14 Branislav Todić, *Srpski slikari od XIV do XVIII veka* [Serbische Maler vom XIV. bis zum XVIII. Jahrhundert], Vol. 1. Novi Sad 2013, 93.

15 Ljubomir Durković Jakšić, *Dvor Beogradsko-karlovačke arhiepiskopije u Beogradu* [Der Hof des Erzbistums Belgrad und Karlovci in Belgrad]. Beograd 1971, 137–139.

16 Petar Momirović, *Vladičanski dvor u Vršcu i njegov muzej* [Der Bischofspalast von Vršac und dessen Museum]. In: *Banatski Vesnik* 4 (1984), 5–13.

Das Karlowitzer Erzbistum spielte in der Regulierung der städtischen Friedhöfe eine wichtige Rolle, die anfangs um die Kirchen konzentriert lagen. Die Bestattungspraxis auf dem Kirchengelände stammte aus dem Mittelalter und war auch in den Städten solange möglich, bis sich die Einwohnerzahl erhöhte. Mit dem Wachstum der Städte, d. h. durch die Formierung des Stadtkerns, wurden diese Friedhöfe allmählich zu klein. Bekannt sind Beispiele aus Karlowitz, dem Sitz des Erzbistums, wo es einige hundert Meter vom Erzbischofspalast entfernt einen Friedhof an der Kirche (Hl. Petrus und Paulus) gab. Dieser wurde um das Jahr 1760 zu eng, weshalb man die Verstorbenen zunächst aufeinander bestattete, sodass sie aber nicht gut und auch mit zu wenig Erde begraben wurden. Erzbischof Pavle Nenadović untersagte die Art der Bestattung und mit der Zeit waren auch in anderen Städten Beerdigungen um die Kirchen nur den wohlhabendsten Familien vorbehalten, die sich Ziegelgräber leisten konnten. Dieser Praxis setzten die über die Illyrische Hofkanzlei exekutierten Reformen Maria Theresias zwischen 1770 und 1779 ein Ende.¹⁷

Obwohl nicht immer aus ein und derselben Überlegung heraus trachteten Staat und Karlowitzer Erzbistum, Friedhöfe außerhalb der Städte bzw. an den Stadträndern zu lokalisieren. Während dieses Prozesses legte Erzbischof Pavle Nenadović 1755 fest, dass alle Friedhöfe Tore haben und mit einem Kanal und einem umschließenden Holzzaun ausgestattet sein müssten, um Tiere daran zu hindern, *den heiligen Boden* zu verunstalten. Die Tore sollten vor Einbruch der Dunkelheit abgeschlossen werden. Daneben befahl Erzbischof Pavle Nenadović gemäß den staatlichen Verordnungen, dass die Verstorbenen frühestens 48 Stunden nach ihrem Tod vergraben werden durften. Er setzte sich für die Abschaffung jedweden Volksglaubens ein, welcher nicht mit der kirchlichen Lehre in Einklang stand.¹⁸

Der geistige Einfluss der Kirche

Das Erzbistum in Karlowitz beeinflusste nicht nur das Weichbild der Städte durch materielle Veränderungen, sondern bewirkte im serbischen Bürgertum auch einen geistigen Wandel. Sogar in Zeiten der Säkularisierung und der maria-theresianischen Schulreformen stand das serbische Schulwesen unter starkem Einfluss des Erzbistums von Karlowitz – als Folge und Ausdruck davon, dass gerade die Kirche die bedeutendsten serbischen schulischen

17 Ninković, Mitropolit Pavle Nenadović, 55, 459,

18 ASANU (= Arhiv Srpske akademije nauka i umetnosti u Beogradu), 12176/17/28. Oktober 1755.

Einrichtungen in der Habsburgermonarchie begründete. Die Einrichtung von Grundschulen begann in den Städten im Rahmen der Kirchengemeinden, in denen Priester auch als Lehrer fungierten. Selbst wenn es im Lehrkörper auch Laien gab, wurden auch diese für ihre Tätigkeit über die Kirchengemeinden engagiert.¹⁹ Darüber hinaus befanden sich die ersten Klassenzimmer in Pfarrheimen und – mangels anderer Objekte – auch in den Kirchen selbst, obwohl in den Städten die Priester und das Bürgertum meist gemeinsam den Bau von Schulgebäuden finanzierten oder bereits fertige Häuser in der Nähe von Kirchen für schulische Zwecke ankauften. Gleichzeitig kümmerte sich die Kirche um die Gehälter der Lehrer in den Grundschulen, obwohl die Eltern der Schüler für deren Bezahlung aufkamen.²⁰

Während sich um die Grundschulen lokale Priester gemeinsam mit den Stadtbewohnern sorgten, arbeiteten die Bischöfe und Erzbischöfe an der Gründung sekundärer Bildungseinrichtungen. Dank des unermüdlichen Einsatzes von Erzbischof Mojsije Petrović (1718–1730), der Lehrer aus Russland nach Karlowitz und Belgrad anwarb, öffnete die erste serbische Sekundarschule im Jahr 1726. Die Gehälter für das Lehrpersonal bestritt der Erzbischof aus seiner eigenen Tasche. Sein Nachfolger, Erzbischof Vikentije Jovanović (1731–1737), setzte diese Bildungspolitik fort, warb neue russische Lehrer an und gründete das erste serbische Gymnasium, das allerdings nach seinem Tod den Betrieb wieder einstellte. Fast zeitgleich mit der Schließung dieses ersten Gymnasiums eröffnete der Bischof von Batschka (serb. Bačka), Visarion Pavlović (1731–1755), in Neusatz das zweite Gymnasium unter dem Namen „Roždestveno-bogorodična škola“²¹, welches bis 1789 bestand.²²

19 Ninković, *The Rise of a New Center*, 29–33.

20 Nenad Ninković/Goran Vasin, *Srpsko školstvo u Habzburškoj monarhiji od Velike Seobe do reformi Marije Terezije (1690–1774)* [Das serbische Schulwesen in der Habsburgermonarchie von der Großen Serbenwanderung bis zu den Reformen Maria Theresias]. In: *Zbornik Matice srpske za književnost i jezik* 69/2 (2021), 480–484.

21 Die Schule wurde nach dem Feiertag benannt, an dem der erste Schultag stattfand, das Fest Mariä Geburt (slawenoserbisch roždество), der in der serbisch-orthodoxen Kirche während des 18. Jahrhunderts am 8. Oktober (nach dem Julian. Kal.) bzw. am 19. Oktober (nach dem Gregorian. Kal.) gefeiert wird.

22 Nenad Ninković, *Karlovačka mitropolija i srpsko školstvo u Habzburškoj monarhiji od 1699. do 1848. godine* [Die Metropole von Karlowitz und das serbische Schulwesen in der Habsburgermonarchie von 1699 bis 1848]. In: Anna Kretschmer/Gerhard Neweklowsky/Stefan Michael Newekla/Fedor Poljakov, *Mehrheiten – Minderheiten*,

Als Pavle Nenadović das bischöfliche Amt übernahm, reformierte er das serbische Schulwesen von Grund auf. Die von ihm gegründeten (Sekundar-) Schulen erhielten den Namen „Pokrovo-Bogorodične škole“, weil in ihnen der Unterricht am 1. Oktober jedes Jahres zu beginnen hatte.²³ Sie bestanden von 1749 bis 1769 und vereinigten in sich ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit sechs Klassen und eine slawische Schule (in jener von Karlowitz beispielsweise bestanden ein Gymnasium und eine besondere Sekundarschule für Griechen). Nenadović engagierte als Lehrer in diesen Schulen die angesehensten serbischen Intellektuellen der Zeit, etwa den Archimandriten Jovan Rajić, der während seines Wirkens an dieser Schule seine *Geschichte verschiedener slawischer Völker*²⁴, das erste Werk der serbischen kritischen Historiografie, verfasste. Den Unterrichtsplan für Nenadovićs Schulen erstellten zwei gebildete Archimandriten, die zukünftigen Bischöfe von Arad und Buda, namentlich Sinesije Živanović bzw. Dionisije Novaković. Letzterer genoss eine Ausbildung in Kiew (ukr. Kyiv). Davor arbeitete er als Lehrer in der Schule von Vladika Visarion Pavlović. Zur gleichen Zeit gründete Nenadović mit Unterstützung der serbischen Bevölkerung und Geistlichkeit eine Art Schulfonds zur Finanzierung der Sekundarschulen in Karlowitz, aus dem später der bekannte, bis 1918 bestehende Religionsfonds, hervorging. Die Spenden kamen größtenteils aus den Pfarreien in Syrmien, die dazu verpflichtet waren, je nach finanziellen Möglichkeiten in Form einer Steuer an den Fonds eine bestimmte Summe abzuführen; der Erzbischof warb auch unter den Bischöfen und dem Bürgertum, sich zu Geldspenden zu verpflichten. Neben diesem Fonds formierte das Erzbistum nach dem Tod von Erzbischof Pavle einen sog. „Unantastbaren Fonds“, dessen Kapital bis 1918 für wohltätige Zwecke eingesetzt wurde.²⁵

Erzbischof Nenadović blieb auch als Oberhaupt des Karlowitzer Erzbistums in Erinnerung, welches das Volk durch zahlreiche Sendbriefe über moderne Errungenschaften unterrichtete und somit eine wichtige Rolle in der

Sprachliche und kulturelle Identitäten der Slavia im Wandel der Zeit (Philologica Slavica Windobonensia 4). Berlin 2018, 230–237.

23 Auch dieser Name geht auf den Feiertag zurück, an dem das Schuljahr begann. Der Feiertag Mariä Schutz und Fürbitte (serb. praznik pokrova Bogorodice) wurde im 18. Jahrhundert in der serbisch-orthodoxen Kirche am 1. Oktober (nach dem Julianischen) bzw. am 12. Oktober (nach dem Gregorianischen Kalender) gefeiert. Siehe auch den Eintrag bei Mathias Bernath/Felix v. Schroeder (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Bd. III. München 1978, s. v. Pavle Nenadović.

24 Originaltitel: „Istorija raznih slovenskih naroda“. Wien 1794.

25 Nenad Ninković, Mitropolit Pavle Nenadović, 437–447.

Verbreitung aufklärerischen Gedankenguts spielte. Durch seine Sendbriefe predigte er, dass nur eine gebildete Person die Grundlagen des orthodoxen Glaubens richtig verstehen, daher im Einklang mit ihnen leben und somit das Himmelreich verdienen könnte; dass ungebildete Menschen wie Tiere wären, wohingegen die Gebildeten in der Lage seien, gleich Jesus sich selbst und die Welt zu ändern; dass die Bildung allein den eigentlichen Besitz jedes Einzelnen darstellte. Ihm taten andere Erzbischöfe gleich, doch haben sie alle gemeinsam während des gesamten 18. Jahrhunderts nicht so zahlreich Sendbriefe an die Bevölkerung gerichtet wie er. Einer dieser Sendbriefe, der sich auf den Stellenwert der Bildung bezog, musste auf Anweisung Nenadovičs drei Jahre lang in allen Kirchen nach jedem Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen verlesen werden.²⁶

Obwohl das Schulwesen sich nicht in jener Geschwindigkeit entwickelte, die Erzbischof Nenadovič erwartet hätte, waren die Fortschritte respektabel, sodass die Serben die späteren maria-theresianischen Schulreformen gerne hinnahmen. Die Kirche setzte diese schnell um, festigte dadurch einmal mehr ihren Einfluss, auch wenn der Unterricht säkularisiert wurde. Gerade der Karlowitzer Erzbischof Vikentije Jovanovič von Vidak (1774–1780) schlug Maria Theresia die ersten Schulleiter in orthodoxen Schulgebieten vor – namentlich Theodor Jankowitsch de Miriewo, der von der Monarchin dafür ausgezeichnet wurde, dass er das Schulsystem des schlesischen Abtes Felbiger für die Bedürfnisse der Serben weiterentwickelte; dazu kamen noch Stefan Vijanovski und Avram Mrazovič. All diese Bemühungen führten dazu, dass Erzbischof Stefan Stratimirovič (1790–1836) neue Sekundarschulen und neue Fonds für deren Finanzierung gründete. Im Gegensatz zu den vorherigen Bildungseinrichtungen, die meist mit dem Tod ihrer Gründer erloschen, sind Stratimirovičs Schulen kontinuierlich bis heute in Betrieb, wie beispielsweise die Gymnasien in Karlowitz (*1791) und Neusatz (*1810) sowie die Priesterschule in Karlowitz (*1794).²⁷

Neben dem Umstand, dass die Erzbischöfe dem Bürgertum die Bedeutung von Bildung durch Sendbriefe oder, konkreter noch, durch die Gründung von Schulen näherbrachten, nahmen sie Einfluss darauf, dass die Gläubigen moderne medizinische Errungenschaften annahmen und die Krankenpflege in den Städten verbessert wurde. Einige Bischöfe steuerten zum Bau von Kranken- und Waisenhäusern in den Städten bei. Das in der ersten Hälfte des

26 Ebenda, 430–437.

27 Nenad Ninkovič, *Karlovačka mitropolija i srpsko školstvo*, 235–240.

18. Jahrhunderts errichtete erste Krankenhaus in Neusatz geht auf das Engagement und die finanzielle Unterstützung des Bischofs von Batschka, Visarion Pavlović, zurück. Dieser Bischof kümmerte sich auch um das Waisenhaus und rief die Bürger zu Spenden für Kranken- und Waisenhäuser auf.²⁸

Die ersten Sendbriefe über Schutzmaßnahmen gegen die Verbreitung der Pestseuche veröffentlichte Pavle Nenadović. Wesentlich agiler jedoch erwies sich Stefan Stratimirović, besonders weil er sich bei Amtsantritt mit der Pestbekämpfung 1795/96 in Syrmien konfrontiert sah und Anfang des 19. Jahrhunderts auch dafür Sorge tragen musste, dass das Volk die Impfung gegen Windpocken akzeptierte. Als die Pest in Syrmien wütete, war jener Erzbischof in Wien, während sein Exarch, Stefan Avakumović, alle Anordnungen des Bischofs und der Ärzte durchführte. Neben den Vertretern medizinischer Fachgebiete und des Staates waren orthodoxe Mönche oder Priester wichtige Helfer in der Bekämpfung der Krankheit. Erzbischof Stratimirović bewirkte durch seine Sendbriefe, die er an Priester und Gläubige richtete, dass die Verordnungen der medizinischen Kommission und des königlichen Delegaten akzeptiert wurden. Eine von diesen bezog sich auf die Notwendigkeit zur Isolierung bzw. Quarantäne. Daneben schrieb Stratimirović eine neue Regel für die Kommunion der Gläubigen im Sterbebett vor: Er befahl, von Holzlöffeln Gebrauch zu machen, die an einem etwa zwei Meter langen Holzstab befestigt waren, um den Kontakt zwischen Priester und Erkranktem zu vermeiden. Das Besteck sollte sofort nach der Kommunion verbrannt werden. Außerdem verbot der Erzbischof in Syrmien das Fasten vor Weihnachten, da dies den Organismus schwächen könnte und damit die Ansteckungsgefahr möglicherweise steigern würde.²⁹

28 Vasa Stajić, *Dva lika iz Srpskog grada ili iz Petrovaradinskog Šanca* [Zwei Persönlichkeiten aus der Ratzenstadt oder der Peterwardeiner Schanze]. In: *Glasnik istorijskog društva u Novom Sadu*, 1–3, (1935), 119–120, 123

29 Goran Vasin/Nenad Ninković, *Smrtnost izmedju sanitarnih propisa i narodnih običajja: kuga u Sremu 1795–1796* [Die Todesrate zwischen Sanitärvorschriften und Volksbräuchen: Die Pest in Syrmien 1795–1796]. In: *Zbornik Matice srpske za društvene nauke* 151 (2015), 277–287.



Abb. 2: Erzbischof Pavle Nenadović (© Nenad Ninković: Mitropolit Pavle Nenadović, Cover)

Die Kirche hatte großen Einfluss auf die Einführung der Impfung gegen Windpocken, vor allem nach 1804. Den Appell der Staatsverwaltung, sich diesem Prozess zu widmen, setzte Erzbischof Stratimirović durch seine Priester im Volk um. Die erzbischöflichen Sendbriefe mit dem Aufruf zur Impfung wurden in allen Kirchen (zunächst in den Stadtpfarreien) verlesen mit dem Hinweis, dass jeder die Gelegenheit hätte, sich an der Bekämpfung der Windpocken zu

beteiligen. Die Kirche übermittelte den zuständigen medizinischen Organen am Ende eines jeden Jahres Daten über neugeborene Kinder, die in der nächsten Zeit geimpft werden sollten. Das Erzbistum förderte außerdem um 1830 die Einführung von Hebammen in den Städten und trug überdies zur Eindämmung der Cholera bei, die im Laufe des 19. Jahrhunderts eine große gesundheitliche Herausforderung darstellte.³⁰

Widerstand gegenüber den Reformen und Einflüssen des Karlowitzer Erzbistums

In der Umsetzung der Anordnungen vom Staat oder der eigenen Pläne stieß das Erzbistum bisweilen auf den Widerstand der Städte. Der stärkste Gegenwind kam aus Neusatz und Werschetz 1777 nach einer Reihe von Reformen, die die Staatsverwaltung durchgeführt hatte, die den Gläubigen jedoch als Reformen des Karlowitzer Erzbistums bzw. ihrer Bischöfe präsentiert worden waren. Dies war der letzte Widerstand gegen die Reformen, die nach dem Tod von Erzbischof Nenadović zur Umsetzung gelangten. Erst wurden zwei Reglements verabschiedet (1770 und 1777), mit denen die Serben nicht zufrieden waren; besonders die durchaus nützlichen Vorschriften in Bezug auf die Bestattung von Verstorbenen stießen auf Unverständnis und Widerstand. Schwerer wog noch eine weitere Reduzierung der Feiertage im kirchlichen Kalender, die auf Betreiben des unierten Geistlichen, kaiserlich-königlichen illyrischen Hofdeputationsrats und Zensors Atanasije Szekeres erfolgt war: Nun blieb den Serben in ihrem Kalender lediglich ein einziger arbeitsfreier Nationalfeiertag – der Tag des Heiligen Sava. Dies und die Neuheit im Bestattungsritual, wonach bei Leichenzügen der Sarg mit dem Verstorbenen geschlossen bleiben musste, brachten das Fass zum Überlaufen. Die Unzufriedenheit des Bürgertums richtete sich gegen die Bischöfe, die diese Beschlüsse veröffentlicht hatten. Zwei von ihnen – der von Batschka, Arsenije Radivojević, und jener von Werschetz, Vikentije Popović, – wurden erst verbal, dann auch tätlich angegriffen. In Neusatz musste sich neben dem Bischof auch der Erzbischof Vikentije Jovanović Vidak verbal Angriffe gefallen lassen. Zum Schutz der Bischöfe bedurfte es sogar der Armee und Tote waren zu beklagen. Obwohl der Konflikt weitgehend

30 Nenad Ninković/Goran Vasin, Uticaj Beča na zdravstvenu kulturu Srba u prvoj polovini 19. veka [Der Einfluss Wiens auf die Gesundheitskultur der Serben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts]. In: Damir Agičić/Hrvoje Petrić/Filip Šimetin Šegvić (Hg.), Zbornik Drage Roksandića [Sammelband zu Drago Roksandić]. Zagreb 2019, 299–306.

beigelegt werden konnte, blieb das Verhältnis zwischen den beiden Bischöfen von Neusatz bzw. Werschetz und den Bürgern dieser Städte bis zum Tod der Geistlichen schwer belastet. Die schwerwiegendste Folge all dieser Ereignisse war die Auflösung der Illyrischen Hofkanzlei im Dezember 1777.³¹

Der Widerstand gegen die Kirche in der städtischen Umgebung zeigte sich besonders dort, wo die serbische Bevölkerung numerisch und wirtschaftlich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts stetig an Einfluss zulegte. Dies traf insbesondere auf die Städte Neusatz, Buda und Pest zu. In den letzten beiden Städten hielt schon während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Konflikt um die Kontrolle über die Finanzen der Pfarreien an. Zur Instabilität trug auch die Tatsache bei, dass Buda und Pest unter der direkten Herrschaft des Erzbischofs standen und nicht unter dem Bischof von Buda, obwohl sie sich in der Nähe von dessen Residenz befanden, da sie wegen der Bedeutsamkeit ihrer orthodoxen Gemeinde schon in Zeiten von Patriarch Arsenije III. den Status eines „Stauropegon“ hatten: Hierbei handelte es sich um zwei freie königliche Städte, in denen das Patronatsrecht, Priester aufzustellen, beim Magistrat lag, was die Situation mit den Orthodoxen zusätzlich verkomplizierte, da ihnen ein Patronatsrecht solcherart fremd war. Wohlhabende Bürger in Buda und Pest halfen dem Erzbischof finanziell und beeinflussten die Arbeit von Versammlungen des Kirchenvolkes, stellten mehr Bischöfe und Erzbischöfe als jede andere Stadt und waren trotzdem in Buda oder Pest in ihrer Macht über die Finanzen in den Pfarreien eingeschränkt, da diese Agenda in den Zuständigkeitsbereich der Priester fiel. Der Konflikt erreichte 1747 einen Höhepunkt, als es zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung zwischen dem kirchlichen Finanzkontrolleur aus den Reihen des Bürgertums und dem Priester kam. Aus diesem Grund führte der Patriarch Arsenije IV. ein besonderes Gericht ein und schickte den Bischof von Arad, Isaija Antonović, der in Buda geboren war, dorthin, um die Ordnung in jenen Pfarreien wiederherzustellen.³²

In den Städten kam es auch zwischen Orthodoxen unterschiedlicher ethnischer Herkunft wie den Griechen und den Serben zu Auseinandersetzungen. Konfliktherde entstanden auch in Triest und Pest, doch waren jene in Wien am heftigsten. Die kirchlichen Finanzen bzw. die Kontrolle darüber bildeten die Wurzeln der Konflikte; in Wien kam noch hinzu, dass die Griechen als Untertanen des Sultans während ihres Aufenthalts in der Habsburgermonarchie unter der Herrschaft des Karlowitzer Erzbischofs standen. Gemeinsam

31 Mikavica/Lemajić/Vasin/Ninković, Srbi u Habzburškoj monarhiji, 172–181.

32 Goran Vasin/Nenad Ninković, Istorija Budimske eparhije [Die Geschichte der Budaer Diözese]. Sremska Mitrovica 2018, 38–39.

mit den wenigen Serben bildeten sie die orthodoxe Pfarrei in Wien, die sich um die Kapelle zum Hl. Georg versammelte, nur mit dem Unterschied, dass die Serben Untertanen des Kaisers waren. Die zahlreicheren und wirtschaftlich stärkeren Griechen beanspruchten dementsprechend einen größeren Einfluss auf die Kontrolle über das kirchliche Leben, weshalb sie Priester und Mönche aus dem Osmanischen Reich nach Wien riefen und so der Staatskasse unnötige Belastungen aufbürdeten. Um diesen Usus zu unterbinden, versuchten die Karlowitzer Erzbischöfe Ordnung in diese Pfarrei und ihre Finanzen zu bringen. Der Patriarch Arsenije IV. verlangte ab 1746 jährliche Kirchenrechnungen, die in Wien von sechs Epitropen, drei Griechen und drei Serben kontrolliert werden sollten. Im Karlowitzer Erzbistum war diese Art der Kontrolle gängig, doch den Plan des Patriarchen konnte erst Erzbischof Pavle Nenadović umsetzen, gefolgt von einem kontinuierlichen Widerstand seitens der Griechen, der 1759 in einem Aufstand kulminierte. Sie lehnten die Jurisdiktion des Karlowitzer Erzbischofs ab, verließen die Kapelle und nahmen dabei das Mobiliar mit.³³

Nach diesem Vorfall im Jahr 1759 wandte sich Erzbischof Nenadović an Maria Theresia. Jene verabschiedete 1761 eine Resolution, wonach osmanische Untertanen orthodoxen Glaubens während ihres Aufenthalts in der Habsburgermonarchie sich der Jurisdiktion des Karlowitzer Erzbistums zu unterwerfen hatten, da die Rechtssprechung des Patriarchen in Konstantinopel als Untertan des Sultans auf dem Gebiet der Habsburgermonarchie nicht zur Anwendung gelangen könne. Damit war zwar die Frage der Jurisdiktion des Erzbischofs gelöst, der Konflikt wegen der Finanzkontrolle loderte jedoch weiterhin und endete erst 1776, als die Kapelle zum Hl. Georg vollständig den Griechen überlassen wurde. Sie mussten unter der geistlichen Aufsicht des Karlowitzer Erzbistums bleiben, während die Finanzkontrolle der Staatsverwaltung übertragen wurde. In der Praxis weihte der Erzbischof Priester aus dem Osmanischen Reich für die Griechen erst nach Absprache mit der Regierung und nachdem sie Beweise für ihre moralische Rechtschaffenheit erbracht hatten. Auf dieser Basis wurde auch die geistliche Macht des Karlowitzer Erzbischofs in mehreren ungarischen Städten, in denen die Griechen allein oder mit Serben

33 Goran Vasin/Nenad Ninković/Ifigenija Radulović, The Greeks under the Jurisdiction of the Archbishop of Karlovci in the Eighteenth Century. In: *The Historical Review/ La Revue Historique* 17 (2021), 166–167.

zusammenlebten, reguliert. Zudem war dies auch die Grundlage, wonach die Griechen ihre weniger umkämpften Pfarreien in Pest und Triest bekamen.³⁴

Fazit

Das 18. Jahrhundert stellte die Serben, insbesondere jene auf habsburgischem Territorium, vor große Herausforderungen und Veränderungen. Dabei fiel der serbisch-orthodoxen Kirche in der Monarchie, dem Karlowitzer Erzbistum, im 18. Jahrhundert eine beinahe exklusive Schlüsselrolle in der Gesellschaft zu, die erst im 19. Jahrhundert nach und nach mit dem aufstrebenden Bürgertum geteilt werden musste. Der Einfluss der Kirche in den Städten zeigt sich einerseits in der Barockisierung des urbanen Lebensraumes, andererseits in ihrer geistigen Einflussnahme insbesondere auf das Schulwesen wie überhaupt bei der Verbreitung und Umsetzung aufklärerischen Gedankenguts und medizinischer Errungenschaften. Wenn auch nicht völlig konfliktfrei, hatte die Autorität der Kirche doch wesentlichen Anteil an der Entwicklung des serbischen Bürgertums, das im 19. Jahrhundert die Legitimität für das Primat in der Führung einer nationalen Politik und Staatlichkeit der Serben erhielt.

34 Nenad Ninković, *Karlovačka mitropolija i Grci u Beču (1731–1776)* [Die Metropole von Karlowitz und die Griechen in Wien (1731–1776)]. In: Ksenija Maricki Gadjanski (Hg.), *Antika i savremeni svet danas* [Die Antike und die zeitgenössische Welt heute]. Beograd 2016, 252–262.

Rudolf Gräf

Die Rolle der Banater Bergstädte für die Transformation des ländlichen Umfeldes. Das Beispiel Orawitza

Der Bergort

Dem Thema wurden in den letzten Jahren eine Reihe von Arbeiten gewidmet und so kann man die Geschichte der Stadt nicht ohne die Arbeiten von Ionel Bota¹, dem Museologen, Autor, Dichter und Historiker aus Orawitza (rum. Oravița), eruieren, der neben dem Stadtchronisten Sim. Sam. Moldovan² die umfassendsten Stadtmonografien geschrieben hat. Bianca Barbu hat eine interessante Dissertation veröffentlicht³, die eine kulturhistorische Perspektive ins Gespräch bringt, die der Auffrischung lokal- und regionalhistorischer Elemente dient. Die vorhabsburgische Zeit der Region kann man ohne die Studien von Cristina Feneșan⁴ nicht verstehen. Für die rurale und Kulturgeschichte des Banats im Allgemeinen sind auch die Forschungen des früh verstorbenen Banater Historikers Valeriu Leu unverzichtbar.⁵ Eine unerlässliche

-
- 1 Ionel Bota, Monografia orașului Oravița, Un caz de multiculturalitate într-un habitat românesc din Mitteleuropa. din cele mai vechi timpuri și pînă astăzi [Monografie der Stadt Orawitza. Ein Fall von Multikulturalität in einem rumänischen Habitat Mitteleuropas von den frühesten Zeiten bis heute] Vol. I, Reșița 2008; derselbe, O contribuție la istoria comunității ebraice din Banatul Montan 1650–1950. Oravița un habitat al multiculturalității active [Ein Beitrag zur Geschichte der Judengemeinde im Banater Bergland 1650–1950. Oravița, ein Habitat der aktiven Multikulturalität]. (Clubul „Mitteleuropa“ Căilele, Nr. 9). Caraș Severin 2008.
 - 2 Sim. Sam. Moldovan, Oravița de altădată și cel mai vechiu teatru din România, o. A., 1938.
 - 3 Bianca Barbu, Beiträge zur deutschsprachigen Kultur in Orawitza (1717–1944), Mit besonderer Berücksichtigung der Volksliteratur und des Theaters, der Kultur und des Erwachsenenbildungsvereins. Reschitza 2018.
 - 4 Cristina Feneșan, Cultura otomană a Vilayetului Timișoara (1552–1716) [Die osmanische Kultur im Vilajet Temeswar]. Timișoara 2006; Dieselbe, Banatul ottoman. Studii istorice [Das osmanische Banat. Geschichtliche Studien]. București 2017.
 - 5 Valeriu Leu, Memorie, memorabil. Istorie în Banat [Memorien und Erinnerungswertes. Geschichte im Banat]. Timișoara 2006.

Quellensammlung für die Geschichte der Provinz und der Ortschaft ist die hervorragende Quellensammlung Josef Wolfs, der dem Werk eine ausführliche Einleitung beigefügt hat.⁶

Hervorragende Studien zur osmanischen Zeit hat, wie erwähnt, Cristina Feneşan veröffentlicht, weshalb davon im Folgenden nicht die Rede sein soll. Allein auf Francesco Grisellini sei verwiesen, der zur Wirtschaft des Banats während der osmanischen Herrschaft Folgendes festgestellt hat:

Als die Türken das Banat beherrschten⁷, unternahmen sie nicht wenige Arbeiten, aber mit wenigem Nutzen, da sie weder Einsicht noch Erfahrung im Manipulationswesen hatten. Erst unter dem beglückenden österreichischen Zepter, fing man an den Bergbau regelmäßig zu betreiben, und sich damit viel weiter auszubreiten, besonders nach dem J. 1740, da der k.k. Hof die Partikuliers aufzumuntern sich als Gewerken zu interessiren, ihnen nicht allein Mittel und Wege eröffnete sondern selbst die Kosten mit Antreibung der Erbstollen, und Erbauung der Manipulationsgebäude und Wohnungen für die Bergbeamte, zu tragen übernahm.⁸

Erstlich, der geringe Lohn der Nationalarbeiter, Walachen und Raizen, denen ihre Arbeit Vermög der allerhöchsten Anordnung, als Roboth mit 12 Kr täglich bezahlt wird, mögen sie nun in der Grube oder am Tag oder als Hundestosser angewendet seyn.

Für alle Arbeiter, sowohl Nationalisten als Deutsche lässt der Souverän den Gewerkschaften ein gewisses Quantum Korn und Getreide, in einem festgesetzten, immer gleichen Preis zukommen, so zwar dass dieser Preis weit unter dem mittelmässigen ist, und dadurch die Gratis Portion heisst. So ist das Korn, wie es zu Hausbrod verbaken wird, zu 30, Hafer zu 24, Kukuruz zu 18 Kr. Der Metzen gesetzt.

Der deutsche Bergmann erhält, als solche Gratis Portion, monatlich 1 Metzen, wenn er unverheiratet ist und 1 und einen halben Metzen wenn er Kinder hat; dagegen den Walachen und Raizen ebensoviele an Türkischen Korn, oder Kukuruz zugetheilt wird. Was jeder über dieses Quantum braucht, muss er im gewöhnlichen höheren Preis bezahlen. Z.B. das Korn 45 Kr., den Kukuruz 25. Kr. den Metzen. Dieser erhöhte Preis kommt zwar dem Aerarium zu gute, welches aber den Gewerken 10 Pr. Stück vergütet, um davon die Vorratsgebäuden und Schuttbauten im Bau zu erhalten.

Ebenso ist auch der Preis des Holzes und der Kohlen und des Heues nur sehr mittelmässig. Eine Kubikklafter Holz schlagen kostet im Walde nicht mehr als 24 Kr., nur das Fuhrlohn ist nach der mehrern oder mindern Entfernung verschieden.⁹

6 Josef Wolf, Quellen zur Wirtschafts-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte des Banats im 18. Jahrhundert. Tübingen 1995.

7 1552–1716/18.

8 Franz Grisellini, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeser Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte. Zweiter Theil. Wien 1780, 64–66.

9 Ebenda.

Griselini bestätigt eigentlich nur, was Ignaz von Born wenige Jahre davor in seinem fünften Brief am 26. Juni 1770 ausführlich beschrieben hatte:

*Oraviza ist, wie ich Ihnen schon gesagt habe, die Haupt-Bergstadt der Bannatischen Bergwerke. Der Bergbau wurde hier schon von den Türken, als dieser Ort noch unter ihrer Bothmäßigkeit stand, getrieben; obgleich nicht mit solchem Vortheil als es itz geschieht.*¹⁰

*Der Vortheil den der Bannatische Gewerk vor anderen hat, ist nebst der Wohlfeilheit des Bau-Gruben-Kohlholzes, anderer Requisites, und derer dem Arbeitsmann nöthigen Lebensmittel, gewiß der Hauptsächlichste, das sein Bau von königlichen Bergbeamten betrieben, und sein Geld ordentlich und regelmäßig verbauet wird. Diese Wohlfeilheit, besonders der Früchte ist auch ein Vortheil, den der gemeine Bergmann vor jedem anderen stets geniessen wird. Es ist ein Vertrag der zwischen den Gewerken und den Arbeitern, er mag in der Grube, in der Schmelzhütte oder im Pochwerk arbeiten, – Tagarbeit oder Roboth gehört nicht hierher – festgesetzt worden, dass jedem Mann monatlich eine halbe Metze Frucht, dem Deutschen Getreide, dem Wallachen Türkischer Weizen unentgeltlich verabreicht werden muss. Dies ist die Gratis-Portion von der ich oben geredet habe.*¹¹

Diese beiden Zitate von Born und Griselini zeigen, dass die Bevölkerung – sowohl die deutschen Kolonisten als auch die rumänischen (*Wallachen*) und serbischen (*Raizen*) Einheimischen – seit der österreichischen Verwaltung¹² an ein organisiertes ‚soziales‘ System gewöhnt wurden, was dazu geführt hat, dass man im Banat (im vorliegenden Fall im sogenannten „Banater Bergland“) nie mit einem „Manchesterkapitalismus“ zu tun gehabt hat: Vom frühen 18. Jahrhundert an gab es eine Kooperation zwischen der Staatsführung und den Untertanen (erst viel später Bürger), die die Entwicklung von Orawitz und deren Umgebung beeinflusst hat. Angesichts des Umstandes, dass das Banat zwischen 1718 und 1778 als Krondomäne geführt und nicht an die ungarische Landesverwaltung angeschlossen worden ist, existierten daselbst weder privilegierte Stände noch wurden diverse Religionen toleriert.

10 Ignaz von Born, Briefe über mineralogische Gegenstände auf seiner Reise durch das temeswarer Bannat, Siebenbürgen, Ober- und Nieder-Ungarn an den Herausgeber derselben Johann Jacob Ferber, Mitglied der Königl. Großherzogl. Akademie der Wissenschaften zu Siena und der Ackerbau-Gesellschaft zu Vicenza und zu Florenz geschrieben. Frankfurt-Leipzig 1774, 20.

11 Ebenda, 22.

12 Gräf, Rudolf, Die wirtschaftliche Neugestaltung des Banats nach 1718. In: Rudolf Gräf/Sandra Hirsch (Hg.), Herrschaftswechsel. Die Befreiung Temeswars im Jahre 1716. Klausenburg, 2016, 179–199.

Tatsache ist, dass Tiroler Bergleute schon bald nach 1718 ins Banat kamen, auch wenn nicht so früh, wie es in einigen Lokalhistorien oder Erläuterungen über die Staatsbeamten oder der StEG (siehe unten) behauptet wird.¹³ Jene kamen alsbald nach der Eroberung des Banats durch die Habsburger unter den Bedingungen eines vom absolutistischen Staatsapparat kontrollierten Prozesses, auch wenn es Fälle gab, bei denen Bergleute aus Schwaz *ohne Abschied* nach Südungarn bzw. ins Banat zogen.¹⁴ Für 1719 sind die ersten Tiroler Bergleute im Banat¹⁵ dokumentiert, während im Jahr 1722 235 Arbeiter mit 100 Frauen aus dem Markt Schwaz auf zwei Zillen und einem Proviantschiff in Richtung Banat reisten. Sie waren begleitet von einem Schwazer „Berggerichtschreiber“. Bei der Ansiedlung in Orawitza standen nur 77 Häuser zur Verfügung, weshalb die ersten Kolonisten in Tschiklowa (rum. Ciclova) untergebracht wurden, bis das

-
- 13 Ethnographisch-topographische Beschreibung des Berg- und Markortes Oravicza, 1859, 2, spricht vom Jahr 1703, dem Mathias Brunner (<https://ro.scribd.com/document/44744246/Orawitza>, 30.07.2022) widerspricht und Neuhauser (siehe Anmerkung 15) richtigstellt. Die ethnografisch-topografischen Beschreibungen sind wichtige Quellen für die Banater Geschichte, die aber oft nicht ganz genau waren. Ab 1859 erhielten die Kreisämter der Serbischen Wojwodschaft und des Temescher Banats sowie die drei Banater Grenzregimenter von Seiten der Landeschulinspektoren Instruktionen zur Sammlung von Daten und Materialien zwecks Erarbeitung einer ethnografisch-topografischen Beschreibung des serbisch-banater Landesgebietes mit der anstoßenden k. k. Militärgrenze. Die Autoren waren Gemeinderichter, Notäre, Pfarrer, Lehrer, Ärzte und in der Militärgrenze auch Offiziere. Initiator der Sammlung scheint der ehemalige Dechantpfarrer (1851–1855) Johann Heinrich Joseph Kümmer (1808–1890) gewesen zu sein. Der Fragenraster war in vier Abschnitten gegliedert: 1. Der Ort und seine Umgebung, 2. Naturräumliche Merkmale, 3. Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie und Handel, 4. Der Mensch. Es war die erste flächendeckende Erfassung lokaler naturräumlicher, historischer, demografischer, wirtschaftlicher und ethnografischer Daten auf regionaler Ebene. Siehe: Rudolf Gräf, Domänen und Werkbeschreibungen am Beispiel des Banater Montangebietes in Reinhard Jöhler/Josef Wolf (Hg.), *Beschreiben und Vermessen. Raumwissen in der östlichen Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert*. Berlin 2020, 163.
- 14 Georg Neuhauser, *Migrationsbewegungen von Tiroler Erzknappen vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert*. In: Rudolf Gräf/Josef Wolf (Hg.), *250 Jahre Eisenhüttenindustrie in Reschitza*. Cluj-Napoca 2021, 219–242.
- 15 Josef Doll, Johann Doll, Peter Jaut, Mathias Jaut, Christoph Dändler, Johann Heintzel, Martin Soll, Ulrich Reiter, Josef Baumgartner, Sebastian Reiter, Andreas Knab, Johann Forecker, siehe Simeon Samson Moldovan, *Județul Caraș și orașul Oravița, Scurtă monografie istorică [Der Distrikt Karasch und die Stadt Orawitza. Kurze historische Monografie]*. Oravița 1933, 46.

Ärar neue Mittel frei machte, um den Ansiedlern die Unterkunft zu sichern. Für diese Fachleute wurde 1727 die „Maximilianische Bergordnung“ von 1573 zur Anwendung gebracht¹⁶, wodurch in Orawitza fremde Regeln, Sitten und Bräuche zum Zug kamen. Jene führten dann zu Spannungen mit der einheimischen rumänischen Bevölkerung – sowohl wegen der Neuheit der Bestimmungen als auch wegen der ungleichen Belohnung für gleiche Arbeit.

Weitere Maßnahmen und ihre Langzeitwirkung

In einer Talsenke gelegen, ist die Ortschaft (erst im 20. Jahrhundert unter rumänischer Verwaltung zur Stadt erhoben) von Tschiklowa, Ilidia, Saska (rum. Sasca) und Neu Moldowa (rum. Moldova Nouă) umgeben. Dadurch hat diese urbane Siedlung nicht nur auf die nahe Umgebung, sondern auch auf die ferner gelegenen Ortschaften Bokschan (rum. Bocșa), Dognatschka (rum. Dognecea) und Reschitz (rum. Reșița) auszustrahlen vermocht. Der Bergort hat vom Anfang an als Zentrum des Banater Bergbaus fungiert, womit vom Beginn der österreichischen Herrschaft an Kupfer, Gold, Silber und Blei geschürft und gefördert wurden. Der Banater Bergbau stand unter zentraler Leitung – zunächst der „Wiener Hofkammer“ (1717–1745), dann des „Münz- und Bergwerks-Direktions-Hofkollegiums“ bis 1758, anschließend in Sachen Münz- und Bergwesen der Hofkammer, ab 1849 des Ministeriums für Landeskultur und Bergwesen.¹⁷ Während auf Landesebene ab 1717 die „Banater Bergwerks-Einrichtungs-Kommission“ die Aufgabe hatte, den Bergbau zu organisieren, agierten auf lokaler Ebene das „Banater Oberbergamt“ und das „Banater Oberberggericht“ in zivil- und montangerichtlichen, technischen und politischen Beziehungen ebenso wie diverse Bergämter, die für die Bergstädte Orawitza, Moldowa, Dognatschka, Bokschan, Lunkany (rum. Luncani), Maidanbeg (serb. Majdanpek), Czernesticza (Černeštica) und Lippova (rum. Lipova) zuständig waren.¹⁸

Die wichtigsten amtlichen, ärarisch-staatlichen Institutionen wurden hier angesiedelt – die „Kaiserliche Obereinnehmer-Kassa“, die „Gewerkschaftliche Haupt-Kassa“ und eine „Faktorei-Kassa“, die die finanziellen Angelegenheiten

16 Ebenda.

17 Siehe Costin Feneșan, *Mineritul de la Anina de la începuturi până la 1855* [Die Bergleute von Steierdorf von den Anfängen bis 1855]. In: C. Feneșan/R. Gräf/I. Popa/V.M. Zaberca (Hg.), *Din istoria cărbunelui* [Über den Bergbau]. Reșița 1991, 7.

18 Ebenda; Ethnographisch-topographische Beschreibung, 4.

der Bergämter abwickelten. 1728 ist dann per Erlass auch die „Banater Bergbuchhalterei“ ins Leben gerufen worden.

Jede Grube musste vier *Freikuxen* (taxierte Sozialabgaben) bezahlen¹⁹ – eine an den Montan-Ärar, je eine an Kirche und Schule und eine für die Bruderlade, was bedeutet, dass diese Einrichtungen von Anfang der österreichischen Herrschaft an existiert haben müssen. Diese Praxis wurde von den einheimischen Rumänen jedoch nicht von Anfang an gutgeheißen, denn während des Krieges mit den Osmanen (1737/39) überfielen Rumänen am 4. Juni 1738 Orawitza, raubten die Kirche aus und setzten sie in Brand (dabei sind Tauf-, Trauungs- und Sterberegister verbrannt), weil sie die *deutsche* Ordnung sowie die bessere Belohnung der fremden Bergknappen und Arbeiter ablehnten. Der Bergbau in Orawitza-Tschiklowa wurde 1740 wieder aufgenommen und der Friede in der Region wiederhergestellt. Auch die Kirche wurde wieder errichtet und dem Heiligen Franciscus Seraphicus geweiht. Tschiklowa bekam in der Berg- und Hüttengeschichte des Banats insoweit eine symbolische Rolle, weil dort am 14. Juli 1746 der Grundstein für die Kupferhämmer gelegt wurde. Unterdessen führte der Mangel an Arbeitskräften und das willkürliche Regime der Fanarioten in der Kleinen Walachei dazu, dass sich im Banat zwischen 1750 und 1770 Rumänen aus der Kleinen Walachei (Oltenien) angesiedelt haben: Es sind die sogenannten *Bufänen*.

19 Kuxe: Anteil an einer Grube.



Abb. 1. Rumänische Bauern in Tracht, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien

Diese versuchten sich der osmanischen Herrschaft zu entziehen – ein Umstand, der der Behauptung in der rumänischen Geschichtsforschung über das „eiserne Joch“ der Habsburger im Vergleich zum „hölzernen Joch“ der Osmanen widerspricht.²⁰ Sim. Sam. Moldovan vergleicht die Lage der Rumänen in Siebenbürgen mit der der Rumänen im Banat in dem Sinn, dass Letztere die besseren Rahmenbedingungen gehabt hätten. Mehr noch, er behauptet sogar, dass die Siebenbürger Rumänen im letzten Paragraphen des „Supplex Libellus Valachorum“ (1791) einen den Banater Rumänen vergleichbaren Status beanspruchten.²¹ Moldovan spricht sogar über den Einfluss Österreichs auf den Charakter der Rumänen und erwähnt Paul Iorgovici als Vertreter der Banater Rumänen, der in Wien und später in Paris studiert und dort an der Hinrichtung von Ludwig XVI. teilgenommen hat.²² Am 20. Juni 1751 wurde die Kapelle bei Tschiklowa eingeweiht. Diese Bergkirche sollte für die nächsten zwei Jahrhunderte ein beliebter Wallfahrtsort werden, und zwar für alle Ethnien der Provinz.²³



Abb. 2. Die Bergkapelle “Maria Fels“ in Tschiklowa, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien

-
- 20 Ansiedlungen von Olteniern im Banat fanden schon im 17. Jahrhundert statt, zu denen viele hinzustießen, als Oltenien unter österreichischer Herrschaft stand. Vgl. Moldovan, Județul Caraș; Derselbe: Din trecutul bufenilor [Über die Vergangenheit der Bufänen]. Oravița 1935.
- 21 David Prodan, *Supplex Libellus Valachorum*, București 1967, 494 (Lat.), 510 (Rum.)
- 22 Moldovan, *Județul Caraș*, 18–19.
- 23 Erwin Josef Țigla (Hg.), *Heimat war ihm vieles. Tibor Lichtfuss und das Banat. Reschitza*, 2008, 15.

1783 wurde in Tschiklowa auch eine orthodoxe Kirche geweiht, da im Laufe der Zeit die Anzahl der Deutschen zurückging und die Rumänen deren Platz einnahmen. Schon 1760 war das Oravitzaer Oberbergamt aufgelöst worden, dessen Kompetenzen der Banater Bergdirektion (manchmal auch „Oberbergdirektion“) von Temeswar übertragen wurden, die 1761 jedoch nach Orawitza verlegt wurde. Die Notwendigkeit eines eigenen Oberbergamtes führte dazu, dass dieses 1771 neuerlich eingerichtet wurde.²⁴ Der Anschluss des Banats an Ungarn (1778/79) beeinträchtigte die Verwaltungsstruktur des Banater Bergwesens nicht, da die Banater Bergdirektion, geleitet von einem Direktor, bezüglich Münz- und Bergwesen weiterhin direkt der Hofkammer untergeordnet geblieben ist.²⁵

Der Bergbau florierte bis zum Türkenkrieg von 1788²⁶, als die Bergdirektion und ein großer Teil der Bevölkerung fliehen mussten. Nach dem Krieg setzte das Bergwesen seinen Aufstieg fort, auch weil 1790 neue Technologien eingeführt wurden, darunter die Born'sche Amalgamierung (Entsilberung) des Kupfers, die sich auf die Dauer aber nicht durchsetzte. Zur besseren Kenntnis der geologischen Strukturen der Landschaft wurden 1793 geometrisch und 1798 bis 1801 geognostisch die Bergwerke aufgenommen.

Diese Vorgänge führten dazu, dass Orawitza bis zum Jahr 1802 beträchtlich gewachsen ist. Von Anfang an lebten zwei größere ethnische Gruppen darin – einerseits die Rumänen (einheimische und zugezogene wie die Bufänen und Mazedo-Rumänen/Zinzaren), andererseits die zugezogenen deutschen Kolonisten. Dies waren 713 griechisch-orthodoxe und 644 römisch-katholische Personen (neben Deutschen auch Ungarn und Tschechen). In Tschiklowa waren es 228 Katholiken, 651 Orthodoxe und 128 sesshafte „Zigeuner“ (insgesamt 3364 Personen). Damit die Schulbildung in Gang kam, wurde im Jahre 1793 eine deutsche Normalschule und ein lateinisches „Untergymnasium“ mit zwei vom Ärar bezahlten Lehrern eingerichtet, die vier Klassen enthielten.²⁷ Auch eine Montanistische Schule soll laut Moldovan schon 1729 funktioniert haben, die den Bedürfnissen des Berg- und Hüttenwesens nachzukommen hatte.²⁸

Die Schulen wurden von den Kindern aller ethnischen Gruppen besucht. 1803 errichtete die Betriebsleitung für die Arbeiter einen „Früchtfonds“ – eine Praxis, die die Tiroler und anderen österreichischen Bergknappen von zu Hause mitgebracht hatten –, der den Zweck hatte, im Notfall Betroffene damit zu versorgen.

24 Feneşan, 7; Ethnographisch-topographische Beschreibung, 4.

25 Ebenda, 8.

26 Valeriu Leu/Rudolf Gräf, *Din istoria frontierei bănăţene, ultimul război cu turcii 1788–1791*. Reşiţa 1996.

27 Ethnographisch-topographische Beschreibung, 7; Moldovan, *Judeţul Caraş*, 18.

28 Ebenda, 14.

Diese Gründung steht im Zusammenhang mit den Napoleonischen Kriegen und der damaligen Lebensmittelknappheit. 1815 wurde in Tschiklowa eine Münzpräganlage gegründet, die mit hydraulischen Hämmern betrieben wurde. Trotz der Finanzkrise von 1811 (Entwertung der Bankozettel, Staatsbankrott) und der Hungersnot von 1815/16 war es möglich, einen „Dilettantenverein“ und den Bau eines Theatergebäudes zu gründen, das 1817 eröffnet und auf der Durchreise vom Kaiserpaar Franz I. und Carolina Augusta besucht wurde.²⁹

Die revolutionären Ereignisse der Jahre 1848/49 beeinträchtigten zwar nicht das Bergwesen, bewirkten aber eine Verschiebung des Baus der Eisenbahnlinie Orawitza-Basiasch (1846–1857) um zwei Jahre³⁰; jene Strecke diente dem Transport von Steinkohle zum Donauhafen für den Export. Im Anschluss daran kam es zur Anlage der Gleisstrecke Orawitza-Anina/Steierdorf, die – ein Meisterwerk der damaligen Baukunst – mit der zeitgleich in Österreich errichteten Semmeringbahn verglichen worden ist.



Abb. 3. Die Eisenbahnlinie Orawitza-Anina. Der Banater „Semmering“, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien

Der Bau dieser Bahnlinie sollte jedoch noch eine andere Rolle spielen als bloß eine ökonomische, indem sie der Bevölkerung in den umliegenden Dörfern eine

29 Ethnographisch-topographische Beschreibung, 8.

30 „Die verhängnisvollen Jahre 1848 und 1849 haben auf den Ort Oravicza keinen bezeichnenswerthen Einfluss ausgeübt, der Bergbetrieb stockte nicht wirklich, und die Bevölkerung hatte an Leben und Gut keine Verluste zu beklagen, nur der Bau der Eisenbahn war 2 Jahre unterbrochen“, siehe Ethnographisch-topographische Beschreibung, 10–12.

größere Mobilität erlaubte, jene jedoch auch enger an ein Leben mit Stundenplan, Pünktlichkeit und Technik herangeführt hat.

Infolge der politisch-rechtlichen Neuorganisation des Banats³¹ nach der Revolution von 1848/49 wurde eine Reihe von Ämtern durch neugegründete ersetzt: Das Berggericht des Distrikts wurde aufgelöst und stattdessen eine „k. k. Montan-Berghauptmannschaft“ als Montaninstanz eingerichtet, wogegen ein „k. k. Bezirksamt“ (zugleich „k. k. Bezirksgericht“), ein „k. k. Steueramt“ und eine „Finanzkommission“ die staatlichen Interessen im örtlichen Montanwesen vertreten sollten. Das Berggesetz vom Jahr 1852³² bewirkte eine rechtliche Angleichung der im Montanwesen arbeitenden Bevölkerung, wodurch die Bergleute ihrer über Jahrhunderte bestehenden Rechte zur Steuer- und Militärfreiheit sowie auf einen eigenen Gerichtsstand verlustig gingen.

1855 kaufte die StEG (k. k. privilegierte österreichisch-ungarische Staatseisenbahngesellschaft) die Banater Berg- und Hüttenwerke und Domänen, was zur Einstellung des Orawitzaer Hüttenbetriebes führte. In weiterer Folge spielten am Standort und im nahe gelegenen Saska jedoch der Abbau und die Bearbeitung von Kupfer eine zunehmende Rolle.³³ Mit der Übernahme³⁴ der Betriebe durch die StEG setzte sich das private Großunternehmertum durch, was zu massiven Änderungen in der Organisationsstruktur führte.

Mit dem Aufkommen des Berg- und Hüttenwesens kam es in Orawitza zu wachsendem Wohlstand, zu einem strukturierten sozialen wie auch zu einem regen kulturellen Leben. Es entstand eine Reihe von Vereinen, die aus dem Bergort ein kleines kulturelles Zentrum des Banater Berglandes machten: der Theater-„Dilettantenverein“ (1806), der „Orawitzaer Allgewerkschaftsverein“ (1815), der „Musik -und Gesangsverein“ (1863), der „Bürgerliche Schützenverein“, das Freischützen-Korps“ (1752, dann 1879), der „Theater Lese-Casino Verein“, die „Freiwillige Feuerwehr“ (1870) und eine Freimaurerloge. Deutsch war die Kommunikationssprache in all diesen Vereinen ebenso wie im Betrieb des Theaters, das vom Verein „Allwerkgewerkschaft“ errichtet wurde.

31 Das Banat wurde gemeinsam mit dem Komitat Bacs-Bodrog und dem Illoker Bezirk des Syrmier Komitats als Kronland Wojwodschafft Serbien und Temeswarer Banat politisch neuorganisiert.

32 Gustav von Gränzenstein, Das allgemeine österreichische Berggesetz vom 23. Mai 1852 und die Verordnungen über die Bergwerksabgaben vom 4. Oktober 1854. Wien 1855.

33 Rudolf Gräf, Contribuții la istoria industrială a Banatului Montan. StEG, factor de modernizare (1855–1920) [Beiträge zur Industriegeschichte des Banater Berglands. Die StEG, Faktor der Modernisierung (1855–1920)]. Cluj-Napoca 2011, 47–52.

34 Ebenda.

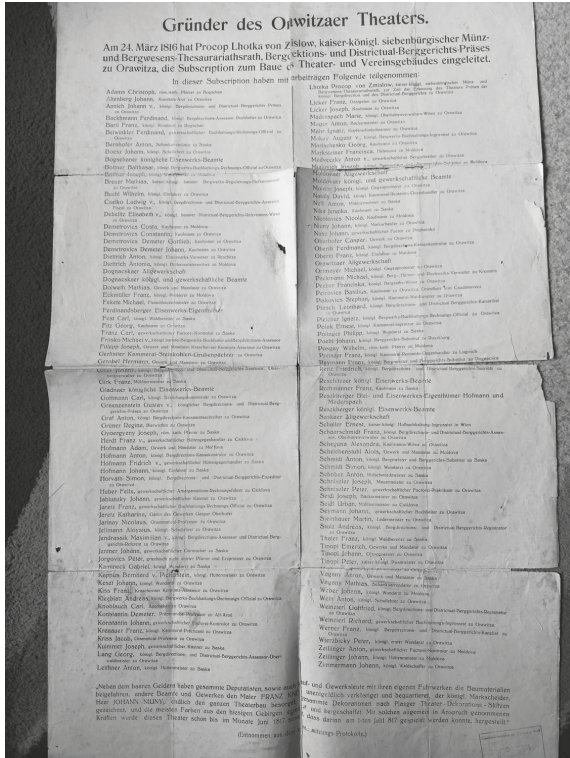


Abb. 4. Konskriptionsliste für das Orawitzer Theater, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien, Signatur 19374



Abb. 5. Hauptstraße in Orawitz mit Hotel Korona (1902), Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien



Abb. 6. Theatergebäude in Oravitza (1894), Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien



Abb. 7. Männer aus Karaschowa, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien

Damals wurde Orawitza das Zentrum des kulturellen Lebens im Karaschtal und in den umliegenden rumänischen Dörfern, wo alle staatlichen und gewerkschaftlichen sowie gesellschaftlichen Einrichtungen ihren Sitz hatten.

Fazit

Die einheimischen Rumänen, aber auch die einheimischen Karaschowaner und die im 18. Jahrhundert hinzugekommenen deutschen Kolonisten arbeiteten in den Berg- und Hüttenwerken von Orawitza-Tschiklowa, in Steierdorf-Anina, Dognatschka-Eisenstein-Bokschan und Doman-Reschitza. Jene Betriebe brachten nicht nur die Industrialisierung ins Land, sondern prägten auch das soziale und kulturelle Leben der Einwohner. Hiermit wurde der Übergang von einer Daseinsform, wo der bäuerliche Jahreszyklus maßgeblich war, zum Maschinenzeitalter vollzogen, bei dem Plan, Programm, Arbeitszeiten, Hierarchie, Arbeitsdisziplin, Lohn, soziale Fürsorge durch die Bruderlade, medizinische Versorgung und auch Freizeitgestaltung maßgeblich wurden. Dazu kommt noch die Vernetzung der einzelnen Betriebsstandorte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das Medium Eisenbahn ins Spiel kam und auch über die Donau der Verkehrsanschluss an Zentraleuropa zustande kam. Die kulturellen Aktivitäten des Theaters und der Orawitzaer Gesellschaft fanden ihren Widerhall in den Gesangvereinen und Blaskapellen und belebten die kulturelle Szene nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Dörfern.³⁵

35 R. S. Molin, 110 ani de la ridicarea teatrului din Oravița [110 Jahre seit der Gründung des Theaters in Orawitza]. In: Revista Banatul, nr. 6, 1927; nr. 10, 1927, nr. 12, 1927 și nr. 5, 1928. In: <https://banatulmontan.wordpress.com/2019/01/04/110-ani-dela-ridicarea-teatrului-din-oravita-de-r-s-molin> (10. 4.2022).



Abb. 8. Sanatorium Marilla, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien

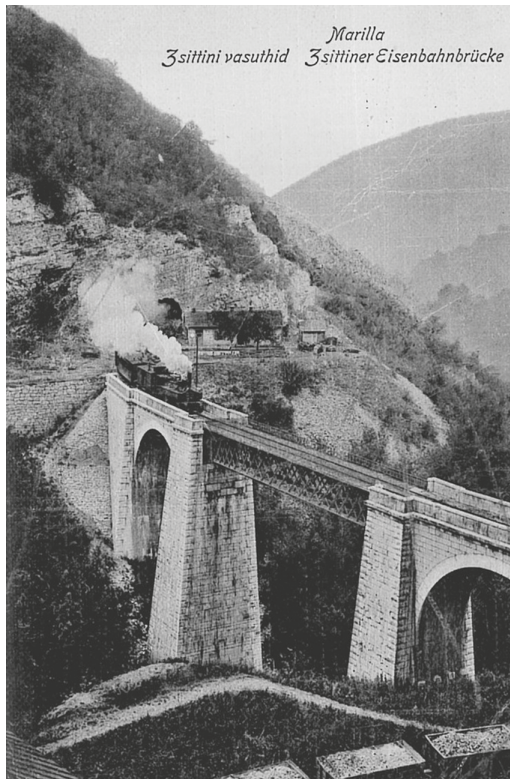


Abb. 9. Viadukt Jitin, Banater Montanmuseum Reschitza/Rumänien

Wandel im öffentlichen Raum der Stadt

Eva Kowalská

Die städtischen Religionen zwischen Repression und Duldung am Beispiel der oberungarischen Städte

Während die Frühe Neuzeit in manchen europäischen Staaten bzw. Regionen die Tendenz zur religiösen Homogenisierung charakterisierte, war sie in Ungarn eine Zeit des oftmals konfliktreichen Zusammenlebens mehrerer Kirchengemeinschaften.¹ Solche Situationen waren besonders für die Städte typisch, die lange und sehr oft auch heftig gegen die Rekatholisierungsmaßnahmen Widerstand leisteten. Die erfolgreiche Durchsetzung und Ausbreitung der Reformation spielte sich am Anfang hier, auf dem Gebiet des sog. Königlichen Ungarns (das unter der Kontrolle der königlichen Zentralorgane und der Armee blieb) ab, denn hier ließen sich die wichtigsten Träger der Rekatholisierung dauerhaft nieder. Die Städte, wo die deutsch-, slowakisch- und oftmals auch ungarischsprachige Bevölkerung nebeneinander lebte, zeichneten sich auch im 18. Jahrhundert immer noch durch Mehrsprachigkeit und zugleich auch Multi-Konfessionalität aus. Die sich konsolidierende Staatsmacht stieß bei der Durchsetzung ihres eigenen Machtanspruchs wegen der starken städtischen Privilegien (bes. des Patronatsrechts) auf mancherlei Hindernisse, was im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrere Konflikte hervorrief, die man durchaus als einen Bürgerkrieg bezeichnen kann, der vorwiegend durch religiösen Eifer genährt worden war.² Die Repressionspolitik, die in den

-
- 1 Diese Etappe der ungarischen Geschichte kann auch als lange Reformation charakterisiert werden. Zu diesem Konzept siehe Peter C. Wallace, *The Long European Reformation. Religion, Political Conflict, and the Search for Conformity 1350–1750*. Basingstoke 2004. In der ungarischen Historiografie letztlich dazu Zsombor Tóth, *Understanding Long Reformation in Eastern Europe: The Case of Hungarian Puritanism Revisited*. In: *Journal of Early Modern Christianity*, Vol. 7 (2020), No. 2, 319–341
 - 2 Georg B. Michels, *The Counter-Reformation and the 1672 Kuruc Revolt*. In: Jaroslav Miller/László Kontler (Hgg.), *Friars, Nobles and Burghers – Sermons, Images and Prints: Studies of Culture and Society in Early-Modern Europe*. In *Memoriam István György Tóth*. Budapest 2010, 107–126.

1670er-Jahren während der sog. „Trauerdekade“ (1671–1681) kulminiert hatte, war durch Einsatz bewaffneter Einheiten (sogar der Armee) bei Beschlagnahmungen der Kirchen gekennzeichnet.³ Dementsprechend häufig waren die damit verbundenen Gewalttaten gegen die Einwohner, die sich gegen solche Eingriffe wehrten. Der Konflikt brachte natürlich auch die Zerstörung der Verwaltung der protestantischen Kirchengemeinschaften mit sich, wenngleich nicht die Eliminierung der Protestanten aus dem öffentlichen Leben, weil man ihnen – im Unterschied zu den böhmischen und österreichischen Ländern – das Recht auf ihre religiöse Zugehörigkeit offiziell nicht verweigern wollte. Obwohl sich die Bedingungen für das Zusammenleben der in Ungarn bestehenden Konfessionen allmählich geändert haben,⁴ verhielten sich die Protestanten nicht immer passiv.

In diesem Beitrag wird dargestellt, wie die erwähnten Veränderungen die interkonfessionellen Beziehungen in den vor allem königlichen und Berg-Städten Oberungarns während des 18. Jahrhunderts beeinflussten und wie sie in der Sphäre des Alltagslebens Berücksichtigung fanden. Der regionalen Begrenzung auf das Gebiet des sog. Königlichen Ungarn geht folgende Überlegung voraus: Genau dort spielten sich nämlich die heftigsten Streitigkeiten zwischen den Bürgern und der Staatsmacht ab, sodass sich ebendort die verschiedenartigen Prozesse und Konflikte im Zusammenleben der Konfessionen am besten und vor allem kontinuierlich beobachten lassen.

Fallbeispiel Skalitz: Vom Gleichgewicht zur Repression

Bis zur oben erwähnten „Trauerdekade“ bildeten die königlichen Städte noch nicht die Hauptplattform für eine erfolgreiche Rekatholisierung und deren opulente Repräsentation. Das Prinzip der regelmäßigen Magistratserneuerungen aufgrund der autonomen Wahl bildete mehr oder weniger verlässlich das Kräfteverhältnis und die Präsenz der einzelnen Konfessionen in den Städten ab und ermöglichte die Beibehaltung des Status quo. Sogar in Tyrnau (slowak. Trnava), der Bastion des ungarischen Katholizismus und dem Sitz des Primas,

3 Eva Kowalská, *Aspects of the Use of Military Force in the Process of Re-Catholicisation: The Hungarian Case*. In: Tim Kirk/Luďa Klusáková (Hgg.), *Cultural Conquests 1500–2000*. Acta Universitatis Carolinae. Philosophica et Historica 3 (2004), Studia historica LVIII. Praha 2009, 89–98.

4 Eine Übersicht bietet Peter Kónya/Annamária Kónyová (Hgg.), *Konfesionálny vývin v Uhorsku v ranom novoveku* [Die konfessionelle Entwicklung in Ungarn in der Frühen Neuzeit]. Prešov 2017.

florierte während mehrerer Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts eine große protestantische Gemeinschaft, die eine lutherische und zugleich auch reformierte Kirchengemeinde gebildet hatte; deren Anwesenheit in der Stadt unterstreichen eigene Kirchengebäude.⁵ In der Zips oder in den niederungarischen Bergstädten waren die Magistrate für lange Zeit mit den Vorständen der Kirchengemeinden (Konventen) ident, was eindeutig die Teilnahme der Magistratualen an den verschiedenen Synoden bewies; andererseits deckte sich die Übernahme des Magistrats von Preßburg (slowak. Bratislava) durch die Lutheraner nicht mit der Formierung einer starken Kirchengemeinde und stellte eine langwierige und komplizierte Angelegenheit dar⁶: Schlussendlich trugen die Lutheraner jedoch ihre politische Wichtigkeit durch einen großzügigen Kirchenbau gerade auf dem Hauptplatz und in der unmittelbaren Nähe des Rathauses (1638) offen zur Schau.

Trotz des Selbstverwaltungsprinzips und eines zahlenmäßig starken Anteils an Protestanten in der Bevölkerung dachten jene nicht immer daran, die Stadtorgane zu usurpieren, nicht einmal dann, als in Ungarn noch relativ günstige Bedingungen für die Existenz der nicht-katholischen Gemeinden bestanden: Zu einer solchen Entwicklung kam es beispielsweise in der an der westlichen Grenze Ungarns liegenden königlichen Freistadt Skalitz (slowak. Skalica). Ihr Magistrat schloss bereits vor 1670 die Protestanten aus dem inneren Stadtrat (Senat) aus und traf seine Entscheidungen in mehreren Belangen zu deren Nachteil. Die zahlreichen lutherischen Stadtbürger verfügten trotzdem über zwei Prediger, über eine in einer stark frequentierten Straße gelegene Kirche (1650/52), und sogar die tschechischen und mährischen Exulanten gründeten dort eine vielköpfige Kirchengemeinde der Brüder-Unität. Die interkonfessionellen Beziehungen in Skalitz charakterisierte dabei am Anfang ein 15-jähriges *Simultaneum* für die Nutzung der Pfarrkirche durch die Katholiken und Lutheraner. Diese Situation änderte sich bereits zum Ende der 1650er-Jahre jedoch radikal: Erstes Anzeichen der Verschlechterung war der Versuch, die

5 Johann Carl Stelczer, *Geschichtliche Darstellung der sehr merkwürdigen Schicksale und Glaubenskämpfe der ev. Kirchengemeinden, sowohl Augsb. als Helv. Confession in der königl. Freistadt Tirnau in Ungarn vom Beginne der Reformation bis auf unsere Zeit: mit einem urkundlichen Anhang*. Pest 1870.

6 Martin Kováč, *Príbeh Lutherovej reformácie na území Bratislavskej stolice. Dejiny bratislavských seniorátov* [Die Geschichte der Reformation Luthers auf dem Gebiet des Komitats Preßburg. Geschichte der Preßburger Seniorate]. Bratislava 2019, 43–46, 51 f.

Nicht-Katholiken vom gemeinsam genutzten Friedhof auszuschließen.⁷ Eine Erklärung für diese Änderung ist in der Struktur des Stadtbürgertums und aus den lokalen Machtverhältnissen zu ersehen: Die Exulanten verfügten lange Zeit über keine Bürgerrechte, und ihre Privilegien genossen sie nur *ad hoc* bzw. waren auf die Hilfe seitens der adeligen Stadtbewohner angewiesen, die das Privileg hatten, ihre eigenen Prediger zu engagieren. Der Katholizismus behauptete seine Positionen in der Stadt und der näheren Umgebung auch dank der relativ hohen Zahl an Flüchtlingen aus den osmanisch besetzten Regionen Kroatiens, die sich – Grundherr wie Untertan – in mehreren, nahe gelegenen Dörfern niederließen und langsam in die Stadt vordrangen; die überproportionale Zahl von fünf Orden verstärkte die Positionen der Katholiken zusätzlich.⁸ Die Protestanten praktizierten ihre Religion trotzdem bis zur ominösen „Trauerdekade“. Ihr Ausschluss aus dem Magistrat hatte zur Folge, dass Skalitz auf dem Landtag von Ödenburg (ung. Sopron) 1681 nur durch Katholiken repräsentiert wurde. Jene waren selbstverständlich nicht daran interessiert, die Stadt unter jene königlichen Freistädte einzureihen, wo die Lutheraner ihre Religionsausübung erneuern durften. Die lutherischen Stadtbürger mussten daher bis 1784, als sie ihre neue Kirche wieder bauen durften, Artikularkirchen im kleinen Dorf Prietrž oder sogar in Myjava besuchen.⁹ Begreiflicherweise hatten sie keine Vertretung im Stadtmagistrat.

Eingriffe der Staatsmacht

Die größeren Konflikte im Alltag wurden immer durch Konfrontationen mit der sich verstärkenden Zentralmacht und den lokalen kirchlichen Institutionen hervorgerufen. Die Streitigkeiten um Kirchen, Pfarreien, Schulen und Kirchhöfe nahmen in einzelnen Städten meistens die exponierte Form interkonfessioneller Konflikte an. Deren Verlauf wurde auch durch den sich ändernden Alltag des städtischen Lebens und dessen Regulierung durch Normen oder

7 Innenministerium der Slowakischen Republik, Slowakisches Nationalarchiv (MV SR – SNA): Fonds Zay – Bučiansky archív, Zbierka rkp. ev. a. v., Kart. 164, Fol. 221–242 („Memorabilia ecclesiae Evangelico-Lutheranae in Libera Regiaque civitate Szakolczeni ex variis fide dignis monumentis collecta“).

8 Viera Drahošová (Hg.), Skalica. Skalica 2014, 677–708.

9 János Krähling/Dóra Danielisz, Sacred Buildings out of Necessity. Articular Churches in Historic Western Hungary (1681–1781). In: Historický časopis 68 (2020), 37–53; Miloš Dudáš, Drevené artikulárne a toleračné chrámy na Slovensku [Die hölzernen Artikular- und Toleranzkirchen in der Slowakei]. Liptovský Mikuláš 2011.

auch Eingriffe der Magistrate und anderer Obrigkeiten mitbestimmt. Bereits die Zusammensetzung dieser Organe war für die Lebensgestaltung der Stadtbewohner determinierend. In Ungarn setzten sich dabei die gleichen Mechanismen und Methoden bei der Regulierung und Besetzung der Positionen in den Stadträten durch, wie sie sich in den österreichischen und böhmischen „Erbländern“ im Laufe des 17. Jahrhunderts bewährt hatten. Der erste Schritt war die Ernennung königlicher Kommissäre, die die Wahl in die Stadtmagistrate organisierten oder kontrollierten; später kam noch die regelmäßige Aufsicht über die Fach-Institutionen hinzu. Den bis dahin autonom fungierenden königlichen Freistädten wurde dadurch nicht nur die fiskale, sondern auch die administrative Kontrolle entzogen, weshalb der Herrscher bzw. die in seinem Namen tätigen Organe in den Städten ihre hoheitliche Gewalt effektiv durchsetzen konnten.¹⁰ Je erfolgreicher der Wandel zur Zentralisierung und Bürokratisierung zugunsten der Staatsverwaltung war, desto mehr wuchs die katholische Konfessionalisierung.¹¹ Besonders heftig verlief dieser Prozess im Laufe des 18. Jahrhunderts.

Die sich ändernden Machtverhältnisse in Ungarn zeigten also schon vor Ende des 17. Jahrhunderts ganz klar, wie stark oder schwach die Position der Freistädte war, die eigentlich einen der konstitutiven Stände der ungarischen Gesellschaft und deren politische Repräsentation bildeten. Zur flächendeckenden Entfernung von Geistlichen und Lehrern aus ihren Posten kam es nicht erst infolge einer Serie von Gerichtsprozessen im Frühjahr 1674¹², denn bereits der erste größere Eingriff infolge einer Attacke von Soldaten und der anschließende Prozess gegen Dutzende Preßburger Stadtbürger (Magistratsmitglieder inbegriffen) im Sommer 1672¹³ bekam symbolische Bedeutung.

10 István H. Németh, *Európska doktrína alebo uhorská špecialita? Zásahy štátu a rekatolizácia miest v Uhorsku v priebehu 17. storočia* [Eine europäische Doktrin oder eine ungarische Besonderheit? Die Eingriffe des Staates und die Rekatolisierung der Städte in Ungarn im Laufe des 17. Jahrhunderts]. In: *Historický časopis* 5 (2009), 641–658, hier 648 f.

11 István H. Németh, *Košice a drift in the European municipal politics*, in: Mária Hajduová/Martin Bartoš (Hgg.), *Košice in the Coordinates of European History*. Košice 2013, 222–246.

12 Hajnalka Márkusné Vörös, *Proces s galejníkmi z roku 1674 v spisoch Vesprímskej kapituly* [Der Prozess mit den Galeerensklaven in 1674 in den Akten des Veszprémer Kapitels]. In: *Archivum Sala. Archivna ročenka II. Šala 2005*, 65–72.

13 Gründlich beschrieben vom Augenzeuge Daniel Wilhelm Moller: *Reinmundus Rimandus: Preßburger Kirchen- und Schul-Verlust, Das ist Wahrheits-gegründete Anzeig, Wie Und auff was Weise zu Preßburg In der Nider-Ungarischen Haupt-Stadt*

Die Beschlagnahmung der lutherischen Kirche und die rasche Besetzung des umliegenden öffentlichen Raumes durch die Aufstellung einer Säule der Maria Immaculata (1675) dienten zur Abschreckung und Machtbekundung nicht nur für die Stadtbewohner selbst, sondern auch für die Bürger in anderen Städten. Dieser Akt zwang beispielsweise die Stadträte in den nahe gelegenen königlichen Freistädten St. Georgen (slowak. Sv. Jur), Bösing (slowak. Pezinok) und Modern (slowak. Modra) zur sofortigen Entscheidung, durch einen formellen Vertrag ihre lutherischen Kirchen in die Hände der Katholiken zu überführen, wobei der Abzug und das Exil der Geistlichen und Professoren Teil dieser Verträge waren. Obwohl die Gläubigen in der Ausübung ihrer Religion wegen des Fehlens geistlicher Betreuung und Administration nun eingeschränkt wurden, sollten sie trotzdem nicht zur Konversion gezwungen werden. Meist blieb es allerdings bei dieser idealen, doch nicht umsetzbaren Proklamation. Die Verbannung der Protestanten aus dem öffentlichen städtischen Raum unterstrich die offizielle Bestätigung der Beschlagnahmung der Kirchen mit all deren Eigentum (Einnahmen, Grundstücke, Ausstattung) sowie die erzbischöfliche Visitation im September 1673. Gelegentlich betonte die veränderte konfessionelle Zugehörigkeit der Kirche auch die Veränderung der Kirchenpatrozinien, die die Lutheraner einst eingeführt hatten.¹⁴ Nun aber wurden die von den ‚Häretikern‘ in Beschlag genommenen Kirchen neu eingeweiht und bald danach auch im Inneren neu eingerichtet oder sogar umgebaut.¹⁵

Trotzdem strömte auch zu jener Zeit die Jugend aus den Städten Oberungarns zum Theologiestudium an deutsche Universitäten und die verwaisten Mitglieder der Kirchengemeinden oder sogar deren Patrone blieben im Kontakt mit

einer daselbst sich befindenden Unkatholischen Gemeinde anfangs Kirchen- und Schul-Possess disputirlich gemacht und endlich nach mehr als halbjähriger Action, mit gewehrter Hand ab- und eingenommen worden (s. l.) 1673 (VD17 23:234871L). Zugänglich online: <<https://www.digitale-sammlungen.de/en/view/bsb11226952?page=,1>> (30.12.2021).

- 14 In Modern wurde die ursprüngliche Einweihung der Pfarrkirche dem Hl. Jacobus mit einem neuen Patrozinium (Johannes der Täufer) ausgetauscht. Auch die andere örtliche Kirche der Hl. Sophie bekam einen neuen Schutzpatron, den Hl. Stephan. Egyetemi Könyvtár Budapest, Handschriften, Sign. Ab 28 („*Visitatio sub Archidiaconatu Praepositurae Poseniensi Parochiarum, seu In Comitatu Poseniensi existentium Anno 1673. 14. Septemb. Instituta*“), fol. 225–228. Zugänglich online: <<https://www.europeana.eu/en/item/2048128/608084>>, (30.12.2021).
- 15 Die ehemalige lutherische Kirche in Preßburg wurde aufs Neue als Kirche der Hl. Margareta von Antiochia und danach des Hl. Salvators geweiht; ihr Interieur wurde allmählich radikal barockisiert.

ihren ehemaligen Priestern, von denen manche nach der Amnestie von 1681 (oder sogar schon früher) zurückkehren durften.¹⁶ Hätte jemand geglaubt, dass die gewaltsame Eliminierung der geistigen Elite aus den Städten und die Überführung der Magistrate in die Hände von Katholiken eine irreversible Angelegenheit gewesen sei, wäre er bald enttäuscht worden: Nicht nur deswegen, weil die politischen Verhältnisse am Ende des 17. Jahrhunderts neue Formen des Zusammenlebens mit sich brachten, zeigte sich die Stärke bzw. Schwäche der katholischen Kommunität in der jeweiligen Stadt. Die faktische und materielle Sichtbarkeit der Protestanten in den Städten definierten jene Punkte des Gesetzes (§ 25 und § 26 ex 1681), die neben den Bedingungen für die Religionsausübung und für die Einrichtung von Artikularkirchen auch Konditionen für die urbanistische Gestaltung des städtischen Raumes vorsahen. Die ursprünglich protestantischen Kirchen und Schulen wurden beschlagnahmt und neue durften nur außerhalb der Stadt gebaut werden. Dieser Plan konnte unmittelbar nach Gesetzeserlass jedoch nicht sogleich umgesetzt werden, weshalb die protestantischen Bewohner in einigen Städten manchmal für längere Zeit ohne eigene Kirche (z. B. in Modern) blieben. Zwar sollten ihnen die Magistrate Grundstücke zur Verfügung stellen, doch mussten die protestantischen Kirchengemeinden diese erst abkaufen, was sie vor immense Probleme stellte. Das ‚Abschneiden‘ der Kirchengemeinden von den Stadtgeldern und die Konfiszierung ihrer Stiftungen zu Ende des 17. Jahrhunderts versetzten sie in eine Lage, die sich wenig später, nach 1711, durch Hindernisse entweder seitens der lokalen katholischen Instanzen oder auch seitens der eigentlich nicht zuständigen Komitate noch weiter verschlechterte.¹⁷

Die finanzielle Not der städtischen Kirchengemeinden wurde auch infolge sinkender Zahlen der Gläubigen kompliziert, was nicht nur auf die zahlreichen Konversionen zurückzuführen war, sondern auch auf die starken Pestwellen (1679, 1710, 1720). Einer finanziellen Besserung stand lange Zeit auch die massive Verschuldung der Städte entgegen, die obligatorische Steuern und Abgaben (und den damit verbundenen Zahlungsverzug) oder gar Geldbußen

16 Dazu Eva Kowalská, *Na ďalekých cestách, v cudzích krajinách. Sociálny, kultúrny a politický rozmer konfesionalneho exilu z Uhorska v 17. storočí* [Auf weiten Wegen, in fremden Ländern. Der soziale, kulturelle und politische Aspekt des konfessionellen Exils aus Ungarn im 17. Jahrhundert]. Bratislava 2014, 149.

17 So z. B. in Skalica, wo der Stadtrat wie auch einige in der Stadt residierende Adligen die Tätigkeit der 1721 durch das königliche Personal gestellten Kommission verteilten, welche die Existenzbedingungen der Lutheraner überprüfen sollte. MV SR, SNA: Fonds Zay – Bučiansky archív, Zbierka rkp. ev. a. v., Kart. 164, fol. 237–238.

für ihr Verhalten während der ständischen Aufstände nicht rechtzeitig zahlen konnten.¹⁸ Die Bürger mussten selbstverständlich zuerst ihre Steuern leisten, dann erst folgten die Abgaben für ihre eigenen Kirchengemeinden und auch andere Instanzen.¹⁹ Die finanzielle Lage der Kirchengemeinden verbesserte sich also nur langsam – in einigen Fällen dank der Spendensammlungen im Ausland, die dann vor allem für den Neubau bzw. die Reparatur verbrannter oder beschädigter Kirchen dienten. Diese Finanzquellen haben jedoch nur gelegentlich Hilfe gebracht: Regelmäßige Ausgaben wie die Gehälter von Priestern oder Lehrern mussten aus den erst langsam wachsenden Mitteln der Privatstiftungen und aus Spendensammlungen unter den Gläubigen bestritten werden, da die Kirchengemeinden als Privatverbände keine Ansprüche auf Unterstützungen aus den Stadtkassen erheben durften. Stiftungsmittel wurden vor allem an die Schulen oder sogar an eine bestimmte Zahl von Studenten an deutschen Universitäten (besonders an jene in Wittenberg) adressiert.²⁰

Als Nebeneffekt ging damit ein enormer Bedeutungszuwachs sowie die Festigung der Position der weltlichen Kirchenmitglieder (Patrone) einher, die sich zugunsten der Gemeinschaft auch finanziell engagieren konnten und ihre Interessen z. B. im Rahmen der Stadtorgane oder sogar bei höheren Instanzen

-
- 18 Anton Špiesz, *Slobodné kráľovské mestá na Slovensku v rokoch 1680–1780* [Die königlichen Freistädte in der Slowakei in Jahren 1680–1780]. Košice 1983, 75–80.
- 19 Nach 1721 bzw. 1723 entstand eine regelmässige Vertretung der zuständigen Agenten beider evangelischen Konfessionen bei Hof und im Statthaltereirat, die auch regelmässig bezahlt werden sollten. Dazu näher Eva Kowalská, *Evanjelické a. v. spoločenstvo v 18. storočí. Hlavné problémy jeho vývoja a fungovania v spoločnosti* [Die evangelische A. B. Gemeinschaft im 18. Jahrhundert. Die Hauptprobleme ihrer Entwicklung und ihrer Funktion der Gesellschaft]. Bratislava 2001, 188–190.
- 20 Die Auswahl der Kandidaten lag nicht mehr in den Händen von Magistraten, sondern es war die Sache der Stifter (bzw. der durch sie ernannten Personen – Prediger, Professoren u. ä.). Radoslav Ragač, *Bohušovská základina na podporu evanjelických študentov v dokumentoch z archívneho fondu rodu Radvanských z Radvane* [Die Bohus-Foundation zur Förderung der lutherischen Studenten in den Dokumenten des Archivs der Familie Radvánsky aus Radvan]. In: Miloš Kovačka (Hg.), *Pramene k duchovným dejinám Slovenska. Zborník štúdií a dokumentov k problematike vydávania edície Pramene k duchovným dejinám Slovenska* [Quellen zur Geistesgeschichte der Slowakei. Sammelband von Studien und Dokumenten zur Problematik der Editionsreihe Quellen zur Geistesgeschichte der Slowakei]. Martin 2011. Online unter <http://www.snk.sk/?CF2>. Übersicht der Foundationen bei Ján Slávik, *Dejiny zvolenského evanjelického a. v. bratstva a seniorátu* [Die Geschichte des Altsohler evangelischen A. B. Seniorats]. Banská Štiavnica 1921, 110–112.

zu vertreten wussten. Als nach 1734 das neue administrativ-organisatorische Schema für beide protestantischen Konfessionen eingeführt worden war²¹, kam es einerseits zur Umstrukturierung der Machtverhältnisse zugunsten der adeligen Repräsentanten der Gemeinden, andererseits ging damit ein Bedeutungsverlust der einst selbstständig agierenden Städte und Stadtverbände einher, die plötzlich den Dorfgemeinden gleichgestellt waren, was schwere Streitigkeiten nach sich zog.²²

Trotz aller Bemühungen um die Rekatholisierung der Stadtbewohner brachte dieser Prozess nicht die erwünschten Ergebnisse. Ebenso wenig gelang es, das kollektive Gedächtnis an ihre frühere finanzielle und materielle Absicherung zu eliminieren. Bei erstbestener Gelegenheit, besonders während des Aufstandes unter der Leitung von Franz II. Rákóczi, fielen etliche inzwischen rekatholisierte Kirchen wieder an die Protestanten zurück, die ihre Ansprüche darauf durch Einsatz ihrer Prediger oder auch durch wiederholte Änderungen der Innenräume demonstrierten. Im Unterschied zur Reformationszeit, als die Lutheraner im Allgemeinen die kürzlich besorgten, oft kostbaren, weil teuer erworbenen Altäre geschont hatten, warfen während des Rákóczi-Aufstandes die Bürger von (Klein-)Städten wie Brzotín (ung. Berzéte), Štítník (ung. Csetnek) und Tópscava (slowak. Dobšiná) Altäre und Statuen aus den beschlagnahmten, inzwischen bereits katholisch gewordenen Kirchen. Sie lehnten es auch nach 1711 ab, die Kirchen den Katholiken zurückzugeben bzw. betonten immer wieder die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche. Da die Staatsmacht zu dieser Zeit auf Gewaltmaßnahmen verzichtete, wurde die Causa bis 1747/48 nicht gelöst.²³ Solche Fälle kamen meistens dort vor, wo eine zahlreiche oder kompakte protestantische Ansiedlung bestand²⁴; besonders in den Freistädten änderte sich jedoch die Einwohnerzahl zugunsten der Katholiken oder hielt bestenfalls das Gleichgewicht. In solchen Städten (selbst in Preßburg) wurde die wechselseitige Bekleidung der Posten durch Protestanten bzw. Katholiken in der Stadtverwaltung zum Grundprinzip eines geregelten Zusammenlebens

21 Der König hatte der neuen Einteilung der Superintendentenzen zugestimmt, Pflichten und Rechte der Superintendenten wurden klar definiert und durch die königliche Macht approbiert. Dazu Kowalská, *Evanjelické a. v. spoločenstvo*, 118, 128–130.

22 Dieses Problem betraf besonders Preßburg und die Städte des Pentapolitana-Seniorats, welche die Superiorität eines Superintendenten lange Zeit nicht akzeptieren wollten. Ebenda, 118.

23 MV SR, SNA: Fonds Zay – Bučiansky archív, Handschriftensammlung, Kart. 169: „Collectaneorum volumen“ XX, fol. 13–16.

24 Konkret handelte es sich um das Komitat Gömör, ähnlich war es auch in der Zips.

erklärt, was aber nicht ausreichte, um die Probleme in den gemeinsamen Beziehungen ein für alle Mal auszuräumen. Die Streitigkeiten um die Zahl der Protestanten im Senat oder im erweiterten Rat wurden im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts beinahe zur Regel.

Grundlegende Änderungen in den Jahren 1723 und 1731

Die Protestanten waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts, nachdem sie während des Rákóczi-Aufstandes ihre konfiszierten Kirchen und Schulen kurzfristig zurückbekommen hatten, bei jeder Magistratserneuerung, jeder Besetzung der amtlichen Posten oder auch im normalen Streitfall auf die Stellungnahme oder direkte Zustimmung eines delegierten königlichen Kommissars angewiesen. Nach 1723 kam der Königliche Statthaltereirat zusätzlich ins Spiel, der mithilfe der zuständigen Kommissionen („Departamenta“) die Verfahren zur Lösung der (Streit-)Fragen entwickelte. Die Bemühungen der nun konsolidierten Staatsmacht um die Entfernung von Nicht-Katholiken aus wichtigen Stellen in den Stadträten oder Zünften ließen sich in der Realität nicht umsetzen: Der Großteil der städtischen Eliten stammte noch immer aus dem protestantischen Lager²⁵ bzw. hatte eine bessere Ausbildung.²⁶ Probleme entstanden nach dem Erlass der „Resolutio Carolina“ (1731), die das Ablegen des sog. „Dekretal-Eids“ in der vorgeschriebenen Form regelte²⁷, also in jener Form, in der die Hl. Jungfrau und alle Heiligen erwähnt wurden. Dies war für die Protestanten gänzlich inakzeptabel, weshalb sie vor jeder Wahl von dem anwesenden Kommissar die Erlaubnis einholten, den Eid unter Auslassung von als ominös verstandenen Wörtern ablegen zu dürfen. Diese Praxis hatte es bereits einige Jahrzehnte davor gegeben, doch zog die konsolidierte Situation jetzt auch Verschärfungen des Vorgehens in Religionsangelegenheiten nach sich. Die gescheiterten

25 Die Situation in Levoča (dt. Leutschau) analysiert Miroslav Lacko, *Levoča a levočské elity v storočí kameralistickej hospodárskej politiky (1690–1790)* [Leutschau und die Leutschauer Eliten im Zeitalter der kameralistischen Wirtschaftspolitik]. In: *Z minulosti Spiša* 28 (2020), 95–144. Die Preßburger Eliten analysiert Frederik Federmayer, *Rody starého Prešporka* [Familien des alten Preßburg]. Bratislava 2003.

26 Németh, Košice, 236–237.

27 Dieser Schritt wurde auch mit ausländischen Partnern diskutiert. Siehe Zoltán Csepregi, *Pietas Danubiana/Pietismus im Donautal 1693–1755*. 437 Schreiben zum Pietismus in Wien, Preßburg und Oberungarn. Budapest 2013, 338–339, Brief von M. Marth an J. Lange 29.10.1731.

Verhandlungen um eine günstigere königliche Resolution²⁸ und das Ignorieren der Beschwerden wegen der Verletzung der Religionsausübung riefen schwere Enttäuschungen hervor, die durch die Verhaftung und Verurteilung des bedeutenden lutherischen Superintendenten, Daniel Krman, noch verstärkt wurden. In Ungarn gab es jedoch keinen konstitutionellen Rechtsweg zur Beeinspruchung: Der Landtag war von Verhandlungen um Religionsangelegenheiten ausgeschlossen und weder die Bemühungen um die Einbeziehung ausländischer Mächte noch jene um Ingangsetzung einer öffentlichen Hilfsaktion hatten Erfolg. Mehr Aufmerksamkeit zog der Parallelfall der österreichischen Transmigranten auf sich, den die europäische Diplomatie und Öffentlichkeit primär verfolgte.²⁹

Der erste exemplarische Fall in Zusammenhang mit dem Erzwingen des Dekretal-Eids (bzw. mit der Ablehnung der erwähnten Erleichterung) ist in der Stadt Preßburg zu verzeichnen, die Ende 1742 noch immer als Hauptstadt Ungarns fungierte. In jenem Jahr wurde in die wichtige Position des Stadtkassiers ein Lutheraner erwählt. Obwohl es mit dem Prinzip der konfessionell wechselseitigen Wahl, die auch in Preßburg funktionierte, in Einklang stand, erhielt der damals rechtmäßig gewählte und auch von den Katholiken anerkannte Joseph Klobusitzky die eingeforderte Erleichterung beim Eid-Ablegen nicht und seine Stelle sollte ein Katholik einnehmen.³⁰ Der Fall mündete in einer ausführlichen Beschwerde, die bis zur Kaiserin Maria Theresia vordrang, jedoch nicht den erhofften Erfolg brachte. Im Gegenteil, die Causa entwickelte sich zu einem Präzedenzfall, der vorführte, wie die Protestanten auch in anderen Städten aus den Magistraten gänzlich entfernt werden konnten.³¹ Trotz der

28 Die „Explanatio Leopoldina“ (2.4.1691) legte die Regelung der Verhältnisse in die Hände des Herrschers. Siehe z. B. Joannes Ribini, *Memorabilia Ecclesiae Augustanae Confessionis in Regno Hungariae a Leopoldo M. usque ad Carolum VI. Posonii 1789*, 74–76.

29 Stefan Steiner, *Reisen ohne Widerkehr. Die Deportationen von Protestanten aus Kärnten 1734–1736*. Wien 2007. Speziell zu den Transmigranten, die nach Siebenbürgen transportiert wurden, siehe Matthias Beer, *Konfessionsmigration als identitätsstiftender Faktor. Transmigranten in Siebenbürgen*. In: Rainer Bendel/Norbert Spannenberger (Hg.), *Kirchen als Integrationsfaktor für die Migranten im Südosten der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert (= Kirche und Gesellschaft im Karpaten-Donauraum, Bd. 1)*. Berlin 2010, 145–162.

30 Die Beschwerde von J. Klobusitzky ist verwahrt in Wien im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), Ungarn-Miscellanea, fasc. 432, Konvolut C, fol. 142–144.

31 Ähnliche Vorgänge sind von mehreren Städten bekannt: Zum Beispiel wurden in Levoča die Lutheraner anlässlich der Stadterneuerung 1762 und 1763 gar nicht

negativen Entscheidung hatte dies für die Lutheraner auch eine positive Seite, da sich das Ganze während des österreichisch-preußischen Krieges abspielte und schon die leiseste öffentliche Erörterung der Probleme im Zusammenleben von Protestanten und Katholiken im Ausland auf großen Widerhall stieß. Nach Jahrzehnten faktischer Passivität gegenüber den Staatsorganen schafften es die Lutheraner dann doch, eine kollektive Beschwerde an Maria Theresia einzureichen.³²

Die städtische Administration betraf allerdings nicht viele Personen bzw. nur eine bestimmte Schicht. Viel schlimmer wogen die Einschränkungen³³ oder sogar das Verbot der Zuerkennung der Bürgerrechte an Nicht-Katholiken³⁴ und die Reduktion von deren Vertretung in den Zunftleitungen.³⁵ Lutheraner wurden unter Androhung von Sanktionen zur Teilnahme an den katholischen Fronleichnamsumzügen gezwungen, was für nicht vermögende Handwerker den finanziellen Ruin bedeuten konnte. Auch Verhaftungen stellten keine Besonderheit dar, deren Folgen nicht nur die direkt Betroffenen zu spüren bekamen: Ein erfolgloser, wenngleich vermögender Bewerber um die Bürgerschaft konnte leicht in eine andere Region oder in ein anderes Land ziehen, wodurch der Stadtsteuer bzw. Staatskasse substanzielle Einnahmen fehlten. Solche Argumente konnten in Zeiten, in denen man um die Sanierung des wirtschaftlichen Potenzials der Monarchie bemüht war, und angesichts der

nominiert, obwohl ihnen drei Plätze gehören sollten. *Evangelikus Országos Levéltár (EOL), Archivum gen. Ecclesiae (AGE), II f 4, fol. 230–232, 340–342.* Ähnliches betraf auch Modra, Sabinov (dt. Cibin), Trenčín (dt. Trentschin) usw.

- 32 Kollektives Gesuch der lutherischen Mitglieder des Preßburger Stadtmagistrats, HHStA, Ungarn-Miscellanea, fasc. 432, Konvolut C, fol. 39–141.
- 33 Der durch den Statthaltereirat am 13. März 1733 edierte Erlass ermöglichte eine Ausnahme für den Fall des Eidablegens in der vorgeschriebenen Form, alle Fälle sollten jedoch registriert und angemeldet werden. EOL, AGE, I a 12, 2.
- 34 Das Verbot ist belegt in Tyrnau (slowak. Trnava): Stelczer, Beschreibung, 117–118, später auch in Preschau (slowak. Prešov). Der hiesige Magistrat hat einen modifizierten Eid von Johann Gertinger 1751, bzw. vom Goldschmied Paul Szontágh 1764 abgelehnt. Szontágh lebte bereits seit einigen Jahren in Preschau und wollte trotz seiner adeligen Herkunft die bürgerlichen Rechte erwerben. Dazu genau das Tagebuch von J. Droszdiak in EOL, AGE, II f 4, fol. 499–504.
- 35 Dazu diente auch die grosse Revision der Zunftprivilegien nach 1730, die dann 1761 in eine umfassende Reform mündete. Hier wurden bereits auch die religiösen Bedingungen miteinbezogen. Siehe Anton Špiesz, *Remeslo na Slovensku v období existencie cechov* [Das Handwerk in der Slowakei im Zeitalter der Zünfte]. Bratislava 1972, 180–185.

Zahlungsunfähigkeit der Städte durchaus von Bedeutung sein, weshalb sie in etlichen allgemeinen Bittschriften auftauchten.

Viel problematischer war jedoch das Apostasie-Verbot (1749), das rückwirkend angewendet wurde. Die konfessionelle Zugehörigkeit von Menschen, die als Protestanten erzogen wurden, konnte infrage gestellt werden, wenn sie eine Heiratsbewilligung verlangten. Im Falle, dass sich unter ihren direkten Vorfahren einige Katholiken befunden hatten, wurden sie zur Konversion gezwungen. Zu strikt gehandhabte Verfahren oder zu eifrige katholische Geistliche konnten sogar das Interesse des Ärars gefährden. Nach der Ankunft des jesuitischen Paters Johannes Szilagy³⁶ in Schemnitz (slowak. Banská Štiavnica) im Jahr 1765 z. B. – aus dieser Bergbaustadt flossen beträchtliche Einnahmen in die Staatskasse – begann sofort eine umfangreiche Untersuchung wegen vermeintlicher Apostasie (Wechsel der Glaubenszugehörigkeit). Dies entsprach zwar dem Erlass vom 17. Januar 1749, doch war mit dessen Anwendung die Existenz zahlreicher Einwohner ernsthaft bedroht.³⁷ Während der Revision der bis dahin archivierten Heiratsreverse zeigte sich nämlich, dass besonders die einfachen lutherischen Bergleute von Kindheit an im katholischen Glauben erzogen werden sollten. Erwartungsgemäß wurden sie verhaftet, wobei die Kosten für die Verpflegung der Inhaftierten die von den Lutheranern und Katholiken geführte Gemeinschaftskasse der bergmännischen Bruderschaft decken sollte. Etliche von ihnen, die noch nicht verhört worden waren, zogen es daher vor, die Stadt zu verlassen. In dieser Situation machten die lutherischen Waldbürger, Handwerker und Bergleute auf die Gärung in der Stadt und die Gefahr aufmerksam, in die der Staatsfiskus gerate. Dass dann doch eine günstige Lösung in Aussicht stand, ist daran zu erkennen, dass Kaiser Franz I. Stephan in einem Erlass anordnete, die Untersuchung einzustellen. Glücklicherweise war er in der Stadt einige Jahre davor (1751) zu Besuch gewesen und brachte in Religionsangelegenheiten viel mehr Toleranz auf als seine Gemahlin Maria Theresia.

Für die Lösung der Probleme des Zusammenlebens besonders in den Städten spielten die lutherischen und reformierten Agenten bei der Ungarischen Kanzlei in Wien und dem Statthaltereirat in Preßburg eine wichtige Rolle.³⁸

36 Zu seiner Person Libor Bernát, *Katalóg členov Spoločnosti Ježišovej v Trenčine v rokoch 1649–1773* [Der Katalog der Mitglieder der Societas Jesu in Trentschin in Jahren 1679–1773]. Trenčín 2022, 557–558 (im Druck, mit freundlicher Genehmigung des Autors).

37 EOL, AGE, II f 4, fol. 599–608.

38 Der erste Agent (1723) war Lutheraner Jacob Kuntz (Kuncze) und im Jahr darauf wurde der Reformierte Zsigmond Cseytey gewählt. Seit 1735 waren immer vier

Dieses Institut wurde als Unterstützung zur Problemlösung eingerichtet, da seit 1715, als die Religionsangelegenheiten aus dem Landtag ausgeschlossen worden waren, die Beschwerden nur direkt vom Herrscher (jetzt der Herrscherin) behandelt werden durften. Aufgabe der Agenten war es vor allem, die Eingaben der einfachen Menschen, deren Angelegenheiten keinen lutherischen Patron oder Verteidiger fanden, zu bearbeiten. Jene standen auch im regelmäßigen Austausch mit den Beamten verschiedener Ränge, und letztlich waren sie als Vermittlungspersonen der Repräsentanten der lutherischen und reformierten Gemeinschaften bei ihren Verhandlungen mit dem Hof tätig. Die verantwortungsvolle Rolle der Agenten wurde bisher nur selten erwähnt und gewürdigt, doch beweist eine Analyse der umfangreichen Tagebücher von Johannes Droszdik, des lutherischen Agenten bei der Ungarischen Hofkanzlei³⁹, dass in dessen Agenda die Eingaben von Stadtbürgern (Apothekern, Fleischern, Bergbeamten, Braumeistern, Händlern, Notaren) überwogen: Jene konnten es sich leisten, ihre Beschwerden bearbeiten zu lassen, vor allem aber wussten sie von der Möglichkeit, ihre Probleme auf diese Weise lösen zu lassen.⁴⁰

Nur ein Teil der erhaltenen Dokumentation erwähnt Form und Resultat der behandelten Angelegenheiten – Defizite, die vor allem betreffend Gesuche um Heiratsbewilligungen auffallen. Bei den Aufzeichnungen handelte es sich meist um Entscheidungen Maria Theresias zugunsten der Bittsteller, die vor allem Gesuche um die Erteilung von Bürgerrechten bzw. die Aufnahme in eine Zunft betrafen, die auch Ausländer stellen durften.⁴¹ Maria Theresia berücksichtigte offensichtlich den ökonomischen Hintergrund jener, die oftmals schon seit längerer Zeit in der Stadt lebten und dort als Gesellen tätig waren. Die unentschiedenen Fälle hingen hingegen vermutlich mit den nicht freigegebenen Plätzen in den Zünften zusammen, wo sich die lutherischen und katholischen Meister das Gleichgewicht hielten. Die Vermutung liegt nahe, dass Maria Theresia darauf Wert legte, individuelle Erleichterungen für Untertanen mit erschwerten Lebensumständen zu genehmigen, die dem Staat willkommene Steuerzahlungen brachten. Prinzipiell lehnte sie jedoch offensichtlich ab, Anträge größerer

Agenten tätig, je zwei bei jedem ‚Machtzentrum‘, am Wiener Hof und beim Statthaltereirat. Siehe Kowalská, *Evanjelické a. v. spoločenstvo*, 39–54, 183–194.

39 Originale seiner Tagebücher sind erhalten in EOL, AGE, II f 4; ebenda, II f 5; ebenda, II f 7; ebenda, I a 16/18.

40 Die Adeligen waren nur selten vertreten, weil sie in Streitfällen Audienz und Verhör beim Herrscher/der Herrscherin verlangen konnten.

41 Aus 23 dokumentierten Gesuchen wurden elf genehmigt, eines abgelehnt, in sonstigen Fällen wurde das Resultat nicht erwähnt.

Gemeinschaften entgegenzunehmen. Überlegungen in Bezug auf Nutzen und finanziellen Profit, die der Staat durch die Erleichterungen erzielen konnte, mögen den Kurswechsel in der Frage der kollektiv gestellten, d. h. im Namen aller Lutheraner formulierten Gesuche jedoch bewirkt haben. Die erste Bittschrift von 1765 betreffend die Behinderung der protestantischen Jugend⁴² bei Auslandsstudien sprach sogar von der Gefahr eines internationalen Skandals und erwähnte einen drohenden Prestigeverlust von Maria Theresia; die Autoren der Bittschrift argumentierten auch geschickt, indem sie auf die negativen ökonomischen Folgen der konfessionellen Unterdrückung verwiesen. Trotzdem war es jedoch mehr der steigende Einfluss des Thronfolgers Joseph, dank dem diese Streitfrage schließlich zugunsten der Protestanten gelöst worden war, und die Zahl der Studierenden stieg wieder.⁴³

Probleme im Alltag ab 1781: Das Beispiel von Predigern und Lehrern

Der rechtliche Rahmen des Zusammenlebens verschiedener Konfessionen bis 1781/91 war jedoch nur einer der Faktoren, der die interkonfessionellen Beziehungen im städtischen Milieu mitgestaltete. Ein weiterer Aspekt betraf das individuelle Benehmen jener, die das Alltagsleben aufgrund der Vorgaben prägten. Obwohl es dabei vordergründig um die Entdeckung oder ‚Katalogisierung‘ der bisweilen tragischen bis skurrilen Fälle ging, lassen sich auf diese Weise dennoch Handlungsmechanismen veranschaulichen, die sich Jahrzehnte lang unter diesen mehr oder weniger konflikträchtigen Umständen entwickelt haben. Hier drängt sich zur Analyse die vorwiegend an das städtische Umfeld gebundene Schicht der Gebildeten (Prediger, Lehrer, Professoren) auf, woran zu ersehen ist, wie aus der privilegierten Sozialschicht Repräsentanten eines Standes mit niedrigem sozialem Ansehen wurden. Beide Positionen wurden

42 Die Bittschrift betraf die Angelegenheit der studentischen Wanderbewegungen ins Reich, die inzwischen verboten wurde. Eva Kowalská, Der Kampf um Toleranz. Die Lage der Lutheraner in Ungarn (1765–1780). In: Krisztina Kulcsár/András Forgó (Hg.). „Die Habsburgische Variante des aufgeklärten Absolutismus“. Beiträge zur Mitregentschaft Josephs II., 1765–1780 (= Publikationen der Ungarischen Geschichtsforschung in Wien, Bd. XVI). Wien 2018, 271–294.

43 Diese Schlußfolgerung spiegelt sich auch in der Zahl der studentischen Briefe an den Preßburger Pastor Michael Institoris Mossotzy, der als Patron der Studenten wirkte, wider: Nach nur zwei Briefen aus Deutschland in 1766 erhielt er in den folgenden Jahren wieder 7–10 Briefe jährlich.

verschiedentlich wahrgenommen, je nachdem, wie die beiden Konfessionslager ihre Positionen änderten.

Ehe die protestantischen Kirchen in die Defensive geraten waren, genoss die Position eines Lehrers und umso mehr die eines Predigers (Pfarrers) in der städtischen Gesellschaft hohes Ansehen. Dies beweisen nicht nur die Anforderungen an ihre oftmals universitäre Ausbildung, sondern auch ihre problemlose Akzeptanz innerhalb der Stadteliten.⁴⁴ Dieser Status blieb am Hintergrund des Wandels der konfessionellen Verhältnisse im Laufe des 18. Jahrhunderts aber nur im Rahmen der eigenen konfessionellen Gemeinschaft aufrecht. Im gemischten Milieu behandelte man die lutherischen Geistlichen, die oft hervorragende Leistungen in der Literatur oder Wissenschaft erbrachten, nicht selten despektierlich, denn deren Aktivitäten stießen auf verschiedene Restriktionen, z. B. auf das Verbot oder die Beschränkung religiöser Handlungen außerhalb der Stadt (dabei unterlagen sie sogar der Kontrolle ihrer katholischen Kollegen). Sie wurden manchmal auch seitens der Obrigkeit schikaniert, indem man ihnen ihre Rechte abstritt: Allein wegen der Erteilung des Taufsakraments sollten sie überprüft werden, realiter mussten sie sich während ihrer Visitationen aber persönlichen Verhören unterziehen. Paradoxerweise und zugleich symptomatisch zeigte sich dies auch noch nach 1781 bzw. 1791, als eine öffentliche Diskussion darüber entflammte, was den protestantischen Geistlichen erlaubt werden solle und was nicht und ob man den Superintendenten den Titel oder die Befugnisse von Bischöfen zuerkennen solle oder nicht. Die Möglichkeiten, die das Toleranzpatent den Kirchengemeinden und Geistlichen angeboten hatte, erweckten Erstaunen, zugleich aber auch Empörung sogar in konfessionell gemischten Milieus, wo man mit der Anwesenheit von Nicht-Katholiken im öffentlichen Raum vertraut war. Den Anstoß dazu gab z. B. das ‚Auftauchen‘ der konfessionellen Minorität, die als selbstbewusste Gemeinde auftrat: Besonders Begräbnisse lösten Nervosität aus, da hier emotionale Momente und die Achtung der Familien mitspielten. Nicht selten kam es vor, dass die Vorgaben – wissentlich oder unabsichtlich – überschritten wurden. In Preßburg etwa initiierte der Stadtpfarrer noch 1782 durch seinen Protest gegen die (im Toleranzpatent erlaubte) Teilnahme des Preßburger Pastors an einem Begräbnis in der Vorstadt eine enorme Entrüstung. In den Augen des Pfarrers verletzte der

44 Marie Marečková, Skladba bardějovské městské rady v první polovině 17. století [Die Zusammensetzung des Bartfelder Stadtrats in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts]. In: Richard Marsina (Hg.), Vývoj správy miest na Slovensku [Die Entwicklung der städtischen Verwaltung in der Slowakei]. Martin 1984, 133–148, hier 141–147.

lutherische Geistliche gleich mehrere Verbote: Er überschritt die Stadtgrenze (die Vorstadt war kein Stadtteil von Preßburg), der von jenem geleitete Leichenzug wäre eine zur Schau gestellte Vorführung der religiösen Zugehörigkeit gewesen, und überhaupt habe sich die ganze Aktion ohne Zustimmung des katholischen Pfarrers ereignet. Diese eindeutige Ignorierung des Toleranzpatents deutet auf die anhaltende mentale Entzweiung hin, die sich mit der neuen Realität offenbar nicht abzufinden vermochte. Dieses Problem bezog sich nicht nur auf ein einzelnes Mitglied des katholischen Klerus, sondern auch auf städtische Religionsgemeinden, die mithilfe ihrer Magistrate gegen die von der Obrigkeit befohlene Zuteilung geeigneter Grundstücke für die neuen Toleranzkirchen opponierten (z. B. Skalitz, Bösing).⁴⁵ In keiner dieser Städte war man offenbar willens, das vom Kaiser empfohlene und während der Reformation bewiesene *Simultaneum* zu überdenken.

Probleme mit und in den Schulen: Das gemischte Schulwesen

Während der ganzen Frühen Neuzeit in Ungarn war das Zusammenleben mehrerer Konfessionen in einer Stadt keine Besonderheit. Diese Gemeinsamkeit war einerseits von der repressiven Politik der sich formierenden Zentralmacht charakterisiert, die in den 1670er-Jahren kulminierte, doch ermöglichte der Mangel an geeigneten Personen andererseits, an Praktiken festzuhalten, die es den Protestanten erlaubten, an der Stadtverwaltung teilzuhaben. Ausgenommen die unklaren Verhältnisse während des Rákóczi-Aufstandes (1703–1711) handelte man die längste Zeit auf der Grundlage der *ad hoc* erlaubten Zustände, die nach 1731 jedoch allmählich verschwanden. Einen Durchbruch brachten die grundlegende Schulreform und wenig später der Erlass des Toleranzpatents: Dank diesem wurden die Protestanten in der Öffentlichkeit (sogar in Staatsämtern) nun immer häufiger präsent und durften ihre Identität weiter ausbauen. Nicht wenig Aufruhr löste der „Ratio educationis“ (1777) genannte Reformplan aus, der im Sinne des aufgeklärten Katholizismus tolerante Haltungen gegenüber Nicht-Katholiken deklarierte. Solange die Schulverwaltung jedoch in den Händen katholischer Schuldirektoren und -Inspektoren (manche unter ihnen sogar aus dem geistlichen Stand) blieb, weigerten sich die Protestanten, die Prinzipien des Reformwerks anzuerkennen. Dies betraf

45 In Leutschau kam es sogar noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zum Widerstand gegen die Erteilung eines prestigeträchtigen Grundstücks für die Kirche.

vor allem die Städte⁴⁶, wo sich die lutherischen Einwohner besonders an der Einführung der vorgeschriebenen Lehrbücher sowie an der Einmischung der katholischen Schulaufseher im Schulbetrieb stießen. Die erste Ortschaft, wo es gelang, die Stadtbürger von den Garantien und Vorteilen einer gemeinsamen Finanzierung der Elementarschule und eines gemeinsamen Unterrichts in konfessionell gemischten Schulklassen zu überzeugen, war die königliche Freistadt St. Georgen (slowak. Svätý Jur) unweit von Preßburg: Dort entstand schon 1778 die erste konfessionell gemischte Schule in Ungarn. In anderen Städten (Sillein/slowak. Žilina, Sommerein/slowak. Šamorín, Neusohl/slowak. Banská Bystrica) brachen gerade wegen der gemischten Schulen alsbald jedoch lokale Tumulte aus: Die gemischten Schulen würden die Tradition der hochqualitativen katholischen Stadtschulen zerstören, argumentierten die Gegenstimmen, wodurch in manchen Fällen durch die Degradierung von Gymnasien Trivialschulen entstünden. Darin saßen katholische und lutherische Schüler in den Schulbänken nebeneinander, was für die Familien beider Konfessionen nicht akzeptabel schien. Gleichermäßen einig waren sich die beiden Konfessionslager in Bezug auf die Abkoppelung des religiösen Unterrichts von der profanen Ausbildung: Lutheranern wie auch Katholiken galt die Schule als Vorzimmer der Kirche und so – wurde verlangt – solle es auch weiterhin bleiben.⁴⁷

Das Modell gemischter Schulen verbreitete sich zwar während der zweiten Hälfte der 1780er-Jahre in ganz Ungarn⁴⁸, doch schürte es gleichzeitig das Misstrauen der staatlichen Institutionen. Obwohl die Idee der religiösen

46 Den Lutheranern standen eigentlich nur Schulen in Artikularorten und bestimmten kleineren Ortschaften zur Verfügung, den Status der höheren Gymnasien behielt nur eine sehr begrenzte Zahl der Schulen. Dieser Prozess belegt in Ján Rezik/Samuel Matthaoides, *Gymnaziológia. Dejiny gymnázií na Slovensku* [Gymnasiologie. Die Geschichte der Gymnasien in der Slowakei]. Bratislava 1971. Zugänglich online: https://zlatyfond.sme.sk/dielo/1164/Rezik_Gymnaziologia-Uvod/1. (21.12. 2021).

47 In dieser Meinung waren sich die Lutheraner und Reformierten einig. Eine Stellungnahme der Lutheraner bewahrt der historische Fonds der Zentralbibliothek der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, Handschriftenabteilung, Fasz. 585/26; jene der Reformierten (aus 1787/8) ebenda Fasz. 485/10. Die katholischen Eltern wurden vom „Indifferentismus“ des „gemischten“ Unterrichts abgeschreckt. Diese Behauptung artikulierten auch die katholischen Bischöfe lauthals. Kommentar vom Neusohler Pastor Daniel Crudi im Brief an Johann Calisius aus 7. Juni 1782. MV SR – SNA: Fonds Zay – Bučiansky archív, Ján Kališ, Kart. 141, Fasz. IV, fol. 71.

48 Näher Eva Kowalská, Gottfried van Swieten and the Protestants: The Case of the Mixed Schools. In: Franz A. J. Szabo/Antal Szántay/István György Tóth (Hgg.), *Politics and Culture in the Age of Joseph II.* Budapest 2005, 168–173.

Toleranz allmählich auch in die Rhetorik der Schulverwaltung vordrang, wo einige Protestanten fallweise wichtige Posten bekleideten (Gabriel Prónay, Ferenc Kazinczy), blieb der Einfluss der katholischen Kirche doch weiterhin dominant. Nach dem Tod Josephs II. und der anschließenden Revision in der Schulpolitik und Schulverwaltung verschwanden die gemischten Schulen fast gänzlich bzw. wurden in parallele Schulen oder Klassen separiert. Es blieb die Überzeugung der protestantischen Pädagogen und der Bildungselite, wonach das Modell eines einheitlichen und bis zu einem gewissen Grad zentralisierten und hierarchisch geordneten Schulwesens dem Zeitgeist mehr entspreche als autonom agierende Schulen ohne innerliche Kohäsion. Die Inspiration durch die „Ratio educationis“ wurde erst allmählich offen zugegeben, indem sie wesentlich zur Ausarbeitung wichtiger Reformpläne des lutherischen Schulwesens um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert beitrug (Gregor Fabry, sogar Ludwig Schedius).⁴⁹

Fazit

Die urbane Landschaft in Oberungarn wies also im Laufe des 18. Jahrhunderts ein buntes Bild, wo die städtische Bevölkerung nicht nur sozial und ethnisch, sondern auch konfessionell recht mannigfaltig war. Auf dieser strukturierten Szene spielten sich parallel nicht nur verschiedenartige Konflikte ab, sondern es formierte sich auch eine Plattform für die Erfindung neuer Koexistenzformen. Bis sie jedoch auch allgemein angeeignet werden konnten, blieb das Konfliktpotenzial noch immer recht hoch⁵⁰ und das Alltagsleben wurde allzu oft von religiösen Zwistigkeiten gestört.

49 Piroska Balogh, *Ars scientiae: Közelítések Schedius Lajos János tudományos pályájának dokumentumaihoz* [*Ars scientiae: Annäherung zur wissenschaftlichen Laufbahn von Ludwig Johann Schedius auf der Grundlage von Dokumenten*]. Debrecen 2007, 96–164.

50 Peter Šoltés, *Die Konfessionsgrenze im Ehebett: Reverse in matrimonia mixtae religionis im Königreich Ungarn*. In: Karl-Peter Krauss (Hg.), *Normsetzung und Normverletzung = Alltägliche Lebenswelten im Königreich Ungarn vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 2014, 165–204.

István H. Németh

Staatliche Innovation und städtische Selbstverwaltung. Erste Schritte Richtung Professionalisierung der städtischen Verwaltung (1670–1733)

Die Transformation der ungarischen Städtepolitik

Das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts kann in mehrfacher Hinsicht als Wendepunkt bezeichnet werden, denn die politischen Beziehungen zwischen dem Königreich Ungarn und der Habsburgermonarchie erfuhren in jenen Jahrzehnten grundlegende Veränderungen. Die ungarischen Stände mussten nachhaltige Kompromisse eingehen und in der Verwaltung des Königreiches setzten sich die Zentralisierungstendenzen viel deutlicher durch als in den vorangegangenen anderthalb Jahrhunderten. Es kam zu einem neuen Verwaltungssystem, das mit einigen Modifizierungen bis 1848 in Kraft blieb. Den Anfang machten mehrere rudimentäre Maßnahmen und erst die einheitliche Städtepolitik ab 1733 definierte neue Grundsätze. Jene wurden vonseiten der ersten ständigen Kommission der Ungarischen Kammer, der „Gemischten städtischen Kommission“ (der sogenannten „*commissio mixta in civitatensibus*“), ausgearbeitet und bestanden aus Delegierten der Ungarischen Hofkanzlei, der Ungarischen Kammer und des Königlich-Ungarischen Statthaltereirates. In diesem Beitrag geht es darum, die Transformation zur zentralisierten Städtepolitik bis zur Aufstellung der „Städtischen Kommission“ und deren Ursachen zu untersuchen sowie das Profil der neuen Eliten in den königlichen Freistädten zu erläutern.¹

Ein grundlegendes Element des neuen Verwaltungssystems war, dass die Zentralbehörden – ähnlich wie in den böhmisch-österreichischen Erbländern – ein immer größer werdendes Gewicht bekamen², wie sich dies auch in

-
- 1 Oszkár Paulinyi, *A Magyar Kamara városi bizottsága, 1733–1772. Forrástani tanulmány* [Die Kommission der Ungarischen Kammer, 1733–1772. Quellenkundische Studie]. In: *Levéltári Közlemények* 34 (1963), 33–46; István Kállay, *A bécsi Commissio mixta in civitatensibus* [Der Wiener Commissio mixta in civitatensibus]. In: *Levéltári Közlemények* 67 (1996), 61–67.
 - 2 Géza Pálffy, *The Kingdom of Hungary and the Habsburg Monarchy in the Sixteenth Century*. New York 2009 (Hungarian Studies Series, 18), 53–69, 119–134.

den westeuropäischen Staaten beobachten lässt.³ Als Folge der Veränderungen in der Staatsverwaltung und Stadtpolitik erfuhren die bis dahin geschlossenen ungarischen Städte eine explosionsartige Entwicklung und fanden nun Eingang in ein gesamtstaatliches System.⁴ Dieses System enthielt wichtige Veränderungen im Bereich der Verwaltung der königlichen Freistädte. Als in den benachbarten Erbländern gegenüber den Ständen und Städten bereits eine strenge staatliche Kontrolle herrschte, blieb die Selbstständigkeit der ungarischen königlichen Freistädte ab Anfang des 16. Jahrhunderts noch unverändert: Die Städte genossen ihr Selbstverwaltungsrecht – sieht man von den Steuerleistungen ab – fast ohne jeglichen staatlichen Eingriff.⁵ Es muss aber betont werden, dass die königlichen Freistädte – obwohl Bestandteil der Stände im ungarischen Landtag – dies nicht aus eigener Kraft bewahren konnten, da sie weder über genügenden Einfluss noch ausreichendes wirtschaftspolitisches Gewicht verfügten. Die Gründe für ihre vorteilhafte Lage sind einerseits in den spätmittelalterlichen Traditionen und andererseits im starken ungarischen Ständetum zu suchen. Die ungarischen Stände, die unter den Ständen der Habsburgermonarchie den stärksten Einfluss besaßen, verteidigten die Städte immerfort, wenn jene von der Zentralverwaltung irgendeinem Angriff ausgesetzt waren. Dadurch entstand eine einzigartige Situation, indem die ersten Anzeichen staatlicher Eingriffe in die Innenpolitik des Königreiches Ungarn erst im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts erfolgten.⁶ Demgegenüber waren die Beauftragten der habsburgischen Landesherrn in den Erbländern schon im Spätmittelalter beinahe in jeder Stadt zum Einsatz gekommen. Der vom Herrscher ernannte Kommissar erschien bei den Neuwahlen der Stadträte anfangs noch aus dem Grund, um sich von den neugewählten städtischen Amtsträgern

-
- 3 Richard Bonney (Hg.), *The Rise of the Fiscal State in Europe c. 1200–1815*. 1. publ. Oxford 1999; Marjolein C.‘t Hart, *The making of a bourgeois state. War, politics and finance during the Dutch revolt*. Manchester 1993.
 - 4 Thomas A. Brady, *Turning Swiss. Cities and Empire, 1450–1550*. Cambridge-New York 1985 (Cambridge Studies in Early Modern History); Charles Tilly/Wim Blockmans (Hgg.), *Cities and the rise of states in Europe, A. D. 1000 to 1800*. Boulder, Col. 1994; Alexander Cowan, *Urban Europe 1500–1700*. London 1998; Christopher R. Friedrichs, *Urban politics in early modern Europe*. London 2000; Mathieu Marraud, *De la ville à l’État. La bourgeoisie parisienne, XVII^e–XVIII^e siècle*. Paris 2009.
 - 5 István H. Németh, *Venerable Senators or Municipal Bureaucrats? The Beginnings of the Transformation of the Eastate of Burghers at the Turn of the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. In: *The Hungarian Historical Review* 1 (2012), 49–78.
 - 6 Pálffy, *The Kingdom of Hungary, 157–191*.

(„Eidkommissaren“) deren Eid vor ihm ablegen zu lassen. Die Rolle dieser Vertrauensleute veränderte sich seit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts jedoch, indem jene nun primär die Ratsneuwahlen lenkten und die städtische Wirtschaft kontrollierten. Deshalb wurden sie „Wahlkommissare“ genannt.⁷

Nach der Niederschlagung des Aufstandes gegen Leopold I. (1670/71), in den ungarische Magnaten und selbst der Palatin, höchster Würdenträger der ungarischen Stände, involviert waren, erstreckte sich die staatliche Kontrolle immer mehr auch über die Freistädte. Obwohl die eingeführten Maßnahmen im westlichen Ausland längst zur Praxis gehörten, dienten im vorliegenden Fall als Muster die in den österreichischen Erbländern angewendeten Vorstellungen und Methoden. Jene kamen in Ungarn in den königlichen Freistädten ab 1672 vereinzelt, ab 1690 dann ausnahmslos zur Anwendung.

Diese neuen stadtpolitischen Vorstellungen setzten sich in den aus älterer Zeit bestehenden königlichen Freistädten mühevoller durch, wogegen in jenen Städten, die nach der Zurückdrängung der Osmanen wieder dem Königreich Ungarn angehörten, eine Kameraladministration eingeführt wurde, wodurch diese Städte (Ofen/Buda, Pest, Stuhlweißenburg/Székesfehérvár, Szeged, Gran/Esztergom) von Anfang an über keine bedeutenden Selbstverwaltungsrechte verfügten. Diese Städte waren der Ofner Kameraladministration unterstellt, und diese Behörde bestimmte deren Verwaltung und Wirtschaft, vor allem aber die Zusammensetzung der Stadtohrigkeit nach den neuen stadtpolitischen Prinzipien.⁸ Nach 1703 wurden diese Städte zwar aus der Kameraladministration herausgenommen, doch wurde an ihrem Verwaltungssystem nichts geändert; deshalb können sie hinsichtlich der in den anderen königlichen Freistädten einzuführenden neuen Politik als Muster verstanden werden.

7 Otto Brunner, Städtische Selbstregierung und neuzeitlicher Verwaltungsstaat in Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für öffentliches Recht 6 (1955), 221–249; Martin Scheutz, Compromise and Shake Hands. The Town Council, Authority and Urban Stability in Austrian small towns in the Eighteenth-century. In: Urban History 34 (2006) 51–63.

8 István H. Németh, Régi-új szabad királyi városok. Várospolitika az újszerzeményi területeken a 17–18. század fordulóján [Alte und neue freie Königsstädte. Stadtpolitik im Neuen Reich an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert]. In: Erzsébet Csombor/Béni L. Balogh (Hgg.), Várospolitika és közigazgatás. A 2010. október 27-én tartott konferencia előadásai és Esztergom szabad királyi város jegyzőkönyveinek regesztái 1701–1710 [Stadtpolitik und Verwaltung. Referate der Konferenz vom 27. Oktober 2010 und das Protokoll der Freien Königlichen Stadt Esztergom]. Esztergom 2011, 11–28.

Die professionalisierten Eliten der Stadtbriqkeit

Seit den 1670er-Jahren erschienen die königlichen Kommissare in jeder Stadt, um die landesherrlichen Intentionen durchzusetzen.⁹ Eine ihrer Aufgaben war die Katholisierung des leitenden Personals der Städte¹⁰, die sie erreichten, indem sie die in den böhmisch-österreichischen Erbländern¹¹ schon angewendeten Verordnungen adaptierten. Außerdem wurden im Bereich der Stadtverwaltung und Stadtwirtschaft professionalisierte und wirtschaftlich nachhaltige Methoden eingeführt. Es ging also nicht nur um die Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Konfession, sondern auch um die Festigung der Steuerbelastbarkeit des städtischen Bürgertums und um die Rationalisierung der Stadtwirtschaft.¹² Die Kommissare waren vor die schwierige Aufgabe gestellt, Personen für die Stadtführung zu finden (und wählen zu lassen), die sowohl in Verwaltungs- als auch in Wirtschaftsfragen kompetent waren, die die Gerichtstätigkeit fachkundig ausüben konnten und auch aus dem Blickwinkel des Staates zuverlässig erschienen. Bei ihrer Wahl war auch wichtig, ob sie von den Stadtbürgern als Magistratsfunktionäre angenommen werden, d. h. die soziale Einbindung in das städtische Verwandtschafts- und Wirtschaftsnetzwerk sollte gesichert sein.

Es ist durchaus zu verstehen, dass die königlichen Kommissare in den ersten Jahrzehnten allen diesen Ansprüchen nicht gerecht werden konnten. Die Führungseliten der ungarischen königlichen Freistädte gehörten beinahe ausnahmslos der lutherischen Konfession an, wogegen eine kompetente katholische Oberschicht allein in Preßburg (slowak. Bratislava) vorhanden war, weil jene Stadt in der Frühen Neuzeit die ungarischen Zentralbehörden

-
- 9 István H. Németh, *Pre-Modern State Urban Policy at a Turning Point in the Kingdom of Hungary: The Elections to the Town Council*. In: Rudolf Schlögl/Jan Marco Sawilla (Hgg.), *Urban Elections and Decision Making in Early Modern Europe, 1500–1800.*, Cambridge 2009, 276–299.
- 10 Arno Herzig, *Der Zwang zum wahren Glauben. Rekatholisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Göttingen 2000; Jiří Mikulec, *Die staatlichen Behörden und das Problem der konfessionellen Emigration aus Böhmen nach dem Jahr 1620*. In: Joachim Bahlcke (Hg.), *Glaubensflüchtlinge. Ursachen, Formen und Auswirkungen frühneuzeitlicher Konfessionsemigration in Europa*. Berlin-Münster 2008 (Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa 4), 165–186.
- 11 Brunner, *Städtische Selbstregierung*.
- 12 István H. Németh, *Die finanziellen Auswirkungen der osmanischen Expansion auf die Städteentwicklung in Ungarn*. In: Simonetta Cavaciocchi (Hg.), *La fiscalità nell'economia europea secc. XIII–XVIII./Fiscal Systems in the European Economy from the 13th to the 18th Century*. Firenze 2008, 771–780.

beherbergte.¹³ Im Reformationszeitalter war auch die Mehrheit der Bevölkerung Preßburgs protestantisch geworden, doch blieben die katholischen Institutionen im Gegensatz zu anderen Städten daselbst aufrecht.¹⁴ Auf Druck des Wiener Hofes wurde es ab dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts möglich, dass die Katholiken in den Preßburger Führungsschichten wieder Fuß fassen konnten, während in den übrigen Städten die Mehrheit der Stadtbürger weiterhin Lutheraner blieben.

Am Anfang der neuen Stadtpolitik im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ist eine Übergangsphase zu beobachten: Die Katholiken jenes Zeitraums hatten nicht zu Mitgliedern des Stadtmagistrats gewählt werden können, weil sie juristisch ungebildete Handwerker waren, die ausschließlich wegen ihres katholischen Glaubens dem Stadtrat angehörten. Diese Gruppe war aber nur so lange von Belang, bis an die Spitzen der Städte neue Eliten kamen, die professionelles Wissen aufweisen und den landesherrlichen Erwartungen nachkommen konnten. Für diesen personellen Austausch sorgten die königlichen Kommissare, für die die Rekatholisierung der städtischen Leitorgane Priorität hatte, weswegen die Angehörigen der etablierten lutheranischen Eliten nach und nach abgelöst wurden.¹⁵

Die Karrieren der Mitglieder dieser neuen Eliten deuten auf wichtige Veränderungen in Verwaltung und Gesellschaft hin, indem die Stadtbeamten zu staatlichen Dienern werden. Forschungen vor allem über Deutschland haben diesen Prozess aufgedeckt: Sie zeigen, dass jene städtischen Organe vor Anforderungen gestellt wurden, die auch für andere Verwaltungssektoren kennzeichnend waren – zum Beispiel die Prüfungspflicht.¹⁶ Auf ein solches Profil stoßen wir auch bei den ungarischen Stadteliten: Die ausgewählten Personen

13 István H. Németh, Pozsony centrális szerepköreinek hatásai és jellegzetességei a magyarországi városálózatban [Die Auswirkungen und Merkmale der zentralen Rolle Preßburgs im ungarischen Städtenetz]. In: *Történelmi Szemle* 60 (2018), 171–199.

14 Zsófia Kádár, Jesuitische Niederlassungen und die Lage der Jesuitengebäude im städtischen Raum. Westungarische Beispiele im 17. Jahrhundert: Pressburg/Bratislava, Raab/Győr und Ödenburg/Sopron. In: Herbert Karner/Elisabeth Loinig/Martin Scheutz (Hg.), *Die Jesuiten in Krems – die Ankunft eines neuen Ordens in einer protestantischen Stadt im Jahr 1616*. St. Pölten 2018, 149–170.

15 István H. Németh, Unterdrückung oder Reform? Die Rekatholisierung in den ungarischen königlichen Freistädten. In: Václav Ledvinka/Jiří Pešek (Hgg.), *Město v převratech konfesionalizace v 15. až 18. století*. Praha 2014, 435–450.

16 Nicolas Rügge, *Im Dienst von Stadt und Staat. Der Rat der Stadt Herford und die preußische Zentralverwaltung im 18. Jahrhundert*. Göttingen 2000, 131–136.

mussten fachlich qualifiziert, d. h. sowohl in Justiz- als auch in Verwaltungsfragen sowie in der Ökonomie kundig und geübt sein.¹⁷ Hiermit spiegelt sich die Modernisierung des Staates und der Staatsverwaltung in der Modernisierung der Stadtbeamten wider.

Der Blick auf das benachbarte Heilige Römische Reich ergibt sowohl Übereinstimmungen als auch Abweichungen: Dort stieg der Bedarf nach qualifizierten Beamten, die im Vergleich zum Königreich Ungarn dank der stärkeren Urbanisierung aus dem Bürgertum stammten.¹⁸ Diese Beamteneliten spielten in den kameralistischen und merkantilistischen Bereichen (d. h. in den Bereichen der Kirche, des Gerichts- und Verwaltungswesens) eine dominante Rolle. Im 18. Jahrhundert veränderte sich ihr Anteil jedoch, als der Adel seine früheren Positionen allmählich wiedergewann.¹⁹ Die Proportion der von Adeligen besetzten Amtspositionen veränderte sich jedoch insoweit, als die Bürgereliten und bürgerlichen Beamten immer stärker danach trachteten, geadelt zu werden.²⁰ Dadurch entstand in den deutschen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts jene Elitenschicht, die nicht nur die städtischen Ämter innehatte, sondern auch auf den obersten Ebenen der Staatsverwaltung eine tragende Rolle spielte.²¹ Die Quellen belegen eindeutig diesen Professionalisierungsschub des Adels ab dem

17 István H. Németh, *Pre-Modern State Urban Policy*.

18 Zusammenfassend siehe: Joachim Bahlcke, *Landesherrschaft, Territorien und Staat in der frühen Neuzeit*. München 2012 (*Enzyklopädie deutscher Geschichte* 91), 78–88.

19 Siehe dazu relevanten Band der *Büdingen Gespräche*: Günther Franz (Hg.), *Beamtentum und Pfarrerstand: 1400–1800*. Limburg (Lahn) 1972 (*Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit* 5).

20 Anja Victorine Hartmann/Malgorzata Morawiec/Peter Voss (Hg.), *Eliten um 1800. Erfahrungshorizonte, Verhaltensweisen, Handlungsmöglichkeiten*. Mainz 2000 (*Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz* 183. Abteilung für Universalgeschichte); Bettina Blessing, *In Amt und Würden: Bedienstete der Stadt Regensburg von 1660 bis 1802/10* (*Regensburger Studien und Quellen zur Kulturgeschichte* 16). Regensburg 2005.

21 Wolfgang Herborn/Peter Arnold Heuser, *Vom Geburtsstand zur regionalen Juristenelite. Greven und Schöffen des kurfürstlichen Hochgerichts in Köln von 1448 bis 1798*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 62 (1998), 59–160; Stefan Brakensiek, *Fürstendiener – Staatsbeamte – Bürger. Amtsführung und Lebenswelt der Ortsbeamten in niederhessischen Kleinstädten (1750–1830)*. Göttingen 1999, 60–84.; Rügge, *Im Dienst von Stadt*, 60–63, 128–136, 172–183.

17. Jahrhundert.²² Die Stadeliten im Königreich Ungarn spielten hingegen bei Weitem keine so wichtige Rolle wie das Bürgertum im Heiligen Römischen Reich, weil einerseits die ständische Macht des Adels viel ausgeprägter und andererseits das Niveau der Urbanisierung viel bescheidener war. Die Bürger wollten aber auch hier aufrücken und die einzige Option für sozialen Aufstieg war die Beamtenkarriere.

Diese Möglichkeit bot sich seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert immer mehr an, da der in seiner eigenen Stadt angestellte Bürger gleichzeitig auch zum Beamten des Herrschers werden konnte. Als Geadelter hatte er außerdem die Chance, im Dienst des Komitats, der lokalen Staatsverwaltung oder bei einem bedeutenden Großgrundbesitzer wichtige Aufträge für den Staat bzw. den Herrscher zu erfüllen. Der überwiegende Teil der neuen katholischen Leitorgane der Stadt gehörte daher dem Kreis des Komitatsadels an. Wegen ihrer adeligen Abstammung hatten die Betreffenden bei der Ernennung zum Komitats- oder Staatsbeamten Vorteile, wodurch sich der Lebensstil der Beamten mit dem der Stadtbürger immer mehr mischte. Das Verhältnis zwischen Stadt und Adel bzw. Bürger und Adel vertiefte sich daher ab dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts immer mehr, da die von ausserhalb kommenden Adelligen sukzessive die führenden Positionen in den Städten übernahmen: Sie vertraten (manchmal sogar sehr markant) die Interessen des Bürgertums und leiteten gleichzeitig die Stadtverwaltung, deren Gerichtsbarkeit und Wirtschaft. Die Nachkommen dieser Familien waren oft Staatsbeamte, manchmal Stadtbedienstete, doch band sie ihr Lebensraum an die städtischen Schauplätze.

Die Mitglieder dieser beiden, den Ständen angehörenden Gruppen (geadelte Bürger bzw. Adelige mit Bürgerrecht), kamen aus unterschiedlichen Richtungen. Was ihre Karriere und ihren Lebensstil betrifft, war ihr Lebensweg sehr verschieden, der die Mobilität zwischen den Ständen jedoch eindeutig nachweist. Diese Vielfalt wurde vom Beamtendasein ausgeglichen, das sie alle – sei es als Staatsbeamte, als in der Stadt lebende Wirtschaftsexperten eines Großgrundbesitzers oder als Mitglied des Stadtmagistrats – wesentlich prägte. Jene Familien, deren Angehörige von Stadtbürgern oder Adelligen zu Beamten geworden waren, befanden sich zeitlebens in einem gemischten ständischen Zustand: Als geadelte Bürger bzw. als Adelige in der Stadt waren sie Stadtbewohner und lebten in einem bürgerlichen Umfeld. Als Beamte waren sie zugleich Adelige und

22 Rainer A. Müller, Aristokratisierung des Studiums? Bemerkungen zur Adelsfrequenz an süddeutschen Universitäten im 17. Jahrhundert. In: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 31–46.

Bürger, amtstragende Intellektuelle im Dienst des Staates oder der Stadt (oder nach ihrer Auffassung sogar von beiden). Ihre Verwandtschaftsbeziehungen waren zwar sehr unterschiedlich, aber für ihr Gruppenbewusstsein ist sehr erhellend, dass sie als Taufpaten ihrer Kinder aus ihren Kreisen oder gar aus der Familie ihrer jeweiligen Vorgesetzten auswählten. Dahingegen waren die Mitglieder des an sich bedeutenderen lokalen Komitatsadels viel weniger gefragt, was zeigt, dass die Patenauswahl vor allem aus Prestige Gründen erfolgte. Das soziale Netzwerk innerhalb der Bürokratie deutet darauf hin, dass jene Berufskategorie sowohl vom Bürgertum als auch von den Adelligen zwar separiert, aber nicht abgeschlossen war und eine ständische Gruppierung innerhalb der städtischen Bevölkerung bildete – den Beamtenstand innerhalb des zeitgenössischen Ständetums.²³

Ursachen für die Erneuerung der städtischen Wirtschaft

Außer auf den personellen Wandel bzgl. der neuen Stadteliten zielten die neuen stadtpolitischen Maßnahmen auf Verwaltungsreformen. Den königlichen Kommissaren wurde aufgetragen, bei jeder Magistratswahl ausführliche, umfangreiche Erhebungen über den wirtschaftlichen und den allgemeinen Zustand der jeweiligen Stadt durchzuführen. Deren Berichte enthalten aber auch Angaben über die kirchlichen und Religionsverhältnisse, Hinweise über das Glaubensleben, allgemeine Beschreibungen über die Stadtbürger, die Stadtverwaltung und den Zustand der Gebäude sowie Informationen zur Besteuerung und zu sämtlichen sonstigen Bereichen der Stadtwirtschaft.²⁴ Die daraus abgeleiteten Maßnahmen zielten darauf ab, die administrative Effizienz und die Steuerleistungsfähigkeit der Städte zu steigern.²⁵

Um diese Ziele zu erreichen, berücksichtigten die Kommissare bei der Auswahl der neuen Mitglieder des Stadtrats die oben genannten Aspekte. In den Instruktionen an sie wurde neben der Zugehörigkeit zur katholischen

23 István H. Németh, *Representatives in a Changing World: Characteristics of Urban Advocacy at the Turn of the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. In: *Hungarian Historical Review* 10 (2021), 3–34.

24 Österreichisches Staatsarchiv (= ÖStA), Finanz- und Hofkammerarchiv (= FHKA), Alte Hofkammer (= AH), Hoffinanz Ungarn (= HFU) Akten r. N. 360. 1693. 1690. Dez. 15. fol. 365–372.

25 Franz Quarthal, *Landstände und landständisches Steuerwesen in Schwäbisch-Österreich*. Stuttgart 1980 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 16), 117–219. Über die ungarischen Entwicklungen siehe: István H. Németh, *Die finanziellen Auswirkungen*.

Konfession vor allem auf die juristische und ökonomische Kompetenz des leitenden Personals großer Wert gelegt. Der wirtschaftliche Aspekt war für den Staat deshalb so wichtig, da die Einnahmen beträchtlich erhöht werden sollten. Jene waren vonnöten, um die frühneuzeitliche Armee zu finanzieren, deren Ausgaben infolge der zunehmenden Anzahl von Soldaten und der Kosten für die Ausrüstung rapide zunahmen. Die Militärausgaben wuchsen vom Anfang bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auf das Dreifache und bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sogar auf das knapp Neunfache.²⁶ Die Wiener Regierung war daher um ein Wachstum der finanziellen Ressourcen insbesondere in jenen Bereichen bemüht, die dem Herrscher direkt unterstanden, und dies waren in erster Linie die Städte.

Ähnlich den österreichischen²⁷ waren auch die ungarischen Städte seit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts aber nicht imstande, höhere Einnahmen sicherzustellen, sondern waren gezwungen, gewaltige Steuerschulden anzuhäufen. Wegen der Kriegsverhältnisse im 17. Jahrhundert sank die Steuerleistung der städtischen Bevölkerung Ungarns drastisch, wogegen die staatlichen Steuerlasten infolge der zunehmenden Kriegskosten immer stärker anstiegen. Während des Langen Türkenkrieges (1593–1606) konnten die königlichen Freistädte die angehobenen Kriegssteuern fast ohne Probleme entrichten, doch wuchsen ihre Steuerrückstände seit den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts permanent: Laut den Quellen nahmen die Steuerschulden damals von 25 auf mehr als 60 Prozent zu. Die Städte waren daher immer öfter gezwungen, ihre Besitzungen zu verpfänden, von denen sie nun jahrelang keine Einkünfte erzielen konnten, was weitere finanzielle Probleme hervorrief und die Steuerschulden der Städte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts rapide anstiegen ließ.

Zwischen 1670 und 1711 spielten ständische Aufstände und der sogenannte Große Türkenkrieg (1683–1699) eine große Rolle. In jener Zeit waren die Städte einmal den kaiserlichen, ein anderes Mal den aufständischen Truppen

26 Michael Hochedlinger, „Onus militare“. Zum Problem der Kriegsfinanzierung in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie 1500–1750. In: Peter Rauscher (Hg.), *Kriegsführung und Staatsfinanzen. Die Habsburgermonarchie und das Heilige Römische Reich vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des habsburgischen Kaisertums 1740*. Münster 2010, 81–136, 117–119.

27 Andrea Pühringer, *Contributionale, Oeconomicum und Politicum. Die Finanzen der landesfürstlichen Städte Nieder- und Oberösterreichs in der Frühneuzeit*. Wien 2002, 54–60; Thomas Winkelbauer, *1522–1699. Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter*. (Österreichische Geschichte), Wien 2003, Bd. 1. 123–173.

ausgesetzt und mussten nach der Einnahme einer Stadt beiden Parteien Tribut von oft mehreren zehntausend ungarischen Gulden zahlen. Die Schulden der ungarischen Städte, deren Bewohnerzahl damals zwischen 2000 und 15 000 lag, nahmen so von der Mitte des 17. bis zum ersten Viertel des 18. Jahrhunderts auf das Vier- oder Fünffache zu. Um ihre Zahlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten, mussten die Städte laufend neue Kredite aufnehmen, ohne die sie nicht mehr hätten funktionieren bzw. die Steuern hätten bezahlen können.²⁸

Die Rolle des Notars und des Stadtkämmerers

Bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts kann in Ungarn nicht von einer einheitlichen Stadtverwaltung gesprochen werden, denn in den königlichen Freistädten existierten mehrere Verwaltungsmodelle. Die finanziellen Anliegen wollten die Wiener Finanzbehörden (vor allem die Wiener Hofkammer) vor allem über die Auswahl der städtischen Amtsträger lösen. An der Spitze der Stadt stand der Richter (mit Ausnahme von Ödenburg/ung. Sopron), dem im westlichen Teil für die Wirtschaftstätigkeit der Bürgermeister, im östlichen Landesteil der „Fürmender“, der Vorgesetzte der Wahlgemeinde, zur Seite stand. Das wichtigste Gremium war der „Innere Rat“, den in einigen Städten ein „Äußerer Rat“ mit 24 Mitgliedern vor allem bei den Steuereinnahmen unterstützte. In einigen Orten repräsentierte der „Äußere Rat“ jedoch diejenigen, die über Bürgerrecht verfügten: Unter dem Namen „Wahlgemeinde“ bildete dieser ein Gremium von etwa 60–100 Personen. Eines der wichtigsten Mitglieder des Magistrats war der Notar, der als bezahlter Stadtbeamter über jedes Rechtsgeschäft und alle Elemente der Wirtschaft Bescheid wissen musste. Deswegen gehörte es zu den vordringlichen Handlungen der Kommissare, statt eines lutherischen Notars einen geeigneten katholischen Glaubens zu finden. Ein derartiger Personalwechsel war kein Einzelfall, sondern erfolgte in allen Städten, wo sich die Rekatholisierung durchsetzen ließ.²⁹ Die Verfügbarkeit einer passenden Person erwies sich am Anfang jedoch als schwierig, weshalb die Kommissare gezwungen waren, entweder jemanden auszuwählen, der als Lutheraner zu konvertieren bereit war, oder, wenn sich in der Stadt katholische Institutionen befanden, den Schreiber der dortigen Kapitel bzw. der lokalen

28 István H. Németh, Die finanziellen Auswirkungen.

29 Richard Hübl, Die Gegenreformation in St. Pölten. St. Pölten 1966, 22; Wolfgang Zimmermann, Rekatholisierung, Konfessionalisierung und Ratsregiment. Der Prozeß des politischen und religiösen Wandels in der österreichischen Stadt Konstanz 1548–1637. Sigmaringen 1994, 172–183.

Kammer zu beauftragen. Eine andere Möglichkeit war, den bisherigen Notar mit einem von auswärts stammenden, eventuell frisch konvertierten Beamten zu ersetzen.³⁰

Der Notar war ein fester städtischer Beamte, dessen Position sich im Laufe der Neubestellungen im Gegensatz zu den anderen Amtsträgern nicht änderte. Zwischen 1670 und etwa 1710 war in den Städten das Paritätsprinzip üblich, bei dem die Posten der wichtigsten Amtsträger (Richter und Bürgermeister) abwechselnd von Lutheranern und Katholiken besetzt wurden.³¹ In einigen Städten wie in Neusohl (slowak. Banská Bystrica) oder in Tyrnau (slowak. Trnava), musste man nicht nur auf die konfessionelle Zugehörigkeit sondern auch auf die ethnische achten. In Tyrnau zum Beispiel mussten Ungarn, Deutsche und auch Slowaken in den Gremien in gleicher Anzahl repräsentiert sein.

In Hinsicht auf die Stadtwirtschaft war der Stadtkämmerer der wichtigste gewählte Beamte. Er wurde zwar von der Stadt gewählt, doch beeinflusste der jeweilige Kommissar die Auswahl derjenigen Person, die eine Schlüsselposition einnahm. Der Kommissar sah die Ratsprotokolle zwar selbst durch und überprüfte die Verwaltung (vor allem die Rechnungsbücher), doch lässt sich aus den Berichten schließen, dass der Stadtkämmerer derjenige war, von dem die in den Stadtangelegenheiten oftmals unerfahrenen und uninformierten Kommissare die meisten nützlichen und zuverlässigen Informationen einholten.³² Seine Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Kommissaren war für die Staatsverwaltung besonders dann unerlässlich, wenn der Stadtkämmerer ein Lutheraner, d. h. kein Katholik war. In solchen Fällen konnten die loyal handelnden, kooperationsfähigen und qualifizierten protestantischen Stadtkämmerer ihre Posten bewahren.³³

30 István H. Németh, Állam és városok. A szakszerűsödés felé vezető első lépések a városi igazgatásban [Staat und Städte. Die ersten Schritte zur Rationalisierung der städtischen Verwaltung], 1670–1733. In: Századok 152 (2018) 771–808.

31 Viliam Čičaj, Sloboda alebo tolerancia. Konfesionálne spolužitie v uhorských slobodných kráľovských mestách [Freiheit oder Toleranz. Konfessionelle Konflikte in den ungarischen königlichen Freistädten]. In: Václav Ledvinka/Jiří Pešek (Hgg.), Město v převratech konfessionalizace v 15. až 18. století [Die Stadt in den konfessionellen Aufständen im 15. bis 18. Jh.]. Praha 2014, 425–433.

32 István H. Németh, A bezárkózó polgároktól a feljelentőig. Állami várospolitika – széthulló rendi város? [Von den 'eingeschlossenen' Bürgern bis hin zu den Denunzianten. Staatliche Stadtpolitik – eine zerfallende Stadt der Ordnung?] In: Levéltári Közlemények 82 (2011) 124–145.

33 István H. Németh, Állam és városok, 796–797.

Ähnliche Tendenzen lassen sich auch im Falle der kleineren Wirtschaftspositionen feststellen, zu denen der „Waisenmeister“ (er hatte die Aufsicht über die Verlassenschaften und Angelegenheiten der Waisen inne), der „Kirchenmeister“ (er war mit der Kontrolle des Kirchenvermögens beauftragt), die Aufseher über die Bierbrauer und andere städtische Einkommen sowie der Marktrichter gehörte. Auch bei deren Auswahl war die konfessionelle Zugehörigkeit ebenso wichtig wie das Fachwissen und die Anständigkeit. Das Paritätsprinzip wurde auch bei ihnen angewendet, denn aus den Ergebnissen der Ratsneuwahlen geht hervor, dass die Katholiken und Lutheraner in den städtischen Ämtern in ähnlicher Relation vertreten waren. Mit diesen Funktionen hatten es die Kommissare überhaupt nicht leicht, denn jene wurden zumeist auf Entschluss des Magistrats zugewiesen; oft verteilte man die Postenbesetzungen sogar unter den Ratsmitgliedern.³⁴ Dennoch konnten die Kommissare die personelle Auswahl und hiermit auch die betreffenden Wirtschaftszweige über ihre Statuten beeinflussen, denn ihre Anordnungen offenbarten die Anwendung von Kriterien über die Kompetenzen und die Bildung der einzelnen Amtsträger. Im Jahre 1709 fand infolge der Ratserneuerung in Tyrnau die erste Absetzung des Stadtmagistrats statt. Pál Mednyánszky, Rat der Ungarischen Kammer, formulierte in seinem Bericht darüber folgendermaßen:

Die gut ausgewählten niederen Amtsträger erhöhen das Wohl der Stadt. Neuerdings wurden behutsame und qualifizierte Personen bei der Wahl zu diesen Ämtern bevorzugt. Zum Verwalter der städtischen Besitzungen und der Einkünfte oder zum Steuerverwalter sollen diejenigen ernannt werden, die den Geschäftsgang kennen, kompetent und wohlhabend sind, und die aus diesen Einkünften nichts für sich selbst behalten, und der Stadtwirtschaft keine grossen Schäden verursachen, sondern in diesen schwierigen Zeiten der Stadt nützlich sind. Es sind mehrere, die über genügende Erfahrung verfügen, und neben denen, die seit vielen Jahren solche Ämter besetzen, muss man diese wählen.³⁵

Aus diesen Anmerkungen gehen die Erwartungen des Staates gegenüber den mit der Stadtwirtschaft befassten Beamten hervor. Die wichtigste Person aus der Sicht der Staatsregierung und der Hofkammer zugunsten einheitlicher

34 Ebenda, 797–798; József Tirnitz, Sopron szabad királyi város külső tanácsa 1526–1711 [Der Äußere Rat der königlichen Freistadt Ödenburg 1526–1711]. In: György Alajos Degré (Hgg.), Tanulmányok a magyar helyi önkormányzat múltjából [Studien über die Vergangenheit der ungarischen Kommunalverwaltung]. Budapest 1971, 53–79, 65.

35 Štátny archív v Trnave (=ŠtATr), Magistrat mesta Trnava (MMTr), Statúty mesta a úpravy kráľovských komisárov (Statuta commissarialia) fol. 16–29. 1709. máj. 21.

stadtwirtschaftlicher Prinzipien war hingegen der Bürgermeister, der mit Anfang des 18. Jahrhunderts in einer neuen Rolle auftaucht.

An der Spitze der Stadtwirtschaft: Der Bürgermeister und der Stadtökonom

Der Bürgermeister (*magister civium, consul*) nahm in den sich ausformenden neuen stadtpolitischen Vorstellungen wie jeder primäre Wirtschaftsposten eine zentrale Rolle ein. In dieser Hinsicht diente als Muster für die ungarischen königlichen Freistädte abermals die Praxis in den österreichischen Städten. Die wichtigsten Aufgabenbereiche des Bürgermeisters in den habsburgischen Erbländern waren die Stadtwirtschaft und deren Leitung bzw. Kontrolle. Daher führte er Aufsicht über sämtliche städtische Wirtschaftsämter, die deswegen obligatorisch Rechnung führen mussten, wobei er in erster Linie das Kontrollrecht ausübte.³⁶ Ähnliches ist auch in den Städten des Heiligen Römischen Reiches zu beobachten: Der Bürgermeister als Vertreter des Herrschers stand an der Spitze der Stadt³⁷, leitete die Stadtwirtschaft und führte die Rechnungen.³⁸ Im Königreich Ungarn besaßen z. B. die Bürgermeister von Ödenburg und Preßburg ähnliche Funktionen wie diejenigen in den benachbarten Erbländern. Wie schon erwähnt, war aber einzig in Ödenburg der Bürgermeister der erste Mann der Stadt. In der Umgebung von Preßburg (dt. Skalitz/slowak. Skalica, dt. Modern/slowak. Modra, dt. Pösing/slowak. Pezinok, dt. Sankt Georgen/slowak. Svätý Jur) führte der Bürgermeister von Preßburg die Aufsicht über die Finanzverwaltung und, gemeinsam mit dem Stadtkapitän, über die lokale Verwaltung.³⁹

36 Martin Scheutz, Der Bürgermeister in der österreichischen Stadt vom Spätmittelalter bis zur Josephinischen Magistratsreform: Konturen einer wichtigen städtischen Funktion. In: *Pro Civitate Austriae* 16 (2011), 71–103.

37 Heinz Mohnhaupt, Die Göttinger Ratsverfassung vom 16. zum 19. Jahrhundert. Göttingen 1965 (Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen 5); Klaus Gerteis, Die deutschen Städte in der frühen Neuzeit. Zur Vorgeschichte der „bürgerlichen Welt“. Darmstadt 1986, 73–80.

38 Lothar Sigloch, Der Gemeindehaushalt der württembergischen Landstadt Pfullingen von 1656 bis 1874. In: Erich Maschke/Jürgen Sydow (Hgg.), Städtisches Haushalts- und Rechnungswesen. Sigmaringen 1977 (Stadt in der Geschichte 2), 118–126, hier 118–119.

39 Albert Gárdonyi, A polgármesteri tisztség eredete és fejlődése hazánkban [Die Entstehung und Entwicklung des Amtes des Bürgermeisters in Ungarn]. In: *Városi Szemle* 25 (1939) 359–370.

Bereits die frühesten Berichte, die die Kommissare über die königlichen Freistädte Ungarns zu erstellen hatten, enthalten den Anspruch, wonach die Stadtwirtschaft von einem vom Magistrat und vom Richter unabhängigen, sachverständigen Beamten geleitet werden möge. Hiermit sollte das in den österreichischen Städten geläufige Verwaltungssystem in Ungarn eingeführt werden, das auf ein effektives Wirtschaftsregime abzielte; dem wollte man mit der Einführung des Postens des Bürgermeisters abhelfen. Die in das Königreich Ungarn versetzten österreichischen Beamten verstanden es daher nicht, wieso an der Spitze der Städte keine Bürgermeister stünden bzw. wieso es einen solchen Posten nicht gebe.⁴⁰ In den im westlichen Landesteil liegenden Städten, wo kein solcher Posten existierte, führte man ihn schon im ausgehenden 17. Jahrhundert ein. Als Muster diente das Preßburger Vorbild, das auf österreichische Wurzeln zurückging und dem Prinzip folgte, den Kompetenzbereich des Bürgermeisters auf alle Wirtschaftsgebiete auszudehnen. Der Bürgermeister sollte einerseits den Stadtkämmerer kontrollieren und andererseits die erhofften Einkünfte (vor allem die staatlichen Steuern) sicherstellen. In den kleineren königlichen Freistädten in der Nähe von Preßburg, wo der Posten des Bürgermeisters bereits existierte, bestand seine Aufgabe in erster Linie hingegen darin, die Einquartierung von Soldaten zu koordinieren. Außerdem hatten jene die Einkünfte der städtischen Benefizien (d. h. das Lehen der städtischen Besitze) zu überprüfen, weshalb mit solchen Aufgaben die obersten Kontrollfunktionen gebündelt waren. Der Bürgermeister in Sankt Georgen hatte außerdem die Kontrolle über die Waisenkasse inne.

1679 gründete man in Preßburg auf ausdrückliche Anordnung des Kommissars sogar eine besondere „Rechnungskommission“, der der Bürgermeister, der Stadtkämmerer und der Spitalsaufseher alle Rechnungen vorlegen mussten. Schon damals beabsichtigte man, den Posten des Bürgermeisters in allen ungarischen königlichen Freistädten einzuführen.⁴¹

Die Statuten der königlichen Kommissare zeigen, in welchem hohem Maß man auf den Bürgermeister baute, um die Stadtwirtschaft zu modernisieren und zu professionalisieren. Seiner Funktion wurden neue Aufgabenbereiche zugewiesen wie die Waldbewirtschaftung, die Aufsicht über die Felder und Wiesen, die Bier- und Weinerträge, über die städtischen Mühlen sowie über die Pächter städtischer Immobilien. Der Bürgermeister und dessen subalterne Amtsträger waren allerdings nicht befugt, ohne Bewilligung des Magistrats zu handeln,

40 István H. Németh, *Állam és városok, 799–800.*

41 Ebenda, 799.

sondern waren dem Rat zur Rechenschaft verpflichtet. Im 18. Jahrhundert erstreckte sich der Wirkungskreis des Bürgermeisters auf die Stadtwirtschaft und das Finanzwesen, doch kamen dann auch noch die Einquartierungsfrage sowie die Stadtreinigungs- und Brandschutzangelegenheiten (die normalerweise zu den Aufgaben des Stadtkapitäns gehörten) dazu. Wie schon gesagt, war den höheren Amtsträgern die Kooperation mit dem Magistrat vorgeschrieben. Die städtischen Finanzen wurden vom Bürgermeister und Stadtkämmerer gemeinsam geleitet. Der Bürgermeister verfügte weiter über ein Exemplar der Rechnungen der Stadtkasse, wogegen der Stadtkämmerer ein zweites Exemplar innehatte. Die Kasse durfte nur in Gegenwart dieser beiden Amtsträger bzw. eines Notars geöffnet werden, wie auch nur mit deren Einwilligung Geld aus der Kasse entnommen werden durfte.⁴²

Nach dem Vorbild der westungarischen Städte wurde das Amt des Bürgermeisters im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts in sämtlichen königlichen Freistädten eingeführt. In Kaschau (slowak. Košice) fand die erste Wahl eines Bürgermeisters im Jahre 1717 statt, dann kamen die anderen Städte der Region wie Leutschau (slowak. Levoča), Bartfeld (slowak. Bardejov), Eperies (slowak. Prešov), Zeben (slowak. Sabinov), Käsmarkt (slowak. Kežmarok) und Sathmar (rum. Satu mare) an die Reihe. Die Ungarische Kammer vertrat die Meinung, der Bürgermeister sei für ein professionelles Management der Stadtwirtschaft unerlässlich. Die Bedeutung des Fürmenders als Leiter des „Äußeren Rates“ in den oberungarischen Städten wuchs im Bereich der Kontrolle über die Stadtverwaltung⁴³ nach unserer Meinung nicht aus dem Grund, um die Stadtpolitik durch den „Äußeren Rat“ zu demokratisieren, sondern um über die innenpolitischen Angelegenheiten der Städte unmittelbare Informationen einzuholen. Solche Auskünfte konnte man z. B. von einem dem „Äußeren Rat“ angehörenden Handwerkermeister bekommen, der hiermit zu Anzeigen ermutigt war, ohne ein Mitglied der innersten Stadtbürgerschaft zu sein. Solche Personen waren diejenigen, über die sich das im 17. Jahrhundert eingeführte System der Denunziation etablierte.⁴⁴

Im Sinne der neuen ungarischen Stadtpolitik am Anfang des 18. Jahrhunderts wollte man die Probleme der Stadtwirtschaft eindeutig durch fachkundige, wirtschaftlich ausgebildete Fachleute lösen. Mit der Zeit wurde es

42 ŠtATr MMTr Statuta comm. Bd. 1. pag. 1–6. 1694., fol. 16–29. 1709. máj. 21.

43 Tirnitz, Sopron. Ähnliche Tendenzen sind auch in den deutschen Gebieten bemerkbar: Sigloch, Der Gemeindehaushalt, 118–119.

44 István H. Németh, A bezárkózó polgároktól, 131–133.

notwendig, auch den Bürgermeister selbst zu kontrollieren. Der „Ökonom“ (Stadtverwalter, *oconomus*) erfüllte im Wesentlichen die Aufgaben des Bürgermeisters, war ihm aber untergeordnet. Aus diesem Grund konnte Bertalan Máray, der erste Kaschauer Bürgermeister, als „*magister civium seu primarium civitatis oconomus*“ genannt werden.⁴⁵ In den Bergstädten, wo das Amt des Bürgermeisters noch nicht etabliert war, wollten die königlichen Kommissare in erster Linie lieber einen „*Oconomus*“ sehen: In diesen Ortschaften ist der Stadtökonom Bürgermeister geworden. In den Städten hingegen, wo das Amt des Bürgermeisters schon existierte, richteten die Kommissare das neue Amt des Stadtökonomen ein, das zuvor zwar nicht unbekannt war, innerhalb der ehemaligen Kameraladministration in Ungarn und später in fast allen königlichen Freistädten jedoch existierte.⁴⁶ Nach dem Kuruzzenkrieg (ab 1711) setzte sich das Amt des Ökonomen bzw. dessen Aufgabenkreis in jeder Stadt durch, allerdings diente es erst ab den 1740er-Jahren dazu, Missbräuche der Ratsmitglieder zu beseitigen.⁴⁷ Diese Aufgabenstellung wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts auch in allen anderen Städten üblich, und der Ökonom hatte nun auch die Aufsicht über die landwirtschaftlichen Einkommenszweige inne.⁴⁸

Zusammenfassung

Die genannten Phänomene zeigen eindeutig die enormen Veränderungen innerhalb des Selbstverwaltungssystems der Städte an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, vor allem nach dem Kuruzzenkrieg. Die Verordnungen bezweckten einerseits die Standardisierung der Verwaltung der Städte, andererseits die Professionalisierung und Transparenz der städtischen Wirtschaft.

45 Archív Mesta Košic, Supplementum H. Mestské knihy a registre, Knihy mestskej administratívy, Malá mestská kniha (*Liber civitatis minor*) mac. 114. fol. 22. 1719. aug. 4.

46 Albert Gárdonyi, Buda város közigazgatása s közigazdasági viszonyai a XVII. század végén [Die Verwaltung und Wirtschaft von Buda am Ende des 17. Jahrhunderts]. In: Századok 50 (1916) 477–502, 585–619, 590; István Kállay, Zur Verwaltungsgeschichte der freien königlichen ungarischen Städte im 17. und 18. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 15 (1962) 181–198; György Komoróczy, Városigazgatás Debrecenben 1848-ig [Die Stadtverwaltung in Debrecen bis 1848]. Debrecen 1969, 54; István H. Németh, Régi-új szabad királyi városok.

47 István H. Németh, Állam és városok, 800–806.

48 István Kállay, Das Finanzwesen der königlichen ungarischen Freistädte zur Zeit Maria Theresias. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 19 (1966) 135–169.

Anfänglich versuchte man zwar, die Verwaltungsreformen an die lokale Praxis anzupassen, doch wurde die Stadtverwaltung immer mehr nach der Praxis in den Erbländern ausgerichtet. Die neuen Ämter und deren Wirkungskreise machten die Wirtschaftsleitung zweifelsohne durchsichtiger und boten der zentralen Finanzverwaltung mehr Möglichkeiten, Informationen in besserer Quantität und in größerem Umfang zur Verfügung zu haben.

Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts lag der Rahmen der neuen Stadtpolitik vor, deren Komponenten dann weiter vereinheitlicht und professionalisiert wurden. Die von der Wiener Regierung angeordnete Rekatholisierung bestimmte zwar die Zusammensetzung der Beamten in der neuen Stadtverwaltung, doch hatten sich auch die katholischen Führungsorgane den staatlichen Anforderungen anzupassen – der Universitätsabschluss mit juristischen und ökonomischen Kenntnissen und damit Professionalität. Ihre soziale Einbindung erfolgte auch komplexer als jene der lutherischen Eliten im 16. und 17. Jahrhundert, denn die katholischen Personen gingen Beziehungen zum katholischen Komitatsadel ein, aber noch engere mit den Grundbesitzern und den Staatsbeamten. Ähnliches hätte man wohl auch im Fall des lutherischen Bürgertums beobachten können, doch wurden infolge der staatlichen Bestrebungen seit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts in erster Linie katholische Amtsträger in die wichtigsten staatlichen Positionen platziert.

Eine staatlich gelenkte Stadtpolitik war in der Geschichte des Königreiches Ungarn eine Neuheit und rief in der Selbstverwaltung der Städte einen bedeutenden Wandel hervor; die Position der Stadt als Teil der Stände und als privilegierte Ortschaft erlitt dadurch jedoch keine Einschränkungen. Für die Stadtwirtschaft, die Stadtverwaltung und die Bildungsstufe der Stadtbeamten wurde die zunehmende Professionalisierung maßgeblich, die eine modernen Prinzipien entsprechende transparente und kontrollierbare Verwaltung mit sich brachte. Die Administration wurde vereinheitlicht und der staatlichen Oberhoheit unterstellt. Nach anfänglichen Problemen erwies sich die Auswechslung der städtischen Führungseliten in mehrerer Hinsicht als erfolgreich: Die konfessionelle Proportion gestaltete sich dem staatlichen Anspruch gemäß, denn es entwickelte sich eine katholische Mehrheit und die lutherische Oberschicht wurde aus den Reihen der Führungselite verdrängt. Der Bildungsgrad der neuen, nun mehrheitlich katholischen Elite entsprach den Kriterien des westlichen Europa im 17. Jahrhundert, wodurch sie zu den Inhabern der lokalen Macht aufstiegen. Ähnlich wie das deutsche Bildungsbürgertum gelangten ihre Angehörigen dank ihrer Bildung und ihres Fachwissens an die Spitze der Städte, die sie als professionelle Angestellte und nicht mehr als ehrenamtliche Amtsträger leiteten. Ihre Verwandtschafts- und sozialen Beziehungen

ließen eine lokal und regional verankerte Beamtenschicht entstehen. Zur ungarischen Eigenheit gehört, dass ein bedeutender Teil von ihnen zwar den Adelstitel erlangte, ihre Lebensführung aber am städtischen Bürgertum bzw. an der staatlichen Beamtenschicht orientierte.

Andor Nagy

Strategien zur Machtsicherung im Kreis sächsischer Amtsträger in Kronstadt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Familienrekonstruktion und Analyse von Beziehungsnetzwerken¹

Forschungslage

Obwohl die Erforschung der Geschichte der Siebenbürger Sachsen unter sächsischen Historikern auf eine lange Geschichte zurückblickt², rückte das Bürgertum der sächsischen Städte erst seit der Aufklärung in den Fokus der Forschung. Der deutsche Historiker August Ludwig Schlözer (1735–1809) befasste sich in seiner dreibändigen „Kritischen Sammlung zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ (1795–1797) erstmals mit der Autonomie als einflussreichstem Merkmal des sächsischen Bürgertums in Siebenbürgen.³ Nach

-
- 1 Die Erstellung der Studie wurde unterstützt vom NKFIH [Nemzeti Kutatási, Fejlesztési és Innovációs Hivatal = Nationales Amt für Forschung, Entwicklung und Innovation], (OTKA) [Országos Tudományos Kutatási Alapprogramok = Nationale wissenschaftliche Forschungsprogramme] K 134378, „Dualizmus kori parlamentarizmus regionális nézőpontból“ [Parlamentarismus im Zeitalter des Dualismus aus regionaler Perspektive].
 - 2 Ab dem Humanismus lassen sich historische Werke nennen. In späteren Jahrhunderten wurde die „Sachsengeschichte“ zu einem eigenen historischen Genre der Sachsen und Bestandteil der sächsischen Identität. Vgl. Edit Szegedi, A városi történetírás kezdetei Brassóban [Die Anfänge der Stadtgeschichtsschreibung in Kronstadt]. In: Judit Pál/János Fleisz (Hgg.), Erdélyi Várostörténeti Tanulmányok [Siebenbürgische Stadtgeschichte] (Múltunk könyvek, 16). Csikszereda 2001, 98–118; Zsuzsanna Cziráki, Autonóm közösség és központi hatalom. Udvar, fejedelem és város viszonya a Bethlen-kori Brassóban [Autonome Gemeinschaft und Zentralbehörde. Die Beziehung zwischen Hof, Fürst und Stadt im Kronstadt der Bethlener Zeit] (Udvar-történet kötetek, 3). Budapest 2011, 16; Gyula Szekfű, Az erdélyi szász történetírás [Siebenbürgisch-sächsische Geschichtsschreibung]. (Múltunk könyvek, 16). In: Magyarország tudomány 1943, 179–180.
 - 3 August Ludwig Schlözer, Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe. Göttingen 1795–1797 (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, 3). Köln-Wien 1979, 258–259.

der Veröffentlichung dieses Werkes richtete sich die Aufmerksamkeit der sächsischen Historiker auch auf die städtischen Bürger. Neuen Antrieb erhielt die Forschung in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Gründung des „Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ und dessen primärem Veröffentlichungsforum, dem „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ – einer Zeitschrift, die noch heute erscheint. Nach den Werken von Georg Daniel Teutsch (1817–1893), evangelischer Bischof und Historiker, und denen seines Sohnes Friedrich Teutsch (1852–1933), der eine Schlüsselrolle im Verein spielte, entstand die romantische Idee vom deutschen Bürgertum in Siebenbürgen als einer Gruppe, die in *Freiheit und Gleichheit* mit den Bauern lebe.⁴ Neben Richard Schuller (1860–1932)⁵ und Georg Eduard Müller (1866–1944)⁶ hob zwar auch Balázs Orbán (1829–1890)⁷ die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten der Siebenbürger Sachsen hervor, aber auch ihre Forschungen unterstrichen die zunehmend führende Rolle der bürgerlichen (Patrizier-)Elite.⁸

-
- 4 Georg Daniel Teutsch, *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk*. I. Band. Von den ältesten Zeiten bis 1699. Hermannstadt 1925, 2; Konrad Gustav Gündisch, *Das Patriziat Siebenbürgischer Städte im Mittelalter* (Studia Transylvanica, 18). Köln-Weimar-Wien 1993, 11; Pál Binder, *A középkori erdélyi városok patriciussága* [Das Patriziat mittelalterlicher siebenbürgischer Städte]. In: Erdélyi Múzeum, Kolozsvár 1995, 141–142.
 - 5 Richard Schuller, Andreas Beuchel. Ein Beitrag zur Bistritzer Stadtgeschichte in dem Zeitalter des Thronstreites zwischen Ferdinand I. und Zápolya. In: *Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde* 23 (1890), 5–72; Richard Schuller, *Das Patriziergeschlecht der Polner in Schäßburg. Zur Kultur und Geschichte der Siebenbürger Sachsen im Zeitalter der Auflösung des ungarischen Reiches*. In: *Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde* 23 (1897), 344–407; Richard Schuller, Wolfgang Forster. *Bistritzer Stadtgeschichten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts*. In: *Programm des ev. Gymnasiums A. B. in Schässburg. Schässburg 1889–1890*, 3–41.
 - 6 Georg Eduard Müller, *Stühle und Distrikte als Unterteilung der Siebenbürgen-Deutschen Nationsuniversität (1141–1846)*. Hermannstadt 1941; derselbe, *Die sächsische Nationaluniversität in Siebenbürgen. Ihre verfassungs- und verwaltungsrechtliche Entwicklung 1224–1876*. In: *Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Rumänien*. Band 2. Hermannstadt 1928, 227–424.
 - 7 Balázs Orbán, *A Székeföld leírása. Történelmi, régészeti, természetrajzi s népisme szempontról*. 6. kötet [Beschreibung von Székeföld. Aus historischer, archäologischer, naturkundlicher und volkskundlicher Sicht. Band 6]. Budapest 1873, 264–266.
 - 8 Für weitere Informationen zum Konzept eines sächsischen Patriziers vgl.: Andor Nagy, *A brassói száz patriciusság a kora újkorban* [Das sächsische Patriziat von Kronstadt in der Frühen Neuzeit]. In: József Pap/Attila Verók (Hgg.), *Akit Clió elbűvölt* [Wer war verzaubert von Clió]. In: *Honorem Romsics Ignác*. Eger 2021, 235–252.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erreichte die Forschung zum sächsischen Bürgertum einen neuen Stand. 1961 wurde die neue Serie „Siebenbürgisches Archiv“ gestartet, in der die neuen Forschungsergebnisse publiziert wurden. 1981 folgte die Buchreihe „Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens“, in der auch Werke sächsischer Historiker zum Thema Bürgertum erschienen. Zu dieser Zeit setzten die Forschungen von Gustav Gündisch (1907–1996)⁹ in Hermannstadt (rum. Sibiu), Maja Philippi (1914–1993)¹⁰ und György Granasztói (1938–2016)¹¹ in Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) sowie Konrad Gündisch¹² in Bistritz (rum. Bistriţa, ung. Beszterce) und Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) ein – alle mit einem Schwerpunkt auf den mittelalterlichen Verhältnissen. Eine Synthese dieser Forschungen stellt die bis heute bedeutende Monografie über das Patriziat siebenbürgischer Städte im Mittelalter („Das Patriziat siebenbürgischer Städte im Mittelalter“) von Konrad Gündisch dar, die 1993 erschienen ist. Gündisch unterscheidet im Zuge des wirtschaftlichen Erstarkens der siebenbürgischen Städte drei Erscheinungsformen des Patriziats: erstens die Grafpatrizier, d. h. die städtische Ausprägung des örtlichen sächsischen Adels, dessen Mitglieder sich mit der Zeit im ungarischen Adel eingliederten; zweitens die ausländischen Händlerpatrizier, deren Vertreter zunächst aus Florenz, später aus den süddeutschen Städten kamen

-
- 9 Gustav Gündisch, Zur Geschichte und Genealogie siebenbürgisch-sächsischer Geschlechter. 3: Die Gotzmeister. In: Siebenbürgische Familienforschung 1 (1984), 2–14; derselbe, Aus Geschichte und Kultur der Siebenbürger Sachsen. Ausgewählte Aufsätze und Berichte. Köln-Wien 1987, 3–35, 128–147, 182–200.
- 10 Maja Philippi, Die Bevölkerung Kronstadts im 14. und 15. Jahrhundert. Siedlungsverhältnisse und ethnische Zusammensetzung. In: Paul Philippi (Hg.), Beiträge zur Geschichte von Kronstadt in Siebenbürgen. Köln-Wien 1984, 91–155; Dieselbe, Die Sozialkultur Kronstadts im Mittelalter. Ebenda, 156–178; Dieselbe, Der Bürgeraufstand von Kronstadt 1688. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens am Ende des 17. Jahrhunderts. Ebenda, 225–333; Dieselbe, Die Bürger von Kronstadt im 14–15. Jahrhundert. Bukarest 1986.
- 11 György Granasztói, Társadalmi tagozódás Brassóban a XV. század végén [Soziale Spaltung in Kronstadt am Ende des XV. Jahrhunderts]. In: Századok 106/2 (1972), 350–399.
- 12 Konrad Gustav Gündisch, Patriciatul oraşenesc medieval al Bistriţei pînă la începutul secolului al XVI-lea (Das mittelalterliche städtische Patriziat in Bistritz bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts). In: File de istorie 4 (1976), 147–193; Derselbe, Die Führungsschicht von Klausenburg (1438–1526). In: Kálmán Benda (Hg.), Forschungen über Siebenbürgen und seine Nachbarn. Festschrift für Attila T. Szabó und Zsigmond Jakó. München 1987, 67–92.

und Häuser in Hermannstadt, Groß-Schlatten (rum. Abrud, ung. Abrudbánya) und Klausenburg kauften. Die Grundlage für ihren Wohlstand bildeten vor allem der Geldverkehr und der Handel. Und schließlich drittens das Händler- und Handwerkerpatriziat, vor allem in Bistritz, Schäßburg (rum. Sighișoara, ung. Segesvár) und Kronstadt.

Die Gruppe der Händlerpatrizier ist für die Frühe Neuzeit bisher nicht detailliert untersucht worden. Hinzu kommt, dass in der einschlägigen sozialgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte vor allem die Elitenforschungen im Vordergrund stand. Kaum Beachtung fand die methodische Annäherung an die Rekonstruktion der Gruppendynamik von historischen Gemeinschaften. Erst die Verbreitung der Informatik und dann die Etablierung der Netzwerkforschung begünstigte entsprechende Untersuchungen, die einen neuen Zugang zur Analyse und Darstellung der politischen Elite von Stadtgemeinden erlauben. Einem solchen Ansatz sind die in diesem Beitrag vorgestellten Ergebnisse verpflichtet. Er erlaubt eine Rekonstruktion der Verwandtschaftsbeziehungen bestimmter Gruppen und bringt damit neue Erkenntnisse zu der Verwandtschaftsverflechtung als Strategie der Machtsicherung von Amtsträgern in Kronstadt in der Frühen Neuzeit.

Der Beitrag geht der Frage nach, welche Personen aus den angesehensten Familien in Kronstadt die hierarchisch höchsten Amtsstellen im kirchlichen oder weltlichen Bereich erreicht haben und welcher Strategien sie sich dabei bedienten. Es wird danach gefragt, ob Verwandtschaftsverhältnisse zwischen diesen Personen sichtbar gemacht werden können und welcher Verwandtschaftsgrad zwischen ihnen bestand.¹³ Dabei wird von der Annahme ausgegangen, dass nach dem Abschluss des Studiums die Ehe eine entscheidende Rolle bei Besetzung eines bestimmten Amtes und dessen Fortbestand gespielt hat. Es kann auch davon ausgegangen werden, dass eine Person, die Mitglied der städtischen Elite war, in der amtlichen Hierarchie schneller aufstieg als diejenigen, die keine einflussreichen Beziehungen hatten. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, die Besetzung der Ämter im Zusammenhang mit den Verwandtschaftsverflechtungen zu untersuchen. Dabei sind folgende Fragen von Bedeutung: Lässt die Analyse der beziehungsgeschichtlichen Quellen Schlüsse zu den städtischen Amtsträgern zu? Hatten diejenigen, die vom Senat der Stadt

13 Beziehungen zwischen Individuen werden normalerweise als „Entfernungen“ oder „Schritte“ bezeichnet. Die Anzahl der Schritte ist eines der wichtigsten Merkmale in Netzwerken. Dadurch entsteht ein Bild über die Entfernungen zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft und über die Verflechtung der Gruppe.

zu Leitern gewählt wurden, prominente Verwandte und kann dies auch bei den kirchlichen Amtsträgern beobachtet werden? Wenn ja, wie oft finden sich unter den Vorfahren der hochrangigen Amtsträger, die an der Spitze der Hierarchie der beiden Ämtergruppen standen, Stadtrichter und Hauptpfarrer? Dadurch ist es auch möglich, Praktiken offenzulegen, die die einzelnen Amtsträger befolgten. Wenn es gelingt, die Beziehungsnetzwerke der Elite der leitenden Amtsträger zu rekonstruieren, ist es auch möglich, die aus Sicht des Netzwerks strategisch wichtigsten Personen zu identifizieren, also diejenigen, die mit den meisten Personen verbunden waren. Der Fokus des Beitrags liegt auf der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und es werden Verwandtschaftsbeziehungen analysiert, die bis 1750 zustande gekommen sind. Um jedoch genauere Ergebnisse bezüglich der Verwandtschaftsbeziehungen der beiden Amtsträgergruppen zu gewinnen, setzt die Untersuchung mit dem Jahr 1650 ein.¹⁴

14 Als Grundlage für die erhobenen Daten zu den Verwandtschaftsbeziehungen wurden vor allem folgende Publikationen herangezogen: Erich Jekelius neunbändige Genealogie (im Archiv der Honterusgemeinde der Ev. Kirche A. B. Kronstadt [= AHG] IV. F. 57.); Manuskriptlisten von Eduard Morres (AHG I. F. 17–18); das Register der Honterus High School (AHG I. E. 145.); verwandte Bände der Quellen-Reihe in Kronstadt (Quellen IV–X); die Liste der Manuskriptpastoren und Beamten von Kronstadt, die Teil der Trausch-Sammlung sind (AHG IV. F. 1. Tq. 157/I.); Friedrich Schiel, Matrikel des ev. Gymnasiums A. B. in Kronstadt 1544–1810. [Kronstadt]. [s. typ.], [1867]; Friedrich Stenner, Die Beamten der Stadt Brassó (Kronstadt) vom Anfang der städtischen Verwaltung bis auf die Gegenwart. Brassó 1916; Miklós Szabó/Sándor Tonk, Erdélyiek egyetemjárása a korai újkorban 1521–1700 [Universitätsaufenthalte von Siebenbürgern in der Frühen Neuzeit 1521–1700] (Fontes Rerum Scholasticarum, 4). Szeged 1992; Miklós Szabó/László Szögi, Erdélyi peregrinusok. Erdélyi diákok európai egyetemeken 1701–1849 [Siebenbürgische Wanderfalken. Siebenbürgische Studenten an europäischen Universitäten 1701–1849]. Marosvásárhely 1998; József Szinnyei, Magyar írók élete és munkái I–XIV [Leben und Werk ungarischer Schriftsteller. Band I–XIV.]. Budapest 1981; Joseph Trausch, Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literarische Denkbücher der Siebenbürger Deutschen. I–III. Band. Kronstadt 1868–1871; Ernst Wagner (Hg.), Die Pfarrer und Lehrer der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen. I. Band: Von der Reformation bis zum Jahre 1700 (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, 22/1). Köln-Weimar-Wien 1998; Györgyné Wix (Hg.), Régi magyarországi szerzők I. A kezdetektől 1700-ig (RMSZ) [Altungarische Autoren I. Von den Anfängen bis 1700]. Budapest 2008. Die daraus entnommenen Daten sind die wichtigsten Bausteine der erstellten Personendatenbank mit Angaben zur Geburt, Eheschließung, zum Tod, der linearen und Seitenverwandtschaft sowie zu den Beziehungen, durch die eine Ehe entstanden ist. Für weitere Informationen vgl. Andor Nagy, Érvénysülési stratégiák a brassói

Kirchliche Amtsträger

In Kronstadt wie auch in anderen Verwaltungszentren Siebenbürgens waren kirchliche und städtische Ämter wichtige Stationen der Biografie einer Person. Die erste Etappe für eine solche Laufbahn bildete ein Vorstudium, meist im städtischen Gymnasium, das, insbesondere bei kirchlichen Amtsträgern, mit einem Studium an ausländischen Universitäten fortgesetzt wurde. Auf diese wichtige Zeit der Ausbildung und Wanderschaft folgte die Familiengründung und der Einstieg ins Berufsleben. Unabhängig davon, welche Laufbahn die angehenden Beamten einschlugen, unterlag ihr Werdegang klaren Regeln.

Die erste Etappe dieses Weges der Kronstädter Akademiker, die nach der *peregrinatio* heimkehrten und die kirchliche Laufbahn wählten, war das Lehramt am Honterus-Gymnasium. Hier konnten sie mehrere Positionen bekleiden, die hierarchisch strukturiert waren, in der Reihenfolge eines *adjunctus*, *collega* oder *collaborator*, *lector*, *conrector* und *rector*. Nach jahrelanger Lehrtätigkeit konnten sie zum Prediger einer Kapelle in Kronstadt und dann zum Diakon der Hauptkirche gewählt werden. Diese Ämter gingen ihrer Weihe zum Pfarrer voraus. Als solche dienten sie in den Pfarreien des Burzenländer Kapitels, in Kronstadt und in den 13 administrativ zur Stadt zugehörigen Siedlungen des Burzenlandes.¹⁵

Die Pfarrstelle in der Schwarzen Kirche von Kronstadt wurde während des untersuchten Zeitraums von acht aus unterschiedlichen Familien stammenden Pfarrern besetzt.¹⁶ Alle waren Vertreter renommierter Familien, aus deren Kreis

szász tisztviselők körében. Kapcsolatháló-elemzés és családrekonstrukció az alkalmi nyomtatványok segítségével (1650–1750) [Strategien der Selbstverwirklichung im Kreis der Kronstädter sächsischen Amtsträger. Analyse des Beziehungsnetzwerkes und Familienrekonstruktion aufgrund der Gelegenheitsdrucke (1650–1750)]. Doktor (PhD) értekezés. Eger 2019, 29–35, <<http://disszertacio.uni-eszterhazy.hu/69/>> (7.2.2022).

- 15 Dazu gehörten Rosenau (rum. Râșnov, ung. Barcarozsnyó), Petersberg (rum. Sânt Petru, ung. Barcaszentpéter), Brenndorf (rum. Bod, ung. Botfalu), Zeiden (rum. Codlea, ung. Feketehalom), Marienburg (rum. Feldioara, ung. Földvár), Heldsdorf (rum. Hălchiu, ung. Höltvény), Neustadt (rum. Cristian, ung. Keresztényfalu), Tartlau (rum. Prejmer, ung. Prázsmár), Honigberg (rum. Hărman, ung. Szászhermány), Nussbach (rum. Măieruș, ung. Szászmagyarós), Rothbach (rum. Rotbav, ung. Szászveresmart), Weidenbach (rum. Ghimbav, ung. Vidombák) und Wolkendorf (rum. Vulcan, ung. Volkány).
- 16 Joseph Trausch, Geschichte des Burzenländer Capituls. Kronstadt 1852, 75–77; Gernot Nussbacher, Kronstädter Stadtrichter, Stadthannen und Bürgermeister. In: Harald Roth (Hg.), Kronstadt. Eine siebenbürgische Stadtgeschichte. München 1999, 286–299.

viele als städtische Beamte tätig waren. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu verfolgen, in welchen Beziehungen die Pfarrer zu den anderen bedeutenden Amtsträgern der Gemeinde standen und welche Dauer diese Beziehungen hatten. Wenn eine quellenmäßig fassbare Verwandtschaftsbeziehung welchen Grades auch immer zwischen den Personen bestand, wurde eine entsprechende Datenmatrix erstellt.¹⁷ Als Orientierung diente das Jahr 1750 – der Zeitpunkt, bis zu dem sich die untersuchten Beziehungen erstrecken. Würde man einen früheren Zeitpunkt als Referenz festlegen, würden die Ergebnisse anders aussehen, weil nicht nachvollziehbar wäre, ob diese Beziehungen überhaupt zustande gekommen sind. Deswegen ist es wichtig, wann Beziehungen geknüpft wurden und welcher Art sie waren.

Im Folgenden werden die Verwandtschaftsbeziehungen der untersuchten Personen beim Antritt der Amtsstelle dargestellt und die ‚Entfernung‘ zwischen ihnen (aufgrund des kürzesten Pfads) veranschaulicht. Es werden vor allem die Hauptpfarrer von Kronstadt miteinander verglichen. In der Tabelle sind die einzelnen Personen jeweils mit einer eigenen Identifikationsnummer (ID) gekennzeichnet.

17 Wenn bzgl. der Mitglieder eines Netzwerks eine umfassende Liste über die fassbaren Beziehungen der untersuchten Personen zusammengestellt wird, dann kann eine Adjazenzmatrix (Nachbarschaftsmatrix) oder ein Datenmatrix aufgrund der Werte der gegebenen Pfadlängen erzeugt werden. Vgl. Dániel Ballabás, Családfákon innen és túl. Genealógiai kapcsolatok detektálása hálózatok segítségével [Stammbäume von hier und darüber hinaus. Genealogische Beziehungen mithilfe von Netzwerken erkennen]. In: Dániel Ballabás (Hg.), *Hagyományos források, új megközelítések. A digitalizáció kínálta lehetőségek a történeti kutatásokban* [Traditionelle Quellen, neue Ansätze. Die Chancen der Digitalisierung in der historischen Forschung]. Eger 2019, 33–68, 54–60; Albert-László Barabási, *A hálózatok tudománya* [Die Wissenschaft der Netzwerke]. Budapest 2016, 66.

Tabelle 1 Datenmatrix der Verwandtschaftsbeziehungen der Hauptpfarrer von Kronstadt im Jahr 1750

	5	1172	1711	1229	1214	920	2699	2597	Durchschnitt	Varianz
5	0	6	4	5	7	2	5	4	4,5	2,619
1172	6	0	9	8	10	7	4	6	6,5	3,207
1711	4	9	0	9	11	6	9	8	7	3,546
1229	5	8	9	0	5	5	6	7	5,625	2,722
1214	7	10	11	5	0	7	7	8	6,875	3,357
920	2	7	6	5	7	0	6	2	4,375	2,669
2699	5	4	9	6	7	6	0	5	5,375	2,615
2597	4	6	8	7	8	2	5	0	5	2,878

5 = Simon Albelius

1172 = Petrus Mederus

1711 = Johann Plecker

1229 = Johannes Honterus

1214 = Martin Harnung

920 = Marcus Fronius

2699 = Paul Neidel

2597 = Valentin Igel

In der Tabelle wurden fast alle Hauptpfarrer erfasst, die zwischen 1650 und 1750 ihr Amt antraten. Als Referenz wurde das Abschlussjahr des Untersuchungszeitraums gewählt. Alle wichtigen Beziehungen, bezogen auf das bekleidete Amt, waren bis zu diesem Zeitpunkt zustande gekommen und lassen sich rückwirkend nachvollziehen.

Betrachtet man die einzelnen Werte der Tabelle, ist zu erkennen, dass die Verwandtschaftsbeziehungen aller Pfarrer aufgrund der Quellen eindeutig nachweisbar sind. Dies bedeutet einerseits, dass genügend Forschungsdaten zur Verfügung standen, und andererseits, dass die Amtsträger zu einem bestimmten Verwandtschaftskreis gehörten. Die Größe dieses Verwandtschaftskreises und der Zeitpunkt, zu dem diese Beziehungen entstanden, bieten die Möglichkeit für weitere Aussagen. Die Werte der Tabelle lassen die Verflechtung der Beziehungen nicht nur grob erahnen, sondern auch die Dichte des Netzwerks, das die einzelnen Amtsträger im Pfarrdienst verband, ist gut erkennbar. Der Grad der Verflechtung wird aus dem Vergleich der Werte ersichtlich.

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass drei Personen – im Vergleich zu den anderen – in einem engeren Verhältnis zueinanderstanden. Nur zwei Verwandtschaftsgrade lagen zwischen ihnen: Marcus Fronius (1659–1713), Hauptpfarrer, war das Enkelkind von Simon Albelius (1593–1654) und gleichzeitig der Schwiegervater von Valentin Igel (1683–1751). Es ist des Weiteren auch nicht überraschend, dass Marcus Fronius im Durchschnitt (4,375) die engste

Beziehung zu den anderen Pfarrern hatte. Ähnlich eng mit einem Wert von 4,5 war die Verwandtschaftsbeziehung von Simon Albelius zu seinen Amtsträgerkollegen. Niedrigere Werte weisen Valentin Igel, Paul Neidel (1674–1735), Johannes Honterus (1633–1691), Petrus Mederus (1602?–1678), Martin Harnung (1625–1703) und letztendlich Johann Plecker (1617?–1654) auf. Die Varianz, das heißt die Abweichung der Werte vom Durchschnitt, erhöht die Aussagekraft der Zahlen, weshalb es wichtig ist, auch diesen Wert darzustellen. Die ermittelten Durchschnittswerte erweisen sich bei einer Varianz zwischen 2,5 und 3,5 als sehr zuverlässig.

Weitere Ergebnisse liefert die Untersuchung der Eheschließung der einzelnen Pfarrer sowie die ihrer unmittelbaren Vorfahren und verglichen damit, ob sie beim Amtsantritt Verwandtschaftsbeziehungen zu den seinerzeit aktiven Amtsträgern der Stadt pflegten. Dabei zeigt sich, dass der sicherste Weg für eine Karriere die Heirat mit einem sorgfältig ausgewählten Ehepartner bildete.¹⁸ Die Ergebnisse können im Netzformat wie folgt dargestellt werden:

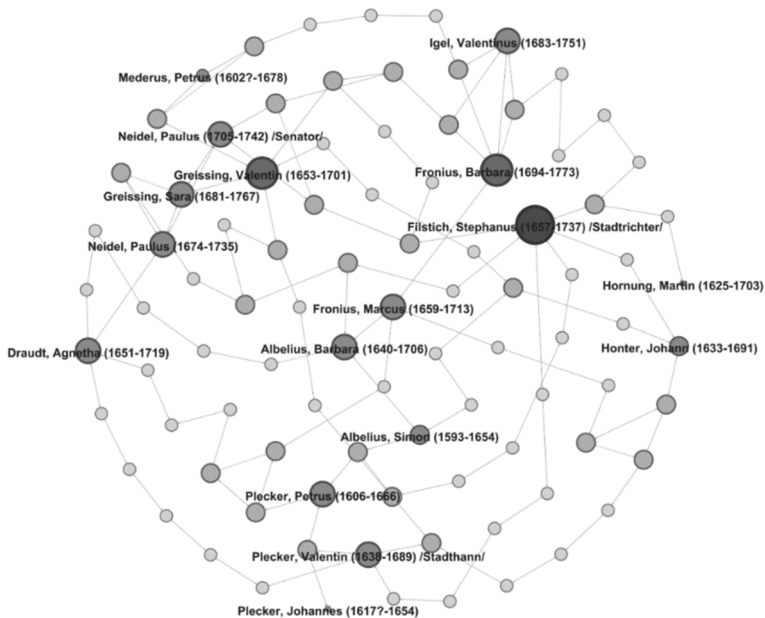


Abb. 1 Die Verwandtschaftspfade unter den Pfarrern von Kronstadt (1650–1750)

18 Die Veränderung der Verwandtschaftsbeziehungen in den Pfarrerfamilien mit Blick auf die einzelnen Personen werden, weil die Ergebnisse zu umfangreich sind, hier nicht dargestellt. Vgl. Nagy, Érvénysülési stratégiák, 116–128.

Im Verwandtschaftsnetzwerk der Kronstädter Pfarrer steht die Größe eines Knotens für den Grad der Beziehungen.¹⁹ Personen mit vielen Beziehungen sind von besonderer Bedeutung, weil sie erkennen lassen, wer unter den Pfarrern eine strategisch wichtige Binde- oder Brückenfunktion hatte.²⁰ Dadurch wird der Stellenwert von Personen sichtbar, wie bei Stephan Filstich (1657–1737), Stadtrichter (sechs), Valentin Greissing (1653–1701), Pfarrer von Rosenau (rum Râșnov/Rișnov, ung. Barcarozsnyó) (fünf), und Barbara Fronius (1694–1773) (fünf) zu erkennen ist. Sie waren die wichtigsten Bindeglieder in diesem Verwandtschaftskreis. Außer ihnen hatten folgende Personen mit jeweils vier Verbindungen eine bedeutende Kohäsionsrolle: Valentin Plecker, Petrus Plecker der ältere und jüngere, Paul Neidel, Valentin Igel, Sara Greissing, Marcus Fronius, Agnetha Draudt und Barbara Albelius.²¹

Zusammengefasst sind die Verwandtschaftsbeziehungen von allen Amtsträgern im Pfarrerdienst durch ihre Wahl als Stadtpfarrer erkennbar. Fast ohne Ausnahmen wurde immer ein Mitglied der einflussreichsten Familien der Stadt gewählt. Diese Personen mussten den für sie bestimmten Karriereweg verfolgen, für den sowohl das finanzielle als auch das beziehungs-technische Kapital zur Verfügung standen. Die Analyse der Verwandtschaftsbeziehungen der Pfarrer lässt erkennen, dass zwei von ihnen einen von den anderen abweichenden Weg gegangen sind – Martin Harnung und Petrus Mederus, da sie keine wohlhabenden Vorfahren in ihrer Familie hatten. Obwohl der Aufstieg dieser Familien in die Elite auch durch Eheschließung erfolgte, stellt sich die bisher noch nicht zu beantwortende Frage, was sie für die Heirat mit den Mitgliedern der Elite befähigte.

19 Die Hauptpfarrer von Kronstadt sind Johann Honter, Marcus Fronius, Simon Albelius, Paulus Neidel, Petrus Mederus, Valentinus Igel. Die wichtigsten Personen des Netzwerks sind mit dunkelgrau gekennzeichnet bzw. mit Namen versehen.

20 Die Brücke ist die Kante des Netzwerks, deren Eliminierung die Integrität des Netzwerks beschädigen würde. In vielen Fällen hält eine Person die Verwandtschaftsbeziehung zwischen zwei Familien zusammen, und bei einer Scheidung oder einem Todesfall wird die Beziehung aufgelöst. Vgl. Dániel Ballabás, Családfákon innen és túl. Genealógiai kapcsolatok detektálása hálózatok segítségével [Stammbäume von hier und darüber hinaus. Genealogische Beziehungen mit Hilfe von Netzwerken erkennen]. Eger 2019, 35–49; Albert László Barabási, A hálózatok tudománya, 79–80; Zoltán Szántó/István György Tóth, A társadalmi hálózatok elemzése [Analyse sozialer Netzwerke]. In: Károly Takács (Hg.): Társadalmi kapcsolathálózatok elemzése [Analyse sozialer Verbindungsnetzwerk]. Budapest 2011, 1–22.

21 Nach den Namen wird der Gradwert in Klammern angegeben.

Weltliche Amtsträger

Neben der kirchlichen Führung verfolgt der Beitrag auch die Verwandtschaftsbeziehungen der weltlichen Führungspersonen in Kronstadt in der Frühen Neuzeit. Die sächsischen Jugendlichen, die im Rahmen weltlicher Ämter der Stadt Karriere machten, erscheinen nach ihren Gymnasialjahren in den Verwaltungsakten. Nach den Ausbildungsjahren, die in der Regel mit einer Wanderung verbunden waren und der Aneignung von Allgemeinkenntnissen dienten, können ihre Dienstjahre im Rahmen der städtischen Verwaltung sowie ihre Eheschließungen in den Akten verfolgt werden.

Bei der Darstellung der Verwaltungstätigkeit der Stadt ist zunächst darauf hinzuweisen, dass die in der Privileg-Urkunde von König Andreas II. von 1224 („Andreanum“)²² den Siebenbürger Sachsen zugesicherten Rechte ab 1422 auch für das Burzenland galten. Wesentlich war in der Folgezeit die Anordnung von König Matthias I. (1458–1490), mit der er 1486 die *Nationsuniversität* (*Universitas Saxonum*) gründete und damit die Befugnisse des Andreanums auf alle sächsischen Siedlungen in Siebenbürgen ausdehnte. Das maßgebliche Organ der sächsischen Gemeinschaft war danach die *Universitas*, die Einrichtung des Verbundes aller Sachsen im Land. Deren oberster Beamte war der Graf (*Comes Nationis Saxonicae*), der dem fürstlichen Landesherrn direkt nachgeordnet war; in allgemeinen, die Nation betreffenden Angelegenheiten konnte er jedoch frei und unabhängig Entscheidungen treffen. Daneben wirkte ein 22 Personen umfassendes Gremium, das sich aus Vertretern der Städte-, Stühle- und Gemeindeversammlungen zusammensetzte. Die fast zwei Dutzend Personen (ausschließlich Männer) waren für die Verwaltung sowie Justiz verantwortlich und nahmen in politischen Angelegenheiten im Namen des sächsischen Volkes Stellung.²³ Politische Angelegenheiten lagen in der Hand der Vertreter der einzelnen Bezirke und Magistrate. Für die ordnungsgemäße Verwaltung war

22 Das Andreanum markierte die Grenzen des Territoriums der Sachsen von Broos (rum. Orăștie, ung. Szászváros) bis Baraolt (ung. Barót) und verankerte deren Rechte sowie Pflichten. Außerdem unterstellte es die bis dahin verstreuten Siedler der Gerichtsbarkeit des Gespans von Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszében), der vom König ernannt wurde. Die auf dem Königsboden lebenden Menschen konnten ihre Pastoren und Richter frei wählen, genossen freie Jahrmärkte und Handel. Die durch das Aussterben vakant gewordenen Ländereien gingen ohne königliche Spenden an die Gemeinde zurück.

23 Zsófia Szirtes, *Az erdélyi szászszág érdekérvényesítése az átmeneti korszakban (1690–1711)* [Anwaltschaft der Siebenbürger Sachsen in der Übergangszeit (1690–1711)]. Pázmány Péter Katolikus Egyetem. Doktori (PhD) értekezés. Budapest 2015, 62–63.

nach dem Sachsenrafen der Oberbürgermeister als Leiter des obersten Amtes verantwortlich.²⁴ In Kronstadt wurde diese Position vom Stadtrichter besetzt, der mit einem breiten Spektrum von Rechten auf dem Gebiet der städtischen Verwaltung und Gesetzgebung ausgestattet war. Neben ihm wählten die Ratsherren aus ihrem Kreis den Stadthann²⁵, den zweiten Beamten der Stadt. Jener wurde jährlich neu gewählt und war für die Richtlinien der Stadt und die damit verbundene diplomatische Tätigkeit zuständig. Die Träger der beiden wichtigsten Ämter der Stadt stammten aus den reichsten und einflussreichsten Mitgliedern der Gemeinde.²⁶

Mit dem methodischen Ansatz, der dieser Studie zugrunde liegt, sind neue Erkenntnisse zur Sozial- und politischen Geschichte der Stadt zu erwarten, weil nicht nur Verwandtschaftsbeziehungen, sondern auch der Hintergrund von Rivalitäten und Koalitionen im Stadtrat sichtbar werden.²⁷ Dabei zeigt sich, dass Eheschließungen ein wesentliches Instrument für die Steigerung des Einflusses in der Stadtführung waren. Hinzu kamen die Beziehungen der führenden Amtsträger zu den Pfarrern, die als respektiertes Mitglied der Gemeinschaft großen Einfluss auf die Bürger in Kronstadt und dessen Umgebung hatten. Angesichts ihres Stellenwertes stehen beide Beziehungsgeflechte im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

Dabei wird der Grad der Verwandtschaftsbeziehungen der obersten weltlichen Amtsträger der Stadt grafisch veranschaulicht. Im Fokus stehen Personen, die maßgeblich für das Beziehungsnetzwerk auf der obersten Leitungsebene der Stadt waren. Bei der Betrachtung der kirchlichen Amtsträger konnte gezeigt werden, dass aufgrund der Anzahl der Beziehungen folgenden Personen eine

24 Raimund Friedrich Kaindl, *Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern*, Gotha 1907, 290.

25 Andere Namen: Honn, villicus, constitutus villicus, Questor. Wenn die Wahl nicht auf den Richter des Vorjahres fiel, galt die Reihenfolge Altrichter, Mitrichter, Stellenvertreter, Projudex.

26 Cziráki, *Autonóm közösség és központi hatalom*, 37.

27 Erich Jekelius stellte die interessante Frage, als er in Bezug auf Johann Hermann (1648–?) folgendes äußerte: *Er privatisiert, weil seine 2 älteren Brüder vor ihm in den Magistrat gekommen und er deswegen nicht angenommen werden konnte, obgleich er seiner Geschicklichkeit wegen gerühmt wird*. Vgl. Erich Jekelius, *Genealogie Kronstädter Familien*. Kronstadt [Manuskript] 1965, Bd. IV. 56. (AHG IV. F. 57.) Aufgrund dessen kann angenommen werden, dass sich der Einfluss der Familien im Rat durch die Etablierung von Koalitionen – sogar über die Eheschließungen untereinander – vergrößerte, vor allem wenn berücksichtigt wird, dass gleichzeitig zwei Personen der gleichen Familie Mitglieder des Rates sein konnten.

bedeutende Stellung im Netzwerk zukam: Stephan Filstich, Valentin Greissing und Barbara Fronius. Es wird zu prüfen sein, ob diese Personen in den Verwandtschaftsnetzwerken der Stadtrichter ebenso dominant waren. In der Tabelle erscheinen die Stadtrichter mit ihren Amtsjahren und den für sie vergebenen Kennzahlen (ID).²⁸

Tabelle 2 Die Namensliste der Stadtrichter von Kronstadt und deren Amtsjahre

ID	Stadtrichter	Berufsjahren	Gradwert
1372	Herrmann, Michael (1602–1660)	1653–55; 1659–60	4
4382	Goldschmidt, Michael (1579?–1659)	1657–58	0
372	Boltosch, Joseph (1615–1661)	1661	1
579	Czako, David (1613–1676)	1662–63, 1665, 1668, 1670–72, 1675–76	1
688	Draudt, Simon (1615–1664)	1664	7
456	Chrestels, Georg (1616–1672)	1666–67, 1669	2
615	Dietrich, Simon (1622–1683)	1673–74, 1677–79	3
723	Draudt, Georgius (1633–1687)	1680–85	4
781	Filstich, Michael (1625–1696)	1686–88, 1691	2
691	Draudt, Simon (1647–1693)	1688–1690, 1692–93	5
1419	Mankesch, Johann (1635–1699)	1694–99	3
1216	Jeckelius, Georg (1635–1708)	1700, 1707–8	4
1765	Rheter, Andreas (1648–1707)	1701–7	3
2067	Seuler, Bartholomaeus (1649–1715)	1709–10	3
725	Draudt, Georgius (1661–1728)	1711–14, 1718–19, 1721, 1724–27	4
783	Filstich, Stephanus (1657–1737)	1715–17, 1720, 1722–23, 1728–32, 1734–36	6
1414	Seuler, Lucas (1661–1735)	1733	5
2171	Herbert, Samuel (1693–1747)	1737–40, 1743–44, 1746–47	2
446	Chrestels, Paulus (1679–1745)	1741–42, 1745	5
510	Closius, Martinus (1686–1752)	1748–49	5
2161	Seewald, Christoph (1696–1754)	1749–54	1

28 Es ist unbekannt, wer zwischen 1648–1653 bzw. im Jahre 1656 das Amt des Stadtrichters innehatte. Zu den weiteren Daten vgl. Nussbächer, Kronstädter Stadtrichter, Stadthannen und Bürgermeister, 289–292; Stenner, Die Beamten der Stadt Brassó, 20–138.

Im untersuchten Zeitraum wurde das Amt des Stadtrichters von 21 Personen aus 16 Familien besetzt. In den ersten zehn Jahren waren Michael Hermann und Michael Goldschmidt Stadtrichter – ein Amt, das sie bis zu ihrem Tod ausübten. In den nächsten Jahrzehnten änderte sich das Gefüge der weltlichen Amtsträger. Die Familien Czako, Draudt, Chrestels, Dietrich und Filstich gewannen an Gewicht, wobei zwei Familien, nämlich die von Draudt und Filstich, ihren Einfluss bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bewahren konnten. Die Dominanz der Familien Mankesch, Jeckelius und Rheter war um die Jahrhundertwende gegeben, wogegen sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Einfluss der Familien Herbert, Chrestels (wieder), Closius und Seewald verstärkt hatte. Um herauszufinden, wer unter den damals aktiven Stadtrichtern eine zentrale Rolle spielte und die meisten Verknüpfungen, d. h. Verwandtschaftsbeziehungen und so eine wichtige strategische Position hatte, wurde wie bei den kirchlichen Amtsträgern eine beziehungsgeschichtliche Datenmatrix erstellt. Darin werden die Verwandtschaftsbeziehungen chronologisch absteigend aufgeführt.

Tabelle 3 Datenmatrix der Verwandtschaftsbeziehungen der Stadtrichter von Kronstadt im Jahr 1750

	1372	372	579	688	456	615	723	781	691	1419	1216	1765	2067	725	783	1414	2171	446	510	2161
1372	0	8	8	5	9	8	3	4	5	7	5	7	3	4	3	5	8	6	6	9
372	8	0	9	5	12	7	8	6	6	9	9	7	7	8	5	7	10	9	9	12
579	8	9	0	6	11	7	8	6	5	7	3	3	6	7	7	6	8	6	6	9
688	5	5	6	0	7	7	3	7	1	4	5	4	4	4	6	4	7	5	5	8
456	9	12	11	7	0	10	10	10	8	10	8	9	10	9	9	9	9	9	6	10
615	8	7	7	7	10	0	8	7	6	4	6	4	8	7	6	7	9	8	8	10
723	3	8	8	3	10	8	0	5	4	7	5	6	5	1	4	6	7	6	5	9
781	4	6	6	7	10	7	5	0	6	7	5	6	3	5	1	5	7	6	5	8
691	5	6	5	1	8	6	4	6	0	3	6	3	5	5	5	5	8	4	4	7
1419	7	9	7	4	10	4	7	7	3	0	4	6	6	6	6	6	6	6	6	7
1216	5	9	3	5	8	6	5	5	6	4	0	4	4	4	4	6	6	6	6	6
1765	7	7	3	4	9	4	6	6	3	6	4	0	7	5	5	7	8	4	4	7
2067	3	7	6	4	10	8	5	3	5	6	4	7	0	4	2	2	5	5	6	8
725	4	8	7	4	9	7	1	5	5	6	4	5	4	0	4	5	8	5	6	8
783	3	5	7	6	9	6	4	1	5	6	4	5	2	4	0	4	6	5	4	7
1414	5	7	6	4	9	7	6	5	5	6	6	7	2	5	4	0	3	3	4	8
2171	8	10	8	7	9	9	7	7	8	6	6	8	5	8	6	3	0	5	4	9
446	6	9	6	5	9	8	6	6	4	6	6	4	5	5	5	3	5	0	4	6
510	6	9	6	5	6	8	5	5	4	6	6	4	6	6	4	4	4	4	0	5
2161	9	12	9	8	10	10	9	8	7	7	6	7	8	8	7	8	9	6	5	0

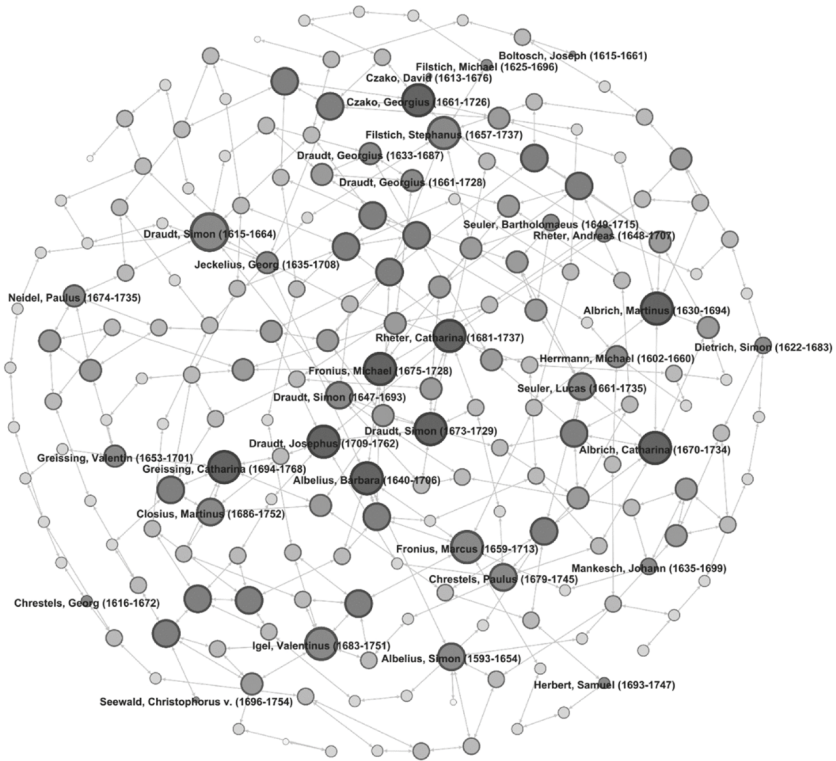


Abb. 2 Das Verwandtschaftsnetzwerk der Stadtrichter von Kronstadt

Die Daten lassen erkennen, dass ausschließlich Michael Goldschmidt keine Beziehung zu den damals aktiven Stadtrichtern aufweisen konnte. Das sagt aber noch nichts über seine Vernetzung aus, sondern ist auf mangelnde Quelldaten zurückzuführen. Sicher ist, dass mehrere Mitglieder der Familie Goldschmidt um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert im Inneren Rat der Stadt eine Rolle spielten.²⁹

29 Darüber hinaus liegen Daten darüber vor, dass die Mutter des ehemaligen Stadtrichters Johann Benckner (1580–1653) im 16. Jahrhundert zur Familie Goldschmidt gehörte. Vgl. Jekelius, *Genealogie Kronstädter Familien*. Kronstadt 1964, Bd. I., 48; Stenner, *Die Beamten der Stadt Brassó*, 51–52.

Wenn man nach der Entfernung zwischen den Verwandtschaftsbeziehungen der Stadtrichter fragt, wird die Dichte der Beziehungen von Stephan Filstich (1657–1737) (4,65) deutlich, dem Simon (II.) Draudt (1647–1693) (4,8) und Simon (I.) Draudt (1615–1664) (4,85) folgten.³⁰ Den geringsten Verwandtschaftsgrad unter den Stadtrichtern hatte Georg Chrestels (1616–1672) (8,75). Die Varianz der Entfernungsdaten liegt zwischen 1,8 und 2,6 – ein Beleg für die Genauigkeit der Durchschnittswerte.

Aufgrund der durchschnittlichen Entfernungswerte lässt sich erkennen, dass die meisten damaligen Amtsträger aus der unmittelbaren Verwandtschaft der Familien Draudt und Filstich kamen. Obwohl es keine Eheschließung zwischen diesen zwei Familien gab³¹, lassen sich Nachweise über eine entfernte Verwandtschaftsbeziehung finden, wie Abbildung 3 zeigt. Ebenso wird an der Größe der Knoten die Anzahl der Beziehungen sichtbar.

Das dargestellte Netzwerk zeigt, dass Simon (I.) Draudt (1615–1664), Stadtrichter, über die meisten Beziehungen (sieben) verfügte.³² Folgende Personen erscheinen mit jeweils sechs Beziehungen: Simon (III.) Draudt (1673–1729), Pfarrer von Zeiden (Codlea), und Joseph Draudt (1709–1762), Stadthann, Stephan Filstich (1657–1737), Stadtrichter, Michael Fronius (1675–1728), Stadthann, Marcus Fronius (1659–1713), städtischer Pfarrer, Valentin Igel (1683–1751), städtischer Pfarrer, Georg Czako (1661–1726), Stadthann, und Martin Albrich (1630–1694), Pfarrer von Rosenau. Auf dieser Grundlage wird sichtbar, dass diejenigen Personen, die die hochrangigsten Stellen innehatten, in erster Linie untereinander heirateten. Zudem wird die Existenz eines Kreises innerhalb des inneren Kreises sichtbar.

Bemerkenswert ist, dass mehrere Frauen unter den wichtigsten Verknüpfungselementen erschienen, ähnlich wie bei den Stadtrichtern, Stadthannen und Pfarrern. Mit den gleichen Gradwerten von sechs Beziehungen sind die Töchter der vorhin bereits erwähnten Personen vertreten: Catharina (1670–1734), die Tochter von Martin Filstich; Barbara (1640–1706), die Tochter des Pfarrers Simon Albelius; Catharina (1681–1737), die Tochter des Stadtrichters Andreas Rheter (1648–1707) sowie Catharina (1694–1768), die Tochter

30 In Klammern sind die durchschnittlichen Schrittzahlen bzgl. der Entfernungen angegeben.

31 Die einzige Ausnahme stellt Michael Draudt (?–1672) Mühlherr dar, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Tochter von Martin Filstich (?–?), Martha (?–?), zur Frau nahm. Vgl. Jekelius, *Genealogie Kronstädter Familien*. Kronstadt 1964, Bd. II., 83.

32 Vgl. dazu die letzte Spalte „Gradwert“ der Tabelle 2.

von Valentin Greissing (1635–1701), Pfarrer von Rosenau. Wichtig für weiterführende Forschungen sind die Namen der Frauen mit fünf Beziehungen im Netzwerk: Martha (1666–?), die Tochter des Stadtrichters Georg Draudt (1633–1687); Sara (1692–1755), die Tochter des Stadtrichters Stephan Filstich; Barbara (1694–1773), die Tochter des Pfarrers Marcus Fronius (1659–1713); Sara (1670–1729), die Tochter des Senators Marcus Schunkanunk (1639–1755); Martha (1667–1708), die Tochter des Stadtrichters Georg Jeckelius (1635–1708); Margaretha (1666–1718), die Tochter des Pfarrers aus Honigberg (rum. Härman, ung. Szászhermány), Lucas Seuler (1617–1667); Martha (1711–1779), die Tochter des Notars, Martin Seewald (1660–1721) und schließlich Martha (1676–1745), die Tochter des Senators Valentin Igel (1641–1691). Die einflussreichen Beziehungen dieser Frauen machten sie bei den Eheschließungen attraktiver und sie waren dementsprechend bevorzugt.

Betrachtet man die Personen, die in beiden Netzwerken der zwei untersuchten Gruppen aufgrund ihrer Beziehungen herausstechen, so waren es zwei Frauen. Erstens Barbara Albelius (1640–1706), deren erster Mann Petrus Fronius (1635–1708)³³, Pfarrer von Neustadt-Burzenland (rum. Cristian, ung. Keréztényfalva), war. Danach schloss sie eine Ehe mit dem Stadtrichter Georg Jeckel (1635–1708).³⁴ Zweitens Barbara Fronius (1694–1773), deren Mann

33 Trausch, Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen. I. Bd., 349–366; Szabó/Tonk, Erdélyiek egyetemjárása a korai újkorban 1521–1700, Nr. 2353; Wagner, Die Pfarrer und Lehrer der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen, Nr. 1795.

34 Zu Georg Jeckel (1635–1708) lassen sich in der Literatur wenig Angaben finden. In der Trausch-Sammlung liegt die eine Seite umfassende Gedenkschrift (AHG IV. F. 1.T. f. 51. I/81) vor. Zudem wird er in den handschriftlichen biografischen Skizzen mit der Nummer AHG IV. F. 1. To. 206/II. erwähnt. Folgt man diesen Quellen, wurde er am 11. September 1635 in Kronstadt geboren. 1670, mit 35 Jahren wurde er Mitglied der Gemeinschaft „Hundertmannschaft“ und ab 14. Januar 1675 war er Senator des städtischen Rates. Zwischen 1673 und 1688 war er Mitglied des Kronstädter Rates und wurde danach am 26. Dezember 1689 zum Stadthann gewählt – ein Amt, das er bis 1690 innehatte. Im August 1687 unterstützte er als Feldhauptmann eines Söldnerheers den Fürsten von Siebenbürgen, Mihály Apafi I., in den Schlachten auf dem Gebiet des Königreichs Ungarn, und noch im selben Jahr kehrte er am 29. Oktober nach Kronstadt zurück. Zwischen 1691 und 1699 war er Althann und zwischen 1700 und 1708 agierte er als der Stadthann von Kronstadt. Ab 1678 war er mehrmals Abgeordneter des Landtages von Siebenbürgen (über seine Amtsjahre s. Stenner, Die Beamten der Stadt Brassó, 1916, 73.) Er heiratete zweimal. Zuerst nahm er Catharina Mühlmann zur Frau (?–1690), dann schloss er eine Ehe am 22. Juli 1691 mit Barbara (1640–1706), der Tochter des Pfarrers von Kronstadt,

Valentin Igel (1683–1751) Pfarrer und Dechant in Burzenland war. Beide verfügten über die meisten Verwandtschaftsbeziehungen im Kreis der Amtsträger (Hauptpfarrer und Stadträte) in der untersuchten Zeitperiode.

Zusammenfassung

Die Ergebnisse zeigen, dass die städtischen Pfarrer und Richter eindeutig aus der Schicht der Patrizier kamen, die über die einflussreichsten Vorfahren verfügten. Die Mitglieder der Familien, deren Angehörige hochrangige Positionen innehatten, heirateten untereinander. Das heißt, ein Stadtrichter heiratete meistens die Tochter des Hauptpfarrers von Kronstadt oder Frauen aus Pfarrerrfamilien des Burzenlandes und aus bedeutenden Senatorenfamilien. Ausnahmen von dieser Praxis sind Petrus Mederus und Martin Harnung, die wegen ihrer Besonderheit einer detaillierten Analyse in Form von Fallstudien unterzogen werden sollten.³⁵ Unter den städtischen Amtsträgern sind keine vergleichbaren Ausnahmen zu finden, weshalb auf weitere städtische Amtsträger ausgeweitete Studien lohnenswert erscheinen.

Die Netzwerkanalyse der Verwandtschaftsbeziehungen der Kronstädter Eliten lässt klar erkennen, dass Personen mit prominenten Vorfahren höhere Gradwerte aufweisen. Diese hingen in hohem Maß vom Prestige und Amt des Vaters, des Ehepartners oder der Ehepartnerin ab, die junge Frauen und Männer ehelichten. Im höheren Lebensalter und wenn es gelang, eine hochrangige Stelle zu besetzen, lag es eher am Einzelnen, ob er seinen Einfluss und damit sein Ansehen vergrößern konnte. Ob sich diese Ergebnisse auch auf andere städtische Amtsträger übertragen lassen, müssten weitere netzwerkanalytisch angelegte Forschungen zeigen.

Simon Albelius. Aus seiner ersten Ehe hatte er drei Töchter: Martha, Susanna und Anna Catharina. Aus der zweiten Ehe sind keine Kinder belegt. Er starb am 27. Juli 1708 im Alter von 73 Jahren (vgl. Quellen zur Geschichte der Stadt Brassó. Kronstadt 1915, Bd. VI. 371; Jekelius, Genealogie Kronstädter Familien. Kronstadt 1965. Bd. IV., 169).

35 Für die neuesten Informationen zur Mederus-Familie vgl. Andor Nagy, A brassói Mederus család története egy halotti búcsúztató tükrében [Die Geschichte der Familie Mederus aus Kronstadt im Lichte einer Beerdigung]. In: Rumén István Csörsz (Hg.), Doromb. Közköltészeti tanulmányok 2 [Öffentliche Lyrikstudien]. Budapest 2013, 35–48.

Harald Roth

Wandel im Rahmen ständischer Strukturen: Die Städte der Sächsischen Nation Siebenbürgens im Spannungsfeld zwischen Wahrung historischer Rechts- und Existenzgrundlagen und neuzeitlichen Veränderungen

Recht besehen, ist der Titel des Beitrages vermessen, denn er suggeriert, man könne über den Wandel der Sächsischen Nation und über die sie anführenden Städte tatsächlich verbindliche Aussagen treffen. Dabei ist die Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert und insbesondere jene der dortigen Sachsen noch in weiten Teilen unerforscht. Zu einzelnen Aspekten wurde durchaus schon gearbeitet, etwa zu den zwangsumgesiedelten Protestanten aus Österreich¹, zur Biografie des Gouverneurs Brukenthal² oder zum Ansiedlungsrecht auf dem sächsischen Nationsgebiet.³ Im Großen und Ganzen und vor allem angesichts der Quellenfülle sowohl in siebenbürgischen wie auch in österreichischen und ungarischen Archiven liegt der größte Teil der Arbeit aber noch vor der geschichtswissenschaftlichen Forschung, weswegen manche Schlüsse zwangsläufig vage bleiben müssen. Aber

-
- 1 Vgl. u. a. Erich Buchinger, Die „Landler“ in Siebenbürgen: Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 31). München 1980; Irmgard Sedler, Die Landler in Siebenbürgen: Gruppenidentität im Spiegel der Kleidung von der Mitte des 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts (Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde 87). Marburg 2004; Mathias Beer, Die Landler. Versuch eines geschichtlichen Überblicks. In: Martin Bottesch/Franz Grieshofer/Winfried Schabus (Hg.), Die siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung. Köln-Weimar-Wien 2002, 23–80.
 - 2 Georg Adolf Schuller, Samuel von Brukenthal, 2 Bde (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 18, 19). München 1967, 1969.
 - 3 Angelika Schaser, Josephinische Reformen und sozialer Wandel in Siebenbürgen: Die Bedeutung des Konzivilitätsreskriptes für Hermannstadt (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 29). Stuttgart 1989.

schon dies ist Veranlassung genug, den Wandel der sächsischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert zu untersuchen, um anzuregen, sich dieses reichhaltigen Quellenschatzes anzunehmen.

Die Sächsische Nation zu Beginn des 18. Jahrhunderts

Die Sächsische Nation war einer der drei Stände, die den östlichen Teil des alten Königreichs Ungarn, nämlich Siebenbürgen und einige ostungarische Komitate, regierten. Auf ihrem Territorium hatten die Sachsen weitgehende Autonomie, die eher durch Sachzwänge denn durch den mitgewählten Landesfürsten beschränkt war. Während die anderen beiden Stände, die *Natio Hungarica* sowie die Szekler, im Wesentlichen aus Vertretern des Adels bestanden, war dies bei der Sächsischen Nation anders: Alle Inhaber des Bürgerrechts in allen Orten des Territoriums – Beamte, Kaufleute, Handwerker, Bauern – waren ‚von Stand‘, eine Art kollektiver Adel, wobei es natürlich auch innerhalb dieses Standes eine ausgeprägte soziale Gliederung gab. Die Vertretung der Nation nahm ganz überwiegend die Elite der Städte wahr, die sich teilweise aus Patrizierfamilien, teilweise aus seit dem 17. Jahrhundert erfolgreichen Handwerkerfamilien und solchen rekrutierte, die den Weg in die Beamtenschaft der Nation gefunden hatten. Es gab keine starren Schranken, was schon daran ersichtlich wird, dass die früheren *cives*, die sich nur rechtlich von den *hospites* unterschieden, ab dem 16. Jahrhundert in den Führungspositionen nach und nach überwiegend von anderen Kaufleuten und von erfolgreichen Handwerkern abgelöst worden waren. Der hohe Bevölkerungsverlust seit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert („Langer Türkenkrieg“) durch das gesamte Jahrhundert bis 1711/1720 (Ende der Kuruzzenkriege und die nachfolgende Pestwelle) tat ein Übriges, sodass viele neue Familien in verantwortliche Stellungen kamen. Die städtischen Eliten zum Beginn des 18. Jahrhunderts waren also durchaus unterschiedlicher Herkunft. Besonders war, dass sie nicht nur Repräsentanten ihrer jeweiligen Städte oder Orte, sondern zugleich auch als Vertreter eines mitregierenden Landstandes waren und daher auch in der Vertretung der Nation (Nationsuniversität), im Landtag und im Gubernium vertreten waren. Die größte Bedeutung kam dabei den Familien Hermannstadts (rum. Sibiu) und Kronstadts (rum. Braşov) zu, da dies die beiden größten und wohlhabendsten Städte waren, die zugleich über erhebliche Stadtgüter verfügten. Aber dass auch Kleinstädte eine Rolle spielen konnten, zeigt das Beispiel Mediaschs (rum. Mediaş), dessen Bürgermeister als einziges Mitglied des von Kaiser Leopold I. eingesetzten siebenbürgischen Gubernialrats die Kuruzzenkriege überlebte und somit zeitweilig als eine Art

Gouverneur wirkte, bis die Institutionen des Landes wieder ihre Funktionen aufnehmen konnten.⁴

Viele dieser führenden Familien hatten schon im 17. Jahrhundert begonnen, sich österreichische Adelstitel zuzulegen, woraus sich mit Beginn der österreichischen Herrschaft ab Ende jenes Jahrhunderts und verstärkt ab 1711 ein regelrechter Wettstreit entwickelte. Es entstanden unzählige Fantasienamen, angelehnt an die alten sächsischen Namen: Seuler von Seulen, Klockner von Klocknern, Soterius von Sachsenheim, Breckner von Bruckenthal, Hann von Hannenheim. usw.⁵ Innerhalb der Sächsischen Nation boten diese Titel, abgesehen von sozialem Prestige, keinen Vorteil, da es keinen Adel gab. Nach außen, insbesondere im Umgang mit österreichischen Amtsstellen oder etwa in Wien, waren sie jedoch sehr hilfreich, weil Personen mit einem Titel dort viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es entstand damit im 18. Jahrhundert also teilweise neue Elite, die sich durch eine sozial durchaus heterogene Herkunft auszeichnete. Ihre Beteiligung an der Regierung des Landes hatte sich insoweit gewandelt, als dieses immer weniger durch Landtage und eigene Landesgesetze als vielmehr auf dem Weg über proportional zugeteilte Beamtenstellen in der österreichischen Administration verwaltet wurde, ob nun im Gubernium, in der Hofkanzlei oder an anderen Stellen. Die eigene Nation und die Körperschaften der Städte und Stühle genauso wie Pfarrstellen der evangelischen Kirche waren weitere zentrale Arbeitgeber für diese Kreise. Dies illustriert ein Zitat des Comes Adlershausen von 1747: Es wolle *Alles nur studieren und auf das Bürgermeister- und Ratsherren-Handwerk übergehen, auf kein anderes; deshalb würden immer neue officiola (Ämtchen) ausgebrütet.*⁶

Der Einfluss städtischer Eliten bemaß sich also immer weniger nach deren eigener Berufstätigkeit, d. h. nach Handelskontoren oder Handwerksbetrieben, sondern war immer stärker von den Beamtenlaufbahnen ihrer Vertreter

-
- 4 Zusammenfassend bei Konrad Gündisch unter Mitarbeit von Mathias Beer, Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat 8). München 1998, 102–127; Harald Roth, Kleine Geschichte Siebenbürgens. Wien-Köln-Weimar 2012, 79–103. Zu Heydendorff u. a. O[tto] Folberth, Heydendorff. In: Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas (Südosteuropäische Arbeiten 75/II), Bd. II. München 1976, 158 f.
 - 5 Vgl. Balduin Herter, Die Familienwappen des Adels bei den Sachsen in Siebenbürgen. Mit einer chronologischen Liste der Erstnennungen und der Adelsverleihungen. In: Siebenbürgische Familienforschung 27 (2010), 55–61, sowie zahlreiche weitere Beiträge dieses Autors im genannten Periodikum.
 - 6 Schuller, Samuel von Brukenenthal, I, 42 f.

abhängig. Sie leisteten keinen unmittelbaren Beitrag zum Einkommen und zum Wohlstand der Nation wie in den Jahrhunderten zuvor, sondern waren vielmehr davon abhängig, dass die anderen diesen erarbeiteten und die etablierten Einkunftsquellen erhalten blieben. Es entstand so eine ausgeprägte Neigung zur Besitzstandswahrung – eine Klammerung an die ererbten Rechte und Strukturen, die bis dahin die Existenz gesichert hatten. Zu dieser Entwicklung bedarf es weiterer Forschungen, von der Antworten auf wichtige Fragen zu erwarten sind: Fingen die sozialen Gruppen innerhalb der Nation an, sich stärker voneinander abzugrenzen, blieb sozialer Aufstieg weiterhin möglich und welche Rolle spielten dabei die neu hinzuziehenden Gruppen?

Aspekte des Wandels im 18. Jahrhundert

Mit Beginn der österreichischen Herrschaft änderten sich die Verwaltungsstrukturen in Siebenbürgen und gleichzeitig in der dortigen Sächsischen Nation. Zunächst kam das österreichische Militär, das vor allem in den Städten mangels Alternativen in Bürgerhäuser einquartiert worden war. Österreichische Beamte kamen erst ab 1711 besonders zahlreich nach Hermannstadt, das gleichsam den Status einer Landeshauptstadt erhielt. Mit diesen beiden Gruppen und vor allem mit der zunehmenden Integration des Landes in die Gesamtmonarchie kamen Zuwanderer aus allen Teilen des Reichs, vornehmlich Katholiken. Obwohl der regierende Habsburger als König von Ungarn im Leopoldinischen Diplom von 1691 die Landesverfassung anerkannt hatte, die die Gleichwertigkeit der vier rezipierten Konfessionen (Augsburgische, Helvetische, antitrinitarische und katholische Konfession) garantierte, forcierte der Wiener Hof die Rekatholisierung im Land – wenn nötig auch mit militärischer Unterstützung. Auf die österreichischen Soldaten folgten die Jesuiten, die nach ihrer Ankunft die Rekatholisierung ebenso weitertrieben wie die darauffolgenden Franziskaner. Dadurch wurden rasch erste Anlaufpunkte für katholische Gläubige geschaffen, deren Kirchenstrukturen in Siebenbürgen bis auf einige Szecklerstühle praktisch verschwunden waren und erst nach und nach durch die Übertragung protestantischer Kirchengebäude oder Neubauten ausgeweitet wurden.⁷ Dieser Prozess lief ab Ende des 17. Jahrhunderts auch in den sächsischen Städten ab und nahm nach 1711 rasch an Fahrt auf, wobei es durchaus

7 Vencel Bíró, Die katholische Restauration. In: Joachim Bahlcke/Krista Zach (Hg.), Kirche – Staat – Nation: Die Geschichte der katholischen Kirche Siebenbürgens vom Mittelalter bis zum frühen 20. Jahrhundert. [Übersetzung einer ungarischen Publikation von 1925] (Veröffentlichungen des IKGS 98). München 2007, 157–175.

Abgrenzungsprobleme gab: Die strikt auf dem Niveau der *Confessio Augustana invariata* von 1530 verharrende Kirche der Sachsen war in ihren äußerlichen Erscheinungsformen und selbst bei Bräuchen oder der Liturgie – außer bei der Eucharistiefeier – kaum von der katholischen zu unterscheiden, sodass eine entkatholisierende Bewegung einsetzte, bei der u. a. die alten Heiligenbilder in den Kirchen überstrichen wurden.⁸ Zu den Katholiken zählten nicht nur die einquartierten Soldaten und Offiziere sowie die auswärtigen Beamten, sondern vor allem auch die zahlreich zuziehenden Dienstleute: Handwerker und Händler. Deren steigende Zahl lieferte zusätzlich zur ausdrücklichen Unterstützung durch den Wiener Hof eine weitere Legitimation für den zunehmenden Einfluss der Orden oder der katholischen Kirche, die seit 1713 wieder einen Bischof in Weißenburg bzw. bald Karlsburg (rum. Alba Iulia) hatte.

Diese Entwicklung beeinflusste die Gesellschaft der sächsischen Städte in mehrfacher Weise. Während die städtischen Eliten vorher eine fast vollkommene Autonomie besaßen und sowohl über die eigene Wehrhaftigkeit als auch über Kirche und Glauben entscheiden konnten, sahen sie sich nun nicht nur mit der Staatsmacht und deren Militär konfrontiert, sondern auch mit einer weiteren Instanz, die noch viel nachhaltiger zu spalten drohte: Die katholische Kirche warb unverhohlen um Konvertiten und versprach jenen einen raschen Karriereaufstieg. Ab wann und in welchem Umfang die Städte den katholischen Zuwanderern das Bürgerrecht zugestanden, ist leider noch nicht ausreichend untersucht. Auf jeden Fall entwickelte sich in den Jahren ab 1711 allmählich eine ausreichend große Gruppe von konvertierten und zugewanderten Katholiken, die prinzipiell für politische Ämter infrage kamen. Erklärtes Ziel der österreichischen Politik war es, den Anteil der Katholiken auf allen Ebenen der städtischen Verwaltung sowie in den Gremien der Nation zu erhöhen, auch wenn dies gegen die anerkannte Verfassung verstieß. Der nötige Druck, um katholische Mitglieder in die verschiedenen Gremien und vor allem gehobene Positionen aufzunehmen, ging maßgeblich vom Militär aus. Das Überspringen von Karrierestationen war hierbei die Regel und die bisher ungeschriebenen Gesetze innerhalb der sächsischen Nation, wie die Besetzung von Ämtern nach Würde, Familie, Verdienst, Alter, gerieten ins Wanken.⁹ Dass diese Politik der

8 Harald Roth, Die Wahrnehmung römisch-katholischer Traditionen in evangelischen Städten Siebenbürgens (16. –18. Jahrhundert). In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 38 (2015), 48–54.

9 Recht ausführlich zu diesen Prozessen, und zwar immer auch aus der Perspektive des evangelischen Theologen: Friedrich Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen für die sächsische Volk, II. Bd. 1700–1815. Hermannstadt 1907 [Neudruck Köln-Wien 1984], besonders Kap. II und III.

österreichischen Zentralmacht letztlich keinen Erfolg hatte und in der Regel eher weniger qualifizierte Personen zu Ämtern verholphen wurde (ein viel zitiertes Beispiel ist jenes, wonach ein Stiefelknecht zum Ratsmitglied wurde), steht auf einem anderen Blatt und ist an anderer Stelle weiter zu untersuchen. Diese Politik hatte jedoch verschiedene Folgen, die für die gesellschaftliche Entwicklung bedeutsam waren. Einerseits führte sie zu einer Stärkung der bewussten evangelischen Identität innerhalb der Sächsischen Nation sowie zur noch stärkeren Bindung der Nation an die eigene Kirche, die letztlich zur Entstehung der ab dem 19. Jahrhundert sogenannten Volkskirche führte.¹⁰

Andererseits gab es aber auch strukturelle Folgen, denn die politische und die kirchliche Gemeinde waren in den Orten des Königsbodens bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts ein und dasselbe. Stadträte oder Ortsrichter entschieden zugleich über Belange der Kirche und des Glaubens und auch der Besitz musste nicht strikt getrennt werden, da alles eine Gemeinde war, der Nicht-evangelische nicht angehörten. Mit der Zunahme katholischer Mitglieder in den Vertretungskörperschaften entstand nun ein ernsthaftes Problem, zumal staatlicherseits deren Majorität angestrebt wurde. Katholiken mussten nun zunehmend über Belange der evangelischen Gemeinden mitentscheiden, was im günstigen Falle zu einer Lähmung und zum Aufschub von Entscheidungen führte, im ungünstigen Falle die Gemeinden in höchst prekäre Lagen zu bringen drohte. Einen Ausweg bot die Einrichtung von Konsistorien als kirchliche Verwaltungsbehörden, erprobt in manchen anderen protestantischen Kirchen, aber auch in der katholischen Kirche nicht unbekannt. Nach einigen Anlaufschwierigkeiten konnte sich das Oberkonsistorium, dem zu gleichen Teilen Geistliche und Weltliche angehörten, ab den 1760er-Jahren etablieren, Untergliederungen einrichten und so das strukturelle Fundament der seither selbstständig agierenden evangelischen Kirche A. B. bilden. Bedeutsam war dies auch, weil dadurch Besitzverhältnisse klar regelbar waren, die Kirche zur Trägerin des Bildungswesens werden konnte und nach dem Verlust des politischen Einflusses der Nation im 19. Jahrhundert in eine die Konfessions- und Sprachgruppen einende Funktion treten konnte.¹¹

Freilich war die Koexistenz von Katholiken und Protestanten in den sächsischen Städten und Orten von Dauer und stabilisierte sich mit dem allmählichen

10 Adolf Schullerus, *Unsere Volkskirche: Hermannstadt 1928*; Ludwig Binder, *Die Kirche der Siebenbürger Sachsen*. Erlangen 1982.

11 Friedrich Teutsch, *Geschichte der ev. Kirche in Siebenbürgen*, Bd. II: 1700–1917. Hermannstadt 1922, 160–175.

Nachlassen der aggressiven Rekatholisierung ab den 1780er-Jahren auf dem Niveau eines durchaus ausgeglichenen Miteinanders; grundsätzlich hatte man mit der Toleranz ja generationenlange Erfahrung. Eine Zählung der Einwohner der Kronstädter Inneren Stadt 1839 ergab (sicher auch wegen des dort stationierten Militärs) ein Verhältnis von drei zu zwei der evangelischen zu den katholischen Einwohnern.¹² Unzählige konfessionelle Mischehen ließen – mindestens in den größeren Städten – auch die Identitätsbestimmung der Sachsen als ausschließlich evangelisch stark verblassen, wofür die künftige Forschung noch genauere Ergebnisse zu liefern hätte. Diese könnten dann möglicherweise auch klären, wie es dazu kam, dass kurz nach der politischen Wende in Hermannstadt zu Beginn der 1790er-Jahre kurzzeitig mehr katholische als evangelische Deutsche gezählt werden konnten, was wahrscheinlich der kollektiven Verfasstheit der traditionellen evangelischen Sachsen geschuldet war, die in einem relativ kurzen Zeitraum auswanderten, während die katholischen Deutschen dies individuell und offenbar über einen längeren Zeitraum taten.¹³

Konfessionelle Fragen betrafen auch einen weiteren Aspekt des gesellschaftlichen Wandels. Im Zuge der nachhaltigen und flächendeckenden Rekatholisierung versuchten die österreichischen Behörden auch die Krypto-protestanten in den österreichischen Erblanden entweder zum Katholizismus zu bekehren oder in Gebiete des Reiches umzusiedeln, in denen der Protestantismus verfassungsmäßig nicht unterbunden werden konnte. Dies geschah ab den 1730er-Jahren zunächst mit Protestanten aus dem Salzkammergut und aus Kärnten, später folgten solche aus Oberösterreich, der Steiermark und abermals aus Kärnten. Diese Deportierten, denen mitunter sogar die Kinder weggenommen wurden, sollten auf dem Gebiet der Sächsischen Nation angesiedelt werden, da deren Schwächung aus den Kriegen des 17. Jahrhunderts bis 1711 bekannt war. Seitens der Sachsen war man über einen solchen Zuzug keinesfalls erfreut, verstanden sich diese doch als erhabener Landstand, dem nun vom Wiener Hof verachtetes Volk aufgedrängt werden sollte. Auch konnte man sich nicht vorstellen, dass die „Transmigranten“, wie man sie nannte, wirklich gut evangelisch seien und sah eine strenge Prüfung einschlägiger Glaubensinhalte für diese vor. Allerdings beschämten die Geprüften ihre

12 Johann Hintz, Bevölkerungsverhältnisse im Kronstädter Distrikt nach der 1839er Zählung. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 3 (1847), 112.

13 Es wäre wünschenswert, wenn diesem Aspekt gelegentlich nachforschende Neugier geschenkt würde; über seinerzeitige Meldungen in der deutschsprachigen örtlichen Tages- und Wochenpresse hinaus konnte ich dazu trotz wiederholter Versuche bisher nichts finden.

Prüfer, denn sie waren als Verfolgte in der lutherischen Lehre viel gefestigter als die seit rund zwei Jahrhunderten Glaubensfreiheit genießenden Sachsen.¹⁴ Aber auch die gemeinsame Religion half nicht bei der Integration in die sächsische Gesellschaft. Nur mühsam fanden sich Lösungen und in den drei Orten, wo die Transmigranten in größerer Zahl angesiedelt wurden, zeigte sich, dass die sächsische Gesellschaft weder willens noch in der Lage war, sie zu integrieren. Stattdessen bildeten jene eine Subkultur mit eigenen Bräuchen und eigener Sprache aus und nur in vereinzelt Fällen erfolgte eine relativ rasche Assimilation in die sächsische Gesellschaft.¹⁵ Zuwanderern mit besonderen, von der Norm abweichenden Frömmigkeitsformen begegnete die sächsische Bevölkerung mit Skepsis oder Verfolgung, so zum Beispiel jenen österreichischen Transmigranten, die den fast verschwundenen hutterischen Bruderhof in Winz wieder zum Leben erweckten (und somit zum Erhalt der heute weltweit verbreiteten Hutterer beitrugen). Nach gewaltsamer Verfolgung auf Nationsgebiet und zeitweiliger Festsetzung in Hermannstadt flohen die letzten Hutterer schließlich in die Walachei und danach nach Russland.¹⁶

Die Sächsische Nation war also nicht nur gegenüber katholischen Zuwanderern distanziert, sondern auch gegenüber evangelischen, da sie alle die angestammte Ordnung, das komplizierte Rechtsgefüge und die Besitzstände zu stören drohten. Hingegen zeigt sich eine gewisse Aufgeschlossenheit gegenüber ganz spezifischen Arbeitsmigranten, wobei wichtig war, dass sich im späten Mittelalter als Grundsatz durchgesetzt hatte, lediglich Bewerbern deutscher Herkunft das Bürgerrecht auf Nationsgebiet zu gewähren. Der Hintergrund war rechtlicher und keinesfalls nationaler oder ethnischer Natur, denn man musste sich in erster Linie gegen die einen anderen Rechtsstatus beanspruchenden Ungarn absichern, die etwa durch Steuerfreiheit oder Zuständigkeit

14 Vgl. dazu Stephan Steiner, *Reisen ohne Wiederkehr: Die Deportation von Protestanten aus Kärnten 1734–1736* (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 46). Wien 2007.

15 Vgl. dazu die in Anm. 1 genannte Literatur. Siehe auch Mathias Beer, „Willkürliches Benehmen gegen den ererbten Sitten und Bräuchen“. Zur Aufnahme und Eingliederung der Transmigranten in Siebenbürgen. In: Mathias Beer/Dittmar Dahlmann (Hg.), *Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen, Formen, Verlauf, Ergebnis*. Stuttgart 1999, 317–335.

16 Harald Roth: *Von den Hutterern zu den Landleuten in Siebenbürgen*. In: Joachim Bahlcke (Hg.), *Glaubensflüchtlinge: Formen und Auswirkungen frühneuzeitlicher Konfessionsmigration in Europa* (Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa 4). Berlin 2008.

anderer Gerichte das Recht der sächsischen Orte ausgehöhlt hätten. Als Negativbeispiel fungierten dabei Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) und die Zipser Städte. Dieser Rechtsgrundsatz blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten und wurde zu einer der wichtigsten Maßnahmen zur Wahrung der eigenen Rechte, vor allem gegenüber dem in die sicheren Städte strebenden Adel.¹⁷ Im 18. Jahrhundert gewann diese Rechtspraxis eine neue Qualität, da man sie auch gegen die Vertreter des Wiener Hofes anwenden musste. Selbst wenn diese deutschsprachig waren und als Offiziere oder Bedienstete von Behörden längerfristig in sächsischen Städten lebten, wurde ihrem Ersuchen auf Einbürgerung in der Regel mit der Begründung nicht stattgegeben, diese könnten auf ihren Rechtsgrundsätzen bestehen.

Es zeigte sich jedoch, dass das Instrument der Bürgerrechtsverleihung auch zur gezielten Anwerbung von Fachkräften eingesetzt wurde – mitunter auch unabhängig von deren Herkunft, da diese Fachkräfte auch dem Status- und Modebewusstsein der sächsischen Oberschicht dienen sollten. So galt es als chic, sich Dienstboten aus Wien zu organisieren, die die dortige Etikette kannten und wienerisch sprachen, wie auf modisches Schuhwerk umzusteigen, also Schnallenschuhe statt der üblichen siebenbürgischen Stiefel. Aus diesem Grund brauchte man deutsche Schuster, ebenso deutsche Schneider für die Garderobe und schließlich auch Perückenmacher, die Italiener sein konnten, da Teile Italiens damals zur Habsburgermonarchie gehörten.

Diesem Personenkreis wurde der Zugang zum Bürgerrecht relativ leicht gemacht, was nicht nur zu einer relativ raschen ‚Verösterlicherung‘ der städtischen Gesellschaft (vor allem Hermannstadts), in abnehmender Reihenfolge auch in Kronstadt, Bistritz (rum. Bistrița) oder Schässburg (rum. Sighișoara) führte, sondern auch zu viel Missmut unter anderen Nationen oder bei höhergestellten Österreichern.¹⁸ Diese mussten nämlich allerorten in den Bürgerhäusern zur Miete wohnen und ihre Zahl war vor allem in Hermannstadt nicht klein. Im Gubernium etwa waren alle Ämter proportional zu den drei Nationen und vier Konfessionen zu besetzen, es arbeiteten also auch viele Vertreter des Adels und der Szekler, die in dieser Zeit ebenfalls nur noch von Adligen vertreten wurden, in der Stadt. Hinzu kamen Beamte, die der Hof über die Indigenatserteilung einsetzte, also über das Bürgerrecht in Siebenbürgen, was noch

17 Georg Eduard Müller, *Stühle und Distrikte als Unterteilungen der Siebenbürgisch-Deutschen Nationsuniversität 1141–1876*. Hermannstadt 1941 [Neudruck Köln-Wien 1985], 100–105.

18 Schaser, *Josephinische Reformen*, 120–131, 173–176.

nichts mit dem Bürgerrecht in den jeweiligen Städten zu tun hatte.¹⁹ Zu dieser Gruppe der Bürgerrechtsaspiranten zählten auch die sogenannten griechischen Kaufleute orthodoxen Glaubens, die die sächsischen Händler hinsichtlich des Handelsvolumens längst übertrafen hatten. Unter ihnen waren Griechen, Südslawen, Rumänen und Aromunen, die, wenn auch nur in kleiner Zahl, oft schon seit dem 17. Jahrhundert in den sächsischen Städten und Orten lebten, aber trotz ihres Wohlstands kaum Aussichten auf das Bürgerrecht hatten.

Unter dem Einfluss der Katholiken, der Reaktion der etablierten Protestanten, die zugleich neue protestantische Immigranten eher ablehnten, dafür aber konfessionsunabhängig mode- und zeitgeistfördernde Österreicher gerne aufnahmen, drängten neue Eliten in die sächsischen Städte. Diesen versuchte Kaiser Joseph II. im Rahmen seiner Reformen schließlich Zugang zum Bürgerrecht zu gewähren – ein Aspekt, der durch die Forschung zumindest für Hermannstadt im Rahmen einer Dissertation erschlossen wurde.²⁰

Josephs sogenanntes Konzivilitätsreskript von 1781 hob den Ausschließkeitsanspruch der Sachsen auf das Bürgerrecht auf Königsboden auf, sodass die zuständigen Behörden – in der Regel Stadtmagistrate – auch Auswärtigen den Hauserwerb und die Erlangung des Bürgerrechts gestatten konnten. Im Jahrzehnt nach 1781 erwarben daraufhin zwar tatsächlich mehr Angehörige aus anderen österreichischen Ländern und aus dem übrigen Siebenbürgen das Hermannstädter Bürgerrecht, doch erhöhte sich die Zahl der ‚Ausländer‘ genauso wenig wie die gesamte Einwohnerzahl, verglichen mit dem vorangegangenen Jahrzehnt. Als mit der Aufhebung der josephinischen Reformen nach 1790 auch die Bürgerrechtsverleihung weitgehend wieder zur alten Praxis zurückkehrte, nahm die Zahl der Neubürger sogar deutlich ab.²¹ Demzufolge gab es einzelne adlige Ungarn, Österreicher und griechische Kaufleute, die Häuser und Bürgerrecht erwarben, allerdings blieben diese Fälle Ausnahmen; eine tiefgreifende Veränderung der Bürgerschaft vollzog sich nicht.

Dass die überwiegend städtische Elite der sächsischen Gesellschaft, die sich nach außen so starr und veränderungsunwillig zeigte, nach innen aber eine relativ große Flexibilität und Durchlässigkeit praktizierte, zeigt die wohl bekannteste sächsische Persönlichkeit des Jahrhunderts, Samuel von Brukenthal (1721–1803). Er kam aus einer Bauern- und Beamtenfamilie des kleinsten

19 Rolf Kutschera, *Landtag und Gubernium in Siebenbürgen 1688–1869* (Studia Transylvanica 11. Köln-Wien 1985), 141–209.

20 Schaser, *Josephinische Reformen*.

21 Ebenda, 131–140.

sächsischen Stuhls, und sein Vater erwarb den Adelstitel erst während Samuels Kindheit. Die Eltern verstarben noch während seiner Schulzeit, und mit dem verbliebenen Erbe finanzierte er eineinhalb Jahre Studium in Deutschland. Als er von dort zurückkehrte, besaß er zwar noch gar keinen akademischen Grad, vermochte es aber dennoch, eine vorteilhafte Ehe zu schließen, dadurch das Bürgerrecht zu erwerben und sich anschließend im Dienst der Nation mühsam emporzuarbeiten. In dieser Zeit wurde sein überragendes Talent erkannt, woraufhin er die Chance auf eine Versetzung an den Wiener Hof erhielt. Seine anschließende Karriere bis hin zum einzigen sächsischen und protestantischen Gouverneur Siebenbürgens ist bekannt und gut beschrieben.²² Brukenthal selbst wirkte auch nicht auf eine Veränderung hin, vielmehr war ihm wie wenigen anderen bewusst, wie wichtig die Wahrung der Rechtsgrundlagen für die Existenz der Nation war, die er, wo er konnte, zu schützen und zu stabilisieren versuchte.

In privilegiis securitas?

Abschließend soll auf ein weiteres Phänomen eingegangen werden, das bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts wahrgenommen wurde und das mittelfristig einen massiven Wandel erahnen ließ, wenngleich sein Durchbruch noch ausblieb. Es geht dabei um die in den Quellen als Walachen bezeichneten Rumänen, die allerorten in zunehmend großer Zahl auf dem Territorium der sächsischen Nation auftraten. Rumänen gab es dort auch zuvor, doch nicht überall und in der Regel nur in sehr kleiner Zahl, etwa als Hirten eines Dorfes. Größere rumänische Ansiedlungen gab es lediglich im Bergland südlich von Hermannstadt (Märginime u. a. mit Städterdorf/rum. Reşinar) oder in der Kronstädter Oberen Vorstadt, am Fuße der Gebirge wie im Törzburger Dominium oder in Bergdörfern. Der flächendeckende Zuzug rumänischer Siedler infolge der großen Bevölkerungsverluste in den sächsischen Orten über das gesamte 17. Jahrhundert bis hin zum letzten Kuruzzenkrieg wurde als „Walachenschwemme“ bezeichnet und schon relativ bald zum Problem, denn die Rumänen mussten aufgrund der geltenden Verfassung Einwohner minderen Rechts bleiben. Sowohl ihre Konfession als auch ihre Herkunft schloss sie vom Erwerb des sächsischen Rechts aus. Als Einwohner auf dem Königsboden mussten sie aber dennoch die gleichen Steuern wie ihre sächsischen Nachbarn erbringen, neben

22 Schuller, Samuel von Brukenthal bietet nach wie vor die beste und in die Zeitgeschichte eingebundene Biografie. Praktisch alle einschlägigen späteren Publikationen basieren auf diesem Titel.

Kopf- und Besitzsteuer auch den Kirchenzehnt, selbst wenn sie keine Angehörigen der evangelischen Kirche waren.²³ Da sie keine Hoffnung auf den Erwerb des Bürgerrechts hatten und sich auch die sogenannten griechischen Kaufleute dezidiert von den Rumänen abgrenzten, musste ihre Gegenwart mittelfristig zu Verwerfungen führen. Als ab Mitte des 18. Jahrhunderts Siedlungsplätze und Grund überall knapp wurden, begannen sächsische Behörden mit der Vertreibung der Rumänen, die sich während der vorangegangenen zwei bis vier Jahrzehnten angesiedelt hatten. Bei der Veräußerung von städtischem Grund auf dem Gebiet der heutigen Hermannstädter Vorstädte wurden Rumänen systematisch missachtet, obwohl sie sich ebenfalls darum beworben hatten. Diese Ausgrenzungspolitik mündete direkt in die Auseinandersetzung mit Kaiser Joseph II., der die Gleichbehandlung der Rumänen forderte, die Vertreibungen wieder rückgängig zu machen anordnete und den bis dahin abhängigen rumänischen Gemeinden auf städtischem Grund Unabhängigkeit gewährte.²⁴ Diese Auseinandersetzung kulminierte in der Aufhebung der Sächsischen Nation und der nahezu gesamten siebenbürgischen Verfassung, was Ende der 1780er-Jahre zu einem weitgehenden Stillstand des öffentlichen Lebens führte.

Nach der Wiederherstellung der alten Rechtsverhältnisse im Jahr 1790 beharrten die Sachsen vor dem Hintergrund dieser Erfahrung umso mehr auf dem Erhalt der alten Rechtstitel und versuchten, Neuerungen nach Möglichkeit zu verhindern. Möglicherweise lassen sich so auch die allgemein rückläufigen Zahlen bei den Bürgerrechtsverleihungen seit 1790 erklären. „In privilegii securitas“ stand auf einer eigens angefertigten Fahne, die für die Rückführung der alten Nationsurkunden vom Gubernium ins Nationsarchiv feierlich geschwenkt wurde.²⁵ Dieses Zitat könnte auch die Sächsische Nation Siebenbürgens im 18. Jahrhundert betiteln, die dieses Jahrhundert nicht nur mit Erfolg überdauerte, sondern sich auch gegen die aufgezwungenen neuen Einflüsse von außen stark abgrenzte oder zu ihrer gesellschaftlichen Festigung nutzte.

23 Georg Eduard Müller, Die ursprüngliche Rechtslage der Rumänen im Siebenbürger Sachsenlande. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde N. F. 38 (1912), 85–314.

24 Schaser, Josephinische Reformen, 141–145.

25 Michael Conrad von Heydendorff, Unter fünf Kaisern: Tagebuch von 1786–1856 zur siebenbürgisch-österreichischen Geschichte (Veröffentlichungen des Südost-deutschen Kulturwerks C/6). München 1978, 28–33.

Vanja Kočevar

Laibach als Schauplatz der Erbhuldigung an Kaiser Karl VI. im Jahr 1728. Herrscherrepräsentation im öffentlichen Raum am Beispiel der krainischen Hauptstadt

Einführung¹

Julius Bernhard von Rohr beschrieb in seiner Arbeit „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren“, die ein Jahr nach der Erbhuldigung des Herzogtums Krain an Karl VI. veröffentlicht wurde, jenen Ritus mit folgenden Worten:

Die Huldigung ist eine eydliche Verficherung von der Unterthänigkeit und Treue, welche ein Unterthan seinem Landes-Herrn leistet, und sind hierzu alle Unterthanen, Landfassen und Einwohner, von was für Condition sie auch seyn mögen, so oft verbunden, als sich eine Veränderung mit der Person des Landes-Herrn begiebt.²

Zu der frühneuzeitlichen Definition muss die Beobachtung der modernen Geschichtsschreibung hinzugefügt werden, dass die Erbhuldigung ein Einsetzungsritus war, der die Machtübernahme des neuen Monarchen bedeutete. Die Erbhuldigung stellte einen zentralen Akt im politischen Leben des Landes dar, da der Eid und die Bestätigung ständischer Privilegien miteinander verbunden waren.³ Durch die Frühe Neuzeit entwickelte sich ein solches Ritual von einem

-
- 1 Der Artikel entstand im Rahmen des Forschungsprogramms “Grundlagenforschung der slowenischen Kulturvergangenheit” (P6-0052/A) und des Forschungsprojekts “Historischer Atlas slowenischer Städte” (J6-9358/A), die von der Slowenischen Forschungsagentur aus dem Staatshaushalt kofinanziert worden sind.
 - 2 Julius Bernhard von Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft Der großen Herren: Die in vier besondern Theilen Die meisten Ceremoniel-Handlungen, so die Europäischen Puissancen überhaupt, und die Teutschen Landes-Fürsten [...]. Berlin 1729, 657–658 (III. Theil, VII. Capitul, § 1).
 - 3 Für Definitionen der Erbhuldigung, vgl. C. G. v. Leitner, Die Erbhuldigung im Herzogthume Steiermark. In: Mittheilungen des Historischen Vereines für Steiermark 1 (1850), 98–136, hier 98; Anton Mell, Grundriß der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Landes Steiermark. Graz 1929, 143; Arno Strohmeyer, Svoboda politike in moč vere: študije o politični kulturi deželnih stanov habsburške monarhije v času verskih vojn (ok. 1550 – ok. 1650). Ljubljana 2011 (Rdeča zbirka), 89–90; Petr Maťa,

einfachen mittelalterlichen Rechtsakt zu einem verschwenderischen Barocktheater pompöser Repräsentanz des Landesfürsten, das mit dem sogenannten „Kaiserstil“ just in der Zeit Karls VI. seinen Höhepunkt erreichte.⁴

Eine Anekdote berichtet, dass Karl VI. so konsequent an der strengen Hofetikette festgehalten habe, wonach er kurz vor seinem Tod am 20. Oktober 1740 bemerkte, dass nur zwei statt vier Kerzen an seinem Sterbebett stünden, wie es das Protokoll für den Kaiser eigentlich vorschreibe.⁵ Obwohl die Anekdote vielleicht nur Imagination ist, da die angebliche Bemerkung des Kaisers über die Unregelmäßigkeit der symbolischen Darstellung auf seinem eigenen Sterbebett nicht im „Zeremonienprotokoll“ festgehalten ist⁶, zeugt sie doch deutlich von der Bedeutung der symbolischen Darstellung in dieser Zeit. Da politische Aktionen in der Vormoderne von Natur aus immer auch symbolische Handlungen waren⁷, konzentriert sich diese Abhandlung genau auf die symbolische Darstellung des Landesfürsten im öffentlich-städtischen Raum anlässlich der Erbhuldigung in Laibach (slowen. Ljubljana).

Quellen und Literatur

Die wichtigste Quelle für diese Abhandlung ist die Publikation „Erbhuldigungs Actus im Herzogthum Crain“, die elf Jahre nach der Huldigung (1739) im Auftrag der krainischen Landesstände von Carl Seyfridt Perizhoff

-
- The Care of Thrones: A Plethora of Investitures in the Habsburg Composite Monarchy and Beyond from the Sixteenth to the Eighteenth Century. In: Klaas van Gelder (Hg.), *More Than Mere Spectacle: Coronations and Inaugurations in the Habsburg Monarchy during the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. New York-Oxford 2021 (Austrian and Habsburg studies, Vol. 31), 29–66, 30.
- 4 Klaas Van Gelder, *Eighteenth- and Nineteenth-Century Coronations and Inaugurations in the Habsburg Monarchy: Why Do They Matter*. In: Klaas van Gelder (Hg.), *More Than Mere Spectacle: Coronations and Inaugurations in the Habsburg Monarchy during the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. New York/Oxford, 2021 (Austrian and Habsburg studies, Vol. 31), 1–28, 14; Petra Vokáčová, *The Bohemian Coronation of Charles VI and Its Hidden Message*. In: Ebenda, 143–167, hier 152. Vgl. Franz Matsche, *Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI. Ikonographie, Ikonologie und Programmatik des »Kaiserstils«*. Band 1/2. Berlin 1981.
 - 5 Rainer Nowak (Hg.), *Maria Theresia: Österreichs große Herrscherin 1717–1780*. Wien 2017, 13.
 - 6 ÖStA [Österreichisches Staatsarchiv], HHStA [Haus-, Hof- und Staatsarchiv], Obersthofmeisteramt [= OMeA], *Zeremonialprotokolle [= ZA-Prot.]* 17, fol. 230v–233v.
 - 7 Gelder, *Eighteenth- and Nineteenth-Century Coronations*, 12.

auf Ehrenhaimb⁸ veröffentlicht wurde. Die Beschreibung der Huldigung ist zwar eine sekundäre Quelle, aber diese Arbeit basiert auf primärem Fachmaterial und enthält zusätzlich eine Ausgabe von 78 Dokumenten, die sich auf das betreffende Ereignis beziehen.⁹ Als wichtig erwiesen sich auch das „Zeremonialprotokoll“ Nr. 14¹⁰ und der Reisebericht über die gesamte Erbhuldigungsreise Karls VI. mit dem Titel „Erb-Huldigungs-Actus in Inner-Oesterreich, id est Steuer, Cärnthen, Crain, Görtz, Triest und Fiume wie solcher Anno 1728 Ihro Röm. Kays. ... May. ... Carolo Sexto ... praestiret und abgelegt worden“, der nach 1735 vom Hofbuchhalter Johann Adam von Heintz verfasst wurde.¹¹ Darüber hinaus ist auch ein „Kurtzer Bericht / oder Befchreibung / der bey den 26ften Augufti des 1728ften Jahres nacher Laybach im Hertzogtum Crain befchehener Ankunft Seiner Kaiferl. und Königl. Catholischen Majesta^t etc. etc. CARL des Sechften durch den Stadt = Magiftrat ernannter Stadt Laybach allerunterthänigst bezeugten Devotion“, veröffentlicht am 15. September 1728 in einem Anhang zur 74. Ausgabe des „Wienerischen Diariums“ hervorzuheben.¹²

Die Erbhuldigung des Herzogtums Krain an Karl VI. erhielt bisher nicht viel Aufmerksamkeit in der Historiografie. Franz Xaveri Legat (1839)¹³ und Josip Mal

8 Janko Polec, Perizhoffer pl. Perizhoff auf Ehrenhaimb, Karl Seyfrid (1694–?). In: Slovenska biografija. Slovenska akademija znanosti in umetnosti, Znanstvenoraziskovalni center SAZU 2013, <http://www.slovenska-biografija.si/oseba/sbi413770/#slovenski-biografski-leksikon> (12. 5. 2021).

9 Vgl. Carl Seyfrid von Peritzhoff, *Erb-Huldigungs Actus im Hertzogthum Crain. Ljubljana 1739*, 71–208.

10 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14.

11 Die Abhandlung basiert auf einer Kopie aus: ÖStA, FHKA, Sammlungen und Selekte [= SUS], Handschriftensammlung [= HS], 0101. Zwei Exemplare vom Reisebericht Heintzs sind auch in der Österreichischen Nationalbibliothek, Sammlung von Handschriften und alten Drucken, Cod. Ser N 2704, 2705.

12 Wienerisches Diarium, 15. 9. 1728, Num. 74, Anhang zu Num. 74, [9]. Über die Ankunft Karls VI. in Laibach berichtete auch die Grazer Zeitung „Posttägliche-Grätzerisch-Außfliegender Mercurius“; vgl. Andreas Golob, *Mediale Reflexionen auf Schritt und Tritt. Zeitungsberichterstattung über Habsburgerreisen im 18. Jahrhundert*. In: Renate Zedinger/Marlies Raffler/Harald Heppner (Hg.), *Habsburger unterwegs: Vom barocken Pomp bis zur smarten Businessstour*. Graz 2017, 9–29, hier 16.

13 Franz Xaveri Legat, *Erbhuldigung in Krain*. In: *Carniolia. Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und geselliges Leben* 16 (1839), 61–62; 17 (1839), 65–66; 18 (1839), 69–70.

(1917)¹⁴ trugen Zusammenfassungen von dessen Beschreibung bei. Josip Gruden¹⁵ und Vladislav Fabjančič¹⁶ räumten der Beschreibung in ihren Werken ebenfalls Raum ein. Sonst erregte die Reise¹⁷ des Kaisers durch Innerösterreich mehr Interesse als die Huldigung selbst. Zu den lateinischen Inschriften auf den Denkmälern zu Ehren des Kaiserbesuchs wurde von Anton Jellouschek¹⁸ und Julijana Visočnik geforscht.¹⁹

In den letzten zehn Jahren nahm das Interesse der Historiografie an Erbhuldigungen wieder zu. Zusätzlich zu den schon genannten Autoren Daniela Hahn und Stefan Seitschek²⁰ wurde diese Thematik auch von Susanne Gmoser²¹, Petr Maťa²², Klaas van Gelder²³, Thomas Cambrelin²⁴ und Miloš

14 Josip Mal, Poklonitev cesarju Karlu VI. v Ljubljani (Zgodovinski spomini) In: Slovenec, XLV (30.1.1917), Nr. 24, 1–3. Josip Mal verfasste seinen Artikel, der am 30. Januar 1917 in der Zeitung „Slovenec“ veröffentlicht wurde, anlässlich der letzten Erbhuldigung einer Deputation des Herzogtums Krain an den letzten österreichischen Kaiser Karl I. in Wien.

15 Josip Gruden, Zgodovina slovenskega naroda. Celje 1992, 934–938.

16 Vladislav Fabjančič, Zgodovina ljubljanskih sodnikov in županov 1269–1820, vol. 4: Župani in sodniki 1650–1785. Ljubljana 2012 (Gradivo in razprave 34), 123.

17 Neben den Publikationen von Simon Rutar, Anton Koblar und Karol Pirc sind besonders hervorzuheben: Daniela Hahn, Zwei Besuche im österreichischen Litorale. Triest als Station der innerösterreichischen Erbhuldigungsreisen Leopolds I. 1660 und Karls VI. 1728. Diplomarbeit [Wien 2013]; Eva Holz, Die Habsburger in Krain. In: Renate Zedinger/Marlies Raffler/Harald Heppner (Hg.), Habsburger unterwegs, 31–43, 32–37. Stefan Seitschek, Die Erbhuldigungsreise 1728. Organisation und Durchführung. In: Ebenda, 45–85.

18 Anton Jellouschek, Die Lapidar-Denkmäler in Laibach. In: Mitteilungen des historischen Vereins für Krain 5 (1850), 13–19.

19 Julijana Visočnik, „Piramida“ na Zgornjem Motniku in njen zgodovinski kontekst. In: Studia Historica Slovenica 18 (2018), 371–391, 605.

20 Stefan Seitschek, Die Erbhuldigung 1728 in Kärnten, ihre Organisation und Durchführung anhand ausgewählter Quellen. In: Carinthia 202 (2012), 125–178.

21 Susanne Gmoser, Die Erbhuldigungen in Österreich unter der Enns 1564–1835. Bedeutungswandel oder Bedeutungsverlust? Diplomarbeit [Wien 2010]; Dieselbe, Die steirischen Erbhuldigungen. In: Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs 2 (2012), 263–281.

22 Maťa, The Care of Thrones, 29–66.

23 Gelder, Eighteenth- and Nineteenth-Century Coronations; Derselbe, Inaugurations in the Austrian Netherlands: Flexible Formats at the Interface between Constitution, Political Negotiation, and Representation. In: Gelder (Hg.), More Than Mere Spectacle, 168–197.

24 Thomas Cambrelin, Conditioning Sovereignty in the Austrian Netherlands: The Joyous Entry Charter and the Inauguration of Maria Theresa in Brabant. In: Gelder (Hg.), 198–222.

Řezník²⁵ untersucht. Luka Vidmar²⁶ und Matej Klemenčič²⁷ haben sich kürzlich auf die kunsthistorischen Aspekte der Entwicklung der krainischen Hauptstadt im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert konzentriert. Deren Forschungsarbeiten ermöglichen eine nähere Analyse der Inszenierung der Erbhuldigung von 1728.

Nach dem Ende der zweiten Türkenbelagerung von Wien verschoben sich die Schlachtfelder des sog. Großen Türkenkrieges (1683–1699) nach Südosten, was die Wiederbelebung des Handels zwischen den habsburgischen Gebieten in Italien und Ungarn ermöglichte. Weil die Handelsrouten durch Laibach verliefen, entwickelte sich die Hauptstadt des Herzogtums Krain zu einem regionalen Zentrum für Kreditgeschäfte und Großhandel. Die Anhäufung von Kapital förderte die kulturelle und künstlerische Entwicklung von Krain und verhalf der Hauptstadt als lebendiges künstlerisches Zentrum zur Blüte.²⁸ Die Erbhuldigung von 1728²⁹ bot Krain und seiner Hauptstadt Gelegenheit, dem Wiener Hof und der breiteren Öffentlichkeit ihr neues Barockgesicht zu präsentieren.

25 Ebenda.

26 Luka Vidmar, *Ljubljana kot novi Rim: Akademija operozov in baročna Italija*. Ljubljana 2013 (*Academia scientiarum et artium Slovenica* 15).

27 Matej Klemenčič, Francesco Robba (1698–1757): Beneški kipar in arhitekt v baročni Ljubljani. Maribor 2013; Derselbe, *Podoba baročne Ljubljane v umetnostni zgodovini*. In: Mojca Ferle/Irena Žmuc (Hg.), *Knjiga, znanje, razum: Od protestantizma do razsvetljenstva (1500–1800): Prispevki z znanstvenega posveta ob razstavi*, 7. in 8. oktober 2020. Ljubljana 2021, 258–278.

28 Vidmar, *Ljubljana kot novi Rim*, 11–22.

29 Karl VI. nahm die Erbhuldigung der innerösterreichischen Erbländer erst knapp 17 Jahre nach seiner Kaiserkrönung an, was laut Stefan Seitschek auf die abnehmende Bedeutung solcher Einsetzungsrituale hinweist. Die Prokrastination kann auch auf ein Defizit in der politischen Macht der Landstände in Steiermark, Kärnten und Krain hinweisen. Sein Vater, Kaiser Leopold I., nahm 1660 nur drei Jahre nach der Machtübernahme die innerösterreichischen Erbhuldigungen an. Der Vorgänger Karls VI., sein älterer Bruder Joseph I., nahm als erster habsburgischer Landesfürst die innerösterreichischen Erbhuldigungen gar nicht an, was aber auch an der Kürze seiner Regierungszeit und dem zeitgleich laufenden Spanischen Erbfolgekrieg liegen könnte. Dass die Erbhuldigungsreise des Kaisers in die innerösterreichischen Länder schließlich notwendig wurde, hatte mehrere Gründe, von denen der wichtigste die Sorge des Hofes war, dass gewisse innerösterreichische Lehensvergaben erblich werden könnten, da seit der letzten Erbhuldigung bereits fast 68 Jahre vergangen waren. Der zweite Grund war die erhoffte wohltuende Wirkung des Luftaustausches auf die Gesundheit von Kaiserin Elisabeth Christine. Es wurde erwartet, dass der Luftwechsel zur erneuten Schwangerschaft der Kaiserin beitragen könnte. Seitschek, *Die Erbhuldigungsreise 1728*, 51–68; derselbe, *Die Erbhuldigung 1728*, 130; derselbe, *Herrschaftsantritt*. In: Stefan Seitschek/Herbert Hutterer/Gerald Theimer (Hg.), 300

Die Erbhuldigung Krains an Karl VI. und Herrschaftsrepräsentation

Während der Erbhuldigungsreise des Kaisers, die vom 17. Juni bis 18. Oktober 1728 dauerte³⁰, zog ein wichtiger Teil des Habsburger Hofes, der mit Begleitung 959 Personen zählte³¹, von Wien nach Graz. Die steirische Hauptstadt wurde zum Drehpunkt, an dem sich der Hauptteil des Hofes niederließ. Von Graz aus bereiste Karl VI. dann am 16. August³² die übrigen innerösterreichischen Länder. Der Kaiser wurde auf dieser Reise von einem kleineren Gefolge (*hoffstaat und comitiva*) begleitet, die laut der erhaltenen Liste 480 Personen zählte.³³ Wenn zu dieser Zahl auch die Musiker, die auf eigene Regie reisten³⁴, dazugezählt werden, lässt sich daraus schließen, dass Karl VI. nach Laibach mit einer Eskorte von ungefähr 500 Personen begleitet wurde.³⁵

Jahre Karl VI. (1711–1740). Spuren der Herrschaft des "letzten" Habsburgers. Wien 2011, 94–103, 98.

- 30 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 120r, 121v, 228v–229r. Seitschek gibt an, dass der Kaiser schon am 12. Oktober 1728 nach Wien zurückkehrt sei. Vgl. Seitschek, Die Erbhuldigungsreise 1728, 73.
- 31 Die Summe ergibt sich aus der "General lista aller deren mit beyden regierenden kay: may: und dero älteren durchlauchtigsten erzherzogin Maria Theresia nach Gratz mit zu reysen oder vor- oder nach zu gehen habenden hoffstatts, canzleyen und extra berufenen personen". ÖStA, HHStA OMeA ÄZA 34, 22.
- 32 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 171r, 175v–176v.
- 33 Die Summe ergibt sich aus der "General lista der mit ihro kay: may: von Gratz auß in die weitere I: Ö: länder mit zu gehen habender kay: hofstaat und comitiva". ÖStA, HHStA OMeA ÄZA 34, 22.
- 34 ÖStA, HHStA OMeA ÄZA, K. 34, fol. 53r–53v.
- 35 Andererseits führt Johann Adam von Heintz in seiner "Hauptlista deren mit der kay[-serlichen] hofstatt von Grätz auf die weithere erbhuldigungsörther [...] mitzugehen persohnen [...]" nur 138 Personen auf (ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 201v–206v). Die Zahl der Personen, die mit dem Kaiser nach Laibach kamen, bleibt daher Gegenstand weiterer Forschungen. Es sei darauf hingewiesen, dass das gesamte Gefolge des Kaisers nicht zur gleichen Zeit reiste, sondern ein Teil des Personals immer vor dem Kaiser zur nächsten Station kam. Über die Erbhuldigungsreise Karls VI. durch die innerösterreichischen Länder vgl. Hahn, Zwei Besuche im österreichischen Litorale, 67–84, (Transkription des "Zeremonienprotokolls" über Triest), 102–112, (Abbildung 2: Reiseroute Karl VI.), 124; Golob, Mediale Reflexionen, 11–17; Holz, Die Habsburger in Krain, 31–37; Seitschek, Die Erbhuldigungsreise 1728, v. a. 73–77.

Der hohe Gast traf am Donnerstag, dem 26. August, vor der krainischen Hauptstadt ein.³⁶ Als die Besatzung der Stadtburg den bevorstehenden Kaiserzug bemerkte, feuerte sie zum Gruß 30 Schüsse mit schweren Geschützen ab. Auf dem Kapuzinerplatz (heute Kongressplatz, slow. Kongresni trg) vor dem Vizedomtor, wo die Stadtväter zu Ehren des Kaisers einen Triumphbogen errichtet hatten, wurde Karl VI. von dem Stadtrat unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Matija Kristjan empfangen.³⁷ Der Bürgermeister hielt eine Begrüßungsrede³⁸ und übergab dem Kaiser die Stadtschlüssel.³⁹ Der Kaiser erwiderte den Gruß, und der Zug betrat, begleitet von einer zweiten Salve, die Stadt, ging die Herrengasse entlang in Richtung Neuplatz (slow. Novi trg) und von dort über die Brücke zum Rathaus (slow. *Rotovž*), wo der Kaiser von einem weiteren Triumphbogen begrüßt wurde, der sich an die Front des Rathauses lehnte.⁴⁰

Vor dem Dom St. Nikolaus, wo der Kaiser aus der Kutsche stieg, wurde er vom Landeshauptmann Wolf Weikard Graf Gallenberg zusammen mit kirchlichen und weltlichen Ständen empfangen.⁴¹ Vor dem Eingang in die Domkirche ließ der (neue) Fürstbischof von Laibach, Felix Sigmund Graf Schrattenbach⁴², an der Spitze des Domkapitels und des krainischen Klerus dem Kaiser die „Pax“⁴³ küssen und segnete ihn mit Weihwasser (*Asperges gegeben*).⁴⁴ Der Kaiser ging dann in die Kirche zu seinem Thron (*oratorium*), der sich auf der rechten Seite des Hauptaltars befand. Acht hochrangige Mitglieder des Stadtmagistrats trugen über dem Kaiser einen Baldachin von dem Eingangstor zu den Stufen des Hauptaltars. Dann sang der Fürstbischof mit Hilfsklerikern, begleitet von kaiserlichen Musikern und Glockenklang in allen Kirchen von Laibach, das *Te Deum laudamus* auf der Epistelseite des Hauptaltars. Als der

36 Die zwanzigköpfige Delegation der Landstände empfing den Kaiser schon am 25. August in Krain (slow. Kranj).

37 Vgl. dazu Fabjančič, *Zgodovina ljubljanskih sodnikov*, vol. 4, 122–123.

38 Die Rede wurde veröffentlicht in: *Wienerisches Diarium*, 15.09.1728, Num. 74, Anhang zu Num. 74, [9–10] in Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, Num 70, 187.

39 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 191r–192r.

40 Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 31–32; ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 70r–70v.

41 Ebenda, 33.

42 Maks Miklavčič, *Schrattenbach baron Heggenberški in Ostroviški, Sigmund Feliks (1674–1742)*. In: *Slovenska biografija. Slovenska akademija znanosti in umetnosti, Znanstvenoraziskovalni center SAZU* 2013, <http://www.slovenska-biografija.si/oseba/sbi549806/#slovenski-biografski-leksikon> (eingesehen am 29.04.2021).

43 Pax – ein liturgisches Objekt zur Begrüßung des Friedens. Ich möchte mich bei Lilijana Žnidaršič Golec dafür bedanken, mir bei der Erklärung geholfen zu haben.

44 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 192r–194v.

Kaiser die Kathedrale verließ, ertönte eine dritte Salve. Nach der Andacht in der Kirche ging der Kaiser in den Bischofshof, wo seine Residenz eingerichtet wurde. Dort speiste er dann in Begleitung der Landstände, wobei der Fürstbischof seinen Segen aussprach.⁴⁵

Am 15. September 1728 berichtete das „Wienerische Diarium“ über den ersten Tag des Aufenthalts des Kaisers in Laibach, unter anderem auch über die feierliche Beleuchtung:

*Den Abend darauf wurde die gantze Stadt / welche zu Ehren allerhöchft Seiner Kaijerl. Majestejt kurtz zuvor fast völlig renoviret worden / und zwar sonderlich das Raht-Haus illuminiret / welchen Pracht die auf die Wienerische Manier hierzu eigenes Fleißes verfertigte Lanternen vergrößerten.*⁴⁶

Heintz fügt hinzu, dass das Rathaus an allen Tagen des Kaiserbesuchs beleuchtet war, sowie einige andere Häuser, teils mit Lampen, teils mit Fackeln. Die Häuser in den Straßen, durch die sich der Kaiserzug bewegte, waren ebenfalls mit Tapeten und Gemälden geschmückt.⁴⁷

Tags darauf, am 27. August, traf der Landtag in der Huldigungssession zusammen. Die Deputation der Landstände begleitete in zwei Kutschen die landesfürstlichen Kommissare – Sigmund Rudolf Grafen Wagensperg und Franz Seyfried Grafen Thurn-Valsassina – von der Kaiserresidenz zum Landhaus (slow. *Lontovž*) und führte sie dann mit einer *Curial-Ceremonien*⁴⁸ ins Gebäude. In der Landstube (*Land-Stuben*), wo für die Kommissare eine Bühne mit Baldachin eingerichtet worden war, hielt Graf Wagensperg zunächst eine Rede vor den versammelten Ständen. Danach überreichte der kaiserliche Sekretär dem stellvertretenden erblichen Landmarschall Anton Joseph Graf Auersperg den Kredenzbrief.⁴⁹ Graf Auersperg öffnete den Brief, las ihn den

45 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 192r–194v; Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 33–34; ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 70–71r. Franz Xaveri Legat gibt im Gegensatz zu den aufgeführten Quellen an, dass in der Kathedrale ambrosianischer Choral (*ambrosianischer Lobgesang*) gesungen wurde (Legat, *Erbhuldigung in Krain*, 62).

46 Wienerisches Diarium, 15.09.1728, Num. 74, Anhang zu Num. 74, [9].

47 ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 75v–76r.

48 Laut Perizhoffer war diese *Kurialzeremonie* dieselbe wie bei gewöhnlichen Landtagen, wenn die landesfürstlichen Kommissare den Landständen in das Landhaus die Landtagsproposition brachten; dabei warteten sie zuerst vor dem Eingang des Landhauses, wobei der Landmarschall in Begleitung einiger anderer Würdenträger aus den Reihen der Landstände ihnen ein paar Schritte gegenüber trat (Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 35, 38).

49 Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 36–37, (die Transkription des Kredenzbriefes) Num. 71, 188–189.

Anwesenden vor und antwortete im Namen der Stände.⁵⁰ Die Kommissare überreichten den Ständen dann die kaiserliche „Erb-Huldigungs-Proposition“, was von der Antwort der Stände gefolgt wurde. Die Kommissare verließen die Sitzung daraufhin nach demselben Protokoll.⁵¹

Die Stände warteten in der Landstube auf ihre Deputation, die die landesfürstlichen Kommissare zurück in den Bischofshof begleitete, und begannen nach ihrer Rückkehr eine Konsultation über die Proposition. Schließlich schloss der Landtag deren „Erklärungs-Schrift“ ab, in welcher der Kaiser aufgefodert wurde, die Erbhuldigung wie in der Vergangenheit (*den alten Modum und Gebrauch*)⁵² durchzuführen. Die Stände wählten auch ihren neunköpfigen Ausschuss für die „Kayserl[iche] Conferenz“. Am Nachmittag beriet sich der Landeshauptmann, ebenfalls Mitglied des Ausschusses, mit den ständischen „Conferential-Räten“ darüber, welche Themen im Zusammenhang mit der Erbhuldigung und mit den krainischen Erbämtern auf der bevorstehenden Konferenz von der ständischen Seite erwähnt werden sollten.⁵³

Am Samstag, dem 28. August, traten die Mitglieder des Ständeausschusses frühzeitig zu einer Konsultation zusammen und kamen dann zu vereinbarter Stunde in das Quartier des kaiserlichen Obersthofmeisters, Rudolf Sigmund Graf von Sintzendorf, der als Gastgeber der Konferenz fungierte. An der Konferenz wurden der Inhalt der ständischen Erklärung vom Vortag sowie die praktischen Aspekte der Durchführung der Huldigung (*Curialia*) erörtert. Unter dem Gesichtspunkt der symbolischen Kommunikation ist der zweite Punkt des Briefes des Kaisersekretärs der wichtigste, da er die Stände darüber informierte, dass der Kaiser den Ständen für die Unterlassung des körperlichen Juraments (*Coörperlicher Jurament*, Schwur) im Gegenzug einen Schadlosbrief ausstellen werde.⁵⁴

Das Recht der Landstände der drei innerösterreichischen Länder, jedem neuen Landesfürsten zunächst einen persönlichen Eid zur Achtung ihrer

50 Die Transkription der Rede des Landmarschalls: Ebenda, Num. 72, 189–190.

51 Ebenda, 37; ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 194v.

52 Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 38, (die Transkription der *Erklärungs-Schrift*) Num. 73, 190–191.

53 Ebenda, 38.

54 Ebenda, 39–44. Die Stelle über den körperlichen Jurament lautete: *Fürs andere: Waren ihro Kayserl[iche] Majest[ät] etc. etc. allergnädigist urbietig / gegen Erlassung deß Coörperlichen Juraments dise treuehorsamste Land-Stände hingegen mit einem Schadloß-Brief zuversehen* (hier 41). Vgl. auch ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 194v–195r.

Freiheiten abzunehmen, ergab sich aus der Urkunde König Rudolfs I. für die steirischen Ministerialen aus dem Jahr 1277.⁵⁵ Durch die Erteilung von zwei Privilegien durch Albrecht II. für Kärnten und Krain im Jahr 1338, die vorschrieben, dass der Adel dieser beiden Länder in Angelegenheiten, die nicht in ihren Urkunden geregelt sind, dem steirischen Recht folgen sollte⁵⁶, wurde diese Urkunde auch in den Nachbarländern zu einer Quelle des subsidiären Rechts.⁵⁷ Diese Bestimmung gab dem Adel von Kärnten und Krain auch indirekt das Recht des landesfürstlichen körperlichen Juraments zum Zeitpunkt der Erbhuldigung.

Zumindest in Krain war dieses Recht jedoch in der Praxis nur dann gültig, wenn es von der politischen Macht der Stände unterstützt wurde, und stellte daher einen guten Indikator für das Kräfteverhältnis zwischen den Ständen und dem Landesfürsten dar. Darüber hinaus zeigt die (Nicht-)Erfüllung des körperlichen Juraments auch die Bedeutung, die einzelne Länder bei Hof genossen. In dieser Hinsicht begannen Krain und Kärnten seit 1660 ihrem Schwesterland Steiermark hinterherzuhinken, weil Leopold I. (1660) und Karl VI. (1728) das körperliche Jurament vor dem Ausschuss des steirischen Adels ablegten⁵⁸, wogegen sich der Adel Krains und Kärntens nur mit einem Schadlosbrief hatte zufriedengeben müssen.⁵⁹

55 Die Bestimmung der Urkunde des Kaisers Rudolf über den körperlichen Jurament lautet: *Ut autem tenor hujus privilegii à futuris dictae terrae Principibus ratus & stabiliter teneatur, praefenti praecipimus fanctione, ut dum Princeps qui pro tempore fuerit à Ministerialibus Styriae fidelitatis exigit Juramentum. Ipfi ad praefationem hujusmodi Sacramenti, minimè constringantur, donec Princeps & dominus corporali suo Juramento promittat, se praefens privilegium in omnibus & singulis suis articulis servaturum* (Mell, Grundriß, 145–146, Anm. 724).

56 Die Bestimmung der Albrecht-Urkunde zum steirischen Recht: *Ouch wellen wier, daz alle herrn, dienstleut und ander edel leut ze Chrain in allen andern sachen, die hie nicht verschriben sind, richten nach dem recht als unser herren und edel leut in unserm lande ze Steyr* (Andrej Nared, Objava in prevod privilegijev kranjskega plemstva (1338) ter plemstva v Marki in Metliki (1365). In: Andrej Nared/Jure Volčjak (Hg.), *Kranjski deželni privilegiji = Carniolan provincial privileges = Krainische Landesprivilegien: 1338–1736*. Ljubljana 2008, 73–76; Arhiv Republike Slovenije [= ARS], SI AS 1063, Zbirka listin, Nr. 5793 (1338, September 16., Graz).

57 Sergij Vilfan, *Rechtsgeschichte der Slowenen bis zum Jahre 1941*. Graz 1968 (Grazer Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien 21), 135–136.

58 Heribert Hisch, *Die Erbhuldigungen in der Steiermark*. Phil. Diss. [Graz 1949], 103, 105; Gmoser, *Die steirischen Erbhuldigungen*, 272, 276–277.

59 Für die Erbhuldigung Krains an Leopold I. 1660 vgl. ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 2, Teil 1, fol. 942. Für die Erbhuldigung Kärntens 1660 vgl. ÖStA, HHStA

Perizhoff, dessen Veröffentlichung von den Landständen in Auftrag gegeben worden war, erklärt in seiner Beschreibung der Erbhuldigung, dass die Stände die Unterlassung des Schwurs auf die Person des Kaisers beschränkten und dass diese nicht zuträfe, wenn sie die Erbhuldigung von seinen Kommissaren erhielten. Jeder Kommissar, heißt es weiter, wäre gezwungen, den Eid im Namen des Herrschers stehend mit drei erhobenen Fingern abzugeben. Der Verfasser der Beschreibung fügte hinzu, dass die Stände freiwillig und nicht aus Pflicht zustimmten.⁶⁰

Am Nachmittag, nachdem die Konferenz beendet worden war, kündigte der Landeshauptmann Wolf Weikard Graf von Gallenberg allen Mitgliedern der Landstände an, dass sie sich am nächsten Tag um 7 Uhr morgens im Landhaus zu versammeln hätten.⁶¹ An diesem Samstag fand bei den Augustinern *vor der Stadt* (in der Mariä-Verkündigung-Kirche im heutigen Franziskanerkloster) ein Gottesdienst statt, an dem auch der Kaiser teilnahm. Zu Ehren des Geburtstages der Kaiserin, die in Graz geblieben war, fand in der kaiserlichen Residenz eine feierliche Gala statt.⁶² An diesem Tag wurde die Aufmerksamkeit des Hofbuchhalters Johann Adam von Heintz von einem namenlosen *Baron* Dinzl erregt, der gemäß feudaler Pflicht dem kaiserlichen Hoffleischer einen Ochsen für die kaiserliche Küche brachte.⁶³

OMeA ZA-Prot. 2, Teil 1, fol. 926, 931; für das Jahr 1728: ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 181r–183v, 186v–189r. Edmund Aelschker, *Geschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart mit Rücksicht auf Culturverhältnisse*, Zweiter Band: Von Kaiser Karl V. bis zur Gegenwart. Klagenfurt 1885, 862–863, 876–877; Seitschek, *Die Erbhuldigung 1728*, 147, 148–157. Zur Geschichte des Herzogseinsetzungsrituals in Kärnten und Einsetzung der karantanischen Fürsten vgl. Bogo Grafenauer, *Die Kärntner Herzogseinsetzung*. Ljubljana 2016 (Dela/Slovenska akademija znanosti in umetnosti, Razred za zgodovinske in družbene vede = Opera/Academia scientiarum et artium Slovenica, Classis I: Historia et sociologia 40).

60 Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 41, 54–55, (Abschrift des Schadlobriefes Karls VI.) Num. 77, 205–207.

61 Ebenda, 44.

62 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 195r.

63 ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 71r–72v. Sergij Vilfan meint, dass die feudale Pflicht der Besitzer eines Edlingerhofes in Log bei Laibach, der landesfürstlichen Küche einen Ochsen anzubieten, einen Hinweis auf die Existenz des altslawischen Inthronisierungsritus gibt (siehe Sergij Vilfan, *Zgodovinska pravotvornost in Slovenci*. Ljubljana 1996 (Zbirka Pravna obzorja 5), 109). Vgl. dazu auch Majda Smole, *Graščine na nekdanjem Kranjskem*. Ljubljana 1982, 68.

Am Sonntag, dem 29. August, war endlich die Erbhuldigung an der Reihe. Auf Befehl des Landeshauptmanns versammelten sich die Stände in der Landstube des Landhauses und schickten ihren Obersekretär *nach Hof*, der den kaiserlichen Kammerherrn darüber informierte, dass die Stände versammelt seien und die Huldigung erwarteten. Nach Erhalt der Erlaubnis marschierten die Landstände in einem geregelten Zug zum Bischofshof und versammelten sich im Vorraum. Von dort ging der Huldigungszug durch die Hintertür entlang des *Lingischen engen Gaßleins*⁶⁴ (heute: Mačkova-Straße) zur *Spittal-Gassen* (heute: Stritar-Straße) und bog dann auf dem „Platz“ (heute: Mestni trg) nach links in Richtung Kathedrale ab.⁶⁵

Im Dom wurde der Kaiser unter einem Baldachin zum Thron auf der Evangelienseite des Hauptaltars geführt. Nachdem der Fürstbischof in Begleitung von Hofmusikern das Pontifikalamt zu Ehren des Hl. Geistes zelebriert hatte, kehrten die Teilnehmer der Huldigung in der gleichen Reihenfolge in den Bischofshof zurück. Der Kaiser empfing dann in seiner *Retirada* in einer Audienz die Beauftragten der Landstände, die ihn dazu aufforderten, ihre Erbhuldigung anzunehmen. Zu diesem Zweck kam der Kaiser in Begleitung von Höflingen und Inhabern der Erbämter in die Ritterstube, wo ein Thron aufgestellt worden war.⁶⁶

Der Rechtsakt der Erbhuldigung begann mit einer Rede des Hofvizekanzlers, Graf Seiler, die vom stellvertretenden Landmarschall Graf Auersperg beantwortet wurde, woraufhin sich der Kaiser auch den Landständen zuwandte. Es folgte die Ablegung des Eides, dessen Inhalt den Ständen vom Hofvizekanzler vorgelesen wurde. Danach ließ der Kaiser die Ständemitglieder seine Hand küssen, begleitet von Glockenschlägen, Gewehrschüssen und Kanonensalven. Die Versammelten marschierten dann von der Ritterstube in die Kathedrale zurück, wo eine Andacht und das *Te Deum laudamus* stattfanden. In der Zwischenzeit wurde die Ritterstube für das kaiserliche Bankett vorbereitet, das im Anschluss an die kirchliche Zeremonie folgte.⁶⁷

64 Vlado Valenčič erwähnt den Namen *Lingar-Straße* (slow. *Lingarjeva ulica*) (Vlado Valenčič, *Zgodovina ljubljanskih uličnih imen*. Ljubljana 1989. *Gradiva in razprave/Zgodovinski arhiv Ljubljana* 9, 226). Für den Hinweis auf dieses wichtige Detail bedanke ich mich bei Boris Golec.

65 Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 44–47.

66 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 195r–197v; Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 51–52.

67 Perizhoffer, *Erb-Huldigungs Actus*, 53–56; ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 199r. Die Beschreibungen unterscheiden sich geringfügig; Perizhoffer stellt fest,

Nachdem die kaiserliche Küche das Essen zubereitet hatte, begleitete die Delegation der Landstände den Kaiser in die Stube. Dem Kaiser wurde von den Trägern der Landes-Erbämter Essen serviert und das Bankett wurde von der Musik der Kaiserkapelle begleitet.⁶⁸ Das "Zeremonialprotokoll" berichtet, dass *by dem Ersten Trunck* des Kaisers eine weitere Kanonensalve widerhallte.⁶⁹ Es folgte ein Bankett für die Ständemitglieder: Jedem der elf Inhaber der Erbämter wurde ein Tisch zugewiesen, zu dem er weitere elf Ständemitglieder einladen konnte. Darüber hinaus gab es im Bischofshof einen speziellen zwölften oder ‚freien‘ Tisch, an dem vierzig Herren und Gesandte der Städte saßen.⁷⁰ Der Abschluss der Erbhuldigung wurde von einer Volksfeier auf dem Stadtplatz begleitet.⁷¹ Nach Abschluss beider Bankette beschenkte Karl VI. einige Inhaber der Erbämter und beförderte mehrere krainische Adlige mit Titeln.⁷² Am Montag, dem 30. August, verließ der Kaiser nach dem Mittagessen die Hauptstadt Krains und segelte 26 km lang nach Oberlaibach (slow. Vrhnika), während die Wagen der kaiserlichen Eskorte bereits nach Görz (slowen. Gorica, ital. Gorizia) geschickt worden waren. Im Hafen am Rain (slow. Breg) wartete auf den Kaiser sein persönliches Schiff (*Leib-Schiff*) namens *Carolus Boromaeus*, mit dem er am Abend in Oberlaibach ankam. Darüber hinaus wurden im Hafen zwölf kleinere Schiffe (*Landschaftliche Storien*) für andere Höflinge vorbereitet.⁷³

dass die Salven von Kanonen und Gewehren ununterbrochen vom Handkuss bis zur Andacht im Dom andauerten, wogegen das "Zeremonienprotokoll" zwei separate Salven erwähnt.

68 Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 57–59.

69 ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 200r.

70 Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 60–61.

71 ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 75v–76r.

72 Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 62–63.

73 Unter diesen befand sich auch ein Schiff vom Typ „Chaichio“, das für den Prinzen Franz Stephan von Lothringen vorbereitet war, der später in Laibach ankam und dann nach Oberlaibach segelte (Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 64). Vgl. dazu auch: ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 200r; ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 76v–77r. Der Kaiser reiste von Laibach nach Westen und kehrte am Montag, dem 20. September, dorthin zurück, nachdem er die Erbhuldigungen von Görz, Gradisca, Triest und Fiume (kroat. Rijeka) erhalten hatte. Am Mittwoch, dem 22. September 1728, setzte er seine Reise über Trojane zurück nach Graz fort (Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 64–70; AT-OESTA/HHStA OMeA ZA-Prot. 14, Fol. 221v).

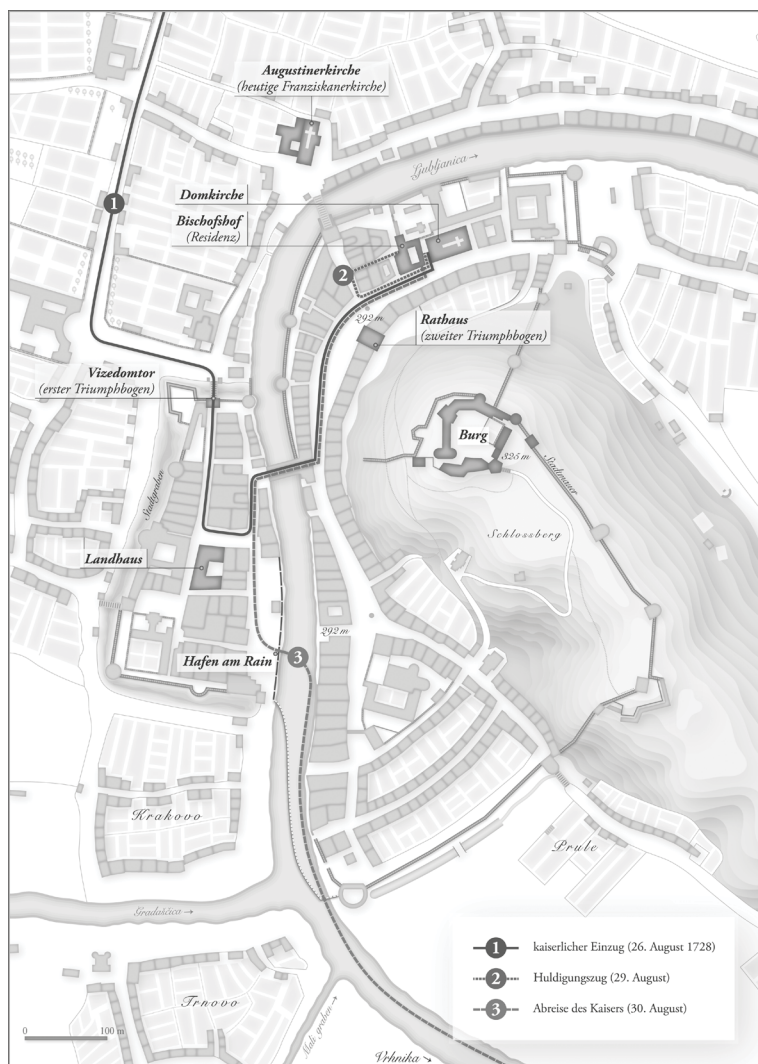


Abb. 1: Nutzung öffentlicher Räume in Laibach bei der Erbhuldigung des Herzogtums Krain an Kaiser Karl VI., 26–30. August 1728 (Kartografin Mateja Rihtaršič)⁷⁴

74 Ivan Dizma Florjančič de Grienfeld, Deželopisna karta vojvodine Kranjske [Kartografsko gradivo]. Ljubljana 1994 (Monumenta Slovenica 6).

Laibach in den Augen des Wiener Hofes

Die Begegnung mit der Stadt Laibach, die ihre letzte Erbhuldigung in einer neuen Barockverkleidung⁷⁵ erwartete, erregte beim Kaiser gemischte Gefühle. Stefan Seitschek stellt fest, dass Karl VI. bereits am Tag des zeremoniellen Eingangs in die Stadt, dem 26. August, in seinem Tagebuch festhielt: *statt schlecht, kirchen hibsch haus, so(nst) schlos auf ein berg mit wald umbgeben*.⁷⁶ Darüber hinaus schrieb der Landesfürst drei Tage später, am 29. August, dass die Erbhuldigung von einer guten Rede (*r[e]dt gut*) begleitet wurde, was laut Seitschek bedeute, dass der Kaiser das Protokoll der Erbhuldigung ernst nahm.⁷⁷

Auf den Autor des Reiseberichts über die Erbhuldigungsreise, Johann Adam von Heintz, machte das krainische „kleine Rom“⁷⁸ einen besseren Eindruck. Der Buchhalter machte der Stadt einige Komplimente, als er die dortigen Kirchen insizierte:

*In denen kkirchen praevalirte sie Grätz und Clagenfurth, vornehmlich] die dom-kirchen, welche wegen ihres neüen gebäües, und herlichen mahlereyen (mehrstentheils von dem berümbten mahler Quaja⁷⁹ verfertiget worden) würdig zusehen ist.*⁸⁰

75 Vgl. Klemenčič, *Podoba baročne Ljubljane v umetnostni zgodovini*, 258–278; Vidmar, *Ljubljana kot novi Rim*, 11–22.

76 Die gesamte Passage über Laibach lautet (Transkription von Stefan Seitschek, *Die Erbhuldigungsreise 1728*, 70): *10 ½ zu Labach, schon wetter, aber war mer schr** einsahken, flah, ander bergig, wohl ankomen, logir in bischofhof an der kirchen, statt schlecht, kirchen hibsch haus, so(nst) schlos auf ein berg mit wald umbgeben, hie einfahren wie Car(n)ten, te Deum; nachereinrichten, St. Julian auf Graz abfehrtigt, schreiben*.

77 Seitschek, *Die Erbhuldigungsreise 1728*, 70.

78 Vidmar, *Ljubljana kot novi Rim*, 175–180.

79 I. e. Giulio Quaglio (1668–1751).

80 Die gesamte Beschreibung von Laibach lautet: *Die stadt Labach belangend: ist diese eine mittelmässige stadt mehresten theils engen gassen, wirdt durch den fluß Labach in der mitten getheilet, worvon der hinter theil mit einem schloßwerckh versehen ist, die stadt hat 4. thöre, nemblich]: das Franciscaner, Spitthall, Teütsche und Wasser-thor. In denen kkirchen praevalirte sie Grätz und Clagenfurth, vornehmlich] die dom = kirchen, welche wegen ihres neüen gebäües, und herlichen mahlereyen (mehrstentheils von dem berümbten mahler Quaja verfertiget worden) würdig zusehen ist. Es befündet sich darbey ein canonicat, dessen vorsteher und bischoff dermahlig h[err] graff v[on] Schrottenbach ist, nach diser folget an schönheit die nächste kkirchen deren closter frauen sey st: Ursula, so über dem wasser lieget, und obwohlen dermahlen auser denen alter-blättern nichts von mahlereyen zu sehen, auch die altär selbsten noch nicht verfertiget seyndt, so ist sie doch billich weegen ihren wohl ordinirten gewölbern, und kuppeln, auch der äüserlich]en alla Romana, und in forma eines amphi-theatri mit*

Er lobte auch das äußere Erscheinungsbild der Stadt, die maßgeblich zur angemessenen Ehrung des hohen Gastes beitrug:

Worbey noch zu bemercken ist, daß bey dem huldhungszug die fenster und gallerien in denen jenigen gassen, alwo der zug durch ginge mit schönen tappetten und mahlereyen geziert waren, welches weeder in Grätz, noch in Clagenfurth geschehen ist, [...].⁸¹

Szenografie der Erbhuldigung unter freiem Himmel

Während zwei Kuriere, die schon im März Krain erreicht hatten⁸², sich um die Vorbereitung der Innenräume der Gebäude, in denen sich der Kaiser während seiner Reise aufhielt, kümmerten und im Bischofshof, in der Kathedrale und im Landhaus eine „Szenografie“ der Erbhuldigung (zwei Throne und eine Bühne) erstellt wurde, schmückte die krainische Hauptstadt nicht nur Fenster und Galerien *mit wunderschönen Tapeten und Gemälden*, von denen Heintz berichtet, sondern errichtete auch mehrere ephemere Prunkarchitekturen zu Ehren des hohen Gastes im öffentlichen Stadtraum. In diesem Zusammenhang sind insbesondere die zwei Triumphbögen zu erwähnen, die vom Stadtmagistrat vor dem Vizedomtor und vor dem Rathausgebäude auf dem Stadtplatz errichtet wurden.

Da die Kunstgeschichte maßgeblich zur Bestimmung der künstlerischen Qualität und der Beschreibung einzelner architektonischer Elemente beider Triumphbögen beitrug⁸³, sollen hier nur die Beschreibungen jener erwähnten architektonischen Schöpfungen präsentiert werden, die kunstgeschichtlich noch nicht analysiert worden sind. Außerdem wird deren Bedeutung für die Herrschaftsrepräsentation Karls VI. als Landesfürst des Herzogtums Krain bewertet. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Triumphbögen liegt in deren Haltbarkeit. Während der erste Triumphbogen vor dem Vizedomtor als dauerhaftes Denkmal an den Besuch des Kaisers errichtet wurde und die Stadt bis zu seinem Abriss 1791 zierte⁸⁴, gehört der zweite Triumphbogen vor dem

quatraten und grossen saulen, in die rundung gezogenen facciada sehr lobens würdig. 3ten die kirchen des collegii deren P: P: Soc: Jesu, welche weegen ihren vielfältig- und grossen durchauß von schönsten marmor gemachten altären, eine deren schönsten kirchen kann gennent werden (ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 71v–72v).

81 ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 76r–76v.

82 Holz, Die Habsburger in Krain, 32; Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 2.

83 Vgl. Klemenčič, Francesco Robba (1698–1757), 15, 69–74, 269 (unter Berücksichtigung sämtlicher wichtigsten wissenschaftlichen Abhandlungen).

84 Klemenčič, Francesco Robba, 69–74, 269.

Rathaus zum Feld der sog. ephemeren Architektur, die zu dieser Zeit in ganz Europa häufig zu ähnlichen Zeremonien gehörte.⁸⁵

Da Perizhoffers Beschreibung⁸⁶ des ersten Triumphbogens Gegenstand mehrerer historischer und kunsthistorischer Studien war, konzentriert sich die Abhandlung hier auf die Beschreibung, die das „Wienerische Diarium“ am 15. September 1728, neunzehn Tage nach der Ankunft des Kaisers in der krainischen Hauptstadt, veröffentlichte:

Andertens hatte erfagter Stadt = Magistrat um auch der Nach = Welt ein Zeichen seiner allerunterthänigst gegen allerhöchft = ernannt Seiner Kaijerl. Majestät etc. tragenden Devotion zu hinterlassen / an dem fogenannten Landes = Vice-Domb-Thor / durch welches Seine Kaijerl. Majestät / etc. den Einzug gehalten / eine prächtige Triumph = Porten von Stein 22 Schuhe⁸⁷ hoch durch den berühmten Kunstler Francesco Roba von Venedig gebürtig / der Zeit Burger / und Stein = Bild = Hauer zu Laybach / mit Säulen / Piramiden / und Trophaeis nach der jetzigen Bau = Regel verfertigt / und solche mittels der bald nach folgenden Überschrift allerhöchft seiner Kaijerl. Majestät / dessen Bildnuß von dem feinsten weißen Genuefer = Marmor / samt der ober derselben stehenden Fama nicht wenig zu bewunderen / in Allerunterthänigkeit dediciret mit nachfolgender Schrift. Carlo VI. Romanorum Monarchae, Germaniae, Hispaniae, Hungariae, Bohemiae Regi, Archi-Duci Austriae, &c. &c. Hanc Urbem ad accipiendum à Ducatu Carnioliae homagium ingredienti S. P. Q. Labacensis, Anno 1728. Bey der aber seynd folgende Worte zu lesen: Gloria Martis. Claud. Wordurch dieses Landes = Vice-Dombische Thor in ein Monumentum, und Ehren = Pforten verwandelt worden.⁸⁸

Matej Klemenčič stellte fest, dass der Magistrat dem Bildhauer Francesco Robba insgesamt 440 Gulden und 29 Kreuzer für die Errichtung des Triumphbogens bezahlte. Von dem Triumphbogen ist die Marmorbüste Karls VI., die laut Klemenčič ein Werk Robbas ist, erhalten geblieben. Robba stellte den Kaiser in Rüstung dar – mit der Collane des Ordens vom Goldenen Vlies, die vom Maler Johann Michael Rainwaldt vergoldet wurde, mit einer reich gekräuselten Perücke und umkrönt vom Lorbeerkranz eines römischen Triumphators. Klemenčič fährt fort, dass der Kopf des Kaisers leicht geneigt sei, als ob Karl VI. seinen Blick vom Triumphbogen einem Beobachter zuwenden würde, der sich dem Vizedomtor über den Kapuzinerplatz näherte. Die Kaiserbüste schmückte nach 1791 das Rathaus, heute wird sie jedoch im Stadtmuseum von Laibach aufbewahrt.⁸⁹

85 Vgl. Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft, 661.

86 Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 31–32.

87 Der „Schuh“ (Fuß) maß ca. 31,6 cm, was einer Höhe des Triumphbogens von knapp 7 Metern (6.952 m) entsprechen würde.

88 Wienerisches Diarium, 15.09.1728, Num. 74, Anhang zu Num. 74, [9].

89 Klemenčič, Francesco Robba, 69–74, 269.



Abb. 2: Francesco Robba: Karl VI., Marmor (Mestni Muzej Ljubljana, Inv.-Nr. 510: LJU; 0018710, Fotograf: M. Paternoster).

Über den „ephemerer“ Triumphbogen, der vor dem Rathaus stand⁹⁰, berichtet das „Wienerische Diarium“ Folgendes:

Erstlichen wurde auf einer Ecke der Raht = Hauses die Gottin des Friedens / oberhalb aber die Bildnuß Caroli Magni mit der Überschrift Pace Magnus, auf dem anderen Ecke aber der Kriegs = Gott Mars, und oberhalb die Bildnuß CAROLI V. mi[t] der Überschrift Bello Magnus vorgestellt. In der Mitte des Ehren Gerufts aber stunde ein u^{ber}aus kostlich gefertigtes Brust-Stuk Seiner anjetzo Regierenden Kaiserl. Majesta^t etc. etc. CAROLI VI., oberhalb stellet sich hervor die Fama zu beeden Seiten auf

90 Vgl. die Beschreibung in Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 32–33. Der anonyme Verfasser des „Zeremonialprotokolls“ Nr. 14 stellte in Bezug auf den zweiten Triumphbogen lediglich fest, dass der Magistrat von Laibach an dem Triumphbogen vor dem Rathaus einen Weinbrunnen (*Wein-Rühnen*) errichtete (ÖStA, HHStA OMeA ZA-Prot. 14, fol. 200r). Matej Klemenčič gibt an, dass die Beschreibung beider Triumphbögen auch vom anonymen Autor der Biografie von Prinzen Eugen von Savoyen aus dem Jahr 1739 mit dem Titel „Des großen Feldherrn Eugenii, Herzogs von Savoyen, Heldentaten“ beige-steuert wurde (426), (Klemenčič, Francesco Robba, 74, 188, 269).

allerochft Seine Kaiserl. Majefta^t deutend / mit der Uberschrift: Hic utroque. Und den Gipfel des Ehren = Gerufts zierete ein zwey=ko^pfiger Adler mit denen Kaiserl. Insignien. In der Mitte der Schwib = bo^gen aber / blickete hervor ein sehr kunftlich von Bild = Hauer = Arbeit verfertigter Lind = Wurm / welcher die Stadt = Wappen praesentirt / und an dem 29. Augufti dieses Jahres / als an dem Tage der Huldigung dem Volk rot = und weiffen Wein ausspenden wu^rdet.⁹¹

Eine Beschreibung des zweiten Triumphbogens mit einem „Weinbrunnen“⁹² befindet sich auch bei Heintz:

Der magistrat aber hat zur freydens bezeügung nebst einer 3. täg[igen] illumina[ti]on ihres rath-hauses an den huldigungs-tag 3 vaß⁹³ wein renen lassen, wobey auch brodt außgeworffen worden. Zu welchen ende besagte stadt an dero rathhausß ein arth von einer triumph-porten aufrichten liese, auff dessen mittel ein alla Romana gemachtes vase stunde, solches vas, und den über die althane des rath-hausß gemachter triumph-bogen truge ein fliegender trach, auß dessen rachen, roth und weiser wein flosse, etwas höher aber besagte vase war[en] zu beeden seithen metallisirte schildt angehefft [?] vor von der zur rechten den frieden mit der überschrift pace magnus, der zur lincken aber den krieg mit den worthen bello magnus. Vorstellet aber diesen beeden schildern folge die fama mit ihren gewöhnlichen horn, die worth außstossend: hic utraque.⁹⁴

Klemenčič stellt fest, dass der Magistrat die Dekoration des zweiten *Ehren-Gerüstes* dem Maler Johann Michael Rainwaldt und dem Bildhauer Heinrich Michael Löhr anvertraute. Von der Dekoration der Rathausfassade sind mehrere Statuen erhalten geblieben. Es ist möglich, dass die Skulpturen Karls des Großen und Karls V., welche die Seiten des ephemeren Triumphbogens schmückten, mit den schlecht erhaltenen Statuen, die sich heute in den Nischen der Fassade der Kirche St. Florian am (heutigen) Gornji trg befinden, identisch sind.⁹⁵ Im Jahr 2010 wurde in der Slowenischen Nationalgalerie eine schlecht

91 Wienerisches Diarium, 15.09.1728, Num. 74, Anhang zu Num. 74, [9].

92 Der Ausdruck basiert auf Julius Bernhard von Rohr, der angibt, dass ähnliche *Weinbrunnen* bei Erbhuldigungsfeiern häufig waren: *so laßt man ihnen auch wohl einen oder ein paar Tage Fontainen mit Wein springen*, (Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft, 41, 677).

93 Das Hohlmaß 1 Fass enthält ungefähr 560 Liter. Laut der oben angeführten Beschreibung sollten die Stadtväter für das Erbhuldigungsfest ungefähr 1680 Liter Wein vorbereitet haben.

94 ÖstA, FHKA SUS HS 0101, fol. 75v–76r.

95 Klemenčič, Francesco Robba, 71–72, 269. Vgl. dazu auch: Viktor Steska, O nekaterih ljubljanskih spomenikih. In: Zbornik za umetnostno zgodovino 1 (1921), 49–55, 55. Der Autor gibt an, dass eine der Statuen an der Fassade der Kirche St. Florian Karl Borromäus abbilde, nicht Karl V.

erhaltene Büste Karls VI.⁹⁶ aus ungebranntem Ton (*terracruda*) entdeckt. Klemenčič ist der Meinung, dass Robba selbst diese Statue als Nachbildung der Marmorbüste vom Vizedomtor aus einem billigeren Material ausgearbeitet haben könnte.⁹⁷

Von dem zweiten Triumphbogen könnte sich auch ein Doppeladler mit kaiserlichen Insignien erhalten haben, der 1728 die Spitze des Bauwerks vor dem Rathaus schmückte. Das Stadtmuseum von Laibach verwahrt einen Doppeladler, der einst die Fassade des Rathauses schmückte. Die Fachliteratur vertritt die Ansicht, dass die Holzskulptur während der Erbhuldigung an Karl VI. im Jahr 1728 errichtet wurde⁹⁸, was durch das Monogramm des Kaisers C: VI.; das der Adler auf seiner Brust trägt, unterstützt wird. Es ist jedoch zu beachten, dass die Krone über den Köpfen des Adlers eher an die Reichskrone⁹⁹ als an die persönliche Krone Kaiser Rudolfs II. (die sogenannte „Hauskrone“, die erst 1804 zur offiziellen Krone des Österreichischen Kaisertums wurde) erinnert.¹⁰⁰ Dies wirft mehrere Fragen auf, nämlich ob die Krone über den Adlerköpfen ein Original ist oder jene zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch eine neue ersetzt wurde. Letztlich stellt sich auch die Frage, ob die Holzskulptur trotz des Monogramms Karls VI. wirklich im frühen 18. Jahrhundert entstanden ist.

96 Narodna galerija, Katalog Nr. A14; vgl. Klemenčič, Francesco Robba, 71 (Bilder 84, 85), 269.

97 Klemenčič, Francesco Robba, 71–72, 269.

98 Ebenda, 71, 269.

99 Für diesen wichtigen Hinweis danke ich Ana Pokrajac Iskra und Janez Polajnar (Museen und Galerien der Stadt Ljubljana).

100 Peter Diem, Die Symbole Österreichs: Zeit und Geschichte in Zeichen. Wien 1995, 183–189, Farbbabb. III; Sabine Haag (Hg.), Meisterwerke der Weltlichen Schatzkammer. Kurzführer durch das Kunsthistorische Museum Wien, Band 2. Wien 2017, 136–139.



Abb. 3: Doppeladler Mestni Muzej Ljubljana, Inv.-Nr. 510: LJU; 0031100, Fotograf: M. Paternoster.

Als wichtiger Bestandteil der Außenvertretung Karls VI. als Landesfürst kann auch sein persönliches Schiff (*Leib-Schiff*) betrachtet werden. Das Schiff trug den Namen eines der wichtigsten Kirchenreformer des 16. Jahrhunderts, Karl Borromäus, der zugleich auch der Namenspatron des Kaisers war¹⁰¹; jener wurde zur Regierungszeit Karls VI. auch in Krain zu einem populären Heiligen.¹⁰² Das Schiff wurde von den krainischen Landständen

101 Stefan Seitschek, Person und Familie. In: Seitschek/Hutterer/Theimer (Hg.), 300 Jahre Karl VI. (1711–1740), 14–32, 30–31.

102 Steska, O nekaterih ljubljanskih spomenikih, 54.

in Absprache mit dem Hof gebaut.¹⁰³ Perizhoffer gibt an, dass das Segelschiff nach dem Modell einer in Venedig für Regatten verwendeten typischen *Peota* gebaut wurde.¹⁰⁴ Heintz bemerkte jedoch, dass es eine Galeere war, die 36 Ruder haben sollte.¹⁰⁵ Sowohl Perizhoffer als auch Heintz loben die Verarbeitungsqualität und die Kunst der Verzierung, die das Schiff zu einem *monarchischen Status* erhoben haben soll. Das Innere des Schiffes war mit kostbarem Samt und Damast verkleidet und das Äußere war mit vergoldeten Schnitzereien geschmückt. Die Besatzung bestand aus 12 Männern, von denen sechs aus Laibach, die anderen sechs hingegen italienische Seeleute waren, die wie Gondolieri Seidenanzüge in ständischen Farben trugen.¹⁰⁶ Das Schiff vom Typ

103 ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 76v–77r; Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 9, 64; Num. 26, 119–120.

104 Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 64. Schiffe vom Typ „la peota“ waren im Durchschnitt bis zu 15 Meter lang, 2,5 Meter breit und über 1 Meter hoch. An Bug und Heck war ein Teil des Decks mit Planken bedeckt. In der Mitte des Schiffes befand sich ein überdachter Raum („il falze“), der einem Baldachin ähnelte und mit Damast und Seide bedeckt war. „Il falze“ konnte bis zu 12 Personen an einem Tisch bewirten. Dieser Schiffstyp wurde hauptsächlich in venezianischen Gebieten für den Flussverkehr und für Regatten eingesetzt. Es sind zwei Varianten von „la peota“ bekannt, und zwar entweder als Segelschiff oder als Ruderschiff. Normalerweise ruderten 4 Matrosen, wobei bei zeremoniellen Regatten 8 Matrosen die Ruder betrieben. Ich möchte mich für diese Informationen bei dem Kurator für die ältere Marinegeschichte Dr. Flavio Bonin vom Schifffahrtsmuseum Sergej Mašera in Piran herzlich bedanken. Siehe Flavio Bonin, *Belo zlato krilatega leva: razvoj severnojadranskih solin v obdobju Beneške republike*. Piran 2016, 218–219.

105 ÖStA, FHKA SUS HS 0101, fol. 77r. Die von Heintz angeführte Zahl der Ruderer (36) erscheint angesichts der üblichen Abmessungen der sog. „Peota“ und der von Perizhoffer (12) nachfolgend genannten Anzahl der Matrosen als zu hoch.

106 Perizhoffers Beschreibung des Schiffes lautet: *Immittels / und bey diser Gelegenheit erachte ich so denck- als beschreibens-würdig zu seyn / dije Schiff-Fahrt in eine befondere Notam zu nehmen / was massen Erfülchen das Kayserliche Leib-Schiff mit Namen CAROLUS BOROMAEUS, von einem in Schiff-Bau best-erfahrenen / und eigenen Fleifes hierzu bestelten Meistern sehr kunftlich / auf Art / der auf dem Adrianischen-Meer so genanter Peoten instruiert / und angegeben / nachdem solches inwendig mit kostbaren / verportirten Sammet / und Damasck / außwendig aber mit vergolten kunftlichen Bildhauer-Zieraten in einem Monarchischen Stand gebracht ware / samt allen darzu erforderlichen Segel- und anderen Gerattschaften / auch theils Laybacherischen sechs Schiff-Leut und sechs Wa'llischen Barcarollen / welch- alle auf Gondolier-Art mit denen in der Landtschaftlichen Livrée-Farb hergeschaffen seidenen Kleydungen angethan / an bemelt-fogefagten Rain zu Laybach am Wasser auf das pra'chtigste in der Bereitschaft gestanden ist* (Perizhoffer, Erb-Huldigungs Actus, 64).

*Chaichio*¹⁰⁷, das im Laibacher Hafen auf den Prinzen Franz Stephan von Lothringen wartete, wurde wahrscheinlich künstlich hergestellt. Leider fehlen dazu genauere Angaben.¹⁰⁸

Fazit

Die Erbhuldigung des Herzogtums Krain an seinen Landesfürsten Kaiser Karl VI. im Jahr 1728 brachte einige Neuigkeiten auf dem Gebiet der Herrschaftsrepräsentation in offenen städtischen Räumen mit sich. Nach den bisher bekannten Daten ist dies die erste Erbhuldigung in Laibach, für deren Bedarf zwei Triumphbögen gebaut wurden. Der erste, der vor dem Vizedomtor stand, hatte einen dauerhaften Charakter und schmückte das Stadttor bis 1791, wogegen der zweite vor dem Rathaus eine ephemere prunkarchitektonische Schöpfung war. Zu den temporären Kreationen zählen auch die Dekoration von Stadtgebäuden mit Tapeten und Gemälden in den Straßen, über die der Zutritt des Kaisers in die Stadt und der Huldigungszug stattfanden, die Beleuchtung und zwei luxuriöse Schiffe, die von den Landständen für den Kaiser und für den Prinzen Franz Stephan von Lothringen gebaut wurden.

Unter dem Gesichtspunkt der Repräsentation im öffentlichen Raum folgte die krainische Erbhuldigung von 1728 den zeitgenössischen mitteleuropäischen Tendenzen, wie sie Julius Bernhard von Rohr in seiner Arbeit „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren“ beschrieb.¹⁰⁹ Es ist jedoch darauf hinzuweisen, dass die Stadt Laibach, die seit dem Umzug des Hofes von Ferdinand II. im Jahr 1619 von Graz nach Wien geografisch weit entfernt von den habsburgischen Landesfürsten war, mit reichem Dekor und hochwertigen skulpturalen Werken, die der Bildhauer Francesco Robba zum Triumphbogen beigetragen hatte, die Erbhuldigung gut zu nützen verstand, um dem Hof und der breiten Öffentlichkeit ihren neuen Barockstil zu präsentieren, den sie sich nach der Niederlage der Türken vor Wien im Jahre 1683 angeeignet hatte.

Unter dem Gesichtspunkt der symbolischen Kommunikation kann festgestellt werden, dass Krain, wie es schon einmal bei der Erbhuldigung an Leopold I. im Jahr 1660 der Fall war, 1728 in den Augen des Hofes im Vergleich

107 Im Gegenteil zu dem Typ „la peota“ wurde „Chaichio“ noch nicht identifiziert. Der Name kommt nur bei Perizhoffer vor: *Unter difen Schiffen ware noch ein befonderes vorhanden auf Art eines so benambften Chaichio, gebuhrlich ausstaffret* (Perizhoffer, Erb-Huldigungen Actus, 64).

108 Ebenda.

109 Julius Bernhard von Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft.

zu seinem innerösterreichischen Nachbarn Steiermark ebenfalls an Ansehen verlor, da der Landesfürst in Laibach im Gegensatz zu jenem in Graz nicht vor dem Ausschuss der Landstände den physischen Eidschwur leistete, sondern die Achtung der ständischen Freiheiten nur durch einen Schadlosbrief sicherte. Darüber hinaus musste der Adel von Krain warten, bis 1736 Karl VI. ihre Landhandfeste bestätigte, während der Kaiser die steirischen Privilegien bereits im Jahr 1731 bestätigt hatte.

Peter Mario Kreuter

Gheorghe Cantacuzino und Nicola de Porta. Oder: Einblicke in die Verwaltung der Kleinen Walachei im Jahr 1723

Eine Forschungslücke

Im Jahre 1997 veröffentlichte Axel Gotthard einen Aufsatz über Benjamin Bouwinghausen von Wallmerode (1571–1635),¹ einen *Mann des zweiten Gliedes*, wie er ihn nannte. Bis heute ist dieser Aufsatz die einzige substanzielle Studie über jenen bedeutenden württembergischen Diplomaten aus dem Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges. Wer sich in einschlägigen Lexika und Enzyklopädien über Bouwinghausen informieren möchte, wird nur wenig Material finden. So bezeichnet ihn die „Allgemeine Deutsche Biographie“ zwar als während mehrerer Jahrzehnte vielfach in diplomatischen Missionen eingesetzten und sehr geschätzten Staatsmann, doch wird lediglich auf seine Statthalterschaft im von 1605 bis 1612 an Württemberg verpfändeten Herzogtum Alençon detaillierter eingegangen.² In der „Neuen Deutschen Biographie“ fehlt ein Einzeleintrag zu seiner Person sogar komplett und auch die einschlägige Literatur zum Herzogtum Württemberg³ oder zum Dreißigjährigen Krieg⁴ liefert keine zufriedenstellenden Ergebnisse. Eine Suche nach Bouwinghausens Namen mit einer Online-Suchmaschine führt wieder zu jenem Artikel von Axel Gotthard,

-
- 1 Axel Gotthard, Benjamin Bouwinghausen. Wie bekommen wir die Männer im zweiten Glied in den Griff?. In: Helmut Altrichter (Hg.), *Persönlichkeit und Geschichte*. Erlangen, Jena 1997, 69–103.
 - 2 Bouwinghausen-Wallmerode, Benjamin von, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 3 (1876), 218, unter <https://www.deutsche-biographie.de/pnd123827051.html#adbcontent> (28.12.2021).
 - 3 So wird Benjamin von Bouwinghausen im Artikel zu Johann Friedrich von Württemberg in einem biografischen Lexikon zum Haus Württemberg mehrfach angeführt. Der Autor jenes Artikels dürfte keine Überraschung sein: Axel Gotthard, Johann Friedrich. In: Sönke Lorenz/Dieter Mertens/Volker Press (Hg.), *Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon*. Stuttgart, Berlin, Köln 1997, 142–146.
 - 4 Von den neueren Publikationen erwähnt ihn lediglich Axel Gotthard, *Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung*. Köln, Weimar, Wien 2016, 94 f.

während einschlägige Kataloge zudem auch auf eine weitere Studie Gotthards verweisen⁵, die sich jedoch nur am Rande mit dem Diplomaten Bouwinghausen auseinandersetzt.

Kaum ergiebiger gestaltet sich die Suche nach Literatur über den bisher ebenfalls nur wenig erforschten Gheorghe Cantacuzino (1673–1739), Sohn einer der bedeutendsten Fürstenfamilien der Walachei und für sieben Jahre Banus der Kleinen Walachei. Zwar wird sein Name häufig genannt – so im großen Überblickswerk zur österreichischen Herrschaft über die Kleine Walachei von Șerban Papacostea⁶ –, aber gerade seine Zeit als Banus zwischen 1719 und 1726 wird nur cursorisch behandelt.⁷ Und auch im Werk eines seiner Verwandten spielt er lediglich die Rolle einer historischen Fußnote.⁸ Besonders überraschend ist, dass Alexandru Vasilescu in seinem knappen Kapitel unter dem verheißungsvollen Titel „Gheorghe Cantacuzino, Mare Ban de Craiova“⁹ mit

-
- 5 Axel Gotthard, *Konfession und Staatsräson. Die Außenpolitik Württembergs unter Herzog Johann Friedrich (1608–1628)*. Stuttgart 1992.
 - 6 Șerban Papacostea, *Oltenia sub stapînirea austriacă 1718–1739* [Oltenien unter österreichischer Herrschaft]. București² 1998 [Erstauflage București 1971].
 - 7 Ein gutes Beispiel hierfür ist das Übersichtswerk von Alex Mihai Stoenescu, *Istoria Olteniei* [Geschichte Olteniens]. București 2011. Zwar gibt es mit Kapitel 10 „Ocupația austriacă a Olteniei, 1718–1739“ [Die österreichische Okkupation Olteniens], 203–213, eine gute Darstellung jener 21 Jahre, als Craiova noch bei Österreich war, doch wird der Name des Banus lediglich der Vollständigkeit halber erwähnt. Nicht viel anders verhält es sich bei Octav-George Lecca, *Familiiile boierești române. Istorie și genealogie (după izvoare autentice). Cu adnotări, completări și desene de Mateiu Caragiale* [Rumänische Adelsfamilien. Geschichte und Genealogie (nach authentischen Quellen). Mit Anmerkungen, Ergänzungen und Schilderungen von Mateiu Caragiale]. Hg. Alexandru Condeescu. București² 2000, 196. Ganze neun Zeilen sind hier Gheorghe Cantacuzino gewidmet. Und an der einzigen Stelle in seinem Buch, die Gheorghe Cantacuzino betrifft, nennt ihn Neagu Djuvara, *Ce au fost boierii mari în Țara Românească? Saga Grădiștenilor (secolele XVI–XX)* [Was waren die Großbojaren in der Walachei? Die Saga der Familie Grădișteanu]. București 2010, 142, nur „Marele Ban numit de împărat“ [Großban berufen, um zu herrschen].
 - 8 Jean Michel Cantacuzène, *Mille ans dans les Balkans. Chronique des Cantacuzène dans la tourmente des siècles*. Paris 1992, 218–221.
 - 9 Alexandru Vasilescu, *Gheorghe Cantacuzino Mare Ban de Craiova* [Gheorghe Cantacuzina, Großban von Craiova]. In: Mihai Dim. Sturdza (Hg.), *Țara Românească. Enciclopedie istorică genealogică și biografică* [Die Walachei. Historische genealogische und biografische Enzyklopädie]. Vol. 3: Familia Cantacuzino. București 2014, 205–212.

Ausnahme einiger Zeilen zu dessen Werdegang kaum auf Cantacuzinos Zeit als Banus eingeht, sondern nur seine Absetzung und den weiteren Verlauf seines Lebens schildert. Seinem Tod widmet sich dagegen eine der wenigen Detailstudien zu Gheorghe Cantacuzino.¹⁰

Noch dürtftiger ist der Forschungsstand auf der verwaltungstechnisch niedrigeren Ebene der Mitarbeiter. Insbesondere der über Jahrzehnte in den Quellen sehr prominente Nicola de Porta (ca. 1665–1732), über dessen Loyalität dem Staat gegenüber immer wieder spekuliert wurde, ist von der Geschichtswissenschaft bisher kaum beleuchtet worden.¹¹ Beiden – dem Banus wie dem Secretarius – ist also trotz ihrer Bedeutung für die Geschichte der kaiserlichen Kleinen Walachei und ihrer Omnipräsenz in Akten und Archivbeständen gemein, dass sie der Forschung bislang als ‚quantité négligeable‘ galten.

Für Gheorghe Cantacuzino wie für Nicola de Porta gilt ebenso, was Axel Gotthard über Benjamin von Bouwinghausen schrieb: *„Was wissen wir über Benjamin Bouwinghausen von Wallmerode? Aus der Literatur nicht viel [...]. Nicht aus der Literatur, aus jenen Akten also ‚kenne‘ ich Benjamin Bouwinghausen“*.¹² Die folgende Analyse einer bisher unbeachtet gebliebenen Quelle aus dem Jahr 1723 soll Aufschluss über Leben und Wirken von Gheorghe Cantacuzino und Nicola de Porta und mit ihne, auch Einblicke in die Verwaltung der Kleinen Walachei geben.

Die Kleine Walachei als Teil von Österreich (1718–1739)

Der Friede, der am 21. Juli 1718 in Passarowitz (serb. Požarevac) zwischen Österreich auf der einen und dem Osmanischen Reich auf der anderen Seite geschlossen wurde, hat in Südosteuropa viel verändert. Die territorialen Zugewinne Österreichs führten zur größten Ausdehnung seiner Grenzen in seiner Geschichte. Diese territorialen Veränderungen waren von Änderungen in

10 Mariana Lazăr, Testamente cantacuzine. Succesiunea lui Gheorghe Cantacuzino și a soției sale, Ruxandra [Testamente der Cantacuziner. Die Nachfolge Gheorghe Cantacuzinos und seiner Frau Ruxandra]. In: Studii și Materiale de Istorie Medie 30 (2012), 119–148.

11 Eine Ausnahme ist der Aufsatz von Mario Ruffini, Due segretari italiani del Brancoveanu. Nicola Da Porta ed Anton Maria Del Chiaro. In: Ders. (Hg.), *L'influsso italiano in Valacchia nell'epoca di Costantino-Vodă Brâncoveanu (1688–1714)*. München 1974, 136–149. Da Ruffinis Interesse jedoch der Zeit vor dem Frieden von Passarowitz gilt, sind Nicola de Porta ob seiner kurzen Zeit bei diesem Fürsten nur zwei Seiten des Aufsatzes gewidmet.

12 Gotthard, Benjamin Bouwinghausen, 71 f.

anderen Bereichen wie der Besteuerung oder der Organisation der Grenzverteidigung begleitet. Fragen religiöser oder kirchenpolitischer Natur kamen hinzu, da die Gebietsgewinne eine Bevölkerung betrafen, die in ihrer überwältigenden Mehrheit der orthodoxen Kirche angehörte. Während aber Serbien oder Nordbosnien aus der völlig anderen osmanischen Verwaltungstradition stammten, die keinen einheimischen erblichen Adel kannte und daher komplett und ohne viel Federlesens an gewohnte Muster österreichischer Verwaltung angepasst werden konnten, ohne dass es zu einer innerserbischen Adelsopposition hätte kommen können, war die Kleine Walachei von einem weitgehend souveränen Staat, dem Fürstentum Walachei, abgetrennt worden, das seinerseits über eigene Verwaltungsstrukturen verfügte, die weder den osmanischen noch den habsburgischen entsprachen. Mehr noch – die Kleine Walachei hatte innerhalb des Fürstentums einen Sonderstatus mit einigen administrativen Eigenheiten, die den Österreichern einiges Kopfzerbrechen bereiten sollten. Wie sollten diese fünf Provinzen diesseits des Alts organisiert werden?

Zunächst begann der Wiener Hof mit dem Aufbau von Machtstrukturen, die dem einheimischen Adel ein gewisses, wenn auch auf innere Angelegenheiten beschränktes Mitwirkungsrecht zugestanden. Die administrative und militärische Leitung wurde einem Oberdirektor übertragen, der mit dem Amt des Kommandierenden Generalen von Siebenbürgen zusammengelegt wurde. Neben der Entscheidungsbefugnis in militärischen und zivilen Angelegenheiten war er auch für die endgültige Entscheidung in Rechtsangelegenheiten zuständig; der einheimische Adel hingegen durfte die Verwaltung auf lokaler Ebene übernehmen. Das zentrale Gremium dieser lokalen Verwaltung befand sich in Craiova und bestand aus einem Gremium von vier Räten und einem Sekretär, dem der Banus der Kleinen Walachei Gheorghe Cantacuzino vorstand. Doch schon bald machten sich Spannungen zwischen Hermannstadt und Craiova bemerkbar und ab 1726 wurden die Konflikte für die Verwaltung der Kleinen Walachei zunehmend zu einer lähmenden Belastung. Der Banus musste schließlich gehen, ein Nachfolger wurde nicht installiert, da man Gheorghe Cantacuzino den Titel als solchen noch beließ. 1729 wurde die Verwaltung jedoch radikal geändert: Das Amt des Banus wurde komplett abgeschafft, die einheimischen Bojaren durch österreichische Militärs und Verwaltungsbeamte ersetzt, lediglich der Sekretär durfte bleiben.

Nunmehr unter der direkten Kontrolle des Oberdirektors stehend, sollte die Kleine Walachei jetzt endgültig zu einem Territorium mit habsburgischer Verwaltung umgebaut werden. Allerdings war bereits der Ausbau Craiovas zum Zentrum der Verwaltung beziehungsweise die Verlagerung der Hauptstadt-funktion nach Tîrgu Jiu ein Opfer der bürokratischen Unübersichtlichkeit

geworden.¹³ Auch die weiteren Anstrengungen zu einer Modernisierung der Kleinen Walachei schlugen fehl, woran die zunehmende Opposition des lokalen Adels die Hauptschuld trug. Durch die Verweigerung der Mitarbeit an der Erhebung von Daten zur Bevölkerungszahl und -verteilung oder dem Verschleiern von Besitzverhältnissen blieben alle Ansätze der Modernisierung stecken. Fehlende Unterstützung aus Wien, das unter dem erratischen wie enigmatischen Regiment Kaiser Karls VI. und der Vergreisung des Prinzen Eugens litt, taten hierbei ein Übriges. Mit dem Ausbruch des österreichisch-türkischen Krieges 1737 fiel die österreichische Verwaltung alsbald in sich zusammen und 1739 wurde die Kleine Walachei im Frieden von Belgrad wieder an das Fürstentum Walachei zurückgegeben.

Die Kommentare des Grafen Joseph Lothar von Königsegg-Rothenfels (1673–1751)

Joseph Lothar von Königsegg-Rothenfels war einer der jüngeren Söhne des Grafen Leopold Wilhelm von Königsegg-Rothenfels (1630–1694), weswegen er für eine geistliche Laufbahn vorgesehen war und schon im Alter von 16 Jahren Domherr in Salzburg und Passau wurde. Es zeigte sich jedoch bald, dass Joseph Lothar am geistlichen Stand keine Freude fand, weswegen er schließlich in die Dienste Kaiser Leopolds I. trat. Zwischen 1691 und 1706 nahm er an einer Reihe von Feldzügen des Prinzen Eugen teil und assistierte diesem auch während der Friedensverhandlungen 1714 in Rastatt. 1722 wurde er als Nachfolger des früh verstorbenen Hugo Damian von Virmond (1666–1722) Kommandierender General in Siebenbürgen und damit auch Oberdirektor der Kleinen Walachei. Diese Position behielt er bis 1726, ehe er als Gesandter in Den Haag diente.¹⁴

Am 14. August 1723 schrieb Joseph Lothar von Königsegg-Rothenfels aus Hermannstadt (rum. Sibiu) an den Hofkriegsrat in Wien einen langen Bericht

13 Siehe hierzu Peter Mario Kreuter, Was man in Wien und Hermannstadt über Craiova dachte, als die Kleine Walachei zu Österreich kam. In: Jörn Albrecht/Gunter Narr (Hg.), Geschichte der romanischen Länder und ihrer Sprachen. Innerromanischer und deutsch-romanischer Sprachvergleich. Mit besonderer Berücksichtigung der Dacoromania. Festschrift für Rudolf Windisch. Tübingen 2021, 259–269.

14 Eine knappe Übersicht zum Leben des Grafen Königsegg-Rothenfels bietet Gerhard Seewann, Königsegg-Rothenfels, Joseph Lothar Dominik Graf. In: Mathias Bernath/Felix von Schroeder (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Bd. 2: G–K. München 1976 (Südosteuropäische Arbeiten, 75, 2), 454 f.

über die Zustände in der Kleinen Walachei und deren Entwicklungsmöglichkeiten.¹⁵ Zu Beginn dieses Berichts gibt er eine Einschätzung zu den entscheidenden Personen. Bereits die Einleitung zu diesem Teil des Berichts lässt erahnen, vor welcher großen Herausforderung die österreichische Verwaltung hier stand.

Was nun aber die Justiz und Policey betrifft, thue hiermit auch meine unvorgreifl. Meinung, nach Anlaithung der in meiner Visitation erworbenen Erfahrungheit und zu Ihro Mays. Allerhöchsten Dienst, wie auch gegen der lieben Gerechtigkeit hegenden Eüfer pflichtmässig entdeckhen. Und zwar quoad formam Regiminis finde ich, dass eine mit dem Bano, vier Consiliariis und Secretario in sechs Persohnen bestehende Administration zu Bestreitung deren Landes Geschäften noch manglhaft, noch überflüssig wäre, wan selbe nur mit solchen subjectis versehen seyn thätte, die eine genugsambe Wissenschaft und Erfahrungheit einer seiths, auch ein aufrechtes Justiz liebendes Gemüth anderen theills an sich hätten. Wo das erste fählet, muess alles verkehret gehen, und hilft kein remedium, da doch bey vernünftigen Leüthen der andere defectus durch heylsambe Verordnungen und scharfe Strafen, wo nicht gehoben, doch wenigstens in Zaum gehalten werden kan. Ad applicationem zu komben, ist es nöthig die Qualitet deren Subjecten in der Administration zuerleütheren [...].¹⁶

Anschließend beleuchtet er die Personen dieses Gremiums, beginnend mit dem „Secretarius“, fährt dann mit den „Consiliarii“ fort und schließt seine Betrachtung mit dem Banus ab.

Nicola de Porta

Der Landes-Secretär Nicolaus de Porta ist ein Mann, der die für seine Stellung erforderlichen Kenntnisse besitzt, und der, wenn in die Administration zur rechten Zeit Ordnung eingeführt worden wäre, mit seinen Fähigkeiten Tüchtiges geleistet hätte. Zwei Fehler haften ihm jedoch an, die er mit allen Jenen gemein hat, welche unter türkischer Botmässigkeit aufgewachsen sind, nämlich: Kleinmüthigkeit, dass er sich nicht getraut gegen Höhere mit der Sprache herauszukommen und die Gewinnsucht, die ihn leicht zu Amtsmissbräuchen verleiten könnte.¹⁷

Die Reihenfolge, in der Graf Königsegg die Verwaltungsposten abhandelt, ist kontraintuitiv, doch Nicola de Porta, mit dem er seine Darstellung beginnt,

15 Constantin Giurescu (Hg.), *Material pentru istoria Olteniei supt austrieci* [Material über die Geschichte Olteniens unter den Österreichern], Vol. 1: 1716–1725. București 1913, Dok. 384, 600–609.

16 Ebenda, 601.

17 Ebenda, 601; siehe auch [Paul] Jacobenz, *Die cis-alutanische Walachei unter kaiserlicher Verwaltung 1717–1739*. In: *Mittheilungen des k. und k. Kriegs-Archivs N. F.* 12 (1900), 173–250, 206.

war eben derjenige, der sich bereits um den Erwerb der Kleinen Walachei durch Österreich verdient gemacht hatte. In einem Schreiben aus Hermannstadt an den Hofkriegsrat zu Wien vom 2. Oktober 1718 vermeldete Königsegg's Vorgänger, General Stephan Graf Steinville, dass *öffters berührter de Porta von disem orth [Craiova] einen grundriß mit sich bringe*, der den Österreichern bislang gefehlt hatte.¹⁸

Die Biografie von Nicola de Porta liegt bis heute in Teilen noch im Dunkeln. Fest steht, dass de Porta von der Insel Chios stammte und seine Familie ursprünglich aus Venedig kam. Ob er ein zum Katholizismus übergetretener Orthodoxer war, wie in den Quellen immer wieder angedeutet wird, ist indes nicht klar. Er ging zunächst nach Konstantinopel und wurde um 1690 Sekretär von Jacob Collyer an der holländischen Botschaft, bevor es ihn 1693 ins Fürstentum Moldau zog. Ion Neculce bezieht sich kurz auf ihn und spricht von *Nicola Deport din țara frințească* [Nicola Deport aus Frankreich], der *un om învățat* [gelehrter Mann] gewesen sei.¹⁹ Um als Sekretär für Constantin Brîncoveanu, Fürst der Walachei von 1688 bis 1714, zu arbeiten, begab sich de Porta 1694 in jenes Fürstentum. Dort kam er bald mit der Familie Cantacuzino in Kontakt und wechselte als Bibliothekar in die Dienste von Constantin Cantacuzino, der die Kanzlei des Fürsten leitete. Nach der Absetzung und Hinrichtung Constantin Brîncoveanus stand er ab 1714 im Dienst von dessen Nachfolger Nicolae Mavrocordat und wurde an der Akademie von Sf. Sava in Bukarest eingesetzt, um die dortige Büchersammlung zu ordnen. 1716 wechselte er in die Dienste von Gheorghe Cantacuzino, der zu diesem Zeitpunkt in Kronstadt (rum. Braşov) residierte und dessen Interessen de Porta in der Kleinen Walachei vertreten sollte.²⁰ Am 26. Juli 1717 übernahm er schließlich die Stelle als dessen Sekretär, wofür er eine jährliche Besoldung von 600 Gulden erhielt.

Wie bereits erwähnt, lieferte Nicola de Porta den Österreichern regelmäßig nützliche Informationen. So lässt sich einem Bericht des Hofkriegsrats an Kaiser Karl VI. vom 26. Juli 1717 entnehmen:

Was von dem Nicolao de Porta unter den 12^{ten} dises Monaths aus Cronstatt in Orientalischen Neüigkheiten mehrmahlen anhero berichtet worden, werden Eier Kays. und Catholische Mays. aus der copylichen Nebenlag des mehrern Allernädigst zu entnehmen belieben, und hat bisanhero geschinnen, das sein de Porta ertheillende Nachrichten

18 Hierzu (auch zur Quellenangabe) Kreuter, Was man in Wien und Hermannstadt über Craiova dachte, 263.

19 Ruffini, Due segretari italiani, 136.

20 Ebenda, 137.

*zimblichen gegründet; er auch in deren Einholung einen guten Eyfer bezeügen thue, wie er es ebenfalls in vorigen Türckhen Krieg vergnügentlich erwisen [...].*²¹

Dass Nicola de Portas Ansehen nicht bei allen, mit denen er zusammengearbeitet hatte, gleichermaßen hoch war, zeigte sich bereits im August 1717, als er offenbar auf Betreiben von Nicolae Mavrocordat, der sich von ihm verleumdet fühlte, festgesetzt wurde. Zudem beschwerten sich mehrere Bojaren aus der Kleinen Walachei in einem Schreiben an General Steinville über ihn und lieferten eine „Vera e succinta Relazione di Nicolò de Porto Sciotto“.²² Darin heißt es unter anderem, er sei *un uomo inquietissimo, vanaglorioso, superbo, petulante, traditore e senza religione, invidioso e maldicente che non la pardona ad anima vivente*.²³ Neben solchen allgemeinen Anschuldigungen wurde auch eine Reihe konkreter Vorwürfe gegen ihn erhoben, die in dem Schreiben nacheinander behandelt werden. So sei Nicola de Porta ein *vanaglorioso, che si stima piu di qualunque persona al mondo, ne pensa essere alcuno suo pari, tanto in capacità (che così egli chiama le furberie) quanto nella nascita, credendo di non esser d'alcuno conosciuto*.²⁴ Besonders ausführlich geht das Schreiben auf de Portas vorgeblich verräterische Vorgehen ein.

*Traditore, che sempre a traditi li suoi Padroni, quanti ne hà serviti, e particolarmente con l'enormi suoi tradimenti, si può dire la causa principale della crudele morte de' Principi di Valachia Constantino Brancovano et Stephano Cantacuzeno, avendo dato l'ultima spinta à quest'ultimo, con una finta lettera, da esso inventata, come se fosse statta scritta dal Principe Cantacuzeno. Traditore anche di Sua Maestà Ces^a, nostro clementissimo Patrona, da chi fù clemente beneficato, potendosi giustamente attribuire adesso tutte l'ostilità usate da Nicolo Mauro Cordato contro l'Imperadore; poiche avendo da questo allontanati tutti li Bojeri, era egli l'unico consigliere di tante iniquità e che solamente la ammoniava a passare buona amicizia con li Ribelli Ragoziani, de'quali era l'agente in Bucoresti, promovendo a tutto potere i di loro interessi, a praeguidizio di quelli. del nostro Imperadore; trà altri tradimenti hà anche quello di falsificare lettere et scritture, et d'aprire le lettere con la pasta.*²⁵

Da de Porta sogar Verrat am römisch-deutschen Kaiser vorgeworfen wurde, bestand auch vonseiten Wiens dringender Handlungsbedarf. In der Hauptstadt wurden die Anschuldigungen allerdings kritischer gesehen, sodass General

21 Giurescu, *Material*, Bd. 1, Dok. 184, 208 f.

22 Ebenda, Dok. 195, 214–216.

23 Ebenda, 214.

24 Ebenda, 215.

25 Ebenda.

Steinvilla die Festsetzung Nicola de Portas in einem Brief an den Hofkriegsrat vom 15. September 1717 wie folgt rechtfertigte:

Wegen des Nicolai de Porta ware mir ohnbewust, dass er bey Einem Hochlöbl. Kays. Hof-Kriegss-Rath in einer solchen Consideration stehe; hingegen aus der hiesigen alten und neuen Erfahrungheit, sovill bekannt, dass er durchgehents für einen schlimben gefährlichen Menschen gehalten seye, dahero habe nicht wohl anderst thuen können, als aufgemachte schriftl^e und mehr mundlich inständig ohnablassl^e Instanz der ganzen Wallachischen Noblesse, denselben mit dem angesuchten Arrest zu belegen, allermaßen diese vermeinet gehabt, dass dadurch am fieglichsten seine boshafte Intriguen und erweckhente Uneinigkeiten abgehinteret werden konten.²⁶

Nachdem er in der Folge freigelassen wurde, nahm de Porta im folgenden Jahr seine Karriere wieder auf. Er machte sich als Secretarius von Gheorghe Cantacuzino einen Namen als zwar schwieriger, aber doch fähiger Amtmann, wengleich das Verhältnis zwischen den Bojaren der Kleinen Walachei und dem zugezogenen Sekretär angespannt blieb. So finden sich in einem Schreiben des Prinzen Eugen an Karl VI. vom 23. Februar 1726²⁷, das sich mit Planungen für den weiteren Ausbau der Verwaltung in der Kleinen Walachei beschäftigte, auch die folgenden Überlegungen über eine mögliche Beförderung de Portas:

Pro quarto Consiliario hingegen hatter mehr bedeüther Graf. v. Königsegg auf den bisherigen Administrations-Secretarium de Porta angetragen, welchen man aber zum Administrations-Rath zubeförderen diss Orths umb so weniger einzurathen findete, als es die sambentliche Bojarn in das gröste Müssvergniegen sezen wurde, wan mit Exclusion ihrer, die doch maistens von guetten Adl abstamben, ein ignobilis und zugleich extraneus, wie er Porta ist, zu sothanner adelichen Würde promovieret werden solte, zugeschweigen eines sein Porta halber ander weithen incidentis, worvon hiernach mehrere Anregung beschehen wirdet.²⁸

Einige Zeilen später präziserte Prinz Eugen jenen Vorfall, der eine Berücksichtigung de Portas unmöglich mache:

Die Veranlassung zu disen Anstand hat man gleichfahls schon obene jedoch nur nomine Generali eines gewissen incidentis halber erwehnet; es bestehet aber solches specificè und khürzlich in deme, das einige seiner Domestiquen dessen Eheconsortion einer wehrend gebrauchter Badcur mit zwey teütschen Officieren gegen ihren Mann begangener Unthreü beschuldiget, worryber aufsein Porta Instanz von den vorigen Administrations-Räthen ein so praecipitantes als frembdes Urtheil [so auch gedachter Consiliarius Stirbey mitunterscriben] geföhlt und exequieret worden, da sie nemblichen jener

26 Ebenda, Dok. 196, 216 f., 216.

27 Constantin Giurescu (Hg.), Material, Vol. 2: 1726–1732. București 1913, Dok. 6, 13–25.

28 Ebenda, 17 f.

Dienstmagd, so von obiger Begebenheit geredet haben solle, nach ruckhwerths gebundenen Händen die Zung auf einen in die Erden geschlagenen Stockh mit einem eysernen Nagl annaglen, und also drey Stund lang angenagleter stehen, einem Bedienten nach sehr scharfen Schlägen die Ohren abschneiden, und folgends das Land verweisen, dan andere zwey auf gleiche Weis durch den Scharpfrichter ohngewöhnlich brüglen lassen, von welcher Execution ersagtes Weibsbild in etlichen Tügen darauf gestorben [...].²⁹

Die Vorbehalte der einheimischen Nobilität behinderten zwar de Portas Arbeit, konnten sie aber nicht verhindern. Er machte sich weiter um die Erhebung von Informationen über die Bevölkerung in der Kleinen Walachei verdient, zu welcher ihm einige detaillierte Angaben aus dem Jahr 1728 zu verdanken sind.³⁰ 1729 wurde er zum Administrationsrat befördert und war fortan Teil der Leitung der Kleinen Walachei. Dieser gehörte er bis zu seinem relativ frühen Tod im März 1732 an.³¹

Die Mitglieder des Rates

Die Beschreibung der weiteren Mitglieder des Rates in der Darstellung des Grafen Königsegg ist weder umfangreich, noch fällt sein Urteil besonders positiv aus. Radu Golescu (Radu Golekul) *ist ein jenseithiger Bojar, deme seine Ehe-Frau einige Mittl zuegebracht hat, und obwohlen er vor disem in majoribus officiis gestanden, so ist er nunmehr wegen seines hohen Alters und fast continuirlichen Kranckheit nicht im Stand seinem jezigen Officio recht vorzustehen.* Staico Bengescu (Stajco Benzescul) hingegen sei *ein disseithiger wohlbegüterter Bojar, hat aber vorhin keine Officia, als leztens eines Miliz-Ober-Capitain bekleidet, fählet ihm also an Wissenschaft und Experienz sehr.* Während Königsegg Grigore Băleanu (Gregor Balljanul) nur sehr knapp als *eigensinnigen und harten Kopf* beschreibt, ist Ilie Știrbey (Elias Stirbey) laut Königsegg *ingenii flexibilis, deswegen auch etwas falsch und malitiös zu seyn angesehen wird.*³² Dieses eher verheerende Urteil über die vier Ratskollegen mag wohl eine Erklärung sein, weswegen Graf Königsegg schließlich den Secretarius Nicola de Porta für eine höhere Karriere vorgeschlagen hat.

29 Ebenda, 20 f.

30 Dinică Ciobotea, Evaluări istoriografice privind locul moșnenilor în structura socială din Țara Românească (1722–1831) [Historiografische Evaluierungen bezüglich der Stellung der Freibauern in der Sozialstruktur der Walachei]. In: Cristian Luca/Ionel Cădea (Hgg.), *Studia varia in honorem Professoris Ștefan Ștefănescu Octogenarii*. București, Brăila 2009, 699–719, 704 f.

31 Giurescu, *Material*, Bd. 2, Dok. 198, 477.

32 Giurescu, *Material*, Bd. 1, Dok. 384, 601.

Gheorghe Cantacuzino

Gheorghe Cantacuzino, Banus der Kleinen Walachei zwischen 1719 und 1726, kann durchaus zu Recht als schillernde Persönlichkeit bezeichnet werden. Umso erstaunlicher ist es, dass das Leben des erstgeborenen Sohnes von Șerban Cantacuzino, der zwischen 1678 und 1688 Fürst der Walachei war, bis heute nicht umfassend erforscht worden ist. So sind bereits seine genauen Lebensdaten umstritten: Für das Geburtsjahr wird zumeist 1673 angegeben, doch auch 1680 oder 1681 werden immer noch angenommen. Während eine gewisse Unsicherheit über das Geburtsjahr für das 17. Jahrhundert nicht ungewöhnlich ist, so ist es doch erstaunlich, dass sein Todesjahr zumeist mit 1739 angegeben wird, obwohl österreichische Quellen als solches das Jahr 1736 ausweisen.

Wie aber beurteilt Graf Königsegg jenen Mann, der so gerne Fürst der Walachei geworden wäre, sich aber mit dem Titel des Banus begnügen musste?

Der Banus Georgius Cantacuzenus ist leyder ein Mann bey deme nichts guttes und fast alles böses zu finden. Man weiss dass er ohne Education und Studio sein ganzes Leben in denen Wäldern mit lagen oder sonsten in Müssigang zuegebracht und zu disem hat ihne die Natur mit Vernunfft und anderen Gaaben sehr karg versehen, mit allen deme besizet er doch ville Malice, und weiss sich mit einer grossen Dissimulation zu vorstellen, auch kan er sich primo intuitu mit der Unwarheit in seinen Reden treffl. bemantlen. Über dises hat er noch eine unmässige Ambition und steckhet ihm der Fürst oder Vajvoda dergestaltten in Kopf, dass er sich den Titl wenigstens beyzubebalten auf alle Arth und Weis tentiret. Alle obige üble Qualiteten ziehen natürlicher weis eine gewisse Brutalitet nach sich, wodurch er bey diser kleinmüthigen Nation gleichwohlen sich sovill Fürchten machet, dass keiner, auch so gar die Consiliarii, nicht getrauen sich seiner Violenzen und Ohnbesonnenheit zu widersezen.³³

Nun erscheint bei der Beschreibung der Mitglieder der Banschafft Königseggs Umkehrung der hierarchischen Reihenfolge nachvollziehbar, denn trotz aller Konflikte um seine Person wurde Nicola de Porta nicht abgesprochen, über Jahre hinweg ein brauchbarer und fähiger Verwaltungsbeamter gewesen zu sein. Königseggs Darstellung zufolge waren die vier Räte im Gegensatz zu de Porta aus allerdings unterschiedlichen Gründen ungeeignet, und über den Banus fällt Königsegg ein mindestens genauso vernichtendes Urteil. Dass die negative Einschätzung des Banus der historischen Sachlage nicht völlig zuwiderzulaufen scheint, zeigen die Bemerkungen, die sein Nachfolger im Amt des Oberdirektors niederschrieb. Am 14. Dezember 1727 vermerkte Carl Tige, General der Kavallerie und Kommandierender General von Siebenbürgen und

33 Ebenda, 602.

damit auch Oberdirektor der Kleinen Walachei, in seiner „Ausführliche[n] Relation der Osterreichischen Wallachey“:³⁴

Der jezige Banus Graf Cantacuzenus ist ein Mensch von schlechten Talendis, welcher sich einbildet, ein würckhlicher Banus werden zukhönnen, wie bey denen Türckhen gebräuchlich, und da er mit seinem Standt nicht zufriden ist, als suchet er tausenterley Troublen aufzuwückhlen, und andurch die völlige Provinz zubeunruhigen, anbey mit verschidenen Schmeichlungen [so in Promessen gegründet] ein- als anderen an sich zuziehen bemüchet, umb in seine Vorschläge einzuwilligen, dardurch aber nur die Leüthe aufrührisch und alle gutte Veranstaltung verhinderlich machet, wodurch er die höchste Extremität zaiget, die Provinz einen absoluten Dispooth allein vonnöthen zuhaben.³⁵

Gut 270 Jahre später fällt Jean Michel Cantacuzene ein kaum besseres Urteil über seinen Vorfahren: *D'un destrier, ils ont fait un âne.*³⁶

Zusammenfassung

Ein menschlich schwieriger und von den einheimischen Bojaren zuweilen angefeindeter, aber zumindest kompetenter Sekretär, ein unfähiger und an Selbstüberschätzung leidender Banus, vier Räte, die allesamt nur Zählkandidaten sind – die einheimische Führungsspitze der Kleinen Walachei in den 1720er-Jahren gab ein gleichsam katastrophales Bild ab. Alle Pläne für eine künftige Reform der Verwaltung dieses Gebietes, die sowohl Graf Königsegg als auch Carl Tige anstellten, zielten letztlich darauf ab, die Banschafft abzuschaffen und die Kleine Walachei fester an Österreich zu binden. 1729 wurden die notwendigen Schritte unternommen, und außer Nicola de Porta bekamen die bisherigen Verwaltungsmitglieder keine Möglichkeit zur weiteren Teilhabe an der Macht. De Porta starb allerdings bereits Anfang 1732, und nur fünf Jahre später läutete der Ausbruch eines weiteren Kriegs mit dem Osmanischen Reich das Ende der kaiserlichen Walachei ein.

34 Giurescu, Material, Bd. 2, Dok. 77, 209–224.

35 Ebenda, 216 f.

36 Jean Michel Cantacuzène, Mille ans dans les Balkans. Paris 1992, 219.

Tanja Žigon

Die Laibacher Presselandschaft im Wandel (1707–1810): Von den „Wochentlichen Ordinari-Laybacher Zeitungen“ zur „Laibacher Zeitung“ und ihrer Beilage zum Nutzen und Vergnügen¹

Es ist heutzutage wohl nichts Neues zu behaupten, dass die Globalisierung zu den wichtigsten irreversiblen Prozessen zählt, welche die Welt und die Gesellschaft nachhaltig verändern. Bei der Beschleunigung und Implementierung dieser Vorgänge spielte im langen 18. Jahrhundert die Disseminierung von Informationen durch das Medium Zeitung eine entscheidende Rolle, denn es gab auch kein anderes Massenmedium, das relativ schnell und mit verschiedensten Informationen sein Publikum hätte erreichen können. Auch in Laibach (slow. Ljubljana), der damaligen Hauptstadt des Herzogtums Krain und der heutigen Hauptstadt Sloweniens, haben verschiedene Zeitungsunternehmen das alltägliche Leben geprägt: Sie ermöglichten den Einblick in das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der nahen und fernen Umgebung und bewirkten den regen Austausch von Informationen aller Art. Der auf die Laibacher Presselandschaft gerichtete Fokus hängt lediglich mit dem Umstand zusammen, dass den hier erschienenen Presseorganen im untersuchten Zeitraum eine Monopolstellung zufiel, denn im zentral gelegenen Herzogtum Krain, wo neben der deutschen mehrheitlich auch die slowenischsprachige Bevölkerung² angesiedelt war, fehlten weitere publizistische Zentren.

1 Dieser Beitrag ist im Rahmen des Forschungsprogramms „Interkulturelle literaturwissenschaftliche Studien“ (P6-0265) entstanden, das von der Slowenischen Forschungsagentur finanziert wird.

2 Im eindeutig slowenisch dominierten Krain lebten überwiegend in bäuerlich-agrarischen Strukturen 36 Prozent der slowenischen Bevölkerung; bei den restlichen Gebieten – in der Untersteiermark, in Kärnten und in der Küstenregion Istrien, in Görz und Gradisca – handelte es sich um sozial ausgesprochen gemischte Gebiete. Traditionell gab es keinen slowenischen Adel, und das Bürgertum der Städte verkehrte überwiegend auf Deutsch miteinander. Vgl. Janko Pleterski, Die Slowenen. In: Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918 (III. Bd.). Die Völker des Reiches. 2 Bde. Wien 1980, 801–838; Emil Brix, Die zahlenmäßige Präsenz des Deutschtums in den südslawischen Kronländern Cisleithaniens

Forschungsstand und Fragestellung

In den letzten zwei Jahrzehnten wurden verschiedene Forschungsarbeiten zum historischen Zeitungswesen im Gebiet des heutigen Sloweniens veröffentlicht. Sie widmen sich entweder der rudimentären Überblicksdarstellung des Zeitungswesens³, der Entstehungsgeschichte einer konkreten Tageszeitung oder Zeitschrift⁴, dem Büchermarkt⁵ oder der Zensur.⁶ Viel weniger interessierte bislang die Frage nach den Protagonisten, die den Wandel der Laibacher Presselandschaft und damit der Gesellschaft im Allgemeinen bewirkten. Man beschäftigte sich auch kaum mit der Frage, wie Wissen und Ideen transferiert und in Laibach in die Tat umgesetzt wurden. Dementsprechend richtet sich das Augenmerk *auf die Untersuchung der Rolle und Funktion von*

-
- 1848–1918. In: Helmut Rumpler/Arnold Suppan (Hg.), *Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1918*. München 1988, 43–62, 53–55.
- 3 Tanja Žigon, *Deutschsprachige Presse in Slowenien (1707–1945)*. In: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa* 12 (2004), 199–240; 13 (2005), 127–213.
 - 4 Vgl. z. B. Mira Miladinović Zalaznik, *Deutsch-slowenische literarische Wechselbeziehungen*. Ljubljana 2002; dieselbe, *Das erste Laibacher belletristische Journal Carniolia (1838–1844) und die redaktionelle Tätigkeit seines Gründers Leopold Kordesch*. In: Andrei Corbea-Hoișie/Ion Lihaciu/Alexander Rubel (Hg.), *Deutschsprachige Öffentlichkeit und Presse in Mittelost- und Südosteuropa (1848–1948)*. Iași 2008, 167–181; dieselbe, *Deutsch-slowenische literarische Wechselbeziehungen II: Leopold Kordesch und seine Zeit*. Ljubljana 2008; Matjaž Birk, „... vaterländisches Interesse, Wissenschaft, Unterhaltung und Belehrung ...“: *Illyrisches Blatt* (Ljubljana, 1819–1849). Maribor 2000; Petra Kramberger, „Alle guten Oesterreicher werden unser patriotisches Unternehmen unterstützen“: *Südsteirische Post* (1881–1900). Ljubljana 2015; Andrej Pastar, *Odmevi mednarodnih dogodkov v časnikih 18. stoletja na Slovenskem* [Berichte über internationale Ereignisse in der in den slowenischen Gebieten erschienenen Presse des 18. Jahrhunderts], Masterarbeit. Ljubljana 2011.
 - 5 Vgl. z. B. Anja Dular, *Živeti od knjig: zgodovina knjigotrštva na Kranjskem do začetka 19. stoletja* [Von Büchern leben. Geschichte des Buchhandels in Krain bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts]. Ljubljana 2002; dieselbe, *Johan Thomas Edler von Trattner (1719–1798) and the Slovene book market of the 18th century*. In: Johannes Frimmel/Michael Wögerbauer (Hgg.), *Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert: Das Beispiel der Habsburgermonarchie* (Beiträge zum Buchwesen in Österreich, 5). Wiesbaden 2009.
 - 6 Vgl. z. B. Andrej Pastar, *Censorship in Carniola under Joseph II*. In: *Slavica Tergestina* 26/1 (2021), 172–195; Marijan Dovič/Luka Vidmar, *Habsburg censorship and literature in the Slovenian lands*. In: *Slavica Tergestina* 26/1 (2021), 20–52.

*Vermittlungsfiguren und Vermittlungsinstanzen*⁷ wie Drucker, Verleger, Redakteure und Medien selbst. Laut der Germanistin Helga Mitterbauer handelt es sich sowohl um *interkulturelle als auch intrakulturelle (Wechsel-)Beziehungen*, [...], wobei der *Kulturtransfer* [...] *als dynamischer Prozess zu betrachten* [ist], *der die Komponenten Ausgangskultur, Vermittlungsinstanz und Zielkultur fokussiert*.⁸ In diesem Sinne werden im Weiteren vor allem Praktiken und Vermittlungsfiguren dargestellt, welche die Laibacher Presselandschaft allmählich veränderten, was sich auch in den Kontext der Erforschung des Pressewesens in der Habsburgermonarchie einfügt.⁹ Ferner werden die Fragen beantwortet, wer im langen 18. Jahrhundert im Herzogtum Krain die tragende Rolle im Bereich des Ideen- und Wissensaustausches bzw. in der damaligen *Netzwerkgesellschaft*¹⁰ innehatte, woher die Tagesnachrichten nach Krain kamen, welche

-
- 7 Helga Mitterbauer, Mittler und Medien. Reflexionen über zentrale Kategorien der Kulturtransferforschung. In: Matjaž Birk (Hg.), *Zwischenräume. Kulturelle Transfers in deutschsprachigen Regionalperiodika des Habsburgerreichs (1850–1918)*. Wien/Berlin 2009, 25–37, 26.
 - 8 Ebenda. Mitterbauer weist auf den missverständlichen deutschen Begriff „Kulturtransfer“ hin, da er auf die Vorstellung von klar umrissenen Kulturen, zwischen denen transferiert wird, insinuiert. Doch erscheint es von einem interaktionistischen dynamischen Kulturbegriff ausgehend sinnvoll, so Mitterbauer, den Fokus von der Kultur auf den Transfer kultureller Artefakte zu lenken und, um Missverständnisse zu vermeiden, das französische »transfert culturel« als »kulturellen Transfer« zu übersetzen (vgl. ebenda, 28).
 - 9 Vgl. Studien wie: Andreas Golob, *Dynamisierung und Erstarrung in der steiermärkischen Presselandschaft*. In: Harald Heppner/Nikolaus Reisinger (Hg.), *Steiermark. Wandel einer Landschaft im langen 18. Jahrhundert*. Wien/Köln/Weimar 2006, 411–432; Eva Kowalská, *Frühes Zeitungswesen im slawischen Kulturkreis: Die Länder der Habsburger Monarchie und des Osmanischen Reiches*. In: Martin Welke/Jürgen Wilke (Hg.), *400 Jahre Zeitung. Die Entwicklung der Tagespresse im internationalen Kontext*, Bremen 2008, 255–262; Anton Tantner, *Frag- und Kundschaftsämter in der Habsburgermonarchie als Institutionen der Informations- und Wissensvermittlung*. In: Frimmel/Wögerbauer, *Kommunikation und Information*, 309–320; derselbe, *Adressbüros in Europa der Frühen Neuzeit*. Wien 2011, <<https://uscho.lar.univie.ac.at/detail/o:128115>>, zuletzt abgerufen am 11.11.2021; Andrea Seidler, *Zur Entwicklung des Wiener Zeitschriftenwesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. In: Matthias Karmasin/Christian Oggolder (Hg.), *Österreichische Medien-geschichte: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500–1918)*. Bd. 1. Wiesbaden 2016, 139–167.
 - 10 Der spanische Soziologe Manuel Castell, der einen der bedeutendsten Texte zur Medientheorie verfasste (das dreibändige Werk „*The Information Age. Economy, Society, and Culture*“) ordnet die Anfänge der modernen Netzwerkgesellschaft dem

Inhalte neben dem alltäglichen Geschehen auf dem politischen Parkett besprochen wurden und vor allem, welche Rolle die vorher gemachten Erfahrungen der wichtigsten Protagonisten bei der Wissensvermittlung in Laibach spielten.

Die Laibacher Presselandschaft von 1707 bis 1810

Das 17. Jahrhundert war in den slowenischen Siedlungsgebieten durch ein vollständiges Fehlen von Printmedien gekennzeichnet. Abgesehen von vereinzelt gedruckten Drucken, wie beispielsweise der 1578 gedruckten Zeitung „Neuwe Zeytung. Ein Warhafftige und erschröckliche Neuwe Zeytung“,¹¹ die über die – seit dem 15. Jahrhundert bereits allgegenwärtige – Türkengefahr informierte, ist eine Kontinuität der Presse nicht festzustellen. Das hängt damit zusammen, dass im Jahr 1575 durch Janez/Janž Mandelc (dt. Johann Manlius/Mannel, gest. 1605)¹² zwar die Gründung der ersten Druckerei in Laibach erfolgte, wo wohl auch die genannte „Neuwe Zeytung“ gedruckt wurde, jene aber nur für sieben Jahre in Betrieb stand. Wegen der Gegenreformation waren nämlich die vielversprechenden Vorbereitungen zum Druck der Bibel in slowenischer Sprache zum Scheitern verurteilt¹³, und der Drucker musste die Stadt 1582 verlassen. Während in anderen Gebieten Europas bereits seit dem 15. Jahrhundert eine Vielzahl von Druckwerken (Bücher, Kalender, offizielle Drucke für Kirche, Städte und Höfe) hergestellt wurde¹⁴ – darunter 1605¹⁵ auch die erste Zeitung in Europa, die sog. „Straßburger Relation“ –, war Laibach bis in die 1670er-Jahre ohne eine einzige Offizin geblieben.

18. Jahrhundert zu, vor allem im ersten Band: *The Rise of the Network Society and Culture*. Cambridge/MA-Oxford/UK 2000.

- 11 Im Unterschied zu den einfachen Flugblättern, die meistens Einblattdrucke waren, weist der Titel der sog. „neuen Zeitungen“ auf den Inhalt hin, denn die Bezeichnung „Zeitung“ galt zu jener Zeit als Synonym für Nachricht.
- 12 Branko Reisp, *Prvi (protestantski) tiskar na Slovenskem Janez Mandelc* [Der erste (protestantische) Drucker im slowenischen Gebiet Janez Mandelc]. In: *Zgodovinski časopis* 47/4 (1993), 509–514, hier 509.
- 13 Die von Jurij (Georg) Dalmatin (um 1547–1589) ins Slowenische übersetzte *Bibel* wurde daraufhin in Wittenberg in Sachsen gedruckt und in den folgenden Jahren in Fässern versteckt nach Krain, in die Steiermark und nach Kärnten geschmuggelt.
- 14 Rudolf Stöber, *Deutsche Pressegeschichte*. Konstanz 2005, 34–38.
- 15 Vgl. Martin Welke, *Johann Carolus und der Beginn der periodischen Tagespresse. Versuch, einen Irrweg der Forschung zu korrigieren*. In: *Welke/Wilke, 400 Jahre Zeitung*, 9–116.

Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts erschien in der Stadt die erste gedruckte Zeitung, allerdings noch sehr unregelmäßig. Wie aus der Tabelle ersichtlich, gelangten in der Krainer Hauptstadt zwischen 1707 und 1810 zwölf Presseorgane unter die Leser. Alle Zeitungen erschienen auf Deutsch mit Ausnahme der „Lublanske novize“ (auf Deutsch „Laibacher Nachrichten“, Nr. 6), die vom slowenischen Lyriker und Aufklärer Valentin Vodnik (1758–1819) herausgegeben wurde.

Tabelle 1: Übersicht der in Krain von 1707 bis 1810 erschienenen Periodika

	Titel	Erscheinungszeit
1.	<i>Wochentliche Ordinari-Laybacher Zeitungen</i>	1707–1709
2.	<i>Sammlung nützlicher Unterrichte</i>	1770, 1771, 1776, 1779
3.	<i>Wochentliches Kundschaftsblatt des Herzogthum Krain</i>	1775–1776
4.	<i>Wöchentlicher Auszug von Zeitungen</i>	1783
5.	<i>(Kleinmayr'sche) Laibacher Zeitung</i>	1784–1807; 1821–1918
6.	<i>Lublanske novize</i>	1897–1800
7.	<i>Merkische Laibacher Zeitung</i>	1788–1797 ¹⁶
8.	<i>Degotardische Laibacher Zeitung</i>	1799–1800
9.	<i>Leopold Egerische Laibacher Zeitung samt Anhang der Laibacher Zeitung (Beilage der Leopold Egerischen Laibacher Zeitung)</i>	1800–1807 Anhang (1807)
10.	<i>Vereinigte Edel von Kleinmayr'sche und Leopold Eger'sche Laibacher Zeitung</i>	1807–1809
11.	<i>Vereinigte Laibacher Zeitung</i>	1810; 1814–1820
12.	<i>Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen</i>	1804–1810; 1814–1818

16 In der Slowenischen National- und Universitätsbibliothek in Ljubljana liegen heute 27 erhaltene Nummern aus den Jahren 1789 bis 1791 vor; allerdings berichten die zeitgenössischen Quellen von einer erhaltenen Nummer aus dem Jahre 1788 (Vgl. August Dimitz, *Zeitungswesen in Krain*. In: *Mittheilungen des historischen Vereines für Krain* 14 (1859), 70–72). Vermutlich ist die Zeitung bis zum Tod ihres Gründers Ignaz Merk im Jahr 1797 erschienen. Der Anhang war mit dem Blatt verschmolzen, vgl. Tanja Žigon, *Deutschsprachige Presse*. In: *Berichte und Forschungen* 12 (2004), 219.

Wissens- und Kulturtransfer: Entstehungsgeschichten der einzelnen Presseorgane

Nachdem die Mandelc-Druckerei 1582 ihre Tätigkeit hatte einstellen müssen, nahm erst fast hundert Jahre später die Familie Mayr die Einladung der Krainer Landstände an¹⁷, von Salzburg nach Laibach zu übersiedeln und im Jahr 1678 nicht nur eine neue Druckerei zu gründen, sondern auch eine Zeitung zu initiieren. Obwohl zu dieser Zeit die kulturellen Einflüsse im Bereich des Druckwesens vorwiegend aus Italien stammten, – davon zeugt auch die italienische Provenienz der meisten, seit dem 15. Jahrhundert, gedruckten Werke in den slowenischen Gebieten¹⁸ – wich das vom Drucker Johann Georg Mayr (um 1675–1733) initiierte Unternehmen von der gängigen Praxis ab und lieferte den Beweis dafür, dass die Modernisierungsimpulse stark mit den individuellen Erfahrungen und dem Engagement ihrer Träger zusammenhingen.

„Wochentliche Ordinari-Laybacher Zeitungen“

In der Mayrschen Salzburger Familienoffizin gab man – zahlreichen Vorbildern im europäischen Raum folgend¹⁹ – seit 1688 die „Wochentliche[n] Post-Zeitungen“ heraus, die späteren „Saltzburgische[n] Ordinari-Zeitungen“. Somit konnte Johann Georg Mayr nach seiner Ankunft in Laibach an sein bisher erworbenes Wissen anknüpfen. Hier verlegte er in den Jahren 1707 bis 1709 die „Wochentliche[n] Ordinari-Laybacher Zeitungen“. Angesichts der zugänglichen Informationsquellen, des Abnehmerpotenzials und der vorherrschenden Sprache in den gebildeten Schichten war es beinahe selbstverständlich, ein solches Unternehmen auf Deutsch zu starten.²⁰ Mit seinem Unternehmen übernahm

17 Johann Weichard Valvasor, Die Ehre des Herzogthums Krain (11. Bd.). Rudolfswerth 1877–1879, 725.

18 Vgl. Dular, Živeti od knjig, 45–50.

19 Wegen der erstaunlichen Ähnlichkeit der an verschiedenen Orten herausgegebenen Zeitungen würde man heute eher von *offensichtlichen Plagiaten* sprechen (Rudolf Stöber, Deutsche Pressegeschichte. Konstanz 2005, 74).

20 Die Alphabetisierungsrate in Slowenien im 18. Jahrhundert war äußerst niedrig und hat wahrscheinlich drei Prozent nicht überstiegen. Erst mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht (1774) ist die Zahl der schreib- und lesekundigen Jugendlichen in den slowenischen Gebieten gestiegen, obwohl noch immer nicht alle schulpflichtigen Kinder auch tatsächlich regelmäßig eine Schule besuchten. Um 1810 ging in den slowenischen Ländern jedes siebte Kind zur Schule, am Vorabend der Märzrevolution 1847 jedes dritte (vgl. Vlado Schmidt/Vasilij Melik/France Ostanek (Hg.), Osnovna šola na Slovenskem: 1869–1969 [Die Grundschule im slowenischen Gebiet: 1869–1969]. Ljubljana 1988, 136–138).

Mayr die Funktion einer Mittlerfigur in der damaligen Krainer Wissensgesellschaft. Wie die Historikerin Eva Kowalská konstatiert, handelte es sich dabei zwar um lokale Presse, die sich aber nicht nur *auf die Berichterstattung aus der Region konzentrierte, sondern [sie] informierte über das Geschehen in der Welt und schöpfte ihre Nachrichten aus dem renommierten, doch für die Mehrheit der Leser teuren ausländischen Zeitungen*.²¹ Anhand der wenigen erhaltenen Nummern der „Ordinari-Laibacher Zeitungen“²² kann festgestellt werden, dass die Nachrichten ausschließlich fremden Blättern aus Wien, Venedig, Rom, Mailand, Neapel, Paris, Frankfurt, London, Den Haag und Madrid entstammten und sich die Berichterstattung vorwiegend auf den Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) und den Großen Nordischen Krieg (1700–1721) konzentrierte.

Nach derzeitigem Wissensstand konnte sich die von Mayr verlegte Zeitung nur drei Jahre auf dem Markt behaupten, nämlich von 1707 bis 1709.²³ Nicht unwesentlich geht dies auf die ständigen Verspätungen im Postverkehr zurück: Die Erscheinungsweise richtete sich nämlich mehr oder weniger nach dem Verkehrsplan der Reit- und Fahrposten, aber auch nach dem Einlaufen der Schiffe auf den Flüssen Save (slow. Sava) und Laibach (slow. Ljubljana), über die das Nachrichtenmaterial einlangte. Es kam daher häufig vor, dass am Tag des Erscheinens die eine oder andere Meldung schon überholt war und längst keine Neuigkeit mehr darstellte. Ferner erreichte die Zeitung, in der jedwede lokale Berichterstattung fehlte, nur das gebildete Lesepublikum aus höheren Gesellschaftsschichten.

„Wochentliches Kundschaftsblatt des Herzogthum Krain“

Die publizistische Lücke in Krain schloss sich erst 66 Jahre später wieder, als beim Drucker Johann Friedrich Eger (1735–1799), der damals als einziger Drucker in der Stadt die Tradition der Mayrschen Druckerei in Laibach fortsetzte²⁴, die erste wöchentliche Zeitung „Wochentliches Kundschaftsblatt des

21 Eva Kowalská, Frühes Zeitungswesen im slawischen Kulturkreis, 256–257.

22 Die erhalten gebliebenen Ausgaben sind heute im Slowenischen Nationalmuseum aufbewahrt.

23 Peter von Radics, Das älteste Laibacher Zeitungsblatt (1708). In: Laibacher Zeitung, Nr. 181 (11.8.1903), 1557.

24 Die Familie Mayr vermietete zunächst ihren Besitz an verschiedene Drucker und Verleger, bis sie ihn in der Mitte des 18. Jahrhunderts schließlich veräußerte. Zuerst leitete Johann Georg Heptner das Unternehmen. Nach seinem Tod heiratete seine junge Witwe den als Gesellen bei ihrem verstorbenen Mann arbeitenden Johann Friedrich Eger; aus den Quellen ist nicht ersichtlich, wo er vor seiner Ankunft nach

Herzogthum Krain“ aus der Presse kam. Das Blatt wurde von der 1767 gegründeten Laibacher k. k. Gesellschaft für Ackerbau und nützliche Künste ins Leben gerufen. Seit 1770 gab jene Gesellschaft für ihre Mitglieder eine weitere, jährlich erschienene Druckschrift mit dem Ziel *Sammlung nützlicher Unterrichte* heraus²⁵, worin sie die Ergebnisse ihrer Tätigkeit darstellte (Solche Veröffentlichungen übernahmen in anderen Ländern Europas die Akademien). Deswegen war das Unternehmen der Laibacher Gesellschaft, die sich als aufklärerische und wissensvermittelnde Institution verstand, für damalige Begriffe nicht nur außergewöhnlich, sondern auch sehr fortschrittlich. Da aber die Gesellschaft neues Lesepublikum gewinnen wollte, suchte sie im Jahre 1774 beim Landespräsidium, dem sie seit 1769 unmittelbar untergeordnet war, um die Erlaubnis an, ein „Wochentliches Kundschaftsblatt des Herzogthum Krain“ herausgeben zu dürfen. Das Blatt sollte nicht nur das Interesse der Gesellschaftsmitglieder wecken, sondern, wie es in der Ankündigung vom 31. Dezember 1774 hieß, einem breiteren Leserkreis verschiedenste Informationen vermitteln, *die in einem Lande zu wissen öfters nothwendig sind, und wenn auch deren Wissenschaft nicht so nothwendig seyn sollte, dennoch grossen Nutzen verschaffen können, wenn sie allgemein bekannt gemacht werden.*²⁶ Das Kundschaftsblatt übernahm demnach die Funktion einer Informationsbörse, aus der man individuell relevantes, essenzielles und handlungsleitendes Wissen generierte und mitunter Vorteile für sich schöpfte.

Laibach tätig war. Mit der Eheschließung ging die Druckerei in seine Hände über, vgl. Albin Arko, *Tristoletnica tiskarstva v Ljubljani* [300 Jahre des Druckwesens in Ljubljana]. Ljubljana 1875, 19.

- 25 Die Sammlung erschien allerdings nicht wie geplant jährlich, sondern in unregelmäßigen Zeitabständen.
- 26 Vgl. Wochentliches Kundschaftsblatt des Herzogthum Krain, Nachricht (31.12.1774), unpag. Die Nachricht wird in der Slowenischen National- und Universitätsbibliothek aufbewahrt und ist dem ersten Jahrgang (1775) des „Wochentlichen Kundschaftsblattes“ beigelegt.



Abb. 1: „Wochentliches Kundschaftsblatt des Herzogthums Krain“, Nr. 2 (14.01.1775)

Quelle: Digitale Bibliothek von Slowenien (dLib) <<https://www.dlib.si/details/URN:NBN:SI:SPR-56Z3BAYV?year=1775>>, 15.11.2021.

Große Verdienste bei der Herausgabe des Kundschaftsblattes fielen allerdings nicht nur der lokalen Ackerbaugesellschaft zu, sondern auch jenen engagierten Einzelpersonlichkeiten, die als Vermittler fungierten, wie der schon genannte Drucker Eger und der vielseitig begabte Wissenschaftler Balthasar Hacquet (1739/1740–1815), der damalige Sekretär der Gesellschaft für Ackerbau und nützliche Künste. Letzterer kommt möglicherweise auch als Redakteur des zweiten Jahrgangs des „Wochentliche[n] Kundschaftsblatt[es]“ infrage.²⁷ Es ist gut möglich, dass gerade Eger und Hacquet der Laibacher Ackerbaugesellschaft ihre Vorschläge zur Gestaltung eines neuen Wochenblattes unterbreitet hatten²⁸, weil sie das Kommunikationsdefizit im Bereich der allgemeinen merkantilen Informationsvermittlung beheben wollten. Mit der Gründung des „Kundschaftsblattes“ wurde die in anderen Städten der Habsburgermonarchie bewährte Praxis übernommen und den lokalen Verhältnissen angepasst. Doch während anderswo Frag- und Kundschaftsämter²⁹ die Rolle der Informationsvermittlung übernahmen, fehlte bei dem Laibacher „Kundschaftsblatt“ jegliche Beziehung zu einem Fragamt. In diesem Sinne handelt es sich bei dem Organ um ein Unikum, eine hybride Form im Bereich der Presse der Österreichischen Monarchie.

Die erste Nummer des Blattes erschien am 7. Januar 1775. Man bemühte sich, den Lesern alles Wissenswerte über die nützlichen, den Handel betreffenden

27 Žigon, „Wochentliches Kundschaftsblatt“, 233–240. Hacquet kam 1766 in die Bergbaustadt Idria (slow. Idrija) und war dort sieben Jahre lang als Chirurg tätig. Von Idria ging er 1773 nach Laibach, wo er am Lyzeum Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshilfe lehrte. Er blieb bis 1787 in der Stadt. Danach ging er nach Lemberg, wo er als Professor für Naturwissenschaften wirkte.

28 Ebenda, 231–255.

29 Die Frag- und Kundschaftsämter gingen aus der Tradition der französischen und englischen Adressbüros aus dem 17. Jahrhundert hervor. Diese verwalteten Informationen und Adressen, verwiesen auf neu erschienene Bücher, vermittelten beispielsweise Mitfahrgelegenheiten bei Reisen und übernahmen zudem Funktionen wie Verkaufs- und Arbeitsvermittlung, Informationsaustausch, Kreditvergabe oder Botendienste. Hiermit wurde ein erster Kontakt zwischen dem Anbieter und dem Käufer hergestellt, was einen potenziellen Handel ermöglichte bzw. erleichterte (Tantner, Frag- und Kundschaftsämter, 309–310); vgl. auch Astrid Blome, Vom Adressbüro zum Intelligenzblatt – Ein Beitrag zur Genese der Wissensgesellschaft. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 8 (2006), 5–8. In Wien wurde ein Frag- und Kundschaftsamt im Jahr 1707 gegründet. Gute zwanzig Jahre danach (1728) erschien als selbstständige Beilage des „Wienerischen Diariums“ ein Intelligenzblatt mit dem Titel „Post-tägliche[n] Frag- und Anzeigungs-Nachrichten/des Kaiserl. Frag- und Kundschafts-Amt“ in Wien (Tantner, Frag- und Kundschaftsämter, 313).

Themen zu vermitteln und in längeren Abhandlungen Fragen zum Agrarwesen zu beantworten wie auch den alltäglichen Austausch von Informationen zu gewährleisten. Im Blatt wurden u. a. Patente, Verordnungen, Edikte, Steckbriefe, Marktpreise und Brotpreise, Namenslisten von Durchreisenden und Laibacher Todesfällen veröffentlicht. Gegen Bezahlung der Inseratgebühr wurden darin aber auch Termine von Versteigerungen und Auktionen bekannt gegeben und per Annonce Dienstboten gesucht.³⁰ Somit passte sich das „Kundschaftsblatt“ einerseits der Strukturiertheit der lokalen Ackerbaugesellschaft an, andererseits den Bedürfnissen der Krainer Bevölkerung, denn es übernahm die Rolle einer *frühneuzeitlichen Suchmaschine*.³¹ Hier wurden die Informationen gesammelt, verwaltet, in einem Medium abgedruckt und damit öffentlich zugänglich gemacht. Dadurch wurde die mündliche Kommunikation von einer Vermittlungsinstanz ergänzt, *die den Übergang vom individuellen Beziehungsnetzwerk zur anonymen Rezeption individuell ausgewählter Informationen vorbereitete*.³²

Im zweiten Jahrgang veröffentlichte das „Wochentliche Kundschaftsblatt“ weiterhin beherrschende Aufsätze zur Unterhaltung, während die wöchentlichen Wettervorhersagen und die neu eingeführte Rubrik über politische Neuigkeiten aus dem In- und Ausland die Leser über Aktuelles informierten. Die Nachrichten aus Wien, Moskau, aus Spanien, Portugal, Frankreich, Schweden und aus anderen Ländern entstammten ausländischen Blättern. Diese Aktion war ein Versuch, die Popularität des Blattes zu steigern, ferner stecken aber auch rein unternehmerische Kalküls dahinter: Man wollte sich die Leserschaft sichern, zumal in Laibach zu jener Zeit keine weitere Tageszeitung erschien. Trotzdem war das Ziel verfehlt: Fachorientierte Leser lehnten ein derart geschäftliches Informationsorgan ab. Längerfristig vermochte es weder die landwirtschaftlich interessierte noch die Deutsch sprechende Bevölkerung in Krain zu überzeugen, die den Zugang zur ausländischen Presse hatte. In seinem zweiten Jahrgang musste das „Wochentliche Kundschaftsblatt“ wegen persönlicher Kontroversen

30 Vgl. Tanja Žigon, Wissens- und Informationsvermittlung in Ljubljana: *Es ist [...] im Herzogthum Krain ein Kundschaftsblatt veranstaltet worden, welches solche Dinge anzeigen wird, die in einem Lande zu wissen öfters nothwendig sind*. In: Mira Miladinović Zalaznik/Tanja Žigon (Hg.), *Stiki in sovpļivanja med središčem in obrobjem [Wechselbeziehungen zwischen Zentrum und Peripherie]*. Ljubljana 2014, 35–53.

31 Tantner, *Frag- und Kundschaftsämter*, 310–312.

32 Blome, *Vom Adressbüro zum Intelligenzblatt*, 22.

zwischen der Redaktion und den einflussreichen Persönlichkeiten in Krain wie auch aus Mangel an Abonnenten geschlossen werden.³³

Die „Laibacher Zeitung“ kommt unter die Leser

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es in Laibach zu tiefgreifenden Veränderungen, denn erstens wurden drei Buchhändlergeschäfte in der Stadt eröffnet³⁴, und zweitens wurde eine zweite Druckerei in der Stadt gegründet. Besaß einst der Drucker Eger noch eine Art Monopolstellung auf dem Bücher- und Zeitungsmarkt, musste er von nun an der Konkurrenz gewahr sein. Im Jahre 1778 kam nämlich aus Klagenfurt der Drucker und Verleger Ignaz Alois Kleinmayr (1745–1802) nach Laibach, der dort eine Marktnische entdeckt hatte.³⁵ Im Jahr 1782 erteilten ihm die Wiener Behörden das Recht auf die Herausgabe einer Zeitung in der Krainer Hauptstadt. Bereits 1783 begann er nach dem Klagenfurter Vorbild³⁶ den „Wöchentlichen Auszug von Zeitungen“ herauszugeben, der verschiedenen europäischen Blättern entnommene Nachrichten aus dem In- und Ausland, d. h. aus Wien, Siebenbürgen, Berlin, Paris, Sankt Petersburg, Madrid, Mailand usw. lieferte, dann und wann auch knapp das Lokalgeschehen meldete. Ferner schienen ähnlich wie im „Wochentlich[en] Kundschaftsblatt“ auf der hinteren Zeitungssseite diverse Informationen auf, etwa Termine von Versteigerungen oder die Laibacher Marktpreise. Schon bald (1784) hieß dieses Presseorgan infolge einer Namensänderung „Laibacher Zeitung“. Jener lag bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts auch ein „Intelligenzblatt“ bei, wodurch Kleinmayr die Tradition der Wissensvermittlung in Laibach fortsetzte.

33 Žigon, „Wochentliches Kundschaftsblatt“, 249–253.

34 Vgl. Branko Berčič, *Tiskarsvo na Slovenskem* [Das Druckwesen im slowenischen Raum]. Ljubljana 1968, 72.

35 Noch vor seiner Ankunft in Laibach heiratete Kleinmayr 1770 die Tochter eines Arztes, die in die Ehe nicht nur eine beträchtliche Aussteuer einbrachte, sondern ihrem Mann auch den Zutritt zu den geistigen und einflussreichen Kreisen der Stadt Klagenfurt sicherte. Das Ehepaar unternahm bald viele Reisen, vor allem nach Graz und Wien, aber auch nach Krain. Aufschlussreich für Kleinmayrs Beziehungen zur Umwelt ist seine Mitgliedschaft in der Klagenfurter Freimaurerloge „Zur wohlthätigen Marianna“ wie auch in der Grazer Loge „Zu den vereinigten Herzen“. Der größte äußere Erfolg seines tätigen Lebens 1787 wurde ihm zuteil, als er geadelt wurde. Siehe Karl Ernst Newole, *Die Offizin Kleinmayr in Klagenfurt bis zur Gründung der Zeitschrift „Carinthia“*. In: *Carinthia I* 144 (1954), 417–539, hier 513.

36 Die Kleinmayrsche Druckertradition reicht bis in die Jahre 1688/89 zurück, als man erstmals in Klagenfurt eine Offizin in Betrieb nahm, vgl. Žigon, *Deutschsprachige Presse*. In: *Berichte und Forschungen* 12 (2004), 213–227.

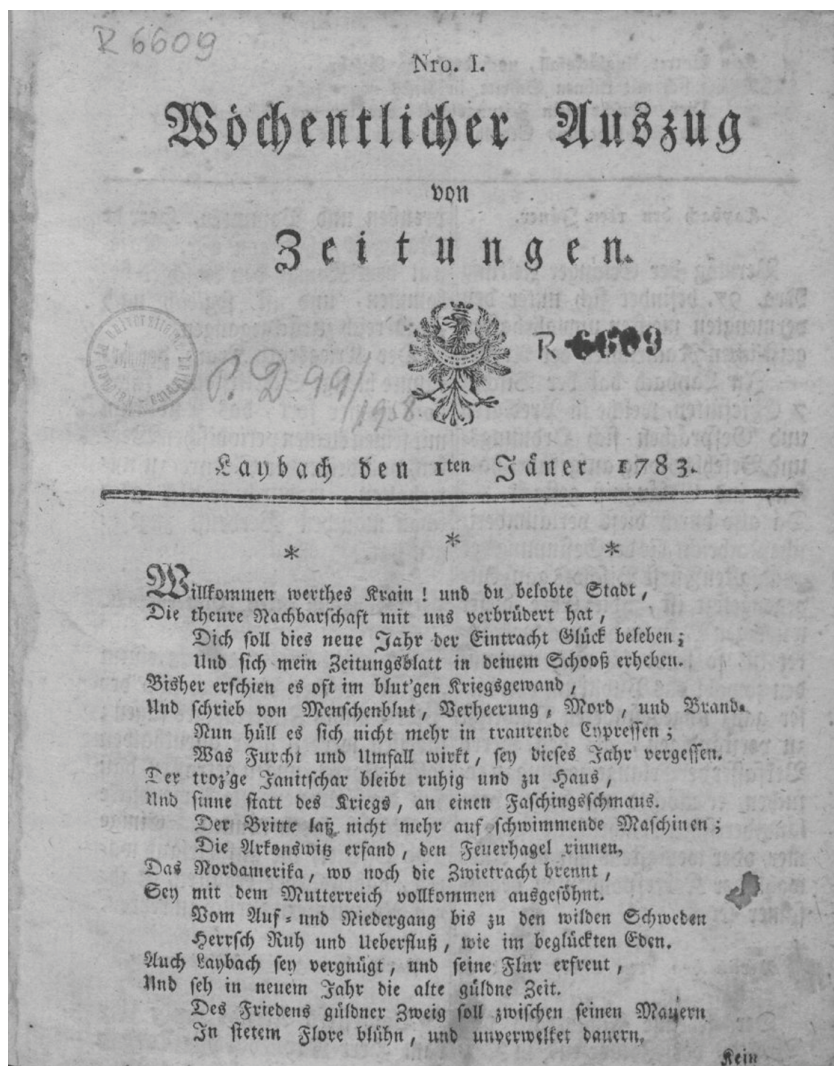


Abb. 2: „Wöchentlicher Auszug von Zeitungen“, Nr. 3 (15.01.1783)

Quelle: Digitale Bibliothek von Slowenien (dLib) <<http://www.dlib.si/?URN=URN:NBN:SI:DOC-5EBQBP0U>>, 12.11.2021.

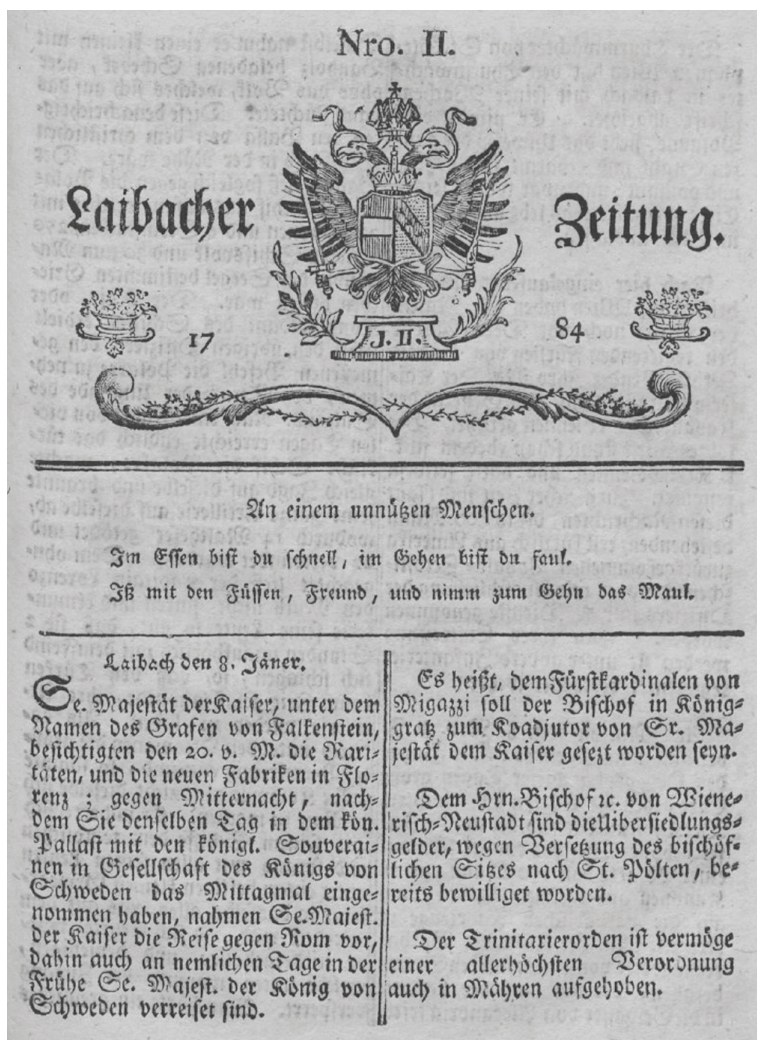


Abb. 3: Kleinmayr'sche „Laibacher Zeitung“, Nr. 2 (08.01.1784)

Quelle: Digitale Bibliothek von Slowenien (dLib) <<http://www.dlib.si/?URN=URN:NBN:SI:DOC-T3R0DMMK>>, 15.11.2021.

Allerdings zeigten sich damals auch andere Drucker um einen Platz auf dem Laibacher Zeitungsmarkt bemüht. Kleinmayrs Standeskollege Ignaz Merk (1750–1797) reichte im Jahr 1781 ein Gesuch um Genehmigung einer Druckerei in Laibach ein, wo er, verglichen mit Kleinmayr, aber keinen großen Einfluss

auf die Entscheidung hatte. Bereits auf lokaler Ebene war ihm der Stadtrat nicht besonders gewogen, denn in seinem Gesuch beklagte sich Merk undiplomatisch über die Monopolstellung des Druckers Eger in Laibach. Zu Merks Pech fungierte jedoch ausgerechnet jener Johann Friedrich Eger als Bürgermeister von Laibach. Knapp erklärte er, dass *kein besonderes Literaturbedürfnis hier im Lande sei und nur die amtlichen Arbeiten zu besorgen seien*.³⁷ Zwischen den Zeilen gab er zu verstehen, dass er keinen Konkurrenten in der Stadt gebrauchen könne; das Gesuch wurde abgelehnt.³⁸ Erst 1786, drei Jahre nachdem Kleinmayr seine Offizin in Laibach eröffnet hatte, wurde Merk auf ein neuerliches Ansuchen hin erlaubt, die Merkische Druckerei in der Stadt zu errichten, wo ab 1788 die „Merkische Laibacher Zeitung“ aus der Presse kam.³⁹ Ähnlich startete spätestens 1799 Anton Degotardi (1773–1800) mit der „Degotardische[n] Laibacher Zeitung“ ein weiteres Zeitungsunternehmen. Möglicherweise handelte es sich um eine direkte Nachfolgerin der „Merkischen Laibacher Zeitung“, die zu Ende der 1790er-Jahre eingestellt wurde. Die „Degotardische Laibacher Zeitung“ erschien bis Ende des Jahres 1800, als Degotardi im Alter von nur 27 Jahren verstarb.⁴⁰ Um die eigene Existenz und jene der Druckerei zu retten, heiratete die Witwe Degotardis, der das Vermögen des verstorbenen Gatten zufiel, schon bald Johann Leopold Eger (1773–1829), einen gelernten Drucker, dessen Eltern sich seit den 1760er-Jahren mit der ‚schwarzen Kunst‘ in Laibach befassten. Auch dieser setzte die Verlegerschaft an der Zeitung fort: Bis 1807 gab er seine „Leopold Egerische Laibacher Zeitung“ samt der literarischen Beilage „Anhang zur Laibacher Zeitung“ heraus, von der lediglich 27 Ausgaben aus dem Jahr 1807 erhalten geblieben sind. Die Vermutung liegt nahe, dass sich Eger bei der Gründung seiner Kulturbeilage von Kleinmayr inspirieren ließ, in dessen Offizin seit 1804 das „Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen“ gedruckt wurde. Die letzte Nummer der „Leopold Egerische[n] Laibacher Zeitung“ erschien am 30. Juni 1807,⁴¹ danach folgte die Fusion mit der Kleinmayrschen Zeitung.

37 Arko, *Tristoletnica tiskarstva*, 22.

38 Ebenda.

39 Dular, *Živeti od knjig*, 171.

40 Über Degotardis Leben ist nur wenig bekannt; besonders lückenhaft sind alle mit seiner Druckerkarriere verbundenen Angaben.

41 Es ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass bei Eger von 1797 bis 1800 auch die erste slowenische Zeitung „Lublanske Novize“ gedruckt wurde. Die Zeitung nahm sich bei der äußeren Form und Struktur die deutschsprachigen Presseorgane zum Vorbild, vor allem die Kleinmayrsche „Laibacher Zeitung“. Sie informierte und belehrte ihre Leser im aufklärerischen Sinne und berichtete zwar ausgiebig sowohl über die Geschehnisse in der Welt als auch über die lokalen Ereignisse, doch konnte der Herausgeber keine ständigen Mitarbeiter gewinnen und musste die meisten Texte

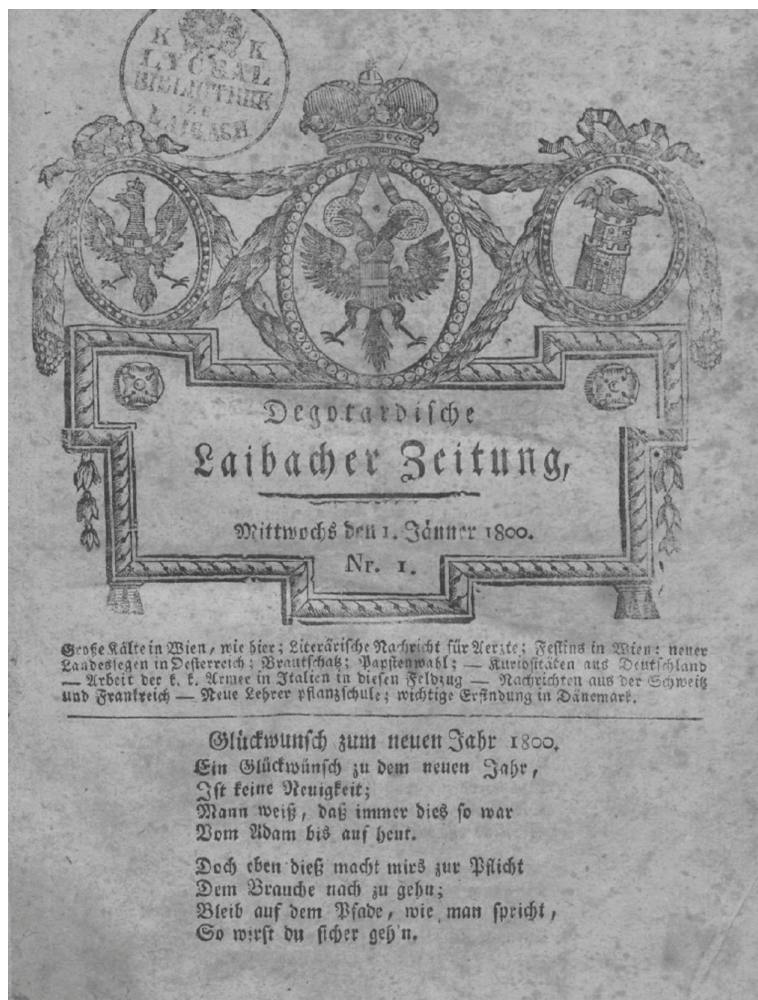


Abb. 4: „Degotardische Laibacher Zeitung“, Nr. 1 (01.01.1800)

Quelle: Digitale Bibliothek von Slowenien (dLib) <http://www.dlib.si/?URN=URN:NBN:SI:DOC-YH3OTELB> (15.11.2021).

selbst verfassen oder ins Slowenische übersetzen. Die niedrige Alphabetisierungsrate unter der slowenischen Bevölkerung hatte zur Folge, dass die Zeitung bereits nach vier Jahren hauptsächlich wegen der mangelnden Abonnentenzahlen eingestellt werden musste. Erst 43 Jahre danach konnte man sich wieder einer Zeitung auf Slowenisch erfreuen, denn 1843 erschien das slowenische Fachblatt „Kmetijske in rokodelske novice“ (Krainger Landwirtschaftszeitung).

In den ersten Jahrzehnten des Erscheinens der „Laibacher Zeitung“ kamen also bei Laibacher Druckern konkurrierende Ausgaben der „Laibacher Zeitung“ heraus. Die Verleger sorgten überwiegend allein für die Redaktion und meistens ähnelten sich die Inhalte dieser Zeitungen stark, die wohl aus Konkurrenzgründen an verschiedenen Wochentagen erschienen. Das Hauptblatt enthielt vor allem politische Nachrichten aus den Metropolen und anderen Orten des In- und Auslandes (Wien, Konstantinopel, Versailles, Madrid, Venedig, Neapel, Haag, Paris, Preßburg, München, London, Slawonien, Banat, Syrien, Konstantinopel usw.). Die meisten Texte wurden aus dem „Wien[er]ischen Diarium“ (später „Wiener Zeitung“), aber auch aus anderen europäischen Blättern übernommen. Ferner enthielten die Zeitungsblätter amtliche Bekanntmachungen, Berichte für Handel, Handwerk und Landwirtschaft, meteorologische Berichte und zuletzt eine Art „Intelligenzblatte“, wo verschiedene Verlautbarungen, Annoncen, Versteigerungstermine oder Marktpreise zum Abdruck kamen. Als Novum in der Laibacher Pressegeschichte hingen den Zeitungen von Kleinmayr und Merk wöchentlich Beilagen an („Anhang zur Laibacher Zeitung“ bzw. „Wöchentliches Kundschaftsblatt“), in denen die Titel jener Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt aufschienen, welche die Laibacher Buchhändler feilboten.⁴²

Die Zeit der Konkurrenzausgaben war mit Beginn des 19. Jahrhunderts vorbei. Sieht man von der Zeit des französischen Interregnums (1809–1813) ab, als Napoleon Bonaparte (1769–1821) für eine eigene Berichterstattung im „Télégraphe officiel des Provinces Illyriennes“ sorgte, blieb die Kleinmayrsche „Laibacher Zeitung“ bis zu ihrer Einstellung 1918 nicht nur eine Art offizielles Amtsblatt, sondern auch die meist gelesene deutschsprachige Tageszeitung in Laibach.

Die literarische Beilage „Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen“

Im Unterschied zur „Laibacher Zeitung“ befassten sich ihre wöchentlichen literarischen Beilagen, die sich an interessiertes einheimisches Publikum richteten, mit lokalen Themen. Die älteste Kulturbeilage der „Laibacher Zeitung“, das „Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen“ (1804–1810 und

42 Leider liegen uns die beiden Beilagen heute im Slowenischen Nationalmuseum nur unvollständig vor (vgl. Tanja Žigon, La menzione di autori francesi e italiani nei giornali del secolo Settecento stampati a Ljubljana. In: François Bouchard/Patrizia Farinelli (Hg.), *Les régions slovènes entre les XVIII^e et XIX^e siècles: Plurilinguisme et transferts culturels à la frontière entre l'Empire des Habsbourg et Venise*. Paris 2019, 55–77).

1814–1818), wurde vom Pächter der Kleinmayrschen Buchhandlung und Buchdruckerei, Georg Stadelmann (1780–1807), gegründet.⁴³



Abb. 5: „Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen“, Nr. 1 (1804)

Quelle: Digitale Bibliothek von Slowenien (dLib) <<http://www.dlib.si/?URN=URN:NBN:SI:DOC-PN6Q4C6R>>, 12.11.2021.

43 Vgl. Tanja Žigon: Kulturelle Wechselwirkungen: Die slowenische Kultur und Literatur in einem deutschsprachigen Wochenblatt aus Krain in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. In: Iwona Bartoszewicz/Marek Hałub/Eugeniusz Tomiczek (Hgg.), Akzente und Konzepte. Wrocław 2011, 201–215.

Der aus Bregenz stammende Stadelmann war ein hochgebildeter Mann, der in Konstanz, Innsbruck und Graz studiert hatte. 1804 nach Laibach gezogen, sammelte er leidenschaftlich Inkunabeln und bemühte sich, eine Liste der wertvollsten alten Drucke aus Krain zu erstellen⁴⁴, was nicht nur von seinen hervorragenden literarischen, sondern auch umfassenden antiquarischen und wissenschaftlichen Kenntnissen zeugt. Vor seiner Zeit in Laibach war Stadelmann an der k. u. k. Lyzeumsbibliothek in Graz als Praktikant beschäftigt gewesen. Gleichzeitig besorgte er die Redaktion der wöchentlichen Beilage des allgemeinen „Zeitungsblattes für Innerösterreich“⁴⁵ und verstand es, die dort gewonnenen redaktionellen Erfahrungen in Laibach gut einzusetzen. Am 28. Februar 1804 informierte er in einer kurzen Notiz unter dem Titel „Der Verleger der Edel von Kleinmayr’schen Laibacher Zeitung an das Publikum“ seine Leser über das Erscheinen der neuen Beilage. Wie seinen daraufhin im „Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen“ veröffentlichten Texten zu entnehmen ist, hat Stadelmann seine neue Heimat schnell ins Herz geschlossen und bemühte sich, das Land Krain aus allen Perspektiven darzustellen und den breiteren Leserkreisen näher zu bringen.

Stadelmann führte in die Krainer Presselandschaft ein neues Format ein, welches das Lesepublikum begeisterte. Es handelte sich um ein Periodikum, das sich von allen anderen bis dahin in Laibach erschienenen Zeitungen unterschied, enthielt es doch keine politischen Nachrichten, sondern konzentrierte sich ausschließlich auf geografische und historisch-topografische Themen, die mit Krains Vergangenheit und Volkskunde zusammenhingen. Außerdem erschienen gelegentlich auch Theaterkritiken, Buchrezensionen und verschiedene Texte über Wirtschaft, Medizin, Erfindungen und Mode. Unter seiner Redaktion haben unter anderem namhafte Männer aus Krain das Erscheinungsbild des Wochenblattes mitgestaltet: insbesondere der Gymnasiallehrer aus Cilli (slow. Celje) Johann Anton Suppantschitsch (1785–1833) und der Sammler volkskundlicher und ethnografischer Materialien, Franz Anton Breckerfeld (1740–1807).

Nach Stadelmanns Tod 1807 übernahm die Redaktion des Wochenblattes der Laibacher Jurist Maximilian von Wurzbach (1781–1854), Vater des Constantin von Wurzbach (1818–1893), des Herausgebers des umfangreichen „Biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich“. Dem Rechtsgelehrten gelang es jedoch nicht, das Blatt auf dem literarischen Niveau aus Stadelmanns Zeiten zu

44 Janez Logar, Stadelmann Jurij. In: Alfonz Gspan (Hg.), Slovenski Biografski Leksikon Bd. 3. Ljubljana 1960–1971, 434.

45 Ebenda.

halten. Im Mai 1809 erschien die letzte Nummer unter seiner Redaktion. Nach einer halbjährigen Pause erschien der siebte Jahrgang der Zeitung wieder im Januar 1810, infolge der napoleonischen Eroberung slowenischer Gebiete aber nur bis Jahresende. Nach Ende des französischen Interregnums erschien das Wochenblatt erneut ab 1814 und hieß ab 1818 dann „Illyrisches Blatt“.

Fazit

Zwischen den ersten Zeitungen, die in Laibach zu Anfang des 18. Jahrhunderts gedruckt wurden, und dem Erscheinen der Kultur- und Literaturbeilage der „Laibacher Zeitung“, des „Laibacher Wochenblatt[es] zum Nutzen und Vergnügen“ im Jahr 1804, liegen fast einhundert Jahre, während der die Zeitungen das Leben in der Hauptstadt Krains nachhaltig prägten. Der zeitliche Bogen der Darstellung reicht von den ersten Versuchen, das Laibacher Publikum über politische und militärische Ereignisse zu Anfang des 18. Jahrhunderts im In- und Ausland am Ball zu halten, bis zur ersten kultur- und literaturorientierten Unterhaltungsbeilage der Kleinmayrschen „Laibacher Zeitung“, die ihrer Leserschaft Vergnügung bereiten und mit ihrer Bandbreite an historischen, volkscundlichen, geografischen und anderen vaterländischen Themen im aufklärerischen und patriotischen Sinne bilden wollte. Um das finanzielle Potenzial dieses publizistischen Novums zu steigern, war das „Laibacher Wochenblatt zum Nutzen und Vergnügen“ auch gesondert vom Hauptblatt zu erwerben.

Im langen 18. Jahrhundert übernahmen in Laibach überwiegend aus deutschen Gebieten dorthin zugezogene gelehrte, mit umfangreichen Kenntnissen ausgestattete, vielfach hochgebildete Drucker und Verleger als Autoren und Zeitungsredakteure die vermittelnde Rolle im Bereich der Publizistik. In ihrer Position als Kulturgutvermittler, d. h. Zeitungen auch als Informationsquelle anzunehmen, waren sie beim Zielpublikum unterschiedlich erfolgreich.⁴⁶ Ihre Autorität als Vermittler resultierte aus ihrem Amt und basierte auf Respekt und Anerkennung ihrer Arbeit seitens der Rezipienten. Aus diesem Grund konnten sich einige neu gegründete Presseorgane bei der Leserschaft besser durchsetzen und etablieren als andere. So sind die „Wochentliche[n] Ordinari-Laybacher Zeitungen“ relativ schnell in Vergessenheit geraten, weil sie zum Zeitpunkt ihres Erscheinens gar nicht mehr aktuell waren; das informative „Wochentliche Kundschaftsblatt des Herzogthum Krain“ wiederum, obwohl eine absolute Novität im Pressebereich, sprach nur einen engeren Kreis

46 Mitterbauer, Mittler und Medien, 33.

von lesekundigen Fachleuten an und konnte sich nicht länger als zwei Jahre auf dem Markt behaupten. Erst die vom Drucker Kleinmayr im Jahr 1784 ins Leben gerufene „Laibacher Zeitung“ blieb sowohl wegen des symbolischen Kapitals⁴⁷ ihres Gründers als auch wegen der informativen, kommunikativen und belehrenden Inhalte eine Konstante, die bis 1918 die Laibacher Presselandschaft mitgestaltete. Mit dem „Intelligenzblatt“, das die jeweilige Ausgabe der „Laibacher Zeitung“ begleitete, führte Kleinmayr die Tradition des „Wochentlich[en] Kundschaftsblatt[es]“ fort und setzte Akzente für die Weiterentwicklung im Bereich der Informationsvermittlung. Letztlich ist es dem Pächter seiner Buchdruckerei, Georg Stadelmann, gelungen, anhand seiner vorherigen Erfahrungen im Pressebereich eine Kulturbeilage der „Laibacher Zeitung“ ins Leben zu rufen, durch welche kulturelle Netzwerke entstanden: Das „Laibacher Wochenblatt“ verfolgte das Ziel, die deutsche und slowenische Kultur miteinander zu verflechten und setzte alles daran, möglichst viele Mitarbeiter aus Krain und den angrenzenden slowenischen Gebieten zu gewinnen. Das „Laibacher Wochenblatt“ übernahm sowohl eine informative als auch eine vermittelnde Funktion zwischen Deutschen und Slowenen. Es wirkte als Forum, in dem wegen des vollständigen Fehlens vergleichbarer Presseorgane in der slowenischen Muttersprache „krainische“ Autoren ihre Gedanken auf Deutsch veröffentlichten und somit ihr Lesepublikum erreichen konnten.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass die Laibacher Drucker und Verleger als Vermittler mit neuen Ideen und neuem Fachwissen durch ihre Niederlassungen in Laibach sich die finanzielle Zukunft sichern konnten, darüber hinaus aber vor allem durch ihre Presseerzeugnisse zur kulturellen Entwicklung, zur Informationsvermittlung und Horizonterweiterung der Leserschaft in der Stadt entscheidend beigetragen haben.

47 Vgl. Pierre Bourdieu, *The Forms of Capital*. In: Imre Szeman/Timothy Kaposy (Hgg.), *Cultural Theory: An Anthology*. Oxford/Malden, MA 1986, 83–95, 86.

Mihai Olaru

The Private/Public Divide in the Administration of Wallachia during the Second Half of the 18th Century*

Wallachia was a principality situated between the Southern Carpathians to the north and west and the Lower Danube to the south and east; the North-East border was less clearly defined, a small rivulet – Milcov – separating Wallachia from Moldavia. For the most part of the 18th century, Wallachia was part of the Ottoman World, enjoying the status of a tributary principality. Historians call this period Phanariot period/regime/century from the Phanariot princes who ruled Wallachia and Moldavia.¹ The Phanariots were a Christian elite based in Istanbul, the quarter of Phanar (hence their name), who used their commercial and educational capital to gain political influence and positions within the Ottoman ruling elite. Besides interpreters of the Ottoman Divan and interpreter of the Ottoman Fleet, the most important office the Phanariots aspired to were those of prince of Moldavia and Wallachia.² Informal in the last decades of the 17th century, the appointment of Istanbul-based Ottoman Christians to the principedom of the two principalities became regular in the 18th century.³ As a

* This project has received funding from the European Union's Horizon 2020 research and innovation programme under the Marie Skłodowska-Curie grant agreement No 898155”.

- 1 Conventionally, the Phanariot is considered to have lasted from 1716 to 1821 (1711–1821 in Moldavia).
- 2 The reader may be confused about juxtaposing prince and office. The explanation lies in the degradation of the status of the Wallachian princes from that of a (vassal) ruler to that of an Ottoman governor. I keep the word „Prince” because it was used in the diplomatic sources of the age and because the Phanariot princes retained all the insignia of power used by previous princes: coronation ceremony, official title used in documents claiming divine origin of their power etc. Other historians prefer the term “lord” in order to prevent confusion with the landed elite (the boyars).
- 3 For a view „from the edge of the center” that is, from Istanbul, of the Phanariots and their role in the Ottoman Empire see Christine Philliou's important studies about the Communities on the Verge: Unraveling the Phanariot Ascendancy in Ottoman Governance. In *Comparative Studies in Society and History* 51/1 (2009), 151–181; the same, *Biography of an Empire. Governing Ottomans in an Age of Revolution*.

principality ruled by Christian princes who styled themselves as „voivode and hospodar from the grace of God“ Wallachia enjoyed wide internal autonomy yet was not a sovereign state. It was not recognized internationally as a separate political entity, but as an Ottoman territory, to the effect that treaties involving its territory or status were concluded by Ottoman representatives.⁴ Administratively it was divided in 17 counties, the five Westernmost forming Oltenia, a region with a distinct identity since the formation of the Wallachian state. Wallachian society was dominated by a class of landlords whose wealth consisted in land worked by dependant peasants and who enjoyed a near monopoly of state offices. Backward agricultural techniques and modest development of industry, limited monetary circulation, sparse population and negligible urban life crayon a peripheral economy integrated in the wider Ottoman world-economy on the way to become the periphery of the Western world economy.⁵

Actual economic difficulties and the emulation of the neighbouring Habsburg administrative methods led the Phanariot rulers to adopt a series of reforms.⁶ These were meant to streamline administration and regulate the relations between landlords and peasants with the ultimate goal of increasing the financial output

Berkely 2011, chapter 1. For a view from the margin that is, from the point of view of the Principalities of Wallachia and Moldavia, see Ion Ionaşcu, *Le degree de l'influence des grecs des principautés roumaines dans la vie politique de ces pays*. In: *Symposium L'Époque phanariote*, 21–25 Octobre 1970. A la mémoire de Cléobule Tsurkas. Thessaloniki 1974, 217–228; Andrei Pippidi, *Phanar, Phanariotes, Phanariotisme*. In: *Revue des études sud-est européennes* XIII/2 (1975), 231–239.

- 4 When the Ottoman Empire lost some territories to the Habsburgs by the Treaty of Passarovitz (1718), one such territory was the Western third of Wallachia, Oltenia. The province was restored to Wallachia, and thus to the Ottoman Empire, by the peace treaty of Belgrade in 1739.
- 5 Bogdan Murgescu, *The “modernization” of the Romanian Principalities during the 16th and 17th centuries: patterns, distortions, prospects*. In: Marian Dygo/Sławomir Gawlas/Hieronim Grala (eds), *Modernizacja struktur władzy w warunkach opóźnienia. Europa Środkowa i Wschodnia na przełomie średniowiecza i czasów nowożytnych* [Modernization of Power Structures in the Conditions of Backwardness. Central and Eastern Europe at the Turn of the Middle Ages and the Early Modern Period], Warsaw 1999, 174–184; Bogdan Murgescu, *România și Europa. Acumularea decalajelor economice (1500–2010)* [Romania and Europe. The Accumulation of Economic Discrepancies (1500–2010)]. Iași 2010, 27–56.
- 6 The influence of the Habsburg administrative model was argued by Șerban Papacostea, *Oltenia sub stăpânirea austriacă (1718–1739)* [Oltenia under Austrian Rule (1718–1739)]. Bucharest 1998 [1971], 310–320.

of the subject population.⁷ A new style of governing emerged, one based on the issuing of frequent ordinances which regulated in detail the relationships between tenants and landlords, the extraction of taxes, the keeping of administrative records, the organization of merchants' and craftsmen' guilds, the prevention of fires, the policing of the counties and so on. The actual implementation of these measures was not always successful, but they nevertheless reflect a determined attempt by the state to control a wider portion of the social reality.

A transformation which occurred in this context, one that received virtually no attention from historians, was the emergence of the notion of public interest with its corollaries: public welfare, public domain or place, public role and so on. The emphasis on public (interest, good, place etc.) in the documents issued by the princely chancellery resulted from a legitimation strategy of the Phanariots which claimed repeatedly to represent the interest of all the inhabitants of the country. Also, it was an attempt to control a larger share of the social reality by declaring it public, in contrast to private interests. The category of the 'public' was expressed in two ways. First the idea of a common interest separated from private interests figured more and more frequently in princely charters, regulations, and ordinances. Second, the same official documents pictured a new type of official, one that acted as a public servant to the common benefit and who had to distinguish between common interest and his private interest. This paper will document the emergence of the public (interest, good, space) in the documents of the second part of the 18th century. That the transformation was, in this phase, top to down is illustrated by the origin of the sources I will employ: princely chancellery or central institutions of the principedom.

The current investigation of public interest expressions in Wallachian documents is part of a wider research project which explores the changing meaning of corruption in 18th century Wallachia. This transformation is predicated on the emergence of a notion of public interest and public space

7 Here is a selection of studies dedicated to the reforms: Florin Constantiniu, *Constantin Mavrocordat et l'abolition du servage en Valachie et Moldavie*. In: *Symposium L'Époque phanariote*, 378–379; Șerban Papacostea, *La grande charte de Constantin Mavrocordat (1741)*. *Ibidem*, 365–376; Florin Constantiniu and Șerban Papacostea, *Le réformes des premiers phanariotes en Moldavie et en Valachie: essai d'interprétation*. In: *Balkan Studies*, 13/1 (1972), 89–118; Șerban Papacostea, *Contribuție la problema relațiilor agrare în Țara Românească în prima jumătate a secolului al XVIII-lea [Contribution to the Problem of Agrarian Relations in Wallachia during the First Half of the Eighteenth Century]*. In *Studii și Materiale de Istorie Medie* 3 (1959), 233–319
stops at the reforms of Constantin Mavrocordat from 1740^s.

against which some activities and relations come to be regarded as corrupt. The Romanian historiography has treated the 18th century as a period of pervasive corruption, but without subjecting to a rigorous analysis the notions of corruption and public interest.⁸

Despite some differences, most researcher define corruption as the abuse of public office or the subversion of public interests for private interests.⁹ However,

-
- 8 Mihail Kogălniceanu, *Histoire de la Valachie, de la Moldavie et des Valaques Transdanubiens*. In: Mihail Kogălniceanu, *Opere*, tome I. Andrei Oțetea (ed.). Bucharest 1946, 440–442; Pompiliu Eliade, *Influența franceză și spiritul public în România* [The French Influence and the Public Mind in Romania]. Bucharest 2006, 25, 52–58; Damian Hurezeanu, *Regimul fanariot. O poartă spre modernizarea Țărilor Române?* [The Phanariot Regime. A Window of Opportunity for the Modernization of the Romanian Principalities?]. In: *Historia Manet*. Volum Omagial Demény Lajos. Violeta Barbu (ed.). Cluj 2001, 399–412. The corruption thesis was simply skipped by the few studies who tried to draw a more positive view of the Phanariot regime: Nicolae Iorga, *Le despotism éclairé dans les pays roumaines au XVIII^e siècle*. In: *Bulletin of the International Committee of Historical Sciences IX* (1939), 101–115; the same, *Au fost Moldova și Țara Românească provincii supuse fanarioților?* [Were Moldavia and Wallachia Provinces Subject to the Phanariots?]. In: *Analele Academiei Române. Memoriile Secțiunii Istorice*, (1937), 347–366; Traian Ionescu-Nișcov, *L'Époque Phanariote dans l'historiographie Roumaine et Étrangère*. In: *Symposium L'Époque phanariote*, 145–157; Ștefan Lemny, *La critique du régime phanariote: clichés mentaux et perspectives historiographiques*. In: *Culture and Society. Structures, Interferences, Analogies in the Modern Romanian History*. Al.Zub (ed.). Iași 1985, 17–30. For a more nuanced approach, but with little concern for the 18th century see Daniel Barbu, *Bizanț contra Bizanț. Explorări în cultura politică românească* [Byzance against Byzance. Studies in the Romanian Political Culture]. Bucharest 2001, 45–65.
- 9 Some recent examples of this vast literature: Mark Philp, *Defining Political Corruption*. In *Political Studies XLV* (1997), 440–441; the same, *The Definition of Political Corruption*. In: Paul M. Heywood (ed.), *The Routledge Handbook of Political Corruption*. London-New York 2014, 21–22; Michael Johnston, *Syndromes of Corruption: Wealth, Power and Democracy*. Cambridge 2005, 11; the same, *Democratic Norms, Political Money and Corruption. The Deeper Roots of Political Malaise*. In: Ina Kubbe and Annika Englebert (eds.), *Corruption and Norms. Why Informal Rules Matter*, Cham 2018; Daniel Kaufmann, *Corruption: the Facts*. In *Foreign Policy*: 107 (1997), 114; Alina Mungiu-Pippidi, *The Quest for Good Governance: How Societies Develop Control of Corruption*. Cambridge 2015; Alina Mungiu-Pippidi/Mihály Fazekas, *How to Define and Measure Corruption*. In: Alina Mungiu-Pippidi, Paul M. Heywood (eds.), *A Research Agenda for Studies of Corruption*. Cheltenham, UK-Northampton, MA 2020, 7–26. Taking cue from some of these authors, several historical studies offer similar definitions, see Toon Kerkhoff, *Princely Patronage and Patriot Cause: Corruption and Public Value Dynamics in the Dutch Republic (1770^s–1780^o)*. In: *Public Integrity* 18/1

research on early-modern administrations has revealed the absence of clearly defined public and private spheres as well as the continuing importance of patron-client relations to the effect that the employment of the notion of corruption becomes problematic.¹⁰ Thus, to account for the rise of a more concrete and precise notion of corruption one needs to trace the emergence of a notion of the public (public interest, public welfare). This paper sets out to investigate precisely this transformation in Wallachia and claims this process occurred in the last quarter of the 18th century.

The first expressions of public interest

In the year 1741 the prince of Wallachia, Constantin Mavrocordat (1730 September-October; 1731–1733; 1735–1741; 1744–1748; 1756–1758; 1761–1763)¹¹, issued a regulation which aimed to order and reform the administration, finances, justice and church matters. One year later, the prince had his regulation published in the French journal „Mercure de France”; the editor gave it the title „Constitution” (see the picture of the first page).¹² The regulation was one of the first so-called „Phanariot reforms”. The text interests us as one of the first instances of separation between the public sphere of the state and the private side of the subjects and officials. The second paragraph of the regulation refers to the administration of wasteful administration of monasteries by some abbots

who did¹³ not take care of the incomes of the monasteries and did not act with honesty and dedication for the utility of the monasteries, but, when they were able, they strived to grab and to sink the wealth of the monasteries for their own enrichment and comfort.¹⁴

(2016), 26; Toon Kerkhoff/Ronald Kroeze/Pieter Wagenaar, Corruption and the Rise of Modern Politics in Europe in the Eighteenth and Nineteenth Centuries: A Comparison between France, the Netherlands, Germany and England. Introduction. In: Journal of Modern European History 11/1(2013), 25.

- 10 Sharon Kettering, *Patrons, Brokers, and Clients in Seventeenth Century France*. New York 1986, 192–206.
- 11 Like many other Phanariot princes, Constantin Mavrocordat also held multiple tenures both in Wallachia and in Moldavia. As this paper is concerned solely with Wallachia I will list for each mentioned prince the tenure years in this principality.
- 12 By publishing it in France, the prince also tried to advertise his measure and to pose as a wise ruler who improves the life of his subjects by beneficial measures, in line with the dominant political ideology of the Enlightenment.
- 13 All translations of the original texts are the author's.
- 14 Daniel Barbu (ed.), *O arheologie constituțională românească. Studii și documente [An Archeology of the Romanian Constitutionalism. Studies and Documents]*. Bucharest 2000, 109.

The prudent administration of the monasteries is not presented as public interest, yet it is nonetheless clear that the stipulation posits an interest of the monastery, as an institution part of the country's patrimony, which is at once distinct and superior to the private pursuits of the individual abbots. Paragraphs 5 and 7 rule that judges and county commissars (*ispravnici*) will be appointed, and they will receive salaries *from the treasury*. It is the first mention of officials being remunerated from the state coffers and therefore the first step in the transformation of the office from a private holding (proprietary office-holding) to a public one.¹⁵

The two notions of public interest and public office, only sketched here, are more amply documented in the following decades of the 18th century. In parallel they are more and more elaborated. I will present below how this notion became staple of the regulations, judicial decision, or memorandums. In order to trace this transformation, I will argue in three distinct, yet related, directions. First, I will discuss the notion of public interest as it appears in documents issued by the princely chancellery or other institutions; sometimes the public interest was presented as being different from the individual and private interest and standing higher than them. Second, I will highlight several instances in which various places in towns were defined as public space and their private appropriation was cancelled in justice. Third, I will trace the enunciation of a new ideal of the office and of the official. In this new understanding, the office and the official are expected to shed their private interests and represent the public interest, defined by written statutes and regulations.

The Public as a Relevant Category in Administrative Documents

The most common word for defining public interest or public good was the Slavic „obște”. The noun „obște” has several meanings, more or less related, indicating a community (village, town, country, the community of the monks living in a monastery); as an adjective *de „obște/obștească”* has the following significations: something which concerns all, belongs to all or is common/general; together, all without exception; which belongs to the common people.¹⁶ The semantic thread unifying all these meanings is the idea of common or general. During the second half of the 18th century the meaning of „obște” as

15 Ibidem, 110–111.

16 For the dictionary definition of „obște” see www.dex.ro, 17.09.2021.

a larger community (a town or the population of the country) becomes more prominent, while the adjective „obştesc” tends more and more to denote the quality of being common to more people, of belonging to the general or common welfare/interest.

Setting up institutions of learning or enterprises with the full or partial support of the prince begun to be framed as serving the public interest. Thus, a charter from 26 June 1763 issued by Prince Constantin Racoviță Cehan (1753–1756 and 1763–1765) confirms an older decision to pay teachers at the princely school from Bucharest from the income of Glavacioc monastery (which in turn was tax-exempted). The rationale of such a measure is that *the settlement and consolidation of schools in which the previous gift of learning is gained, which is not only useful, but also adornment of the human life; those who struggle for this are originators of a good act for the public benefit.*¹⁷ The idea is reiterated in the documents of subsequent princes referring to the role of monasteries in supporting education. In 1775, the church ordinance issued by prince Alexandru Ipsilanti (1774–1782; 1796–1797) states that the churches and monasteries are exempted from taxes *except from the taxes planned to be transferred to the schools which are useful for the community.*¹⁸ Ten years later, Prince Mihail Suțu (1783–1786; 1791–1793; 1801–1802) orders a commission of boyars to evaluate the costs of the school St. Sava so that *the surplus is employed for other public benefits.*¹⁹ Another example comes from 1794, when Prince Alexandru Moruzi (1793–1796; 1799–1801) renewed the charter of the Obedeni monastery from Craiova, which was from the very beginning meant to sustain a school and a hospital. Taking into account the destructions in war time and the depletion of resources, the local officials recommended the monastery to accommodate only a school – *as an act beneficial to the soul and useful to the town itself* – and a doctor, without the hospital. In turn, the prince exhorts the local officials to oversee the functioning of the school *as a thing useful to the community.*²⁰ Beside schools, pharmacies, doctors, and hospitals are appointed or established for the

17 George Potra (ed.), *Documente privitoare la istoria orașului Bucharest (1634–1800)* [Documents concerning the History of Bucharest (1634–1800)]. Bucharest 1982, 221–222.

18 V.A. Urechia, *Istoria Românilor* [History of Romanians], vol. I. Bucharest 1891, 51. The teachers hired at these schools came to be regarded fulfilling a public role. Such was „Mihai the Singer, public singing teacher” or a certain Paisie who was appointed „to be publicly known as grammar teacher”, see Urechia, vol. I, 383 and 389.

19 Ibidem, 386 (July 24, 1785).

20 Urechia, vol. V. Bucharest 1893, 60–62.

public welfare. On March 16, 1784, Prince Nicolae Mavrogheni (1786–1790) establishes the salary of the pharmacist and doctor from Craiova, the activity of which are *for the need of the community*.²¹

Schools, hospitals, or pharmacies as public institutions would not surprise the modern observer, although their public role was quite new in Wallachia. Yet even various economic measures started to be framed as public good. Prince Alexandru Ipsilanti's charter for the functioning of the paper mill (hartughia) from august 1776 starts with a rather long preamble about the obligations of the rulers. It claims that *there is no better and godlier act under the sun than the benefit and the utility of the community*.²² The rulers' duty is

to strive not only for those things that are beneficial to one part [of the society, M.O.], but especially for those things that are known to be useful to the people and adornment of the homeland. Speaking to his subjects through the charter, the prince boasts to work hard by all means toward the utility of the country and of the inhabitants, the enhancement of the economy of this country, [bringing, M.O.] the crafts of great skill and the abundance of this state.

The *public utility* is going to be realized in two ways: the common people can sell their scraps to the paper factory and the money spent on paper imports will stay in the country.²³ Besides the recurrent emphasis on public utility and the benefit of the inhabitants, we recognize the cameralist theory which informs the princely economic policy.

Years later, the establishing of a new paper mill²⁴ is justified in similar terms by Prince Alexandru Moruzi. The charter from 1796 claims that *the paper factory is necessary and useful for the entire community*, not only because it would set a positive commercial balance by exporting paper, instead of importing it, but it would also encourage *cheapness to the all the people*. Further, the charter reasserts that the establishment of the paper mill *is for the utility and good of the entire homeland* and decides to be put under the administration of the metropolitanate *which works and prints the books necessary to the community*.²⁵

21 Ibidem I, 399.

22 „Folosul obștiei“ can also be translated as “public utility”.

23 Urechia, vol. I, 95–96.

24 Or a reconstruction of the old one after the destructions caused by the war Russo-Austrian-Turkish War (1789–1792).

25 George Potra (ed.), Documente privitoare la istoria orașului Bucharest (1594–1821) [Documents concerning the History of Bucharest (1594–1821)]. Bucharest 1961, nr. 480, 591.

Setting up other industrial facilities is justified in identical terms. The confirmation of the privileges of the cloth manufacture from Pociovaliște is necessary because *the making of cloth, which, as it is well known, is useful for the largest part of the community, also brings praise and honour to the homeland.*²⁶ The charter of the „astaragii” (guild specialised in the production of “astar”, a type of cloth)²⁷ from 1784 states that *it was necessary to regulate this trade for the benefit of the community.*²⁸ A typography subsidized with money from the municipal treasure of Bucharest (banii cutiei) because *it is for the adornment and the usefulness of the community.*²⁹

Protectionist trade policies were represented as serving the public interest, even more so as the wider trade agreements between the surrounding empires put the indigenous merchants at a disadvantage. The import of wine and brandy was forbidden in July 1781 to boost local production. The ordinance, addressed to all important officials (central and local) starts with a preamble which, once again, states the duty of the rulers to attend to the *public welfare* and *not to let a thing which can be beneficial to the majority of the community, and especially to the indigens, be gained only by some foreigners.* The sale of locally produced wines and brandies are to the benefit – the charter continues – to both the common folk and the landlords. The majority of the commoners living in the hilly areas of Wallachia draw their income from the production and sale of wine and brandy. The prince issuing the charter – Alexandru Ipsilanti – expresses his wish that his successors will confirm this ordinance *taking into account the indigens’ justice, the usefulness of the inhabitants and especially the profit of the Princely Treasury.*³⁰

The princely wish was fulfilled by one of the successor princes, Nicolae Caragea (1782–1783). His charter from 27 September 1783 forbade the import of wine and brandy from the neighbouring countries. Since the princes *have to bring usefulness and justice to the community of the land, higher and lower orders alike,* the interdiction was required by the fact that the aforementioned import *has caused a lot of damage to the community of the land because the wines produced in the country cannot sell.* The charter is preceded or followed shortly by a series of ordinances addressed to various officials – from Bucharest, Craiova and the counties – which prohibit the import of foreign wines and brandies because

26 Urechia, vol. I, 454.

27 Ibidem, 454.

28 Ibidem, 454. The charter of the cloth manufacture used the same words for the utility of this enterprise, February 6, 1784, Ibidem, 454.

29 Ibidem, 269–270.

30 Ibidem, 101–103.

this business is only partially useful, but not to the community; the neglect of the ordinance meant that neither the utility for the community was guarded, nor the income of the official of my Princedom, vel Căminar³¹, was collected.³²

The establishment of prices for various food items in 1793 was seen as *a business that concerns the community, not only a part of it*. For this reason, Prince Alexandru Moruzi asks all the main officials from Bucharest (not only those designated regularly with the task) to congregate and agree on the price list. This was *for the necessity of the town and of the common people*.³³

Urban constructions or various initiatives regarding the urban space were justified in similar terms. The building of two drinking fountains (cișmele) in Bucharest in 1779 was explained by Prince Alexandru Ipsilanti claimed that he acted *for the utility and praiseworthiness of the town and for the wellbeing of the people*.³⁴ Prince Mihail Suțu orders in 1785 the demolition of a summer house and a distillery because they were occupying *a free that is, princely place used for the measurement of the barrels and the need of the community to take water*.³⁵ In the year 1790, during the Austrian occupation of Wallachia (1789–1791), the princely council³⁶ (divan) addressed an ordinance to all the 17 counties regarding the cleaning of the streets in towns and the removing of polluting crafts and occupations outside the central areas (târg) of town. The order stems from the assumption that *cleaning off the filth, carcasses, garbage and any kind of dirt from countries and towns is to attend to the public health*.³⁷

These are just a few references to the common interest that feature more and more frequently in the sources of those years. It is nevertheless clear from all these examples that something like public interest began to be invoked in princely ordinances and regulations. The same idea is present in the description of the duties incumbent upon the princely officials.

31 Official established in the 17th century which supervised the taverns and collected a tax from the sales of alcohol, O. Sachelarie/N. Stoicescu, Instituții feudale românești. Dicționar [Feudal Romanian Institutions. Dictionary]. Bucharest 1988, 83.

32 Urechia, vol. I, 463.

33 Ibidem, vol. VI. Bucharest 1893, 666.

34 Ibidem, vol. I., 120.

35 Ibidem, 498–500.

36 Presided by the Austrian general Prince of Sachsen-Coburg.

37 Urechia, vol. III. Bucharest 1892, 405–406. The cobbling of the streets in Bucharest in 1792 (at that time done with wood) was seen as „an ornament of our town”, beside the fact that „we all need to walk on these roads, plebeians and nobles alike”, see Urechia, tome IV. Bucharest 1892, 357–358.

The public office/official

The period under discussion witnessed the emergence or at least the clear formulation of a new ideal of princely official. Regulations stipulate how the latter must behave and conduct the business of his office so as to avoid substituting his private pursuits for the public interests. In order to substantiate this point of view I will discuss a few examples.

In the ordinances prohibiting the import of wines and brandies already mentioned there are references to the expected behaviour of the state officials and agents. On 19 August 1783, the county commissars³⁸ from counties Teleorman and Slam-Râmnic are reprimanded because *some* [subjects, M.O.] [...] *either with yours and your men' knowledge and help or the help of the captains and of the border guards, who also act according to your instructions of the those of the police officers' [...] or by their unlimited greed* were complicit in the smuggling of wines and brandies. This was to the detriment of the 'public welfare' and of the income of *vel Căminar*. On October 6, same year, the princely orders are dispatched to the county commissars and the governor³⁹ (caimacam) of Craiova who had to notify *especially the captains and the customs officers no to dare to allow the smuggling of foreign wine or brandy through favour or bribe*; contrary, the offender would be punished as *an originator of damage to the public welfare*. The princely officials are exhorted to keep monitoring the situation as *this is an*

38 Official with administrative and judicial responsibilities at county level established in 1740 by Prince Constantin Mavrocordat following the example of the Habsburg administration in Oltenia (1718–1739). There were 17 ispravnici in Wallachia, one for each county. Previously, the term had multiple meanings, the principal one being that of commissar or person entrusted with carrying out a certain task. The boyars exerting princely power in the absence of the prince were also called ispravnici in the 17th century; the clerk drafting a princely charter was sometimes called ispravnic in the charter in the sense that he penned it. For other meanings see O. Sachelarie/N. Stoicescu, *Instituții feudale românești*, 237–239.

39 Initially the caimacam was the locum tenens in case of throne vacancy or in the absence of the prince (usually in plural, caimacami, since there were more boyars fulfilling the role of caimacam). From 1761 the principedom establishes a caimacam as a governor of the five counties of Western Wallachia (Oltenia). A council (divan) of 4 boyars, inherited from the Habsburg administration of Oltenia (1718–1739) will assist the caimacam. After 1774 two other judicial departments were established, according to the model of central departments from Bucharest: one of criminal affairs (departamentul de cremenalion) and the Department of Four (Judges) for civil cases, O. Sachelari/N. Stoicescu, *Instituții feudale românești*, 35.

*activity that is useful to the community and to your fatherland to which you have the duty to attend.*⁴⁰

The injunctions against corrupt practices figure prominently in the comprehensive reorganisation of justice by Alexandru Ipsilanti – the so-called judicial reform. The charter (hrisov) from 1775⁴¹ states that if the judges overrule a sentence given by a lower court, they have to do it only on the basis of the written law (pravila) and by issuing a report (anafora) and not with *flimsy arguments*. The charter instructs the judges to behave towards the litigants *with kindness, without resentment, and with complete impartiality*. The rule (canonul) demands

*that he does not receive in his house one of the litigants to listen to his complaints or his defence because this provokes great damage as, in this way, his judgment is contaminated, justice is impeded, and the other judges are disturbed in their rulings and so decisions are delayed.*⁴²

The judges must

have their hands clean in front of God and of the written law and not to besmirch their hands by receiving gifts and bribes, because if one judge will be proved to have received a bribe, he will be severely punished.

Judges should not participate in some unjust scheme, either due to friendship (preteșug) or due to family ties (rudenie), or because he fears a high-status man; the judge proved to have ruled by favouritism due to friendship or family ties or who will trade his authority at the intervention of a high-status individual will be severely punished.⁴³

A few aspects which are constitutive of the idea of public office and public interest emerge here. The justice is to be administered solely based on written laws. The judges are to honour and respect their office and treat it as a public, not as private, affair; thence the order not to receive litigants in their home and to exercise their duties in the justice halls at the princely court. Equally important to the idea of the 'public' is the legal equality of men and women. The judges are to treat all litigants, regardless of their social status, as equal; vice versa, the litigants, regardless of their social status are to treat judges to respect and humility, as they are representative of the prince. The peddling of influence by high-standing men is firmly rejected.

40 Urechia, vol. I, 465.

41 Ibidem, 62 and 64–71.

42 Ibidem.

43 Ibidem.

In a similar vein, the instructions dispatched to the judges of the criminal department in Craiova on 22 September 1783 warn the judges: *Do not reckon that I appoint you to this office for enrichment, but to do your duty and [carry out the responsibilities of your, M.O.] office.* It is one of the earliest expressions of the idea that the office is not the property of the office holder from which he is entitled to draw his income, but a public function which the officer exerts based on some rules. These rules are laid out in the following lines of the princely ordinance. The rulings must be based on the imperial written laws⁴⁴ (*pravilele cele împărătești*), showing exactly the paragraph and quoting the words of the law, without limiting or increasing the penalties. No judge is to consider himself the *master of the decision* (*stăpânul hotărârii*), but the decision is to be adopted on a collegial basis. The judges are warned *not to deceive yourself to obtain some income and not to dare to free a thief or to protect him or to reduce his punishment for favour, being the man of somebody else.* The *armaș*⁴⁵ will not be permitted to bring to justice *men of any social status* without the mandate of the governor; also, he will be forbidden to beat or torture suspects in exchange for a bribe (*rușfet*) without judicial decision. Finally, both judges and culprits must behave respectfully in the justice hall.⁴⁶

The same expectations of upright behaviour were expressed regarding lesser officials. The county clerks (*condicar de județ*) were warned in a regulation from June 26, 1797, to stay clear *from any bribe or gift or present*, to refrain from causing the deferment of a case and not to demand *a gift for mediating a partisan adjudicating so as to harm the one who is right.*⁴⁷ All these expectations are grounded in the fact that the county clerks have legally established salaries and fees for the documents they draft and are awarded tax-exempted peasants for their households. The implementation of these dispositions was far from generally successful and princely reprimands for failure of the officials to attend to their duties are frequent. For example, the heads of the border districts (*vătafi de plai*) are scolded in 1782 by Prince Nicolae Caragea for mixing public duties with private interests. He urges them to stop sending the border guards *after game, raspberry, trouts and other similar things as gifts for some boyars or for your*

44 The Byzantine criminal laws, part of which were adopted and translated in Wallachia.

45 Official entrusted with the supervision of prisons and the bringing of culprits in front of the judges.

46 Urechia, vol. I, 351–353.

47 Urechia, vol. VII. Bucharest 1894, 47–53. The regulation is ampler and regards several categories of state functionaries.

friends. Failing to protect the border will attract, the princely scowled, the death penalty.⁴⁸

These orders envisage a new ideal of princely official, one that would observe the regulations in effect and will stay away from favouritism and unlawful rewards. All this is justified in the name of the common/public interest and of the homeland.

Conclusion

The analysis of the evidence indicates that the idea of public, as expressed through the noun „obște” and the adjective „obștesc”, as opposed to private interest, come to be an integral part of the administrative discourse produced by the princely institutions in the second half of the 18th century in Wallachia. The princely charters, ordinances and regulations emphasize the idea of a public of common interest, utility, and space. Measures and policies are justified in terms of public interest and various parts of the urban land come to be viewed as public space, one that belongs to the entire community and are therefore closed to private appropriation. Further, the evidence I put forth thus far suggests that a new ideal of the princely official is formulated by the regulations and instructions issued and delivered by the princedom throughout the country. Officials and judges are exhorted by the prince to observe the regulations in effect and to treat their office as public responsibility and not as a form of personal property. More specifically they are warned time and time again to behave fairly in their office, not to let themselves be carried away by their personal whims, preferences, enmities, kin solidarity or friendship. Moreover, they are expected to restrain from any kind of bribery, though no definition of bribery is put forth. The princely documents (charters, regulations, ordinances) set the normative ground, which is valid for everyone, regardless of social status (*obraz*). The equality of treatment is constitutive of the idea of a public space from which differences of status are excluded. The idea of legal equality was far from its realization in 18th century Wallachia, but the situations I illustrated above testify to its inception.

48 Urechia, vol. I, 247–248.

Wandel in der Privatsphäre des urbanen Raumes

Márta Velladics

Privatsphäre und Stadtentwicklung: Das Harruckern-Schloss in Gyula

Temeswar (rum. Timișoara) ist im Jahre 2023 eine der Kulturhauptstädte Europas.¹ Der Marktflecken (oppidum), der am Ufer des Flusses Temes (rum. Timiș) im morastigen Gebiet gegründet und im 14. Jahrhundert besiedelt worden war, entwickelte sich im 15. Jahrhundert schnell zu einer befestigten Stadt (civitas), die zwischen 1552 und 1716 unter osmanischer Herrschaft stand. Nach der Türkenzeit erlebte die Stadt im 18. Jahrhundert eine schnelle Entwicklung, wodurch sie dank ihrer strategischen Rolle 1781 den Status einer königlichen Freistadt erhielt.² Die kulturelle und wirtschaftliche Rolle des Banats, dessen Zentrum Temeswar darstellte, hob die Bedeutung der Region im Südosten des Königreichs Ungarn. Jene Rolle lässt sich auch am Marktflecken Gyula veranschaulichen.

Die mittelalterliche Landstadt

Die Stadt Gyula liegt an der südöstlichen Grenze von Ungarn, im Komitat Békés. Die Zusammenfassung der frühen Geschichte der Stadt Gyula und des Süd-Tieflandes ist keine einfache Aufgabe, denn der Mangel an Quellenmaterialien erschwert die Forschungsarbeit.³ Die Landschaft war wegen des Flusses Körös morastig, weshalb die Einwohner die aus der Ebene aufragenden Hänge

-
- 1 Die Stadt Veszprém repräsentiert Ungarn in demselben Jahr.
 - 2 Jenő Szentkláray, *Temesvár története* [Geschichte der Stadt Temeswar]. In: Samu Borovszky (Hg.) [edit.], *Magyarország vármegyéi és városai* [Ungarns Komitate und Städte]. Budapest 1914; István H. Németh, *Szabad királyi városok. A polgári önkormányzat kezdetei Magyarországon* [Königliche Freistädte. Die Anfänge der bürgerlichen Selbstverwaltung in Ungarn]. In: *Rubicon* 29. évf. [Jahrg.] 3–4. sz. [Heft] (2018). március-április [März-April] (epa.hu).
 - 3 László Blazovich, *Gyula városának és lakóinak jogi helyzete a középkorban* [Die Rechtslage der Stadt Gyula und ihrer Einwohner im Mittelalter]. In: derselbe, *Város és uradalom. Tanulmányok és források Gyula XV–XVI. századi történetéből* [Stadt und Herrschaft. Studien und Quellen zur Geschichte von Gyula im XV.–XVI. Jahrhundert]. Gyula 2007, 30.

besiedelten. So entstanden keine Straßen im heutigen Sinne, sondern nur einzelne Wohnblöcke.⁴ Vermutlich deswegen findet man in dieser Siedlung in der frühen Periode kein traditionelles Stadtzentrum bzw. keinen klassischen Stadtplatz. In den ersten Jahrhunderten existierten mehrere kleine Gemeinschaften, was die große Ausdehnung der mittelalterlichen Städte im Tiefland erklärt, die erst mit der Zeit zusammenschmolzen.⁵ Das Land war königliches Gut, die Einwohner waren Leibeigene, die zwar über ihr Mobiliar verfügten, aber der Boden blieb immer im Eigentum des Königs oder der Gutsherrn.

Gyula entstand wahrscheinlich nach dem Tatarensturm (1241/42); die erste Erwähnung in einer Quelle erfolgte jedenfalls in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; auf dem Territorium der heutigen Stadt sind 25 kleine Siedlungen bekannt. Die erste romanische Pfarrkirche wurde um 1300 gebaut⁶, die ebenso wie das 1409 gegründete Franziskanerkloster das Profil der mittelalterlichen Siedlung prägte.⁷ Die Bedeutung der Stadt unterstreicht zwar die große Dimension der Stadtpfarrkirche⁸, doch ist die Lokalisation des Rathauses nicht bekannt. Daher ist ungewiss, ob es überhaupt existierte.⁹ Dieser Umstand begründet vermutlich das Zusammenschmelzen der kleinen Dörfer zu einem größeren Ganzen.

-
- 4 László Novák, *A három város* [Die drei Städte]. Budapest 1986, 48.
 - 5 László Blazovich (Hg.), *A Körös-Tisza-Maros-köz települései a középkorban* [Die Siedlungen des Körös-Tisza-Maros-Raumes im Mittelalter]. Szeged 1996.
 - 6 József Dusnoki-Draskovich, *Gyula város településtörténetének kezdetei* [Die Anfänge der Siedlungsgeschichte der Stadt Gyula]. In: Ádám Erdész (Hg.), *Gyula város történetének kezdetei* [Die Anfänge der Geschichte der Stadt Gyula]. Gyula 2015, 53.
 - 7 József Dusnoki-Draskovich, *Gyula mezőváros topográfiájának kérdései* (XIV–XVIII. század) [Die Fragen der Topografie des Marktfleckens Gyula (XIV–XVIII. Jahrhundert)]. In: derselbe, *Nyitott múlt. Tanulmányok, történetek Gyuláról, Békés vármegyéről és a fordított világról. [Offene Vergangenheit. Studien, Erzählungen über Gyula, das Komitat Békés und die umgekehrte Welt]* [Gyula 2000; Imre Szatmári, *Gyula középkori ferences temploma és kolostora* [Die mittelalterliche Franziskanerkirche und das Kloster in Gyula]. In: Andrea Haris (Hg.), *Koldulórendi építészet a középkori Magyarországon* [Die Architektur der Bettelorden im mittelalterlichen Ungarn]. Budapest 1994, 416–417.
 - 8 Die romanische Kirche war 22 Meter, die gotische Kirche 50 Meter lang.
 - 9 László Blazovich, *Gyula városának és lakóinak jogi helyzete a középkorban* [Rechtsslage der Stadt Gyula und ihrer Einwohner im Mittelalter]. In: derselbe, *Város és uradalom. Tanulmányok és források Gyula XV–XVI. századi történetéből* [Stadt und Herrschaft. Studien und Quellen zur Geschichte von Gyula im XV–XVI. Jahrhundert]. Gyula 2007, 41.

König Karl I. (1288–1342) errichtete die Grundherrschaft Gyula in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wozu auch die Siedlung gehörte. Die Besitzerfamilien Losonczy und Maróthi trugen zur Entwicklung der Stadt beträchtlich bei¹⁰: Während die erstgenannte Familie im 14. Jahrhundert ein Haus in der Stadt besaß, legte die Familie Maróthi einen selbstständigen Herrnsitz außerhalb der Stadt an.¹¹ Dieses Herrenhaus (*curia*) war der Kern der alten Burg. Stadt und Burg entwickelten sich also unabhängig voneinander, doch entstand die Stadt nicht erst infolge der Präsenz der Burg.¹² Die Ursache, warum die Familie Maróthi ihr Herrschaftszentrum außerhalb der Stadt errichtete, beruht wahrscheinlich darauf, dass es keinen ausreichenden Raum für die herrschaftliche Repräsentation gab, das heißt für ein Wohnhaus und dessen Umgebung (Paradeplatz, Marktplatz). König Matthias (1443–1490) verband das Amt des Obergespans (Vorsteher eines Komitats) mit der Burg, wodurch der Burg zusätzliches Gewicht zukam.¹³ Der bis dahin private Eigentumssitz bekam nun eine amtliche Funktion, wodurch der Paradeplatz vor der Burg ein öffentlicher Raum wurde.

Diese Anlage der Márothi's zog Einwohner an, denn Ansiedler, die in der mittelalterlichen Stadt kein Grundstück finden konnten, suchten ihren Platz nun in der Nähe und unter dem Schutz der Burg. Auf diese Weise formte sich im 15. Jahrhundert zwischen der Stadt und der Burg ein neuer Stadtteil, die heutige Innenstadt.

10 Dusnoki-Draskovich, Gyula mezőváros, 81.

11 Tibor Koppány, Kastélyok a végvárak között. Késő reneszánsz és kora barokk kastélyépítészet a 16–17. századi Dunántúlon [Zwischen Schlössern und Grenzburgen. Spätrenaissance und frühbarocke Schlossarchitektur in Transdanubien im 16–17. Jh.]. Budapest 2014, 68; Nándor Parádi, A gyulai vár ásatásának építéstörténeti eredményei. Magyar Műemlékvédelem 1961–1962 [Die baugeschichtlichen Ergebnisse der Ausgrabung an der Burg Gyula. Ungarischer Denkmalschutz 1961–1962]. Budapest 1966, 135–166.

12 László Blazovich, Város és uradalom. Tanulmányok és források Gyula XV–XVI. századi történetéből [Stadt und Herrschaft. Studien und Quellen zur Geschichte von Gyula im XV–XVI. Jahrhundert]. Gyula 2007; András Liska, Középkori régészeti adatok Gyula város belterületéről. [Mittelalterliche archäologische Angaben über das Stadttinnere von Gyula] In: Gyula város történetének kezdetei [Die Anfänge der Geschichte der Stadt Gyula]. Gyula 2015, 102–105.

13 János Karácsonyi, Békés vármegye története [Geschichte des Komitats Békés] Bd. 2. Gyula 1896, 142.

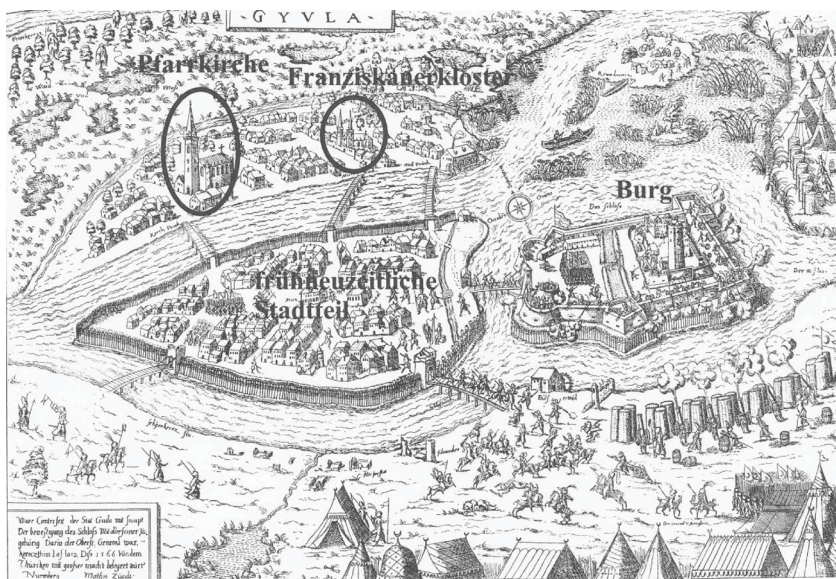


Abb. 1: Die Stadtteile im 15. Jahrhundert; Mathias Zündt: Belagerung der Stadt Gyula, 1566. (Dr. Scherer Ferenc: Gyula város története. Band 1. Gyula, 1938).

Vor der Eroberung des Banats durch die Osmanen (1552) war Gyula das Zentrum des militärischen Schutzsystems der südlichen Landesteile des Königums Ungarn. Zu diesem Zweck wurde der zentrale Platz im Rahmen der italienischen Verteidigungstechnik nach den Plänen des Architekten Paolo Mirandola zu einer Vorburg verwandelt.¹⁴ Die Signifikanz jenes Raumes ist geblieben, aber seine Funktion änderte sich.

14 Endre Marosi, Itáliai hadiépítészek részvétele a magyar végvárrendszer kiépítésében 1541–1592 között [Die Teilnahme der italienischen Kriegsarchitekten am Ausbau des ungarischen Grenzbürgersystems zwischen 1541–1592]. In: Hadtörténelmi Közlemények [Kriegsgeschichtliche Mitteilungen] 21 (1974), 28–72.

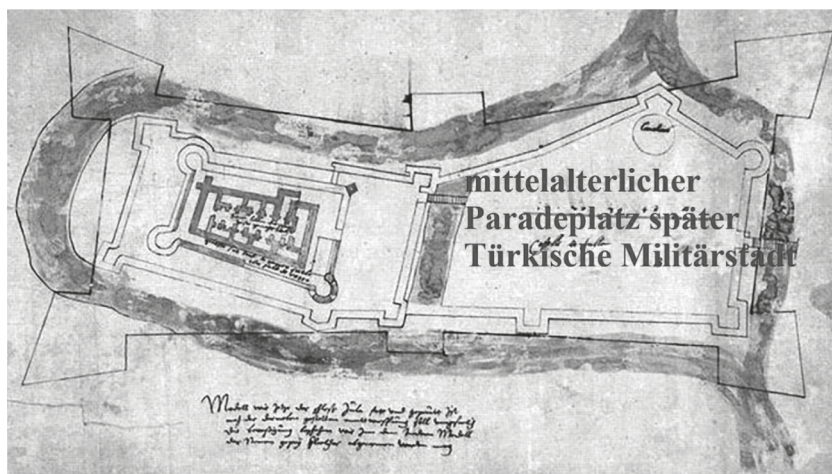


Abb. 2: Die Fortifikation von Paolo Mirandola (Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Kartensammlung Lade U IV/1 Gyula)

Osmanische Periode

1566 wurde die Burg von den osmanischen Truppen erobert. In der Vorburg wurden nun eine Moschee und Häuser für die Soldaten gebaut, wodurch ein neues Stadtviertel entstand.¹⁵ Die mittelalterliche Stadt (Altstadt) wurde nicht zerstört und existierte weiter, doch die Einwohner waren teilweise neue Zuzügler. Im frühneuzeitlichen Stadtteil in der Nähe der Burg ließen sich osmanische Ansiedler (die Familien der Soldaten und Handwerker) nieder, wogegen die Altstadt während des „langen Türkenkrieges“ (1593–1606) entvölkert wurde.¹⁶ Im 17. Jahrhundert berichtete über die Stadt, d. h. über die Burg und den frühneuzeitlichen Stadtteil, Evliya Çelebi in seinem Reisebuch ausführlich.¹⁷

15 Ibolya Gerelyes, Török építkezések Gyulán [Türkische Bauten in Gyula]. In: Tanulmányok a gyulai vár és uradalma történetéhez [Studien zur Geschichte der Burg und der Herrschaft Gyula]. Gyula 1996.

16 Gyula Káldy-Nagy, A gyulai szandzsák 1567. és 1579. évi összeírása [Die Konskription des Gyulaer Sandschaks in den Jahren 1567 und 1579]. Békéscsaba 1982, 29.

17 Evliya Çelebi török világotutató Magyarországi utazásai 1664–1666. Band II. [Die Reisen des osmanischen Weltreisenden Evliya Çelebi in Ungarn zwischen 1664 und 1666]. Budapest 1908, 228.

Da im Jahre 1692 habsburgische Truppen die Stadt abbrannten, blieb nur die Militärsiedlung in der Vorburg bestehen. Nach schweren Kämpfen verließen die Osmanen die Burg im Jahre 1695; die Siedlung war völlig zerstört und auch die Burg wurde zur Ruine.



Abb. 3: Genieoffizier Lambion Lampert: Vermessung der Burg, 1695 (Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv KS G 1 H 233-05)

Gyula im 18. Jahrhundert

Das ungarische Gyula

Nachdem der Freiheitskampf unter Franz II. Rákóczi (1703–1711) die Neubelebung der Siedlungen verzögert hatte, kehrten 1712/13 die ehemaligen Einwohner langsam in die frühneuzeitliche Stadt (heutige Innenstadt) zurück. Die Einwohner zogen aber nicht mehr in den mittelalterlichen Stadtteil ein, obzwar die Wände der Pfarrkirche und des Franziskanerklosters damals noch standen¹⁸: Die Rückkehrer bevorzugten die Sicherheit, d. h. den Schutz der Burg. Im Jahre 1714 wurde der ungarische Stadtteil (Ungarisch-Gyula) offiziell als Kameralstadt etabliert.

¹⁸ András Liska, *Középkori régészeti*, 102–105.

Der Fluss „Weißer Körös“ prägte die Anlage der Ansiedlung, denn der von Osten kommende Fluss spaltete sich vor der Burg in zwei Arme: Der große Arm, der heutige Élővíz-Kanal, vom Süden her und der kleine Arm vom Norden her umgrenzten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Stadt und vereinigten sich im Westen wieder. Das Knie und die kleineren Arme des Flusses zerschnitten das Territorium der Stadt noch zusätzlich. Diese Situation wurde durch das im 16. und 17. Jahrhundert angelegte Schutzsystem noch verstärkt, denn im Rahmen der Bautätigkeit verbanden die Verteidiger die Arme des Flusses mit Gräben (Rigolen).¹⁹ Die Burg und das Verteidigungssystem bedeuteten für die Einwohner Sicherheit.

Das Rathaus wurde laut Komitats- und Stadtkarte von 1722 auf dem Grundstück Nummer 7 errichtet und war nicht größer als ein Wohnhaus.²⁰ Rund herum gab es offensichtlich noch keinen Stadtplatz. Die katholische und die evangelische Kirche sowie die orthodoxe Kapelle waren zwar nur geistliche Zentren, waren wegen des Fehlens eines zivilen zentralen Platzes jedoch markanter.

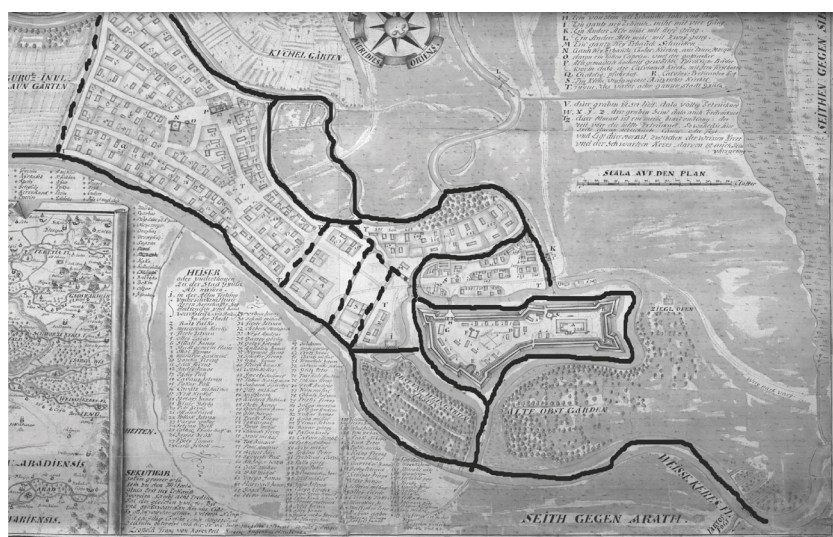


Abb. 4: Genieoffizier Franz Anton Rosenfeld: Stadtkarte von 1722 (MNL, OL S 82: No. 59)

19 Karácsonyi, Békésvármegye története, 159.

20 Magyar Nemzeti Levéltár (MNL), Országos Levéltár (OL), Károlyi család térképei (82): No. 59.

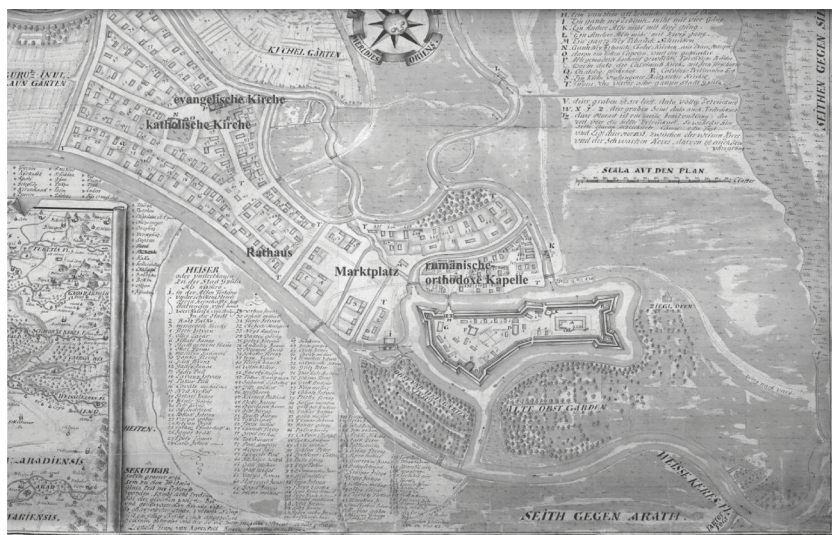


Abb. 5: Genieoffizier Franz Anton Rosenfeld: Ungarisch-Gyula, Stadtkarte von 1722 (MNL, OL S 82: No. 59)

Das deutsche Gyula

Im Jahre 1720 erhielt Johann Georg Harruckern (1664–1742) die Gyulaer Herrschaft – 80 Prozent des Komitats Békés und später noch weitere Teile in der Form der Schenkung von König Karl III. (Kaiser Karl VI.).²¹ Da der Gesetzesartikel 103 aus dem Jahre 1723 die Ansiedlung von Deutschen ermöglichte, war die Familie Harruckern motiviert, und Johann Georg Harruckern in den 1720er-Jahren sowie sein Sohn Franz in den 1740er-Jahren holten in großer Zahl Zuzügler aus dem Deutschen Reich.²²

Die Stadt Deutsch-Gyula mit ihrem geometrischen Grundriss und schnurgeraden Straßen funktionierte als selbstständige Stadt bis 1857, aber mit weniger Recht ausgestattet als Ungarisch-Gyula. Das bedeutete eine Hierarchie. Die deutsche Stadt (heute „Josephsstadt“) hat bis heute ihre reguläre Struktur bewahrt: Das Zentrum des Stadtteiles ist durch die katholische Kirche (im

21 Gábor Éble, A Harruckern és a Károlyi család. Geneológiai tanulmány [Die Familien Harruckern und Károlyi. Eine genealogische Studie]. Budapest 1895.

22 Ferenc Scherer, Gyula város története 1 [Geschichte der Stadt Gyula]. Gyula 1938, 280–281.

18. Jahrhundert noch eine Kapelle) bis heute markiert, wodurch die Mitte dieses Viertels markanter war als das Zentrum des ungarischen Stadtteils. Die zwei Städte, Ungarisch-Gyula und Deutsch-Gyula, trennte der Heiliger-Johannes-Graben und diese Grenze ist bis ins 20. Jahrhundert aufrecht geblieben.



Abb. 6: Josephinische Aufnahme 1780er-Jahre (<<https://maps.arcanum.com/hu/map/firstsurvey-hungary/?layers=147&bbox=2360915.469411599%2C5882311.536727183%2C2375428.950157247%2C5887719.45647>>)

Der rumänische Stadtteil

Als Johann Georg Harruckern die Herrschaft übernahm, bewachten die Festung rumänische Soldaten, die vom Grundherrn Boden bei der Burg bekamen. Aus dieser kleinen Gemeinschaft formte sich das rumänische Viertel, das aber nie selbstständig war. Sein Zentrum war die rumänische-orthodoxe Kapelle gegenüber dem Burgtor.

Der Marktplatz

Die Kirchen und Kapellen – Orientierungspunkte auf der Karte – zeigten den Ort der Gemeinden an, bedeuteten mit den Friedhöfen aber nur einen Teilraum innerhalb der Stadt. Der Wochenmarkt wurde vom Jahre 1723 an in der Stadt unter der Burg gegenüber dem Burgtor organisiert, wodurch der Marktplatz das Zentrum (der Paradeplatz) und der Ort mit der höchsten Funktion in der Stadt Gyula geworden ist.

Als die Friedhöfe am Ende des 18. Jahrhunderts aus der Stadt hinaus versetzt wurden, entstanden an ihrer Stelle neue öffentliche Räume. Die verschiedenen Nationalitäten schufen zwar selbstständige Schauplätze, doch wurde der gemeinschaftliche Marktplatz beibehalten.

Während Johann Georg Harruckern darauf achtete, ethnisch homogene Dörfer und Siedlungen zu gründen²³, war Gyula die Ausnahme. Seine Entscheidung demonstrierte, dass die grundherrliche Macht über jedem Volkstum stehe und die Grundherrschaft die Nationalitäten vereine. Die drei Städte hatten zwar jeweils selbstständige Territorien, doch blieb die Beziehung zwischen den Stadtteilen immer ausgeglichen.

Die Burg

Johann Georg Harruckern wohnte an sich in Wien und bestimmte, die Burg als Sitz der Grundherrschaft fungieren zu lassen. Die Festung bedeutete Kontinuität, indem sie den mittelalterlichen und den neuen Besitzer symbolisch verband. Im Jahre 1722 wurde innerhalb der Festung eine neue kleine Residenz gebaut, doch wurde diese zwischen 1730 und 1735 durch ein neues Schloss ersetzt, und zwar nach dem Vorbild von Harruckerns Lustschloss in der Nähe von Wien.²⁴ Der Grundherr verbrachte jährlich nur einige Wochen in Gyula, denn seine häufigen Anweisungen kamen brieflich, woraus zu entnehmen ist, dass sich das wirkliche Zentrum seines Gutes in Wien befand. Dies funktionierte wie ein heutiger, moderner Firmensitz: Wenn er in Gyula war, visitierte er eine entfernte und exotische Provinz, wo ihn aber der gewohnte Komfort umgab. Schloss und Stadt waren sein Privateigentum – ein Ort des leichten, sommerlichen Amüsemments.

Die Beschreibung von Pater Antonius (Antonius Hueber, 1715–1768), dem Hauskaplan von Johann Georg Harruckern, illustriert authentisch, was ein Wiener über diese entfernte Region dachte.²⁵ Der Pater, der Franziskanermönch

23 József Implom, *Olvasókönyv Békés megye történetéhez 2. 1695–1848* [Lesebuch zur Geschichte des Komitats Békés]. (Forráskiadványok a Békés Megyei Levéltárból 4). Békéscsaba 1971, 44.

24 MNL, OL, Károlyi család tertvtára (T 20): No. 7. Pál Voit, *Beszámoló az Országos Múemléki Felügyelőség távlati kutatási tervéhez kapcsolódó levéltári munkáról*. Magyar Múemlékvédelem 1959–1960 [Bericht über die archivistische Arbeit im Zusammenhang mit dem perspektivischen Forschungsplan des Bundesdenkmalamtes]. Budapest 1964, 255; derselbe, *Barokk tervek és vázlatok 1650–1760* [Barock-Pläne und Skizzen]. Budapest 1982, 48, 152.

25 József Dusnoki-Draskovich, *Egy XVIII. századi arisztokrata család mulattatója*. Antonius atya históriái [Unterhalter einer Aristokratenfamilie in 18. Jh. Geschichten von Pater Antonius]. In: derselbe: *Nyitott múlt. Tanulmányok, történetek Gyuláról*,

in Arad war und in Gyula nur in der Sommerperiode agierte, als auch der Grundherr zugegen war, kam am 5. Oktober 1756 in Wien an:

Da mich aber die Nacht überfallen, wollte ich mich in Etwas bei den Hausleuten erkundigen von Wien, musste aber selbst zum Vergnügen der Hausleute bis in die halbe Nacht erzählen vom Ungarland, aus welchen ich bin befragt worden. Ob doch in diesem Land etwas wachse, ob uns der Türke doch leben lasst, ob doch auch Kirchen in Ungarn zu finden sind, und wie wir doch in einen so wilden Land leben können.²⁶

Beide Besitzer, Johann Georg Harruckern und sein Sohn, holten Meister zu den Bauarbeiten aus Wien; auch die Möbel und die Ausstattung wurden in Wien bestellt. Die Handwerker blieben zum Teil in Gyula und verbreiteten den neuen Geschmack. Das Adjektiv „wienersch“ bedeutete nicht nur Herkunft, sondern im 18. Jahrhundert auch Qualität und trug zum bürgerlichen Denken, zu einer neuen städtischen Lebensführung, zur Unabhängigkeit von der gutsherrlichen Macht sowie zur Ausformung einer neuen, veränderten Lebensanschauung bei.

Johann Georg Harruckern erhielt 1732 auch den Titel des Obergespans, wodurch die Verwaltung der Herrschaft und des Komitats verknüpft wurden. In Ungarn ernannte der Monarch meistens den reichsten Gutsbesitzer im Komitat zum Obergespan; dadurch schmolzen das Privatinteresse des Grundherrn und das öffentliche Interesse des Obergespans, der den Vertreter des Königs verkörperte, zusammen. Die Verwaltung des grundherrlichen Privateigentums und die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten waren somit nicht zu separieren. Das Schloss beherbergte sowohl die Wohnung der Familie als auch die Amtsräume des Obergespans.

Zwischen 1738 und 1741 war die Stadt wegen einer Pestepidemie unter Quarantäne. Johann Georg Harruckern starb 1742, und sein Sohn, Franz Harruckern (1696–1775), ebenfalls Obergespan von Békés, suchte das Gut regelmäßig auf. Das Schloss wurde von ihm erneuert und im Erdgeschoss ein Sitzungsraum eingerichtet, wodurch ein erster Schritt in Richtung Differenzierung erfolgte. Der erste Stock blieb der Privatsphäre der Familie vorbehalten.

Békés vármegyéről és a fordított világról [Offene Vergangenheit. Studien, Erzählungen über Gyula, Komitat Békés und die umgekehrte Welt]. Gyula 2000, 186–256; Krisztina Arany/Júlia Bara/György Laczlavik/Nóra Lengyel (Hg.), A 18. századi arisztokrácia mindennapjai. Therese Corzan és Hueber Antal naplói (1757–1759) [Alltagsleben der Aristokratie im 18. Jh. Tagebücher von Therese Corzan und Antal Hueber (1757–1759)]. Budapest 2021.

26 MNL, OL, Könyvtár (Bibliothek), K 383. pp. 17–18.

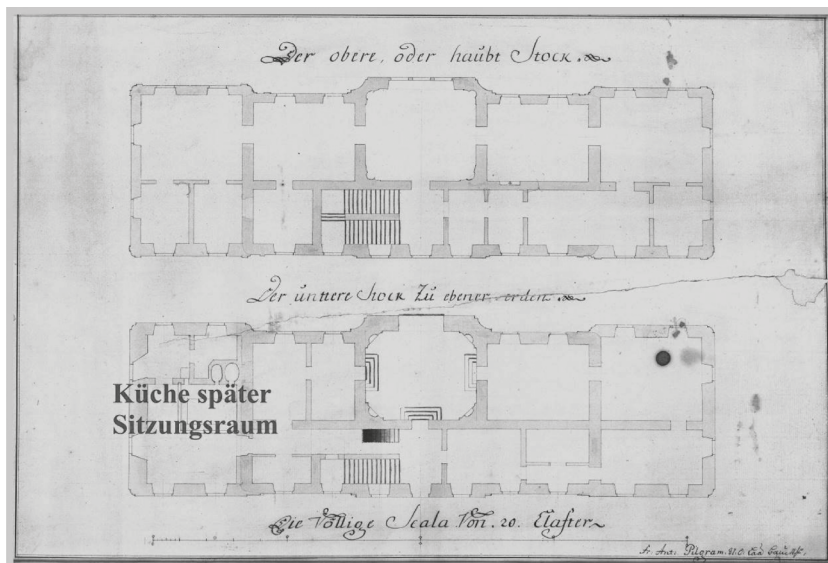


Abb. 7: Franz Anton Pilgram: Lustschloss in Wieden (MNL, OL, T 20: No. 7.)

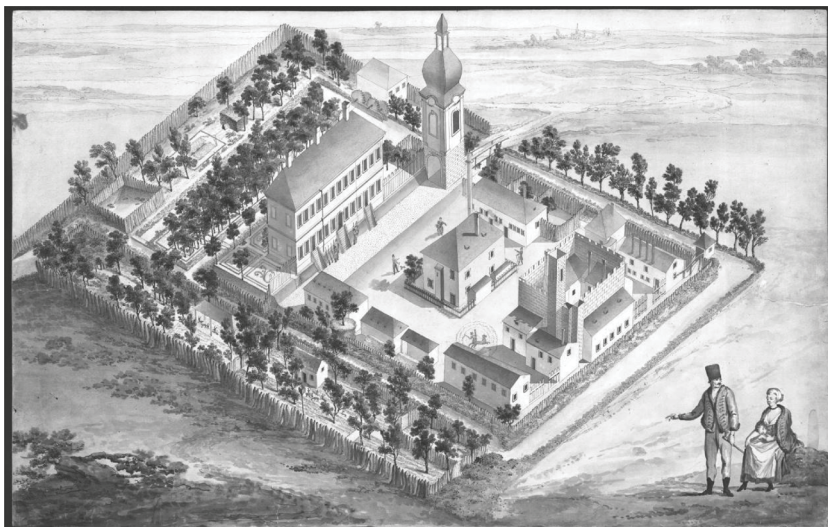


Abb. 8: Pater Antonius: Das Schloss Gyula in den 1740er-Jahren (MNL, OL, T 20: No. 58.)

Das Schloss wurde entweder von Franz Harruckern selbst oder, was wahrscheinlicher ist, von seinem Schwiegersohn Anton Károlyi (1732–1791) in den 1760er-Jahren vergrößert.²⁷ Das war der nächste Schritt zur Abgrenzung von Privatsphäre und amtlicher Repräsentation.

Barockschlösser in Ungarn – wahrscheinlich nach wienerischem Beispiel – wurden mit einem Stockwerk in U-Form gebaut. Im Erdgeschoß (in der Mitte des Gebäudes) befand sich das Treppenhaus und dahinter die sala terrena (Gartensaal). Die Mitte des ersten Stocks nahm der Prunksaal bzw. Tafelsaal ein, der nur für Empfänge, nicht aber im Familienkreis genutzt wurde. Die Zimmer der Dienerschaft und die Gästezimmer waren im Erdgeschoß, wogegen die Appartements des Besitzers und dessen Familie den ersten Stock einnahmen. In den, soweit bekannt, ungarischen Schlössern gibt es keinen amtlichen Raum.²⁸ Die Privatsphäre mischte sich mit der amtlichen Tätigkeit.

1770 wurde über das Gyulaer Schloss ein Inventar aufgesetzt, das die Rekonstruktion der markant veränderten Struktur des Gebäudes verstehen lässt.²⁹ Im Erdgeschoß wurden – außer dem Sitzungsraum – auch Gästezimmer oder Büros und ein großer Tafelsaal errichtet, der letztere sogar größer als der im ersten Stock. Das Parterre wurde somit der Ort der amtlichen Arbeit, d. h. der Administration, des Bezirksamtes und der Ort der öffentlichen Sitzungen. Es gab in diesem Fall demnach kein Komitatshaus.

Der erste Stock wurde nun ausschließlich von der Familie genutzt. Das Arrangement folgte jedoch nicht den Gewohnheiten des Zeitalters, indem der Tafelsaal das Zentrum des Stockwerkes bildete, woran sich die weiblichen und männlichen Appartements anschlossen. Statt dessen waren in diesem Schloss die Flügel nach Generationen der Familie aufgeteilt. Franz Harruckern war ein sehr selbstbewusster Pragmatiker. Vielleicht steht dieses Verhalten mit seiner bürgerlichen Abstammung in Zusammenhang.

Fazit

Im 18. Jahrhundert war die Burg der Wohnort des Grundherrn und das Zentrum der Stadt. Hier befanden sich die Residenz des Gutsherrn, das Gefängnis, das Archiv, die Komitatskasse und hier wohnten auch die Beamten. Zwischen der Burg und der Stadt lag unter Aufsicht des Besitzers der Marktplatz. Die

27 MNL, OL, T 20: No. 57/1–12.

28 Zum Beispiel: Jenő Rados, *Magyar kastélyok* [Ungarische Schlösser]. Budapest 1939.

29 MNL, OL, Harruckern család levéltára (P 418): 71. doboz, 940–976.

Institutionen des städtischen Lebens waren in jener Zeit ohne Bedeutung. 1801 vernichtete ein Brand die Stadt aus dem 18. Jahrhundert. Die alte Struktur blieb zwar erhalten, doch wurde eine neue Stadt mit neuen Institutionen geschaffen. Gutsverwaltung und Landesverwaltung wurden im 19. Jahrhundert nach und nach getrennt, eine neue Raumstruktur wurde ausgeformt, eine neue Einrichtungsstruktur gebaut und die im heutigen Sinne verstandene Privatsphäre und der Publikumsraum trennten sich endgültig voneinander. Wie ein „Phönix aus der Asche“ kam eine neue Stadt zustande.

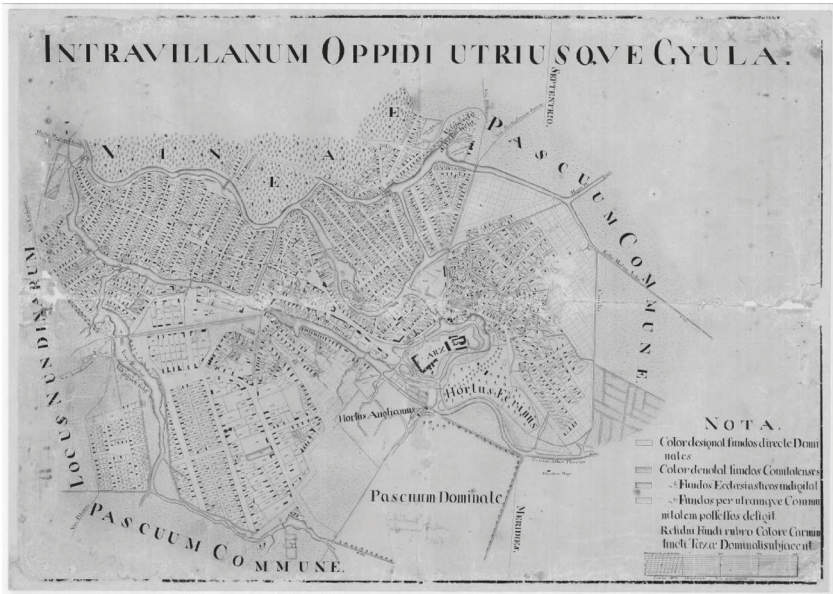


Abb. 9: Stadtkarte, 1807 (MNL, BéML XV 1 a 121)

Ádám Hegyi

Privatmeinungen über die Reformierten aus den Städten im Südosten Ungarns¹

Einleitung

Da es eine komplizierte fachliche Diskussion darüber gibt, was als Stadt angesehen werden kann, gibt es vielerlei Definitionen. Wir sind der Meinung, dass von den bestehenden Definitionen diejenige am besten verwendet werden kann, die auch die regionalen Merkmale berücksichtigt. Im Folgenden wird die Region im Dreieck zwischen den Städten Neusatz (serb. Novi Sad, ung. Újvidék), Szeged und Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár) untersucht, die deshalb sehr interessant ist, da in diesem Gebiet im Laufe des 18. Jahrhunderts eine signifikante Verstädterung erfolgte.² Die Städte dieser Region werden in der Fachliteratur auf zweierlei Art definiert. Nach einer Auffassung kann die Stadtfunktion anhand der Bevölkerungszahl und der Verwaltungseinrichtungen (wie Bischofssitz, Gremien der Regierungsbehörde usw.) sowie der Anzahl der Handwerker definiert werden.³ Einer anderen Auffassung nach ist die Bevölkerungszahl hingegen nicht wichtig, weil die Definition auf der Agglomeration aufbaut, zu der auch das Einzugsgebiet der Märkte und die Arbeitskräftemigration hinzuzählt, wie viele Leute aus welcher Entfernung stammen.⁴ Von

-
- 1 Diese Studie wurde durch die Bewerbung Nr. FK-123974 des Nationalen Forschungs-, Entwicklungs- und Innovationsbüro NKFIH gefördert.
 - 2 István Kállay, Die Städte Ungarns im 17. und 18. Jahrhundert. In: Wilhelm Rausch (Hg.), Die Städte Mitteleuropas im 17. und 18. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, 5). Linz 1981, 73–82; Vera Bácskai, Small Towns in Eastern Central Europe. In: Peter Clark (Hg.), Small Towns in Early Modern Europe (Themes in international urban history, 3). Cambridge 2002, 77–89; Gusztáv Thirring: Die Entwicklung der ungarischen Städte im 18. Jahrhundert. In: Österreichisch-Ungarische Revue 13 (1898), 4–14.
 - 3 Sándor Gyimesi, A városok a feudalizmusból a kapitalizmusba való átmenet időszakában [Die Städte zwischen der Wende vom Feudalismus zum Kapitalismus] (Gazdaságtörténeti értekezések, 7). Budapest 1975, 149–167.
 - 4 Vera Bácskai, Lajos Nagy, Piackörzetek, piacközpontok és városok Magyarországon 1828-ban [Handelsgebiete, Handelszentren und Städte in Ungarn im Jahr 1828]. Budapest 1984, 289–313.

den beiden Auffassungen werden die Städte der Rangordnung nach eingestuft. Dementsprechend unterscheidet man zwischen Handelszentren ersten Ranges, Handelszentren zweiten Ranges bzw. Sammel- und Verteilerzentren.⁵

Wegen der beiden unterschiedlichen Auffassungen ist es nicht eindeutig, welche Siedlungen im 18. Jahrhundert im Dreieck Neusatz, Szeged und Temeswar als Städte angesehen werden können. Laut Sándor Gyimesi waren die Siedlungen Arad, Szeged, Neusatz, Temeswar, Maria Theresiopel (serb. Subotica, ung. Szabadka), Hódmezővásárhely, Makó, Sombor (ung. Zombor), Gyula, Szentes, Békés, Zenta (serb. Senta) und Nädlac (ung. Nagylak) Städte. Laut Vera Bácskai sind jedoch nur Arad, Szeged, Neusatz, Temeswar, Zenta, Gyula und Groß Sanktnikolaus (rum. Sânnicolau Mare, ung. Nagyszentmiklós) als Städte einzustufen.⁶

Wir sind der Meinung, dass die Definitionen der historischen Geografie in kirchen- und kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht angewendet werden können, denn bei jener werden die religiösen Eigentümlichkeiten und die zeitgenössischen Denkweisen nicht berücksichtigt. Für die Menschen des 18. Jahrhunderts bedeuteten Privilegien den Unterschied zwischen Stadt und Land: Nur die königlichen Freistädte verfügten über solche, aufgrund derer sie sowohl von ihren Bewohnern als auch von der Verwaltung als Städte angesehen wurden. Auf dem von uns untersuchten Gebiet erhielten mehrere Städte im Laufe des 18. Jahrhunderts den Status einer königlichen Freistadt: die Städte Szeged, Sombor, Neusatz, Maria Theresiopel, Temeswar und am Anfang des 19. Jahrhunderts auch die Stadt Arad.⁷ Wir sind mit der Meinung zwar einverstanden, dass ein Privileg nicht unbedingt mit städtischen Funktionen verbunden sein musste, doch hatten die königlichen Freistädte im Leben der reformierten Kirche insoweit Bedeutung, als sie im Südosten des Königreichs Ungarn einer speziellen Sphäre zugehörten: Die Reformierten lebten nämlich nur in Marktflecken und Dörfern, weil sie sich in den königlichen Freistädten nicht niederlassen durften.⁸

5 Vera Bácskai, *Városok Magyarországon az iparosodás előtt* [Städte in Ungarn vor der Industrialisierung]. Budapest 2002, 104–105.

6 Pál Beluszky, *Historische Geographie der Großen Ungarischen Tiefebene*. Passau 2006, 165–175.

7 Andor Csizmadia, *A magyar közigazgatás fejlődése a XVIII. századtól a tanácsrendszer létrejöttéig* [Die Entwicklung der ungarischen Verwaltung vom 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung des Rátesystems]. Budapest 1976, 47–48.

8 Ferenc Szakály, *Mezőváros és reformáció* [Marktflecken und Reformation] (Humanizmus és reformáció, 23). Budapest 1995, 9–32.

Reformierte in den königlichen Freistädten

Am Ende des 17. Jahrhunderts existierte in Szeged noch die reformierte Kirchengemeinde, doch wurden ihre Mitglieder gewaltsam vertrieben.⁹ Im Osmanischen Reich Anfang des 18. Jahrhunderts hielten sich die Kuruzzen¹⁰ in Temeswar bedeckt; unter ihnen lebten wahrscheinlich auch Reformierte. 1718 wurde den Protestanten verboten, in der im Aufbau begriffenen Stadt Temeswar zu wohnen.¹¹ Maria Theresiopel wurde 1779 königliche Freistadt: Bei der Erteilung des Stadtprivilegs wurde streng verboten, Protestanten in den Stadtrat aufzunehmen.¹² Und in Neusatz war die Niederlassung von Protestanten bis Ende des 18. Jahrhunderts ebenfalls nicht erlaubt.¹³

Da die reformierte Bevölkerung auf dem Lande verbleiben musste, ist im Süden der Tiefebene eine für die Reformierten charakteristische Siedlungsstruktur entstanden: In den Marktflecken¹⁴ konnten die Reformierten die Leitung der Siedlungen übernehmen, während sie in den königlichen Freistädten nicht einmal das Bürgerrecht erwerben konnten.¹⁵ Bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist es ihnen jedoch gelungen, in Arad, Temeswar, Neusatz und Szeged viele wichtige Gemeinschaften zu organisieren, was infolge des

-
- 9 János Reizner, Szeged története. 3. kötet Egyházak és hitfelekezetek, hatóság és társadalom, egészségügy, iskolák, közműveltség, közgazdaság [Geschichte von Szeged, Band 3, Kirchen und Konfessionen, Behörde, Gesellschaft, Gesundheitswesen, Schulen, Kultur, Stadtökonomie]. Szeged 1900, 34; Ferenc Szakály, Török megszállás alatt [Unter der Türkenherrschaft]. In: Gyula Kristó, (Hg.), Szeged története. 1. kötet A kezdetektől 1686-ig [Geschichte von Szeged, Band 1. Vom Anfang bis 1686]. Szeged 1983, 724.
 - 10 Die Kuruzzen waren bewaffnete Aufständische, die sich gegen die habsburgische Herrschaft stellten.
 - 11 János Szekernyés, Temesvár reformátussága [Die Reformierten in Temeswar]. Temesvár 2017, 42–43.
 - 12 István Rácz, Városlakó nemesek az Alföldön 1541–1848 között [Adlige Stadtbewohner in der Großen Ungarischen Tiefebene zwischen 1541 und 1848]. Budapest 1988, 173; István Iványi, Szabadka szabad királyi város története. I. kötet [Geschichte der königlichen Freistadt Maria Theresiopel, Band 1.]. Szabadka 1886, 140–145, 285–291.
 - 13 Menyhért Érdújhelyi, Újvidék története [Geschichte von Neusatz]. Újvidék 1894, 233.
 - 14 Marktflecken waren Leibeigenen-Siedlungen, die der Herrschaft des Grundherrn unterstanden, aber über eine selbstständige Verwaltung verfügten. Csizmadia, A magyar közigazgatás, 54–56.
 - 15 Szakály, Mezőváros, 9–32. Mehrere von den Marktflecken, die von Sándor Gyimesi als Städte angesehen wurden, waren rein reformierte Siedlungen. Ein typisches Beispiel dafür ist Hódmezővásárhely. Siehe Gyimesi, A városok, 149.

Toleranzpatents möglich wurde. In Neusatz existierte bereits 1803 eine reformierte Gemeinde.¹⁶ 1822 entschlossen sich Reformierte und Lutheraner, die in Temeswar lebten, eine gemeinsame Kirchengemeinde zu etablieren, und so wurde 1824 die vereinigte evangelisch-reformierte Kirchengemeinde gegründet.¹⁷ 1822 hat sich die Zahl der Reformierten in Arad dermaßen erhöht, dass es notwendig wurde, für sie eine selbstständige Kirchengemeinde zu organisieren.¹⁸ In Szeged wurde 1847 die Kirchengemeinde von den Lutheranern und den Reformierten gemeinsam gegründet.¹⁹

Das Spektrum privater Meinungen

Da diese Entwicklung für die Menschen des 18. Jahrhunderts nicht vorhersehbar war, wird im Folgenden einerseits untersucht, was die Bewohner der königlichen Freistädte über die Reformierten gedacht haben; andererseits gilt es herauszufinden, was die Meinung der Reformierten über deren Möglichkeiten war, sich nach 1781 doch in den Städten niederlassen zu können. Es ist ziemlich schwierig, mittels historischer Quellen private Meinungen zu rekonstruieren, da jene ja von Privatgesprächen, Familienunterhaltungen, Kneipendebatten und Marktplaudereien geprägt wurden. Mündlichkeit beeinflusste die Denkweise der Menschen und hinterließ in verschiedenen Quellen dennoch Spuren. Solche Angaben sind vor allem in Ego-Dokumenten und Unterlagen über Ereignisse mit öffentlichem Belang zu finden.

Diejenigen, die schreiben konnten, interessierten sich in der frühen Neuzeit rege für die kirchlichen Ereignisse, denn das Leben der Menschen wurde durch die religiösen Gewohnheiten grundlegend bestimmt. Religiöse Diskussionen fanden nicht nur innerhalb der Mauern der Kirche statt, sondern auch in Gaststätten und sogar bei Straßenprügeleien, die zum Glück von Schreibkundigen verewigt wurden. In Fällen, bei denen außer den von Amtspersonen erstellten Dokumenten auch andere Schriftstücke über Vorkommnisse erhalten geblieben sind, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man dabei auch auf persönliche

16 Érdújhelyi, Újvidék, 233–235.

17 Szekernyés, Temesvár reformátussága, 51, 57; Viktor Schemmel, Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde zu Timișoara. Timișoara 1935, 41–46.

18 János Barcsa, A Tiszántúli Ev. Ref. Egyházkerület története. 2. kötet. 1711–1822 [Geschichte des reformierten Kirchendistriktes jenseits der Theiß]. Debrecen 1908, 195.

19 Reizner, Szeged, 35.

Meinungen der Beteiligten schließen kann.²⁰ Im Fall der königlichen Freistädte im Dreieck der Städte Neusatz, Szeged und Temeswar sind solche Quellen erhalten geblieben.

Es ist logisch anzunehmen, dass Glaubensstreitigkeiten, d. h. Auseinandersetzungen zwischen den Glaubensgemeinschaften, von öffentlichem Interesse waren. Tatsächlich verfügen wir über Angaben, die diese Annahme bestätigen. Trotzdem kann man nicht sagen, dass die Stadtbewohner ihre Standpunkte ausschließlich über Gegensätze bildeten. Anhand der Quellen steht nämlich fest, dass sich die Volksmeinung sowohl mit den religiösen Streitigkeiten als auch mit alltäglichen Problemen der Reformierten beschäftigte. Es ist interessant, dass es im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrere kirchliche Ereignisse gab, die die Stadtbewohner sicherlich lange beschäftigten, doch scheint es, dass die Zeitgenossen auf solche nicht wegen ihres religiösen Aspekts aufmerksam wurden.

Im Großen und Ganzen können fünf Typen von Privatmeinungen unterschieden werden. Zur ersten Kategorie gehören diejenigen Ansichten, die sich mit konfessionellen Auseinandersetzungen beschäftigten und vor allem zwischen den königlichen Freistädten und den Marktflecken entstanden. Zur zweiten Kategorie zählen diejenigen Fälle, bei denen man sich über den Alltag der Reformierten eine Meinung bildete. Der dritten Kategorie fallen die negativen Meinungen über jene Reformierten zu, die nach 1781 in die Städte gezogen sind, während die vierte Kategorie positive Stellungnahmen über solche Personen abdeckt. Zur letzten Kategorie zählen Fälle, bei denen zur Normalisierung der Situation Soldaten, d. h. die Anwendung von Gewalt, eingesetzt werden mussten. Obwohl der mentale Hintergrund dieser Fälle eindeutig die Reformierten betraf, interessierte sich die Volksmeinung für diesen Zusammenhang überhaupt nicht.

Konfessionelle Probleme

Beispiele für die Auseinandersetzungen zwischen den Glaubensgemeinschaften stehen uns nur aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Verfügung. Dies bedeutet jedoch nicht, dass später keine Konflikte dieser Art mehr vorgekommen sind, aber es sieht so aus, dass derartige Problemsituationen ab den

20 Katalin Péter, *Magánélet a régi Magyarországon* [Das Privatleben im alten Ungarn]. Budapest 2012, 82–83; James van Horn Melton, *The Rise of the Public in Enlightenment Europe*. Cambridge 2001, 81–86; Paul Münch, *Lebensformen in der Frühen Neuzeit. 1500 bis 1800*. Berlin 1998, 17, 87.

1760er-Jahren nicht zwischen den Stadtbewohnern und der ländlichen Bevölkerung entstanden. János Bökényi war zwischen 1675 und 1686 bzw. 1701 und 1728 in Makó als reformierter Pfarrer tätig.²¹ Aus seiner Autobiografie geht hervor, dass er zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach Szeged verschleppt und dort eingesperrt worden war. Seiner Behauptung nach wurde er wegen einer seiner Predigten in Szeged vorgeladen:

*Inde propter predicationem evangelii Szegedinum sum introcitatus o pro dolor coram magnatibus apologiam sancte propositus, attamen cum dico Paulo apostolo hac fui auditus Actor 22. v. 22. audiebant autem hucusque sermonem, tum vero sustulerunt vocem suam dicentes. Tolle e terra hominem istius modi, non enim convenit eum vivere. Ibid. v. 24. Jussit tribunus eum duci in castra, dixitque ut in eum verberibus inquireretur, ut resciret, quam ob causam sic clamarent contra eum.*²²

Es ist uns leider nicht genau bekannt, worum es in seiner Predigt ging. Seine Autobiografie zeugt davon, dass er in Szeged an einem öffentlichen Glaubensstreit teilnahm, wobei er seine Behauptungen mit einem Bibelwort aus der Apostelgeschichte begründete. In der Fachliteratur gibt es den Standpunkt, wonach Bökényi nicht wegen seiner Predigt aus dem Marktflecken Makó verschleppt wurde, sondern deshalb, weil er die reformierte Kirche ohne Genehmigung hatte erbauen lassen.²³ Dies ist zwar möglich, doch verfügen wir über keine Quelle als Nachweis für diese Aussage. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass sich Bökényi in Szeged mit der katholischen Kirche anlegte. Wie oben bereits erwähnt, wurden die Reformierten aus Szeged vertrieben. Die Einwohner der Stadt waren nun vor allem römisch-katholisch und nur ein kleinerer Teil der Einheimischen waren griechisch-orthodox, d. h. Bökényi musste sich in einer feindlichen Umgebung verteidigen. Es ist uns bekannt, dass er nicht lange im Gefängnis blieb, denn seine Wächter wurden von den Bürgern

-
- 21 Ádám Hegyi, *Esperesek műveltsége és életmódja a Békési Református Egyházmegyében (1686) 1712 és 1774 között* [Die Kultur und Lebensweise der Pröpste in der reformierten Diözese Bekesch zwischen (1686) 1712 und 1774]. In: Réka Kiss/Gábor Lányi (Hg.), *Hagyomány, identitás, történelem 2019* [Überlieferung, Identität, Geschichte 2019]. Budapest 2020, 106–107.
 - 22 Ádám Hegyi (összeáll.), *A Békési Református Egyházmegye első jegyzőkönyve és annak mellékletei 1696–1809 (1839)* [Das erste Protokoll und Beiheft der reformierten Diözese Bekes 1696–1809 (1839)] (Editiones Archivi Districtus Reformatorum Transtibiscani, 23). Debrecen 2021, 50.
 - 23 Samu Borovszky, *Csanád vármegye története. 1. kötet A vármegye általános története* [Die Geschichte des Komitats Csanád. Band 1. Allgemeine Geschichte des Komitats]. Budapest 1896, 445–446.

des Marktfleckens Makó bestochen, weshalb er gegen den Betrag von 200 Forint und ein Paar Fuchspelzen freikam.²⁴ Über seinen Fall kann man auch aus der „Historia Domus“ des Szegediner Franziskanerklosters erfahren. Dabei wurde aufgezeichnet, dass 1704 ein „Professor Calvinianae haereticus“ mit den Mönchen einen Religionsstreit führte.²⁵ Im Text wird Bökényi nicht namhaft gemacht, und der Religionsstreit wird auch nicht ausführlich dargelegt, doch geht aus der Quelle hervor, dass man mit einem ketzerischen calvinistischen Professor disputierte. Da sich der Pfarrer aus dem Marktflecken Makó in seiner Autobiografie darüber nicht äußerte, in welchem Jahr er nach Szeged verschleppt wurde, können wir davon ausgehen, dass die Notiz der Franziskaner bezüglich der Ketzerei auf ihn gemünzt war.

Die Autobiografie und die „Historia Domus“ enthalten keine privaten Meinungen, da die Religionsstreitigkeiten ja in der Öffentlichkeit abgehalten wurden. Der Umfang der Autobiografie von Bökényi schildert insgesamt nur eine Seite, weshalb nur die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens festgehalten sind; die Gefangenschaft in Szeged gehörte offensichtlich dazu. Obwohl von den Bürgern der Stadt keine Schriftstücke erhalten geblieben sind, die sich auf Bökényi beziehen, nehmen wir an, dass sich die Öffentlichkeit mit diesem Fall beschäftigte. Dafür spricht nämlich die Tatsache, dass die Franziskaner ab 1697 die Namen derjenigen Reformierten, die konvertierten, aufzeichneten, unter deren Namen sich auch der des calvinistischen Professors befindet. In diesem Fall gelang es ihnen zwar nicht, den Besagten zu bekehren, doch veröffentlichten die Mönche ihre Missionsversuche, um ihre Wirksamkeit unter Beweis zu stellen. Indem sie das Namensverzeichnis der Bekehrten für die Nachwelt

24 Bálint Kis, A helvéciai vallástételt követő Békés-bánáti egyházi vidék vallási, polgári, tudomány és földleírasi történeteinek emléke [Die Geschichte der reformierten Diözese Bekes-Banat und die Beschreibung ihrer kirchlichen, bürgerlichen, wissenschaftlichen und geographischen Erinnerungen]. In: László Gilicze/László Kormos (közread.), A Békési-Bánáti Református Egyházmegye története (1836) [Die Geschichte der Reformiertendiözese Bekesch-Banat (1836)] (Dél-alföldi évszázadok, 5). Békéscsaba-Szeged 1992, 96; Miklós Szirbik, Makó városának leírása 1835–1826 [Die Beschreibung der Stadt Makó]. Makó 1979, 47–48; derselbe, Makó várossának közönséges és az abban lévő reformata ekklesziának különös leírása. Eperjesy Kálmán (Hg.) [Allgemeine Geschichte der Stadt Makó und die Geschichte der reformierten Kirchengemeinde]. Makó 1926, 48–49.

25 Magyar Ferences Levéltár [= MFL] (Ungarisches Franziskanerarchiv), A Kapisztrán Rendtartomány Rendházai [Ordenshäuser der Kapistranischen Ordensprovinz]. Conventus Szeged. Monumenta Vetera et Nova ... Conventus Szegediensis 1748–1829. Nomina conversoru[m] ad fidem.

verewigten, erfuhren die Einwohner der Stadt Szeged aller Wahrscheinlichkeit nach auch über Bökényi.

Im 18. Jahrhundert wurden die reformierten Gemeinden überall im Land regelmäßig belästigt, denn das Ziel des Staates war die Zurückdrängung der Protestanten.²⁶ Deshalb entsandte auch Szeged als königliche Freistadt regelmäßig Boten in den Ungarischen Landtag und zu den Regierungsbehörden, weshalb derartige Vorkommnisse im Königreich Ungarn wohl bekannt waren. 1725 bedauerte Antal Siskovich, der Abgesandte der Stadt Szeged, dass der reformierte Gutsherr in der Siedlung Zalkod wegen eines Missverständnisses inhaftiert worden war. Der Gutsherr hatte nämlich versucht zu verhindern, dass die örtliche Kirche an die Katholiken verloren gehe. Das Missverständnis ist darauf zurückzuführen, dass der für den Fall zuständige Mönch die Wörter „repello“ und „rebello“ verwechselt hat. Er hat offenbar geglaubt, dass die Reformierten eine Auflehnung anstiften wollten, obwohl es deren Ziel war, gegen das erwähnte Verfahren Einspruch zu erheben.²⁷ Die Siedlung Zalkod liegt in Nord-Ungarn, mehr als 300 km von Szeged entfernt. Trotzdem wurde das Verfahren gegen die Reformierten von dem Boten der katholischen Stadt Szeged für übertrieben erachtet. Das bedeutet, dass bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Katholiken und Reformierten die Bewohner von Szeged in ihrer privaten Einstellung den Reformierten recht gaben.

Am 4. Mai 1751 entstand eine heftige Debatte über Fronleichnam zwischen István Tűhőgyi aus Hódmezővásárhely und einer Person aus Szeged, Ferenc Szűcs.²⁸ Obwohl im Protokoll die Konfession keiner der beiden Parteien

26 Mihály Bucsay, *Der Protestantismus in Ungarn 1521–1978. Teil 2. Vom Absolutismus bis zur Gegenwart.* Wien 1979, 13–21.

27 Magyar Nemzeti Levéltár – Csongrád-Csanád Megyei Levéltár [= MNL – CsCsML] [Ungarisches Nationalarchiv – Archiv des Komitats Csongrád-Csanád] V.A.1003.e.2. Szeged város tanácsának iratai [Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged]. *Levelezések [Briefwechsel] 1725–1727.* Nr. 49. Der Brief von Antal Siskovich an die Stadt Szeged, Pest, den 19. Mai 1725: Dénes Dienes, *Az Isten is megszerette pedig ezt a helyet, és ide vetette az Evangéliomnak hálóját mindjárt a Refomatiokor... A Zempléni Református Egyházmegye összeírása 1782* [Gott hat sich in dieses Gebiet verliebt und verbreitete das Netz des Evangeliums am Anfang der Reformation. Verzeichnis der Reformiertendiözese Zemplén im Jahr 1782]. Sárospatak 2003 (*Acta Patakina*, 12), 13.

28 Im Protokoll wird der Vorfall nur kurz erwähnt, deshalb kann nicht festgestellt werden, ob zu jener Zeit in Szeged wirklich eine Prozession gehalten wurde oder Tűhőgyi an dem Fest einfach nicht teilnehmen wollte. MNL – CsCsML V.A.1003.a.5. *Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged. Tanácsülési jegyzőkönyvek [Protokolle der Ratssitzungen], Band 5, fol. 534.*

angegeben wurde, wissen wir jedoch aufgrund der damaligen Siedlungsverhältnisse, dass Tűhőgyi ein Reformierter, Szűcs hingegen ein Katholik war.²⁹ In der katholischen Kirche gelten Fronleichnam und die Fronleichnamsprozession als wichtige Feste der Eucharistie.³⁰ In der reformierten Kirche wird die Eucharistie hingegen ganz anders interpretiert: Die Prozession sei ein Götzendienst.³¹ Deshalb ist es nicht überraschend, dass Tűhőgyi, der sich am Fronleichnamstag in Szeged aufgehalten hat, Szűcs verspottete, da dieser an der Fronleichnamsprozession teilnahm. Tűhőgyi wurde deshalb von der Stadt Szeged bestraft. Obwohl die Quellen, die persönliche Meinungen enthalten, auch in diesem Fall fehlen, verbreiteten sich die Gerüchte über die Störung religiöser Bräuche in der Bevölkerung wahrscheinlich noch lange Zeit.

Die Reformierten als Akteure des Alltags

Informationen über das Alltagsleben der Reformierten stehen uns nur sehr vereinzelt zur Verfügung, doch gibt es ein Paar Schriftstücke, die auf die Situation schließen lassen, z. B. Ehescheidungsprozesse. Aus solchen geht hervor, dass sich die Reformierten auch in katholischen Städten niedergelassen haben. 1723 floh z. B. eine Frau, Erzsébet Szűnyog, vor ihrem Mann, Mihály Nagy, aus dem kleinen Dorf Nagyzerénd und zog in die Stadt Ofen (ung. Buda). 1724 verließ Erzsébet Kis ihren Mann in Makó, zog zuerst nach Szeged, dann nach Temeswar. Es ist interessant, dass schließlich beide Frauen nach Belgrad (serb. Beograd) flohen, vermutlich deshalb, weil sie auf diese Weise von den ungarischen Behörden nicht erreicht werden konnten.³² Wir wissen jedoch nicht, wie es ihnen in Ofen, Temeswar sowie Belgrad erging; wahrscheinlich versuchten sie sich in jenen Städten zu verstecken, weil sie dort sowohl ihren Familienstand als auch ihre reformierte Religion geheim halten konnten.

Die Reformierten mussten auch deshalb in die katholischen Städte fahren, um mit ihren Gutsherren Verhandlungen zu führen. Der Marktflecken Szentes

29 Mihály Imre, A város művelődéstörténete a XVIII. századig [Die Kulturgeschichte der Stadt bis zum 18. Jahrhundert]. In: Ferenc Szabó (Hg.), Hódmezővásárhely története. I. kötet. A legrégibb időkől a polgári forradalomig [Die Geschichte von Hódmezővásárhely. Band 1. Vom Anfang bis zum Vormärz]. Hódmezővásárhely 1984, 623–678.

30 Radó Polikárb OSB, *Enchiridion liturgicum*. II. vol. Rom 1961, 1281.

31 Emidio Campi, Das theologische Profil. In: Amy Nelson Burnett/Emidio Campi (Hg.), *Die schweizerische Reformation: Ein Handbuch*. Zürich 2017, 449–494.

32 Hegyi, A Békési, 86–87.

war im Landbesitz der Familie Harruckern, weshalb es für diese Siedlung wichtig war, den Kontakt mit dem Gutsherrn zu pflegen, um die Höhe der ihnen auferlegten Steuern mitbestimmen zu können. Die Bevölkerung von Szentes bestand gänzlich aus Reformierten³³, und deren Abgesandte wollten sich 1721 mit dem Verwalter der Familie Harruckern in Szeged treffen. Laut den erhalten gebliebenen Briefen beabsichtigten sie nicht, über ihre Kirchen zu verhandeln, sondern nur über die Jahressteuer von Szentes, doch haben sich der Verwalter und die Vertreter aus irgendeinem Grund verpasst.³⁴ Es ist unwahrscheinlich, dass den Abgesandten wegen deren Konfession der Eintritt in die Stadt Szeged verweigert wurde. In diesem Fall liegt es nahe anzunehmen, dass sich die Reformierten in einer katholischen Stadt um ihre geschäftlichen Angelegenheiten kümmern sollten, ohne dass dies unter den Stadtbewohnern ein großes Interesse hervorrief.

Im alltäglichen Leben trafen sich Reformierte und Katholiken regelmäßig, wobei sie sich auch ihre Meinung voneinander bildeten. 1728 beauftragte András Olcsai, der reformierte Prediger aus Makó, seinen Glöckner, für ihn Schilf zu schneiden. Der Glöckner ging in das Schilfdickicht der Stadt Szeged, weshalb er des Diebstahls bezichtigt wurde. Das Verfahren wurde vom Rat der königlichen Freistadt Szeged und den Vorstehern der Stadt Makó gemeinsam durchgeführt, wodurch sich Reformierte und Katholiken regelmäßig trafen. Die erhalten gebliebenen Dokumente deuten darauf hin, dass das Vergehen des Diebstahls nicht mit religiösen Vorurteilen verbunden war, denn der Fall wurde bis zu seinem Abschluss als Wirtschaftsverbrechen behandelt.³⁵

Die Protestanten ließen sich bereits vor der Verkündung des Toleranzpatents in königlichen Freistädten regelmäßig nieder, waren aber gezwungen, zum Katholizismus zu konvertieren. Die Bekehrten wurden in der städtischen Gesellschaft dann mitunter stigmatisiert, denn es sind mehrere Anträge und Rechtsbehelfe zum Vorschein gekommen, die darauf hinweisen, dass der religiöse Übertritt in ihrem Alltagsleben nicht ohne Spuren blieb. 1747 wurde Sára Nánásy wegen Diebstahls in Szeged ins Gefängnis gesperrt. In ihrer

33 László Sima, *Szentes város története* [Die Geschichte der Stadt Szentes]. Szentes 1914, 335.

34 MNL – CsCsML V.A.1003.e.1. 1721. Nr. 38. Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged. Briefwechsel. Brief des Richters und des Rats der Stadt Szentes an den Verwalter des Barons Harruckern, Szentes, den 3. August 1721.

35 MNL – CsCsML V.A.1003.e.3. 1728. Nr. 35. Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged. Briefwechsel. Der Brief des Richters und des Rats von Makó an die Stadt Szeged, Makó, den 8. Juni 1728.

Verteidigung berief sie sich darauf, dass sie ihren reformierten Glauben ja aufgegeben habe und vor Kurzem zum römisch-katholischen Bekenntnis übertreten sei.³⁶ Mit diesem Hinweis versuchte sie darauf hinzuweisen, dass die Reformierten stigmatisiert würden, wogegen sie sich als Katholikin in die Gesellschaft integrieren wolle. 1748 wurde während der Gerichtsverhandlung von Erzsébet Gúzy, die wegen Unzucht vor Gericht gebracht worden war, die Bemerkung gemacht, dass sie früher Calvinistin gewesen sei. Diese Bemerkung verschlimmerte ihre Lage vor Gericht.³⁷

Es gibt auch ein Beispiel dafür, dass die Reformierten mit der Verwaltung der königlichen Freistädte zusammenarbeiten durften. 1749 bat Pál Juhász, ein reformierter Einwohner des Dorfes Algyő, den Stadtrat von Szeged, ihm einen Nachweis auszustellen, dass er 1746 in Szeged wegen Unzucht bereits gestraft worden sei – in der Hoffnung, wegen dieser Schuld ohne Strafe der reformierten Kirche davonkommen zu können.³⁸ Die Situation scheint ein bisschen absurd gewesen zu sein, doch funktionierte sie in der Praxis: Das Urteil des weltlichen Gerichts sollte auch vom Gericht der reformierten Kirche berücksichtigt werden, obwohl es laut Fachliteratur nicht erfolgt sein könne: Im Allgemeinen wurde gegen den Täter auch vom kirchlichen Gericht eine Strafe verhängt.³⁹

Negative und positive Einstellungen über die Reformierten

Das beste Beispiel für negative Meinungen ist ein Fall aus Temeswar. 1794 ließen sich im Dorf Rittberg (rum. Tormac, ung. Végvár) unweit der Stadt Reformierte nieder. Zehn Jahre nach ihrer Niederlassung wurde der Pfarrer István Boros anonym beschuldigt, in Temeswar wie ein rumänischer Pope gekleidet

36 MNL – CsCsML V.A.1003.c.6. Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged. Dokumente ohne Nummer. Der Antrag von Sára Nánásy an die Stadt Szeged, [sine loco], den 14. April 1747.

37 MNL – CsCsML V.A.1003.c.6. Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged. Dokumente ohne Nummer. Das Urteil von Erzsébet Gúzy, Szeged, den 12. Juli 1748.

38 MNL – CsCsML V.A.1003.c.6. Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged. Dokumente ohne Nummer. Der Antrag von Pál Juhász an die Stadt Szeged, [sine loco], den 8. August 1749.

39 Jenő Szigeti, A református egyházfegyelem gyakorlásának válsága a XVIII. és XIX. század fordulóján [Die Krise der reformierten Kirchenzucht um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert]. In: Emőke Horváth (Hg.), Bűn, bűnhődés, büntetés [Sünde, Sühne, Bestrafung]. Budapest 2011, 70–80; Endre Illyés, Egyházfegyelem a magyar református egyházban [Kirchenzucht in der ungarischen reformierten Kirche]. Debrecen 1941, 148–152.

herumzuspazieren. In diesem Fall ist nur die Verteidigung von Boros erhalten geblieben: Der Angeklagte wies die haltlosen Anschuldigungen empört zurück.⁴⁰ Es dürfte ziemlich unwahrscheinlich sein, dass sich ein reformierter Pfarrer als Pope verkleidet und sich dann auf den Straßen einer meist von Deutschen bewohnten Stadt aufhält. Dieser Fall weist eindeutig darauf hin, dass es unter den Reformierten, die auf dem Lande lebten, eine negative Meinung über die Städte gab.

Nach 1781 ließen sich immer mehr Reformierte in den königlichen Freistädten nieder. Die Beziehung zwischen den Einheimischen und den Einwanderern war manchmal auch positiv, wofür ein Beispiel aus Neusatz vorliegt. 1802 wurde während einer Kirchenvisitation festgestellt, dass in Neusatz einige Dutzend reformierte Familien lebten, die eine selbstständige Kirchengemeinde gründen wollten.⁴¹ Eines der größten Probleme der neu entstehenden Gemeinde war jedoch die Schaffung materieller Grundlagen, denn es war erforderlich, das Gehalt des künftigen Pfarrers zu bezahlen und ein Bethaus zu erbauen. 1806 wurde von dem Reformierten Kirchendistrikt an der Donau zur finanziellen Unterstützung der neuen Kirchengemeinde zwar 1000 Forint angeboten⁴², doch deckte dieser Geldbetrag nur einen Bruchteil der Kosten ab, weshalb man weitere finanzielle Hilfe brauchte. Der Bürgermeister der Stadt Neusatz, József Pausz, setzte sich für die Reformierten ein⁴³, weil die Beziehung zwischen der einheimischen Bevölkerung der Stadt und den Zuwanderern offensichtlich gut war. Dies bedeutete jedoch offenbar nicht, dass man die Reformierten aus vollem Herzen unterstützen wollte, denn der Magistrat weigerte sich 1819, die reformierte Gemeinde zu fördern, weil in der Urkunde, mit der der Stadt Neusatz die königlichen Stadtrechte verliehen worden waren, nur katholische und griechisch-orthodoxe Kirchen vorgesehen waren.⁴⁴

40 Ádám Hegyi, The dual foundation of the Rittberg (Végvár/Tormac) reformed parish in 1786 and 1794. In: *Annales Universitatis Apulensis. Series Historica* 22 (2018), 326.

41 Szerbiai Keresztyén Református Egyház Levéltára (Feketiú) [= SzKREL] [Archiv der Christlichen Reformierten Kirche in Serbien]. a.4. Alsóbaranya-bácsi Református Egyházmegye iratai (Schriftstücke der reformierten Diözese Alsóbaranya-Bács). Egyházlátogatási jegyzőkönyvek [Kirchenvisitationsprotokolle] 1802–1883.

42 SzKREL b.11. Újvidéki egyházközségi iratai [Schriftstücke der Kirchengemeinde Neusatz]. Brief des Obernotars Tormássi, Kiskunhalas, den 30. Januar 1806.

43 SzKREL b.11. Schriftstücke der Kirchengemeinde Neusatz. Brief von Ferenc Sz. Molnár an József Végh, Piros, den 30. April 1806.

44 Érdujhelyi, Újvidék, 235.

Gewalttaten

Ausständig bleibt die Frage, warum sich die Volksmeinung in den königlichen Freistädten nicht mit Ereignissen beschäftigte, die für viel Aufmerksamkeit sorgten und hinter denen eindeutig reformierte Pfarrer, Wahrsager oder Bauern standen.

1735 brach in der Siedlung Békésszentandrás der „Aufstand von Péro“ aus, dessen Triebkräfte die wirtschaftlichen und religiösen Beschwerden der reformierten Leibeigenen waren. Die Basis dieses Aufstandes stellten nicht nur die bäuerlichen religiösen Kleingemeinschaften dar, sondern auch mehrere reformierte Prediger und Schulmeister, die an der Vorbereitung teilnahmen. Es ist augenscheinlich, dass die ideelle Grundlage jener Bewegung auf mehrere reformierte Wahrsager zurückging. 1738 gab es erneut heftige Vorfälle im Komitat Békés, als József Rákóczi, der Sohn des exilierten Fürsten, versuchte, ins Königreich Ungarn einzubrechen. In diesem Fall waren es wieder reformierte Prediger, die die Ereignisse vorantrieben: Das Gerücht über die Eindringung Rákóczi's wurde von den reformierten Pfarrern von Doboz, Gyula und Szeghalom verbreitet, 1743 begannen sich die Bauern in den Komitaten Bihar und Békés erneut zu organisieren, und der Kopf der Bewegung war der reformierte Pfarrer des Dorfes Adea (ung. Ágya).⁴⁵ Diese Bauernbewegungen richteten sich unzweifelhaft gegen die feudale Ordnung, doch stammte die ideologische Grundlage offenbar von reformierten Pfarrern und Wahrsagern. Im Stadtarchiv von Szeged mangelt es aber an Unterlagen⁴⁶, die über die Hintergründe Auskunft geben könnten.

Es ist jedoch belegt, dass auch noch im Jahre 1769 jede Person ins Gefängnis kam, die es wagte, in einer Kneipe öffentlich über die Beziehung zwischen den Kuruzzen und den Reformierten zu sprechen.⁴⁷ Trotzdem sind wir der Meinung,

45 Ambrus Molnár, Három református népi látomás és egy bibliai jóvendölés [Drei reformierte Visionen und eine biblische Prophezeiung]. In: Éva Pócs (Hg.), Eksztázis, álom, látomás [Ekstase, Traum, Vision]. Budapest-Pécs 1998, 102; Ambrus Molnár/Jenő Szigeti, Népi látomásirodalom a 18. században [Bäuerliche Visionstexte im 18. Jahrhundert]. Budapest 1984; Imre Wellmann, Az 1753-i alföldi parasztfelkelés [Der Bauernaufstand in der Großen Ungarischen Tiefebene im Jahr 1735]. In: György Spira (Hg.), Tanulmányok a parasztság történetéhez Magyarországon 1711–1790 [Aufsätze über die Geschichte der Bauern in Ungarn 1711–1790]. Budapest 1952, 162–169.

46 Vgl. MNL – CsCsML V.A.1003. Schriftstücke des Rats der Stadt Szeged 1717–1849.

47 MNL – CsCsML IV.A.1.b.27. Csanád vármegye nemesi közgyűlésének iratai [Schriftstücke der Versammlung der Adligen des Komitats Csanád]. Protokoll der Zeugenvernehmung im Fall von István Pugnucz, Palota, den 17. August 1769.

dass die Zeitgenossen vor allem den Verlust ihrer Privilegien befürchteten, weshalb sie nicht die reformierten Pfarrer und Wahrsager als Gefahr betrachteten. Nur diejenigen, die an der bestehenden Ordnung nicht rütteln wollten, setzten die Reformierten daher mit Vorliebe den Kuruzzen gleich.

Schlussfolgerungen

Zusammenfassend kann Folgendes festgestellt werden: Im Dreieck der Städte Neusatz, Szeged und Temeswar hatten die Bewohner der königlichen Freistädte mit den Reformierten Umgang, obwohl sich jene in den Städten noch nicht niederlassen durften. Die Volksmeinung interessierte sich gemäß den Quellen für religiöse Unterschiede eher wenig; es wurde eher darauf geachtet, ob und wie die Sittlichkeitsnormen eingehalten wurden. Obwohl diejenigen Reformierten, die auf dem Lande lebten, eine negative Einstellung gegenüber den Stadtbewohnern haben konnten, sahen dies jene Calvinisten, die sich in den Städten niederlassen konnten, anders. Die Bauernaufstände, die eng an die reformierte Kirche gebunden waren, fanden in den Städten offenbar kein nennenswertes Echo.

Sandra Hirsch

Lay the Table! Food and Dining in the Urban Households of Habsburg Temeswar and Banat

State of Research, Research Question, and Sources

The history of food has been the subject of debates in archaeology, social history or historical anthropology. Culinary history is part of the history of material culture, being at the same time a central element in everyday life. The eating habits of the 18th Century Europe had been shaped by population growth, periods of famine and agricultural policies. Thus, for practical reasons, new foods such as potatoes, rice, corn, buckwheat would enter the stage, even though the lack of diversity or lower meat consumption remained a problem; others spread as a result of trade: sugar, coffee, tea, spices. However, some eating and dining habits have remained constant throughout the early modern era, not just in the 18th Century – such as the importance of beer and wine, the spread of cookbooks, and the diversification of furniture and cutlery used at the table.¹

Pursuits to discover the material culture are much more recent in Romania compared to Central and Western Europe.² However, the study of Austrian

1 On early modern food see: Massimo Montanari, *Foamea și abundența. O istorie a alimentației în Europa* [Hunger and Abundance. A History of Food in Europe]. Iași 2003; Günter Wiegelmann/Barbara Krug-Richter, *Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert*. Münster-New York 2006; Fernand Braudel, *Civilisation and Capitalism, 15th–18th Century*, Vol. 1: *The Structures of Everyday Life*. London 1992; Richard van Dülmen, *Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit*, Bd. 1: *Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert*. München 1990; Kenneth Kiple/Kriemhild Ornelas (eds.), *The Cambridge World History of Food*. Cambridge University Press 2000; Maguelonne Toussaint-Samat, *A History of Food*. Blackwell Publishing Ltd 2009; Mathias Beer (Hg.), *Über den Tellerrand geschaut. Migration und Ernährung in historischer Perspektive (18. –20. Jahrhundert)* (Migration in Geschichte und Gegenwart Bd. 7). Essen 2014.

2 See Dan D. Iacob, *Importanța inventarelor de avere pentru istoria vieții cotidiene din epoca modernă* [The Importance of Probate Inventories for the History of Modern Everyday Life]. In: Dan D. Iacob (ed.), *Avere, prestigiu și cultură materială în surse patrimoniale. Inventare de averi din secolele XVI–XIX* [Property, Prestige and Material

Banat and its culinary culture are almost unknown within historiography.³ Only a few mentions of this subject appear in officials' or travellers' accounts, along with archaeologists' efforts to dig up fragments of past cuisine. In order to address this gap, this paper studies the historical elements related to food and eating habits during the 18th Century in Banat, by focusing on Temeswar (rom. Timișoara) and its surrounding areas. Banat is the historical province bordered by the rivers Tisza, Marosch, the Danube and by the Carpathian Mountains, most of which today belongs to Romania.⁴ In the aftermath of the Austrian-Turkish War (1716–1718), Banat was conquered and transformed into a land of the Habsburg crown. During the 18th Century, the province was directly subjected to the emperor, to the Aulic War Council and the Aulic Chamber in Vienna. The special focus on Temeswar is justified by the fact that it was the seat of the provincial Administration and the headquarter of the General Command in Banat. This is complemented by insights related to other localities, in order to create an even more complex representation of living and dining in the area. Additionally, general connections to food production and procurement inside Banat are also present in this paper.

This study is inspired by the countless objects involved in the meal ritual, certified by the wills, accompanied by inventories that are kept at the Temeswar archive. The perspective is micro-historical and multidisciplinary, and builds on social history, historical anthropology, history of material culture and archaeology. Although the study focuses on objects, this research brings closer the private sphere of urban dwellers three Centuries ago; therefore, people are also part of this paper's focus, as both creators and users of the aforementioned objects. Building on these insights, this paper seeks to answer the following two-part question: What was consumed in the city in the 18th Century and what did dining look like back then?

In order to address this question, I have studied the diet and eating habits of the inhabitants of the Austrian Banat based on a variety of sources. In the absence

Culture in Patrimonial Sources. Probate Inventories from the 16th -19th Centuries]. Iași 2015, 19–35.

- 3 See for example Josef Wolf, *Kolonisation und Verpflegung im mariateresianischen Banat (1763–1774)*. In: Beer (Hg.), *Über den Tellerrand geschaut*, 17–44.
- 4 On early modern Banat see: Joseph Kallbrunner, *Das kaiserliche Banat. Einrichtung und Entwicklung des Banats bis 1739*. München 1958; Sonja Jordan, *Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat im 18. Jahrhundert*. München 1967; Costin Feneșan, *Administrație și fiscalitate în Banatul imperial 1716–1778 [Administration and Fiscal Policy in Habsburg Banat 1716–1778]*. Timișoara 1997.

of documents such as menus, cookbooks or household guides, I examined the dowry of 13 households. While being aware of the multifunctionality of some objects in the past, I believe they are proof of the food and drinks that were once served. In addition to the inventories, there are several other useful sources: regulations regarding products and traders during weekly markets, price tables, rules on selling meat or bread, etc., from which I have extracted information on eating habits. Citizens' professions are also important because they help detect the origin of the manufactured and craft production. Moreover, archaeological discoveries were of some use, although their chronology raised dilemmas.⁵ Furthermore, certain evidence is provided by the agricultural and animal husbandry activities in the area, especially since the Habsburg transformations in Banat have previously sparked researchers' attention. Some studies of economic history touch upon the topic of commerce, thus helping to establish the origins of some foods or kitchenware.⁶

The article is organized in three sections. The first part maps out the kitchen- and tableware, and ingredients and dishes that were common in the Habsburg Banat. The second section sheds light on the procurement, storage and trading of food – in other words, the origins of food. The last one investigates the ritual of dining, including references to its wider features: furniture, textiles, and lighting objects. So, if the first section talks more about food and pots, the third tries to describe what it was like to sit at the table in the privacy of one's home. It is interesting to discover how dining – a subject apparently included in the private sphere, through the needs of production, purchase or import of food, unites the public and private spheres of a dwelling.

-
- 5 The period of use of a household inventory does not begin and does not end with the political changes that a city goes through. As there is data about the use of old Turkish houses and the Ottoman fortress even after the conquest of Temeswar in 1716, household items did not suddenly disappear; similarly, inventories or other documentation from 1778 to the beginning of the 19th Century could be taken into account if available, because old and new elements could coexist. Regarding archaeological findings in Temeswar, more data is needed to conclude to what extent they are relevant to complete the picture given by probate inventories. See also: John Bedell, *Archaeology and Probate Inventories in the Study of Eighteenth-Century Life*. In: *The Journal of Interdisciplinary History* 31/2 (2000), 223–245.
 - 6 Jordan, *Wirtschaftspolitik*; Kallbrunner, *Das kaiserliche Banat*; Costin Feneşan, *Ein Handelsversuch der "k. k. privilegierten Handlungskompanie zu Temeswar und Triest" nach Siebenbürgen (1767–1768)*. In: *Banatica* 28 (2018), 629–663.

Food and Proofs

Objects⁷ connected to culinary habits are a constant presence in the probate inventories. They are divided into objects used to prepare food (pots, pans, trays), those used to serve food (plates, bowls, soup tureens) and jars for storing spices or other ingredients (salt shakers, sugar bowls, small boxes). The multitude of cups, glasses, kettles, carafes, and bottles for preparing or serving cold and hot drinks are also worth mentioning. Cutlery is part of the same arsenal involved in cooking and serving food. The goods listed in inventories appear usually grouped according to the material they were made of. This detail is specified in two ways. The objects are listed either according to this criterion (categories: silverware, iron, copper, tin, brass, porcelain, table linen, etc.) or are accompanied by an attribute certifying the material that they were made of. However, there are cases where this feature is not specified at all. Most of the kitchenware was made of copper (Cu) and tin (Sn), both with a low melting point: various cooking pots, trays or baking trays, kettles, teapots and coffeepots, plates, bowls or bottles. The accessories or utensils are usually made of tin (graduated vessels or tumblers, funnels, graters, pincers). Sometimes, the ones used for preparing or serving coffee were made of this material as well. Unlike today, not only the pots involved in boiling, baking, frying or the cutlery were made of metal, but also the objects used for storing or serving food and beverages, such as boxes for storing coffee/tea/sugar, butter dishes, salt shakers, cups, mugs, jugs. Plates and bowls were made from a variety of materials: silver, brass, tin, iron, ceramics, porcelain or wood. In the inventories of richer people often silver is attested, which also include complete coffee/tea sets, cutlery, and even the lavish ornamental compositions or centrepiece for the table (*Tafelaufsatz*). As sometimes it is not easy to decipher exactly the meaning of some words in the inventory, their attributes come to rescue. For example, the noun for kettle (*Tee/Kaffee-Kanne, Kandel*) is the same as for the serving container (coffee pot, tea pot), therefore the material from

7 All the examples in this paper come from these probate inventories: Serviciul Județean al Arhivelor Naționale Timiș [= SJAN Timiș], Comandamentul General Bănățean: batch II: 6/1728, 45/1728, batch V: 27/1730, 28/1730, batch IX: 11/1732, batch XIX: 9/1768; Primăria Municipiului Timișoara: 1/1719 (1747), 4/1728, 9/1744, 6/1745, 8/1773, 6/1774; Österreichisches Staatsarchiv [= OeStA], FHKA, NHK, ABA/1747. Among the bequeathers, 11 were inhabitants of Temeswar, one lived in Neu Palanka and one in Arad. From an ethnical perspective, 12 were German-speaking colonists and one was Rascian; the socio-economical status of the bequeathers from these sources is more diverse (see the last part of the paper).

which it is made can clarify things: If it is made of porcelain or silver, there are high chances to represent a coffee pot to serve, and if it is made of copper or tin, then it was probably used to boil water for these drinks.

Regarding alcoholic beverages, probate inventories indicate not only the type of glass, mug or carafe most commonly used, but also the liquors preferred by city dwellers of that time: beer, brandy, wine, liqueur (Rosoglio⁸). Similarly, the consumption of hot drinks such as coffee, tea and hot chocolate was widespread in Temeswar or Arad. Numerous crockeries were used for this ritual, as the list of assets includes coffee/tea pots, cups and mugs for coffee/tea/chocolate, teaspoons or coffee roaster. A more specific confirmation of *some spices and tea* I found only in one inventory (that of surgeon J. E. Cramer). To enrich information about the actual drinks, it is important to note that some sources also certify perishable goods. Examples include wine – white, red, vermouth, local from Banat, from Miniş, from Şiria (germ. Hellburg, hung. Világos), Buda (germ. Ofen), Tokaj and Eger (germ. Erlau) or brandy (*Schnaps*). Usually, the mention of drinks in cellars was made in the case of those houses where there was also a pub, but not exclusively.

When we talk about dishes, the already mentioned kitchenware and tableware certify recipes from cookbooks of yore. Soup tureens, soup bowls and soup spoons, rather common, confirm that liquid meals were prepared in those households. Among other things, we find crockery and utensils used in the preparation of pastry doughs, some of which even indicate well-known finished products: baking trays, pie vessels, dough kneading basins, rolling pins, wooden chopping board (pastry board), sieves, mould for *Kugelhupf* or *Gugelhupf* cake (Bundt cake) or doughnut and waffle maker. Sweet holders in general add these specialties (pralines, cookies, either home-made or bought) to the menu from 300 years ago.

Kugelhupf was an Alsatian cake that resembled the 18th Century French gorenflot, which originated in Lorraine. Here, it seems, it had been brought by the court of the Polish king Stanislaus I., who in 1736 became the Duke of Lorraine. This type of cake was based on a dough made with yeast, raisins and almonds, which was baked in a special shape, round and hollow in the middle.⁹

8 Rosoglio liqueur is a sweet alcoholic beverage of Italian origin, whose name can be used to indicate the Ros Solis plant (Tau der Sonne/Drosera) made from various spices and herbs: cinnamon, coriander, anise, cloves, nutmeg, together with fruits (lemons, oranges) and sugar: Johann Georg Krünitz, Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-Stadt-Haus u. Landwirtschaft. Berlin 1812. <<http://www.kruenitz1.uni-trier.de>> (last accessed on 05.2.2022).

9 Toussaint-Samat, A History of Food, 219.

The waffle maker (*Waffeleisen*) has, perhaps surprisingly, an old history behind it, dating back to the early Middle Ages. Like a huge tong, it consisted of two round or square plates with pattern, which were overlapped by being handled by the two long tongs. It was heated over the fire, greased inside the discs, then the dough was inserted on one of them and was again placed on the fire. The doughnut maker (*Krapfeneisen*) was similar, except that instead of flat disks, there were two deeper cavities that formed a sphere. As mentioned above, it was not uncommon to find perishable goods listed in the inventory: sauerkraut in barrel, salted or smoked meat, flitch ham, bread flour, black flour, beans, barley, oats, corn, other crops, or even pretzels.

What are other elements that complete the picture of food in the 18th Century towns? A good reference comes from the world of professions practiced in Austrian Banat. For instance, Michael Constantin, a sausage hawker (*Wursthändler* or *Bratl Brater*) and publican in Temeswar, whose canteen in the Solderer's House housed baking trays for pies, kneading basins or Rascian pretzels.¹⁰ Sausage hawkers were often found in early modern towns in Italy and Germany as well. As proof of his activity in the food sector, Constantin owned a market tent with the necessary accessories, several graduated vessels, funnels, a skewer, but also green beans, flour and pints of brandy (*Schnaps*). Another proof of the spread of these *Würste* in the early modern Banat is the sausage stuffing syringe (*Bratwurstspritze*), which was found, among many other utensils, in the kitchen of Emanuel Mayerhofer, publican at "The Hungarian Crown", in Temeswar's Fabric suburb.¹¹

Apart from the specific cases of such probate inventories, all those who practiced a trade bring additional information related to the eating habits of a town. The parish records, together with other registers of citizens, include data on the professions practiced (or at least declared) by those who lived there. We may group some craftsmen together, because their occupation represents the food sector directly: wine merchants, brewers, publicans, coffee makers, grocers, flour merchants, cattle dealers, millers, bakers, gingerbread bakers, tobacconists, pipe producers, sausage hawkers, butchers, fishermen, and cooks. A second category includes those involved in the production of crockery and tableware: potters, glassmakers, tin or copper casters, blacksmiths, tinsmiths, carpenters or tubbers.¹²

10 SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 6/1745 (1755), f. 98–98v.

11 Ibidem, 6/1774, f. 3v.

12 Published parish records: Edgar Aldag/Richard Jäger (eds.), Familienbuch der katholischen Pfarrgemeinde der Stadt Lugosch im Banat 1721–1791.

Bread – a central element of alimentation in early modern and modern Europe – was subject to quality controls in the Austrian Banat as well and had to meet the standards imposed by the authorities. According to an order from 1727, in Temeswar, fresh bread had to weigh 8 pounds.¹³ During the terrible plague epidemic (1737–1739), bakers were forbidden to sell hot bread freshly taken out of the oven, as it was easier to contaminate.¹⁴ Bread ovens of the past were found outside the city walls, to avoid fires near houses made of wood. But with the rise of brick houses, bakers were also allowed to own ovens in their shops within the fortress. The first bread ovens in post-Ottoman Temeswar are visible on Perrette maps, in the suburbs.¹⁵ In 1732, the authorities in Vienna were informed that ten ovens could be built in Temeswar's proviant (the food warehouse of the city) and they were requested to approve the construction of a field warehouse with another 15–20 kilns. Moreover, the description of the map from 1752 certifies that in the barracks of the proviant were stored cereals, flour, salt, and ovens. In Lugoj, in the 1730s, the situation of storing supplies of flour, cereals and the situation of kilns was not ideal, so a better plot of land had to be found for a warehouse with two or three ovens.¹⁶ At

Villingen-Schwenningen 2006; Edgar Aldag (ed.), *Ortsfamilienbuch Neu Arad im Banat 1725–1835*, *Ortsfamilienbuch Temeschburg Stadt 1718–1861*, Bd. I–V, *Ortsfamilienbuch Temeschburg Josefstadt 1774–1835*, *Ortsfamilienbuch Temeschburg Fabrikstadt (1726–1843)*. Buxtehude/Plaidt 2012–2014. Personal data regarding citizens of Temeswar can also be found in: *Catastrum Civium/Bürgerbuch (1717–1832)*, Muzeul Național al Banatului, nr. inv. 21688; The conscription of the Spanish and German Jews from Temeswar (1743), SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 1/1743, f. 1–13, but also in two published conscriptions (1741 and 1779) in: Anton Peter Petri, *Die Festung Temeschwar im 18. Jahrhundert. Beiträge zur Erinnerung an die Befreiung der Banater Hauptstadt vor 250 Jahren*. München 1966, 19–21, 33–37. A statistical analysis of all citizens from these registers would go beyond the scope of this paper.

13 SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 2/1727.

14 Contumaz- und Reinigungsordnung, SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 3/1738.

15 Toussaint-Samat, *A History of Food*, 210; Perrette maps published in: Mihai Opreș, Timișoara. Monografie urbanistică, vol. I [Timișoara. Urban Monograph]. Timișoara 2007, 16–18.

16 SJAN Timiș, Comandamentul General Bănățean, batch IX: 15/1732; Opreș, Timișoara, 64–66 (map from 1752).

the end of the century, bread appears in even more precise dimensions and prices¹⁷:

<i>Product</i>	<i>Weight</i>	<i>Price</i>
Fine bun/roll (<i>Mund-Semmel</i>)	3 Lot	½ Kr.
Ibid.	7 Lot	1 Kr.
Vienna roll (<i>Ordinary Rund-Semmel</i>)	8 ½ Lot	1 Kr.
Ibid.	27 Lot	3 Kr.
Dark bread	21 Lot	1 Kr.
Ibid.	2 Pfund 5 Lot	3 Kr.
Ibid.	4 Pfund 12 ¾ Lot	6 Kr.
Semolina flour	1 Maas	8 Kr.
Fine white flour (<i>Mund-Mehl</i>)	1 Metzen	3 Fl. 22 Kr. ½
Flour (<i>Semmel-Mehl</i>)	1 Metzen	1 Fl. 59 Kr.
Dark, coarse flour (<i>Poll-Mehl</i>)	1 Metzen	1 Fl. 5 ¼ Kr.

Meat was once prepared on the grill, on skewers or in frying pans and handled with meat forks. Butchery was one of the professions closely supervised by the local authorities (as was bakery or innkeeping). From the beginning, the Austrian authorities from Temeswar accepted the existence of garrison's butchers and civil butchers. In 1727, the Provincial Administration of Banat ordered the German magistrate (City Hall) of Temeswar to pay attention to the production, selling and quality of meat; thus, it was considered that a piece of beef should not exceed 40–50 pounds.¹⁸ According to the „Quarantine and Sanitation Regulation“ of 1738, butchers were required to know the origin of the meat they were selling and also to clean after slaughtering the animals.¹⁹ In the capital of Banat, five civil butchers' shops were organized together, since 1740, inside the city walls (nowadays, A. Pacha Street). The importance of butchers was a feature of early

17 Price lists include products such as flour, bread, meat, salt, soap, candles, SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 29/1773 and 1/1775; here the price sheet from January 1773.

18 SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 2/1727.

19 „Contumaz- und Reinigungsordnung“, SJAN Timiș, Primăria Municipiului Timișoara, 3/1738.

modern towns. In Temeswar, in the middle of the 18th Century, the authorities had to enforce who had the right to slaughter animals. Thus, in order for the tolerated Jewish community to procure meat, they were allowed to slaughter lambs, but not calves. For the latter product they would resort to butchers. Butchers had to sell their veal to Jews at the same price as to Christians (6 Kr./ 1 Pfund).²⁰ Indeed, Mayor Peter Solderer was held accountable at one point for allegedly neglecting the city's meat supply and was temporarily suspended from office.²¹ The types of meat from Banat are also confirmed by the inventories of some households, as well as by the market price lists:²²

<i>Product</i>	<i>Weight</i>	<i>Price</i>
Beef	1 Pfund	3 Kr.
Veal	1 Pfund	4 Kr.
Pork	1 Pfund	4 Kr.
Mutton	1 Pfund	3 Kr.

Origins

On the journey of discovering past eating habits, one tries to trace the origin of some ingredients or of some dishes used in the kitchen. One could find goods procured locally or made from raw materials purchased near the city or coming from the same province. What could people buy in the main settlements of the past? There was certainly plenty of wine. The products from the Miniş vineyards, over the river Marosch, are mentioned, together with the wine from Hellburg, not by chance, in the dowry of the commander of the Arad Fortress.²³ In the 18th Century Banat, viticulture was practiced in the areas of Werschetz (serb. Vršac), Weißkirchen (serb. Bela Crkva), Lugosch (rom. Lugoj), Orschowa (rom. Orşova), Guttenbrunn (rom. Zăbrani) or Mercydorf (rom. Carani). In general, Hungarian wine was considered to be of superior quality to the local wine.²⁴ Beer

20 SJAN Timiş, Primăria Municipiului Timișoara, 2/1748.

21 Bela Schiff, Unser Alt Temeswar. Timișoara 1937, 54.

22 SJAN Timiş, Primăria Municipiului Timișoara, 29/1773; here the price sheet from January 1773.

23 SJAN Timiş, Comandamentul General Bănăţean, batch II, 6/1728, f. 40v.

24 Jordan, Wirtschaftspolitik, 32, 103; Kallbrunner, Das kaiserliche Banat, 46; Sandra Hirsch, The Colorful World of Public Houses. Ownership, Clientele and Leisure Time

and brandy were produced outside the fortress of Temeswar, as well as in other district seats, but also in private. Beverages were purchased from merchants or consumed in pubs. Rosoglio was, however, an import product, originating from the Italian peninsula.

Turning to main dishes, bread was produced locally. It was baked in the ovens and shops of many bakers or in private, from flour sifted in mills outside towns. In Temeswar, citizens were given two flour mills immediately after the siege in 1716, but it is known that in the first years of Habsburg administration, cereals were imported in Banat. Gradually, wheat began to be grown successfully, and in the years 1730–1740 there were mills for *Mund- und Semmelmehl* (fine white flour and regular flour) running at Montan-Tschiklowa (rom. Ciclova Montană) and Sokolowitz (rom. Socola). Banat benefited from soil suitable for the cultivation of cereals (wheat, rye, oats, barley, hops); as a result, these crops were brought back to life, and after 1737 enough flour could be obtained so that imports were no longer needed. In the second half of the century, cereals were already exported from Banat, as production was abundant.²⁵

As for the origin of meat, animal husbandry had been one of the traditional branches of the economy in Banat, even before the Austrian conquest, and continued to be supported by the state after 1718. Cattle farming was the most important, representing a key point of export to Central and Western Europe in the 18th Century. The faunal remains revealed in the excavation levels corresponding to Ottoman Temeswar and to the 18th Century²⁶ suggest that poultry was also part of the diet (chickens, geese), even if it was not mentioned in the aforementioned tables. The rivers of the province were rich in fish (including the canals around Temeswar), a cheap and important food for the Orthodox

Activities in 18th Century Timișoara. In: *Journal of Education, Culture and Society* 2 (2015), 337–349, 346.

25 Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 30–31.

26 Georgeta El Susi, *Studiul resturilor faunistice de la Timișoara (sec. XVI–XVIII) [The Study of Faunal Remains from Timișoara (16th–18th Centuries)]*. In: Florin Drașovean et al (eds.), *Timișoara în amurgul Evului Mediu: rezultatele cercetărilor arheologice preventive din centrul istoric [Timișoara at the Dusk of the Middle Ages: The Results of Preventive Archaeological Research in the Historical Center]*. Timișoara 2007, 241–327; Cristian Oprean, *Analiza resturilor faunistice descoperite în cercetările arheologice din Timișoara – str. Lucian Blaga [Analysis of Faunal Remains Discovered during Archaeological Excavations from Timișoara – Lucian Blaga Street]*. In: Alexandru Flutur/Ana Hamat/Daniela Tănase (eds.), *Cercetările arheologice în centrul istoric al Timișoarei – Str. Lucian Blaga, campania 2014 [Archaeological Excavations in the Historical Center of Timișoara – Campaign of 2014]*. Cluj-Napoca 2018, 239–261.

population who fasted often. Fish from the region was sold in the markets, and some of it was also exported as salted or smoked fish. There was also a fish depot in Orschowa.²⁷ During the plague epidemic, fish was certified as a product of local markets. Passing through Temeswar at the end of the century, Johann Lehmann had noticed a permanent fish market, near the *Judenviertel* (Jewish quarter) where many carts of fish caught in the Tisza River were stationed, and spreading a strong smell.²⁸

Vegetables grew near Temeswar, on a plot specially granted for the needs of the citizens. As for the production in the rest of the province, peas, beans or lentils were even exported, and the cultivation of pumpkin or potatoes was encouraged by the state. Rice (considered food for the rich) was a novelty undertaken by the Habsburgs, belonging to the category of *Industrie- und Merkantilpflanzen*. In addition to several plantations in Banat, a *Reisstampe* was experimented in the Temeswar suburb called Fabric. J. K. Steube remembers the time when he lived in Temeswar and had the opportunity to learn the secrets of the nearby rice plantations. Lehmann believed that local rice was much cheaper than other sorts, but harder to cook. Italian specialists also brought olives with them, in order to process the oil, but without success. Rapeseed oil was more successful, and oil presses ran in Karansebesch (rom. Caransebeș) and Temeswar.²⁹

Although it was not exactly part of the diet, tobacco seems to have been suitable for the Banat soil, cultivated long enough to become an export product. Smoking is certified both by archaeological discoveries³⁰ and probate inventories, as well

27 Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 36–39, 69, 116–118, 120–121.

28 Johann Lehmann, *Reise von Pressburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen*. Leipzig 1785, 150–151; “Contumaz- und Reinigungsordnung”, *SJAN Timiș*, *Primăria Municipiului Timișoara*, 3/1738.

29 Monitoring the rice plantations was the prerogative of Abbot Clemens Rossi and of Captain Serangeli. There were plantations at Ghiroda, Parța, Gătaia, Deta, Rovinița Mică; there was also a rice company in the second half of the century, run by the Jew Mayer Amigo. It seems that the autochthons did not like rice. Serangeli was also the one who tried to plant olives he brought from Trieste; Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 33–34, 100–114; Johann Kaspar Steube, *Von Amsterdam nach Temiswar*. Gotha 1791, 133–140; Lehmann, *Reise*, 149.

30 Among the pipes discovered in the archaeological excavations in Timișoara, some belong chronologically to the Habsburg period: Zsuzsanna Kopeczny/Remus Dincă, *Tobacco Clay Pipes Discovered in the Historical Center of Temeswar*. In: *Ziridava* 26/1 (2012), 167–190; Adriana Gașpar, *Obiceiuri cotidiene reflectate arheologic în Timișoara otomană. Observații asupra pipelor de lut [Daily Customs Reflected Archaeologically in Ottoman Timișoara. Observations on Clay Pipes]*. In: *Materiale și cercetări arheologice* 12 (2016), 259–283; Bogdan Craiovan, *Tobacco Clay Pipes*

as by the activity of tobacconists or pipe manufacturers. Another successful local product was honey, which was exported from Banat to the Adriatic coast. Bee hives existed near Temeswar. Moreover, in Karansebesch there was a *Wachsbleiche* that processed wax.³¹ In the early modern times, honey was mainly used to sweeten drinks and cakes. It was also used to make gingerbread. For example, in Habsburg Temeswar, gingerbread bakers were active. The history of gingerbread goes back to the antiquity, and its modern European variants are similar whether it was baked in France, the Netherlands, Germany or England.

The weekly and annual markets were an opportunity to meet and search for new products. From a culinary perspective, one is obviously interested in stall goods. Such annual fairs were organized in some places: Temeswar, Karansebesch, Orschowa, Lugosch, Lippa (rom. Lipova), Tschanad (rom. Cenad), Großbetschkerek (serb. Zrenjanin), Pancsowa (serb. Pančevo), Neu Palanka (hung. Ujpalanka), Werschetz, and weekly fairs in many others as well.³² Among cattle dealers, shoemakers, furriers or soap makers, we find the stalls of the already mentioned sausage hawker or of the street cooks (*Garküchen*). Furthermore, citizens found flour, ham, lard, tobacco, corn and other cereals. For instance, the “Rascian” market in the suburb of Fabric in 1775 sold bread and rolls, beef, pork or mutton, salt, all kinds of flour, semolina, green beans, peas, lentils, barley and buckwheat, lard, and ham. Among beverages, there was brandy, the local red and white wine and the imported Hungarian wine.³³

Moreover, several commercial companies operated in the Austrian Banat, thus completing the food picture in the province. They brought into the province various goods from Trieste, spices, olive oil, lemons, oranges and almonds, Italian and French wines, but also wines from Hungary, Syrmia, Transylvania and the Ottoman Empire. The import of sugar was accepted only from the ports of the Adriatic Sea and from the other Habsburg territories. Tea, coffee and cocoa were once considered luxury imports, being taxed accordingly. Salt, a state monopoly, was brought from Transylvania and Wallachia. In Banat there were

Discovered in Libertății Square Timișoara. In: *Patrimonium Banaticum* 7 (2017), 145–162.

31 Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 38.

32 According to „Friedens- und Jahrmarktspatent“ (1718), weekly fairs took place also in Ciacova, Sânnicolau, Maidanpek, Recaș, Bocșa, Oravița, Cladova și Banerova, see Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 62.

33 SJAN Timiș, *Primăria Municipiului Timișoara*, 2/1754, f. 1–1v, 1/1775, f. 3–3v.

six salt deposits, among the main warehouse in Temeswar, which also hosted the headquarter of the salt inspector.³⁴

Coming back to pots and pans, in an attempt to find out their origins³⁵ and manufacturing method, research areas such as the economy of Austrian Banat and archaeology offer new insights. The latter enriches the data from the inventory, because without archaeological discoveries, one could not guess, for instance, the complex decoration of the vessels. The ceramic tableware was either made in the region or brought in from neighbouring provinces. Probably simple earthenware was much more common than those inventoried³⁶, and a good deal of them were made in private, a custom that predates the Habsburg conquest of Banat. All sorts of ceramics are attested by the fragments discovered in excavations, whether we are talking about cups, bowls, plates, etc.³⁷ Regular glasses or beer mugs as well as carafes or bottles for storing drinks were made of glass. The Austrian Banat tried to produce its own glassware to reduce imports, but local glassworks were destroyed during the war of 1737–1739 and then there was no interest in restoring them. Instead, the massive exploitation of metalliferous resources (in

-
- 34 „Temeswarer deutsche Kommerziensozietät“ (1723), „Raitzische/griechische Handelskompanie“ (1725), „Privilegierte Société de Temesvar“ (1759, after 1766 „Kaiserlich-k  niglich privilegierte Handlungskompanie zu Temeswar und Triest“, „Neue banatische Kommerzienkompanie“ (1768), see Feneşan, *Ein Handelsversuch der „k. k. privilegierten Handlungskompanie“*, 629–634; Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 67, 187–189. The salt office was initially located in the Groß Palanka suburb, near the cavalry barracks. On a map (1752) the salt deposit and the salt office clerks' homes were to be found at the junction of C. Telbisz and I. C. Brătianu Streets (today), on the former Saltzgassee.
- 35 Sometimes, the objects listed in the inventory speak about their origins: Turkish kettles, Weissbrunn kettles, Bohemian glasses, Turkish table carpets. In rare situations, the documents state where the household goods were bought, such as some cups and bowls of the deceased Rabbi Levi Isaac, purchased from Moses Pollitzer, SJAN Timiş, *Primăria Municipiului Timişoara*, 9/1744, f. 3v.
- 36 Sometimes things of low value were excluded from the inventory, but they are attested by archaeological discoveries, Bedell, *Archaeology and Probate Inventories*, 224.
- 37 The fragments found in the excavations in Timişoara were: regular unglazed or glazed pottery, kaolin, majolica, Chinese porcelain, etc., Niculina Dinu, *Ceramica de import [Imported Ceramics]*. In: Draşovean et al. *Timişoara   n amurgul Evului Mediu*, 127–141; Daniela T  nase/Mircea Mare, *Cercet  rile arheologice de la Timişoara-str. Eugeniu de Savoya nr. 16 (Raport preliminar)* [Archaeological Excavations from Timişoara – Eugeniu de Savoya 16 Street (Preliminary Report)]. In: *Materiale    Cercet  ri Arheologice* 3 (2007), 153–162.

the mountains of Banat) led to a satisfactory production of copper and iron, and some of these materials were also intended for kitchenware and cutlery.³⁸

Laying the Table

In early modern Europe, dining began to be organized with the help of household guides. A *Tischordnung* reflected the hierarchies of a patriarchal society, as well as the division of roles in a household. In the higher echelons of the society, starting with the 17th Century, eating became a ritual, which included certain clothing, rules of conduct and conversation. Dining during the 18th Century would remain a lengthy activity for the upper classes. Additionally, during this period furniture became more diverse, including various types of tables. Early modern features such as using one's own plate, bowl or glass, but also knives and spoons available for each person, slowly replaced habits such as eating with the hands or sharing plates.³⁹

The food ritual in the early modern era (when it existed as a special moment spent with family or guests) was rich in elements, some of them now partially extinct or obsolete, which are worth remembering. This section addresses the objects involved in the meal ritual, as they are reflected mostly through probate inventories. However, in some cases, the material elements that define the universe of cooking and dining cannot be linked to the socio-economic status of the family due to the absence of further details.

The house of blacksmith Sebastian Neuer in Temeswar appears to have had only an oval table and a few pots and dishes made of copper and tin, listed altogether. Johann Michael Steidel, ship warden in Neu Palanka, does not seem to have accumulated many mundane goods either: three tables, nine tablecloths

38 The raw material was exploited and then processed in the workshops and smelters in Majdanpek, Oravița, Dognecea, Sasca (copper), Luncani, Bocșa, Ciclova (iron), Dognecea (silver), Timișoara (copper, iron, brass). In Gallina, Oravița, Dognecea, Orșova there were some glassworks and in Timișoara, in the second half of the century, used to be a glass manufacture, which was shut down in order not to compete with the imported Bohemian glass; Jordan, *Wirtschaftspolitik*, 40–43, 56 f., 124–126, 144 f., 178. Fragments of glassware were discovered also in L. Blaga Street (2014), Ana Hamat, *Artefacte de sticlă și sedef descoperite în cadrul cercetărilor preventive din centrul Timișoarei* [Glass and Mother-of-Pearl Artifacts Discovered during Preventive Excavations in the Center of Timișoara]. In: Flutur/Hamat/Tănase, *Cercetările arheologice*, 185–197.

39 van Dülmen, *Kultur und Alltag*, 65, 71–73; Braudel, *Civilisation and Capitalism*, 203–205, 309–310.

with 12 napkins, few plates and bowls, two salt shakers. Michael Constantin, mentioned earlier, owned a table with three chairs and two tablecloths (apart from his canteen). The inside of Mathias Glimsch's household is harder to detect. We don't know what furniture he had; however, he had two old napkins, a set of mismatched brass bowls and a set of silver bowls. For laying the table, the war commissioner von Teutsch had eight tablecloths and six dozen napkins, an interesting collection of silver cutlery, silver tea/coffee services and silver candlesticks, but apparently only a campaign table for ten people and a counter.

The dowry of J. E. Cramer⁴⁰, a military surgeon in Temeswar, provides a closer look behind the scenes of dining. The cookware consisted of enough pots, pans, kettles made of non-precious metals, but also tableware, coffee pots, salt shakers or tobacco boxes (all made of silver), in addition to eight tablecloths and 44 napkins, as well as three tables. The palette of dishes for serving drinks and food is represented by copper or tin plates and bowls, porcelain glasses and cups. Enterprising military clerk J. G. von Unger⁴¹ belonged to the same social class. His family dined among silverware and porcelain (ornamental composition, the *Tafelaufsatz* mentioned in the first section, teapots, glasses and a jug). For boiling the hot drinks, the kitchen staff used four Turkish coffee kettles. For cooking there were large and small tin bowls, plates and other dishes. Although the furniture seems to be incomplete, one notices the existence of two corner tables and six chairs. His inventory also certifies the use of a Turkish table carpet and at least five tablecloths along with 36 napkins.

One of the most beautiful houses at the beginning of the century belonged to the commander of Arad, the count von Bourg. Probably he often entertained guests, as required by his social status, and there were many objects to prove it. The festive table was decorated with a silver *Tafelaufsatz* and silver candlesticks, there were also five *Tafelringe* (table wreaths, actually supports for bowls or tureens), salad bowls, salt shakers and cutlery (all of silver). At his dinners, food

40 See also: Marionela Wolf, Chirurg-maior și înalt temnicer în Timișoara carolină. Studiu de caz asupra recursului metodic la testamente și acte notariale din prima jumătate a veacului al XVIII-lea [Major-Surgeon and High Jailor in

Carol's Timișoara. Research on Methodic Recourse to Testament and Legal Papers in the First Half of the

Eighteenth Century]. In: Studia UBB Historia 2/51 (2006), 1–35.

41 See also: Ionuț Roma, Estate and Succession among the Personnel of the Habsburg Provincial Administration in Banat. The Voice of the Widow Johanna Clara von Unger. In: Yearbook of the Society for 18th Century Studies on South Eastern Europe 1 (2018), 129–140.

was served under 12 food cloches (*Speiseglocken*). Unsurprisingly, we find a *Tafeldecker* hired among the staff. Moreover, drinks were served in porcelain: six carafes for vermouth, over 20 cups and mugs, and for food over 30 plates and bowls, as well as two bottles for olive oil. The bottle rack must have been used to store the many litres of wine certified by this inventory, as mentioned previously. Countless trays, kettles, pots, pans, sieves, dough moulds were used in his kitchen. In the count's house we identify an inclination for sweets: seven bowls for pralines (*Confectschüßeln*), a set for cakes made of silver, wood and glass (*Confectaufsatz*), a Kugelhopf cake pan, a cake knife, a waffle and doughnuts maker. Among the furniture, there were several tables, including a retractable table with two Guéridon tables. Table linen is also present: five dozen damask napkins with tablecloths, six dozen simple napkins with tablecloths and others.

Finally, two households merged the public with the private sphere because they also hosted pubs. Their inventories indicate to a certain extent the division of space and the objects in it. The Klang family's White Angel House⁴² includes a dining room. Here there were three tables and another oak table and a cupboard (*Kredenz*); coffee and tea were served from 12 porcelain cups with a coffee pot. Special glasses were used for hot chocolate. In addition to other regular cups and kettles, we find a collection of 18 glasses of Bohemian glass with gilded trims, another six glasses for Rosoglio liqueur and six glasses for Tokay wine, with gilded trims as well. The silverware is listed separately, including cutlery sets of 12 or 24 pieces, but also a sugar bowl with six teaspoons and kettles. Table linen consisted of 100 napkins and a few tablecloths. Unlike the last example, in the inventory of Emanuel Mayerhofer, publican at the Hungarian Crown, the kitchen is explicitly mentioned and here we find various pans, cauldrons, a skewer, a grill, graters, sieves, a wood chopping board or pastry board, a rolling pin (*Nudelbrett, Nudelwalker*) and iron cutlery. Some perishable goods are also worth mentioning: beans, barley, oats, corn, barrels of cabbage, salted meat, lard and wine. The family probably ate at one of the tables listed (apart from those in the pub): a long table, a small table with a drawer, and a red table with a bench matching red painted chairs. The Mayerhofers also owned about ten tablecloths. Other kitchenware and tableware is not mentioned in the kitchen, but they are mentioned when referring to other items (glass beer pints with tin lid, a tureen, Weissbrunn kettles).

42 Klang house had six rooms and the pub, details in: Sandra Hirsch, In the Homes of Townsmen from the Olden Time. An Introduction to the Study of Town Houses in Eighteenth-Century Timișoara. In: Studia UBB Historia 62/1 (2017), 35–55, 44–46.

Conclusion

Among the analysed households, the last two examples shed light on the compartmentalization of the house (including specifically a kitchen or a dining room). Also in these two cases, the pub and its supplies belonged to a separate category. This is an ideal situation. But even if it is not usually mentioned, the kitchen existed in the upper-class homes, as well as the kitchen staff. We consider that, if certain items are not mentioned, it does not mean that they did not exist in that establishment, for example chairs. Sometimes it may happen that part of the crockery or tableware is listed altogether, without details. Things of little value or too old and worn-out could be excluded by those who made the will. On the other hand, some inventories mention livestock, crops and hundreds of litres of wine. Candlesticks are a constant presence in households, being used also for lighting tables 300 years ago. The textiles involved in the meal ritual are also often present, meaning that the bourgeoisie of Banat and Temeswar used them regularly. Regarding textiles, wills with inventory are an even more important source because table linen is rarely found in archaeological discoveries, due to its ephemeral fabric.

A large amount of the food and the basic ingredients mentioned in this paper were local products, from Banat, sold at marketplaces or in shops (meat, dairy and eggs, rapeseed oil, some vegetables and fruits, wheat flour, corn, barley, oats, rice, bread, pastry). Some were even processed in towns or not far away from them (alcoholic beverages in breweries, distilleries and pubs, flour in mills, oil in presses). The habit of smoking and drinking coffee was widespread in the Ottoman Banat, and it was obviously carried on in the Austrian period. The activities of the commercial companies have enriched the local supply through imports of “exotic” specialties and luxuries: spices and sugar, olive oil and citrus, coffee and tea, porcelain and bohemian glass. The pots and recipes they involved, the decor and the table furniture already outline some Central European cultural influences, different from those of the previous century.

When taking advantage of published archaeological findings, the timeline and life span of objects sometimes raises questions: Should we believe that items that date back to the 17th Century-first half of the 18th Century were also part of daily life in Habsburg dwellings? The large number of discoveries from the Ottoman Temeswar compared to the Austrian epoch is also influenced by the fact that 1716 corresponds to the last level of destruction of the city. But did the Turkish pots and pipes completely disappear after the siege or did they survive for a while, just like the old and wrecked houses, until new ones were built?

Enriching the examples presented here with other wills with inventory could lead to more in-depth studies in the future (for example, quantitative analyses by categories of objects, comparisons between the dowry at the beginning of the century and the end, the relationship between settlers – autochthons and their private spheres). The lack of some food in the inventory (spices, sugar, coffee, despite their material value) should also be investigated. Other interesting results could be uncovered by a statistical analysis of the trades practiced in a city (extracted from parish records or citizens' registers) and their connection with the food sector, as well as a survey of domestic staff involved in preparing and serving meals.

This paper identifies the eating habits in the Austrian Banat, and particularly in Temeswar, along with elements from dining or setting the table in the privacy of one's home. Although the picture of cooking and laying the table in urban dwellings is not yet complete, this study offers some insightful comments on producing, procuring, preparing and serving food in early modern Banat, along with original examples. Nevertheless, recovering the traces of material culture and everyday life, regardless of the methods we use, is a necessary desideratum to augment the historiography of Habsburg Banat.

Marko Štuhec

Domestic Interiors of the Nobility in Carniolan Towns in the First Half of the 18th Century as Spaces of Cultural Transfer

Introduction

On 23th December 1750, Baron Franc Henrik von Raigersfeld (1697–1750), a high-ranking Carniolan official, wrote in his diary that on that day, he had received a barrel from Trieste containing, among other things, coffee, tea, and Dutch butter. *Heut habe ich ein vass mit verschiedenen sachen v Triest erhalten 7 centen schwer mit Maron, hassnussen café, the, allerhand gedörter fruchten, Malvasia und hollandischer butter.*¹ He also mentioned food in a letter of 5th February 1753, written in French and sent to Brussels to Baron Janez Vajkard Hallerstein (1706–1780), the brother of Augustin Hallerstein (1703–1774), the famous astronomer at the court in Beijing. This time, he wrote about chocolate: *Les 6 ducates [...] j'ai envoyé punctuellement à Madle Votre soeur Marianne, du même que la lettre de Pekin, com aussi les 6 ff du Chocolat à la religieuse, l'une et l'autre vous en rendent leurs remercimens.*² No matter how much attention chocolate and tea, coffee from Brazil, vanilla from Mexico, liqueur from Crete, Malvasia from the Levant, or butter from the Netherlands received from Raigersfeld in this letter (as well as in other letters or his diary), he nevertheless remembered to mention to Hallerstein that he regularly received a newspaper from Brussels. In this regard, he remarked that from that point on, the newspaper was to be received by another official, Baron Flachenfeld.³ In a letter written shortly before his death in 1760, Raigersfeld asked his son, a lieutenant fighting in the Seven Years' War, whether he would provide him with English books: *Vous ne me dites rien des livre anglois, que je vous ai recomendés, ainsi dites moi en reponse de celle-ci si vous en avez pu avoir, ou non, afinque je puis en tout cas les ordonner ailleurs.*⁴

In August 1758, three noblemen inventoried the property of the late Regina Konstancija von Dienersperg (c. 1680–1758), who had been renting two rooms

1 Archive of Slovenia [= AS], sig. 730, Manorial Archive Dol [= MA Dol], fsc, 165, 982.

2 AS, MA Dol, fsc, 199, 593–594.

3 Idem.

4 AS, MA Dol, fsc. 199, p. 899.

in Novo mesto, a small town in Lower-Carniola. In the inventory of her humble property, the three men also listed a silver tobacco box, an Ottoman rug, and two tric-trac gaming tables.⁵

All these items – the gaming tables, Ottoman rug, English books, newspaper from Brussels, tobacco, and foods – were used by their owners at home. Although Raigersfeld was leasing the ground floor of his house to the first coffee shop in Ljubljana, he would enjoy the drink from a porcelain coffee set either alone, with his wife, or acquaintances who would visit him literally every day⁶ in his apartment in Ljubljana, which is revealed by the presence in his probate inventory of several dozen utensils for drinking coffee, tea and chocolate.⁷ The café owner Angelo Calegari was paying 150 Gulden for the lease.⁸ This rather high amount reveals Calegari's willingness to invest substantially into renting his business premises in the obvious hope of making a good profit with coffee in the capital of the duchy of Carniola, which at that time numbered approximately 9.000 inhabitants.⁹ In the comfort of his first-floor apartment in the Mestni trg square, Raigersfeld also read the „Gazette de Bruxelles“, English literature, and other books – more than 2.000¹⁰ of which were mentioned in Raigersfeld's inventory.

The second common characteristic of the aforementioned objects is that they were all imported to Carniola. They came from very different geographical and cultural environments, such as Brazil, England, or Crete, for example. They were brought to the homes of the Carniolan nobility through various channels, intermediaries, and communication networks from the places where they were

5 AS, sig. 309, Probate Inventories [= PI], fsc. 11 lit. D, n.25, 7–15.

6 Marko Štuhec, Plemstvo in plemiška bivalna kultura v kranjskih mestih v prvi polovici 18. stoletja [Nobility and Their Hausholds in the Carniolian Towns in the First Half of the 18th Century]. In: Janez Mlinar/Bojan Balkovec (eds.): Mestne elite v srednjem in zgodnjem novem veku med Alpami, Jadranom in Panonsko nižino [Urban Elites in the Middle Ages and the Early Modern Times between the Alps, the Adriatic and the Panonian Plain]. Ljubljana 2011, 355–385, here 356–357.

7 AS, PI fsc. 41, lit. R n. 100, p 34–37.

8 Igor Weigl, Matija Persky. Arhitektura in družba sredi 18. stoletja. Magistrska naloga [Architecture and Society in the Middle of the 18th Century. Master Thesis]. Ljubljana 2000 226.

9 Vlado Valenčič, Prebivalstvo Ljubljane pred 200 leti [Population of Ljubljana 200 Years Ago]. In: Kronika 2 (1954), 191–208, here 195.

10 Marko Štuhec, Besede, ravnanja in stvari. Materialna kultura plemstva na Kranjskem v prvi polovici 18. stoletja [Words, Acts and Things. Material Culture of the Nobilities in Carniola in the First Half of the 18th Century]. Ljubljana 2009, 231.

cultivated, manufactured, or invented. These objects are therefore examples of cultural transfer: a process that, in short, can be defined as *the global mobility of words, concepts, images, persons, animals, commodities, money, weapons, and other things (understood in a broad sense)*.¹¹ The third common characteristic of the objects under consideration is that they were all used in the town's residences of the Carniolan nobility. However, it needs to be said, at this point, that such cultural transfer was by no means limited to aristocratic town homes. Evidence of it can also be found in noble rural mansions. When Franc Anton von Breckerfeld (1740–1806), another provincial official, was describing the towns and manors of Lower Carniola at the end of the 18th century, he was particularly impressed by the rural manor in Soteska by the river Krka, where he came across a black marble fireplace made *in the Italian style* and a billiard table, while at the Dornava manor in the Styrian countryside, the Counts of Attems played *jeu de pommes* to entertain themselves.¹²

-
- 11 Manuela Rossini/Michael Togweiller, Cultural Transfer: An Introduction. In: Word and Text. A Journal of Literary Studies and Linguistics 4 (2014), 5–9, 5. On cultural transfer also: Marko Štuhec, Cultural Transfer: Concept and Historical Reality. In: Acta Histriae 28 (2020), 185–202 (https://zjdp.si/wp-content/uploads/2021/06/AH_28-2020-2_STUHEC_EN.pdf); Mathias Middel, Kulturtransfer, Transfers culturels. In: Docupedia-Zeitgeschichte. http://docupedia.de/zg./mittel-Kulturtransfer_v1_de (2016) (20. 1. 2016); Veronika Hyden-Hanscho/Renate Pieper/Werner Stangl (eds.): Cultural Exchange and Consumption Pattern in the Age of Enlightenment. Europe and the Atlantic World. The Eighteenth Century and the Habsburg Monarchy International Series, Vol. 6, Bochum 2013; Pierre-Yves Saunier, Transnational History. Basingstoke 2013; Margit Pernau, Transnationale Geschichte. Göttingen 2011; Bernd Roeck, Introduction. In: Herman Roodenburg, (ed.), Cultural Exchange in Early Modern Europe. Vol. IV. Forging European Identities, 1400–1700. Cambridge 2007, 1–29, here 23–25; Achim Landwehr/Stefanie Stockhorst, Einführung in die Europäische Kulturgeschichte. Köln-Weimar-Wien 2004, 287–359; Wolfgang Schmale, Einleitung: Das Konzept Kulturtransfer und das 16. Jahrhundert. Einige theoretische Grundlagen. In: Wolfgang Schmale (Hg.): Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert. Wien 2003, 41–62; Mathias Middel, Kulturtransfer und historische Komparatistik. Thesen zu ihrem Verhältnis. In: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 10 (2000), 7–41; Michel Espagne, Les transferts culturels franco-allemands. Paris 1999; Serge Gruzinski, La pensée métissée. Paris 1999; Helga Mitterbauer: Kulturtransfer – ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht. In: Newsletter Moderne 2 (1999), 23–25.
- 12 Marko Štuhec, O vonjavah v nosu grofa Wolfa Sigmunda Gallenberga. Soteška graščina v 18. stoletju kot podeželsko mestni kulturni hibrid [On the smells in the nose of

The objects of cultural transfer modified the activities, behaviours, and attitudes of individuals, influenced social practices and interactions, and somewhat changed the mental representations that shaped the daily lives of the nobility. To read books and write letters in French, for example, one had to learn the language, while to play tric-trac, it was necessary to learn the rules of the game. Making and drinking coffee and enjoying tobacco entailed certain procedures and indicated a certain lifestyle. One of the essential characteristics of cultural transfer is its impact on everyday life. Imported objects influenced a variety of its aspects, as they involved furniture and furnishings as well as eating habits, clothing styles, intellectual needs, and cognisance. English books, the tric-trac board game, writing in French, tobacco in silver cases or coffee in porcelain cups testify to the flow of information and circulation of ideas, cognisance, knowledge, and objects – i.e., cultural exchange – among the Carniolan nobility. Such cultural exchange speaks to the openness and receptiveness of the provincial social elites and their ability to incorporate foreign products and material, technical, or intellectual elements and innovations into their daily practices. Knowing, accepting, filtering, adapting, and integrating transferred objects, information, and cognisance results in a certain mixing and interpenetration of cultural elements, i.e., a certain cultural hybridization.¹³ We might also add that the transferred objects were often integrated with domestic cultural elements to form functional wholes, which thus became cultural mixtures. In the middle of the 18th century, the dining table of the Ljubljana lawyer Janez Anton von Knesenhof was covered with a tablecloth made of local Carniolan linen adorned with Dutch lace and silver utensils made in Augsburg or coffee cups.¹⁴ Coffee, which together with chocolate and tea conquered the taste of the Carniolan elite¹⁵ in the first half of the 18th century, was closely associated with another colonial product – sugar – but also with a plain domestic product – milk. When

count Wolf Sigmund Gallenberg. The Manor House of Soteska as a Cultural Hybrid]. In: *Acta Histriae* 25, (2017), 511–539, here 517; Igor Weigl, O francoskih grafikah, loparjih in grofičinem strelovodu. Oprema in funkcija dvorca Dornava v 18. stoletju [On French Graphics, Rackets and the Countess's Lightning Conductor. Furnishings and the Function of the Manor Dornava in the 18th Century]. In: Marjeta Ciglencečki (ed): *Dornava. Vrišerjev zbornik*. Ljubljana 2003 180–244, here 202.

13 Peter, Burke, *Hybrid Renaissance. Culture, Language, Architecture*. Budapest, New York 2016, 11–14; Landwehr/Stockhorst, *Einführung*, 349–351; Silvia Serena Tschop/Wolfgang E. J. Weber, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2007, 51.

14 AS, PI, fsc. 32, lit. K, n. 119, 8–9, 154–155.

15 Štuhec, *Besede, ravnanja in stvari*, 240–248.

in June 1759, Baron Raigesfeld, his son Michael and Baroness Hallerstein visited the Baron's sister, the abbess of the Convent of Poor Clares in Škofja Loka, the four of them drank coffee with milk:

Dan bin ich mit meiner fr Hallerstein in ein mit 3 pferden bespanten Birotsche u Micherle zu pferdt nach lack, meine schwester die abesse haimzusuchen arrivierten daselbst um 8 uhr, nahmen ein milch caffè und dan machten ein visite bey dem hauptmanishen br paumgarten.¹⁶

In this paper we will present cultural transfer in a specific geographic, spatial and social setting of a Habsburg province situated between the northern Adriatic and the Eastern Alps.

Carniola and its nobility

Carniola, the central part of today's Slovenia, had been a Habsburg hereditary land since the 14th century.¹⁷ It was the only Habsburg province, where almost all its inhabitants spoke Slovene, or, as the language was called in the 18th century „Carniolan“. Its proximity to the Adriatic regions and Northern Italy as well as the fact that the easiest passage from the Mediterranean basin to Central Europe which was situated in Carniola had spurred intensive trade with these regions since the Middle Age. The very important route, built in the first half of the 18th century, which connected the centre of the monarchy, Vienna, with the free port of Trieste, ran almost through the middle of the province. In addition, the economy of Carniola was complementary to the economies of the regions already mentioned.¹⁸ Therefore, Italian capital and Italian merchants had been settling in Carniola, especially in Ljubljana¹⁹, since the 16th century, so that Janez Vajkard Valvasor (1641–1693) wrote in his vast topography of Carniola that German, Carniolan and Italian were spoken in Ljubljana.²⁰ The Italian influence was

16 AS, MA Dol, fsc. 199, 449.

17 Dušan Kos, From Autonomy to the Unification of the Alpine and Danube Basin Regions. In: Oto Luthar (ed.), *The Land Between. A History of Slovenia*. Frankfurt am Main 2008, 120–136, here 128.

18 Ferdo Gestrin, *Trgovina slovenskega zaledja s primorskimi mesti od 13. do konca 16. stoletja* [Trade between Slovene Hinterland and the Littoral Towns from the 13th to the end of the 16th Century]. Ljubljana 1965, 21–24.

19 Ferdo Gestrin, *Slovenske dežele in zgodnji kapitalizem* [Slovene Lands and Early Capitalism]. Ljubljana 1995, 67–68, 153–158.

20 Johan Vajkard Valvasor, *Die Ehre des Herzogtums Krain*, Nürnberg 1689, Book XI, 708.

considerable in the arts and in intellectual life as well, especially in the 17th and in the 18th Centuries.²¹ Not few members of the Carniolan social and educated elites travelled through Italy or studied at Italian universities.²²

On the other hand, the political, administrative and social dependence on the ruling Habsburg dynasty obliged the Carniolan social and political elites to look towards Vienna as a political centre of the Habsburg monarchy and to be occasionally present there in order to defend their interests or to get information or instructions. But the Carniolan nobility rarely played any role in politics or the administration of the Habsburg monarchy. Vienna was certainly not important only as a political centre. For the young Carniolans its University was quite attractive.²³

Briefly, Carniola was a land with two faces. One was oriented towards Northern Italy and the Mediterranean, the other towards Vienna. But in this in betweenness it played a typical role of a semi-periphery, which was not able to benefit from its geographical position between Venice and Vienna. Their elites contented themselves to provide raw materials for the global market and half-finished products and agricultural produce for the regional markets. Its relative backwardness is discerned also from the fact that in the 18th century no town, except for Ljubljana, its capital, exceeded 1.500 inhabitants.

The Carniolan nobility was a quite differentiated social group. It was basically divided into the higher nobility (counts, barons) and the lower nobility.²⁴ In addition to the differences in titles, status, prestige, rootedness in the land, education, social and political role and power, there were among them enormous differences in wealth.²⁵

The nobility had been settling in Carniolan towns since the 14th century²⁶ and was fully established there by the 18th century. In all towns, especially in Ljubljana,

21 Luka Vidmar, *Ljubljana kot novi Rim (Ljubljana as a New Rome)*. Ljubljana 2013, 12–14.

22 Idem, 54–63, 87.

23 Alojz Cindrič, *Dunaj ali Gradec? Študenti iz Kranjske na graški in dunajski univerzi od 1586 do 1782 [Wien oder Graz? Studenten aus Krain an der Grazer und Wiener Universität von 1586 bis 1782]*. In: Ludwig Karničar/Andreas Leben (eds), *Slowenen und Graz/Gradec in Slovenci*. Graz 2014, 145–178, here 154.

24 Miha Preinfalk, *Auerspergi. Po sledih mogočnega tura [The Auerspergs. In the Traces of the mighty aurochs]*. Ljubljana 2005, 23–24.

25 Štuhec, *Besede, ravnanja in stvari*, 183–195.

26 Dušan Kos, *Med gradom in mestom. Odnos kranjskega, slovenještajerskega in koroškega plemstva do gradov in meščanskih naselji do konca 15. stoletja [Between the Castle and the Town. The Relations of the Nobility in Carniola, Styria and Carinthia to the Castles and Urban Centres until the 15th Century]*. Ljubljana 1994, 169.

all the different groups of nobility could be found. However, a considerable part of the nobility living in the towns was of bourgeois and urban origin. Ennobled officials, lawyers, doctors, and merchants were, both culturally and socially, 'amphibians' who seldom ascended to the ranks of the old provincial landowning nobility and were, as a rule, partly still considered bourgeois. This is clearly evidenced by the marriage patterns of the Carniolan nobility, as the members of the new nobility mostly married each other or non-noble partners with similar social statuses.²⁷ Naturally, the old landowning and titled nobility also settled in the cities. They were some sort of 'spatial amphibians' that lived partly in cities, partly in the countryside.²⁸ Regardless of the social distance that was maintained between the old and new nobility, towns – as the places where the two groups of nobility met – were also the very places where a certain cultural levelling and mutual influence – a certain (pseudo)horizontal cultural transfer – took place.²⁹ This is especially true of the provincial capital of Ljubljana, where nobles of various origins, statuses, and levels of wealth would come together in the political and administrative institutions of the provincial self-government as well as in cultural and educational institutions such as the theatre, the learned societies, or the Jesuit college.³⁰ Nobility could be found in all Carniolan towns, but its percentage in Ljubljana was incomparably higher than in the other Carniolan towns and also significantly higher than in the entire Carniolan population. The share of the nobility in the total population of Carniola at the beginning of the 18th century was around 0.5 percent³¹, while in Ljubljana, it was almost 3 percent.³² The higher concentration of the social elite in one place

27 Štuhec, *Besede, ravnanja in stvari*, 111–113.

28 Štuhec, *Plemstvo in plemiška bivalna kultura*, 359–368.

29 Cultural transfer within the same social group or social class is a horizontal cultural transfer. See: Bernd Roeck, Introduction. In: Herman Roodenburg, (ed.), *Cultural Exchange in Early Modern Europe*, 23–25. Since the nobilities were a very differentiated social class it seems to be better to use the concept pseudohorizontal transfer instead.

30 Vlado Kotnik, *Operno občinstvo v Ljubljani* [The Opera Audience in Ljubljana]. Ljubljana 2012, 23–96; Peter Štih/Vasko Simoniti, *Slowenische Geschichte. Politik-Gesellschaft-Kultur*. Graz 2008, 174–175; Jože Žontar, *Ljubljana v 18. in v prvi polovici 19. stoletja* [Ljubljana in the 18th and in the First Half of the 19th Century]. In: Ferdo Gestrin (ed.), *Zgodovina Ljubljane* [History of Ljubljana]. Ljubljana 1985, 161.

31 Marko Štuhec, *Der krainische Adel in der Zeit von Almanachs Tätigkeit in Krain*, In: Barbara Murovec/Matej Klemenčič/Mateja Breščak (eds.): *Almanach and Painting in The Second Half of the 17th Century in Carniola*. Ljubljana 2006, 105–104, 109.

32 Vlado Valenčič, *O gospodarski strukturi ljubljanskega prebivalstva začetku 18. stoletja* [On the Economic Structure of the Population in Ljubljana in the Beginning of the 18th Century]. In: *Kronika* 5 (1957), 5–13, 8.

enabled more diverse and more frequent social contact than could be cultivated in castles and mansions scattered throughout the Carniolan countryside due to poor geographical mobility. Therefore, the provincial capital also attracted the titular landowning nobility to build houses or rent apartments there.

Typology and functions of the objects of cultural transfer

In this section of our paper, we will address the types and the functions of the object of cultural transfer. It is mainly based on the analysis of all aristocratic probate inventories compiled in Carniolan towns between 1751 and 1760. There are 86 such inventories, and they represent almost exactly two thirds of all the preserved aristocratic probate inventories from this decade.³³ In probate inventories, assets are usually listed in a certain order and by headings comprising groups of objects: real estate, cash, gold, silver, documents, clothes, tin, copper, and brass kitchenware, bedding, bed covers, other household items, etc. Objects catalogued in this manner may be arranged by historians into functional units, such as furniture, clothing style, food, eating utensils, entertainment items, etc. – and associated with certain individuals, social behaviours, and meanings. However, items are rarely catalogued according to rooms. Therefore, individual rooms can rarely be reconstructed in their entirety.

Objects of cultural transfer can be found among all objects and in all functional groups of objects that supported life in nobility's town palaces, houses, or rented apartments. Firstly, it should be said that the general tendency in the changes concerning the residences and culture of living of the wealthy social classes were related to the growing importance of intimacy, decor, and comfort.³⁴ The walls of aristocratic town dwellings were decorated with mirrors, paintings, and wallcoverings. Mirrors mostly came from Venice. The larger ones were mainly hung in rooms, which were not used exclusively by family members but also by

33 Štuhec, *Besede, ravnanja in stvari*, 183–186.

34 Marjorie Meiss, *La culture matérielle de la France. XVI^e–XVIII^e siècles*. Paris 2016, 197–225. Dominique Margairaz, *City and Country: Home, Possessions, and Diet, Western Europe 1600–1800*. In: Frank Trentman, *The Oxford Handbook of Consumption*. Oxford 2013, 195–196; Maja Lozar-Štamcar, *Domestic Comfort in Seventeenth Century Slovenia*. In: Maja Lozar-Štamcar/Maja Žvanut (eds.), *Theatrum vitae et mortis humanae. Prizorišče človeškega življenja in smrti. Podobe iz 17. stoletja na Slovenskem [The Theatre of Humane Life and Death. Images from the Seventeenth Century in Slovenia]*. Ljubljana 2002, 111–119; Annick Pardailhé-Galabrun, *La naissance de l'intime. 3000 foyers parisiens XVII^e – XVIII^e siècles*. Paris 1988, 275–398.

guests. Baron Johan Benjamin Erberg (1699–1759) had a large Venetian mirror with a gilded frame installed in the dining room of his rented apartment in Ljubljana, where it had a distinctly representative role and matched a cupboard with gilded rims and fittings, as well as expensive porcelain sets for coffee, tea, chocolate, and ice cream.³⁵ Wallcoverings made of a variety of imported textiles such as taffeta, silk, or damask had a representative role as decorations as well but also protected the rooms from moisture and cold. For his apartment in Ljubljana, Baron Gallenfels (1728–1757) ordered them from Vienna, as did Baron Wolkensperg (1700–1764) for his manor near Škofja Loka.³⁶ Baron Raigersfeld furnished one of the rooms in his house with wallcoverings manufactured in the Netherlands: *die in diesem zimmer befindlichen niderländische spallier seynd betheuert pr 30 fl.*³⁷ So did Baron Johan Daniel Erberg (1647–1716) as well: *Des herrn erblassers see. sein zimmer ist mit niderländischen spalieren mit figuren von menshen völlig überzogen.*³⁸ Among the wall paintings, we can find French graphics or motifs depicting foreign places, such as the painting of the Ponte Rialto: *Ein alt-länglichtes venetianisches bild ponte Realto und einen schwimmenden streit vorstellend.*³⁹

There was another decorative element that must not be overlooked: the Ottoman rugs. Hanging on the walls or covering chests, tables, and beds, they made the interiors more comfortable and colourful. They can be found in six of the seven inventories from the early 18th century.⁴⁰ Together with other Ottoman objects, such as weaponry or horse tack, they indicate a complex, variable, and often contradictory relationship between the Christians and Muslims who lived or worked near or along the border where the logic of history did not always work according to the logic of the imperial centres of Vienna and Istanbul. The generally hostile relations sometimes entered a calmer period, which means that the aforementioned Ottoman objects were sometimes obtained by looting, sometimes by trade, and sometimes by exchanging gifts.⁴¹ As of the 16th century, Carniolan nobles often served as officers in the fortresses of the Military Border,

35 AS, PI, fasc. 13, lit. E, n. 36, 71–78, 208–209.

36 AS, PI, fsc. 19, lit. G, n. 113, 45. AS, PI, lit. W, fsc. 118, 19.

37 AS, PI, fsc. 41 lit. R, n. 100, 25.

38 AS, PI, fsc 12, lit.E, n. 24. 374–375.

39 AS, PI, fsc. 50, lit. W, n. 118, 20–21.

40 Štuhec, *Der krainische Adel*, 121.

41 Marjan Matjašič, *Pohlep po turškem blagu* [The greed for the Turkish Goods]. In: *Srečanje z Jutrovim na ptujskem gradu* [Meetings with the Orient at the Ptuj Castle]. Ptuj 1992, 60.

thus coming into contact with the material culture of the Orient. Therefore, they did not only serve as valiant soldiers, always ready to fight for the Catholic faith and the Emperor but also participated in cultural transfer by decontextualizing the cultural elements from the Orient and transferring them to Carniola, where they incorporated them into a new cultural context of their aristocratic homes. Oriental rugs, originally used for prayer, became decorations. Ottoman objects in aristocratic homes were not merely an exotic fashion, but, in a way, served to make the enemy more familiar. With the end of the direct threat from the Ottoman Empire in the middle of the 18th century, these objects had become less common yet remained notably present. Ottoman rugs were still present in more than half of the town's aristocratic estates but were mostly marked as old and worn.

However, the interest in the Orient did not disappear when the Ottoman threat ended. The Ottomans merely assumed a new role. From a terrible enemy, they became a subject of pseudo-ethnological observations.⁴² Numerous books on the Orient, listed in the estate inventories both in the early and mid-18th century⁴³, testify to this pseudo-scientific interest, full of stereotypes. Even two copies of the Quran can be found in the libraries of the Carniolan nobility. The Bishop of Ljubljana, Count Ernest Amadeo Attems, (1694–1757) had a French translation of the Quran in his library.⁴⁴ Thus, the Bishop, a true lover of French books, was able to learn about the Muslim faith through an „authentic“ text, even though his *Lalcoran de Mahomet* represented a double cultural transfer. Nevertheless, the Bishop was at least able to read the text, unlike the Barons Billichgrätz, who kept a Turkish edition of the Quran in their rural mansion.⁴⁵ According to what is known about the family⁴⁶, none of its members knew the language or the script, so this *türkisher Alcoran* only served as a curiosity incorporated in their mental disposition by its physical appearance. These two ways of probable usage of the

42 Zmago Šmitek, Percepcija neevropskih kultur na Slovenskem od 17. do prve polovice 19. stoletja [Perception of Noneuropean Cultures in Slovene Lands from the 17th till the First Half of the 19th Century]. In: Srečanje z Jutrovim na ptujskem gradu. Ptuj 1992, 55.

43 Marko Štuhec, Rdeča postelja, ščurki in solze vdove Prešeren [A red Bed, Coacrocaches and Tears of the Widow Prešeren]. Ljubljana 1995, 93–95.

44 AS, PI, fsc. 3, lit. A, n. 66, 81. The bishop possessed altogether 70 books in French.

45 AS, PI, fsc. 5, lit. B, n. 30, 84.

46 Miha Preinfalk, Plemiške rodbine na Slovenskem: 17. stoletje: 1. del od Bilichgrätzov do Zanettijev [The Noble Families in Slovene Lands T. 1: The 17th Century: from the Billichgrätzs to the Zanetti's]. Ljubljana 2014,9–18.

Quran exemplify the different integration of the same object of cultural transfer in a new cultural context.

The information from the inventories shows that the furniture was well-structured and served clearly defined uses and activities. The seating furniture comprises chairs, armchairs, and sofas, which had almost completely replaced benches. These pieces of furniture were used to define personal space more precisely and limit physical contact, but they also allowed for a more autonomous and comfortable posture while sitting. Among the furniture intended for storing clothes and kitchenware, chests were replaced by cupboards in the first half of the 18th century.⁴⁷ This meant that objects were arranged differently, providing a better overview and a more comfortable posture when storing. In practically all inventories in aristocratic town homes, we find chests of drawers, cabinets, and cupboards, whose mere names already indicate that their design and sometimes also manufacture resulted from the cultural transfer. Tables were also of different types and intended for different purposes: desks, dining tables, and decorative tables. As an indication of the popularity of board games, gaming tables were also quite common. Among them, registrars specifically listed a gaming table for tric-trac, a dice game that was very popular in the French court in the 17th and 18th century⁴⁸, and a table used in a card game Quadrille: *2 ausgeschwiefte quadrillie spill tafeln eingelegt à 1fl.*⁴⁹

However, information on which piece was imported and what was made by local artisans is very scarce. We do know that Baron Raigersfeld imported 12 armchairs from the Netherlands and 12 from Venice. He placed the Dutch armchairs in the hall and those from Venice in his room.⁵⁰ We also know that during the complete renovation of his house in 1748, he had a new stove brought in from Vienna and had a lively discussion about it with the architect Persky.⁵¹ The client and the architect thus imported technology and certain interior aesthetics from the centre of the Habsburg monarchy to the centre of one of the Habsburg provinces. We also know that there were two small cupboards made of imported exotic wood in the apartment of Baron Johan Benjamin Erberg: *indianische kästln, mit geschneizelt-und vergoldten postament*⁵², and that

47 Štuhec, Plemstvo in plemiška bivalna kultura, 374.

48 Olivier Grussi, *La vie quotidienne des joueurs sous l'ancien régime à Paris et au cour.* Paris, 1985, 70.

49 AS, PI, fsc. 15, lit. F, n. 59, 70.

50 AS, PI, fsc. 41, lit. R, n. 100, 25, 22.

51 Weigl, *Arhitektura in družba sredi 18. stoletja*, 215.

52 AS, PI, fsc. 13, lit. E n. 36, 218.

ornamental turkeys could be heard in the house of the lawyer Franc Ksaver von Bogataj in the Mestni Trg square in Ljubljana, for the noblemen who listed the Bogataj's property, noted that they:

*bey der ersten inventurs-zusammenkunft die an dem saal gestandenen trügen verhängt geweste spör abgerissen zu seyn befunden worden, welches des herrn Erblasses herrn brudern vorgeben nach, die indianischen hennen gethan haben solten.*⁵³

We do not know, however, whether the piece of furniture *in dem zimmer ober des zimers der letzt verwittibten frauen wittib* and marked by the registrars as *ein chaise perce*⁵⁴, which is found in the inventory of Baron Wolf Adam Erberg (1693–1754) in his manor house in Škofja loka, a small town in Upper Carniola, was imported, or whether some local craftsman had cut a hole into the lid of a small chest and placed a chamber pot in it, which is, in fact, not very important. What is important are the ways in which homes were furnished and the variety of furniture, revealing a material culture typical of the European nobility⁵⁵ and the lifestyle dictated by the desire for well-being and social life involving family and friends. This lifestyle and its material bases were, of course, not invented by the Carniolan nobility: not by those who were living in towns; nor by those in the countryside; and neither by those who were migrating between urban and country life. They were also not invented by the Carniolan craftsmen, although they were able to carry out complex tasks, which, for example, is evidenced by the renovation of Raigersfeld's house in Ljubljana.⁵⁶ A certain lifestyle indicated by the catalogued objects was a component and aspect of long-term and gradual cultural transfer, both direct and indirect, which changed the paradigm of everyday life, and was simultaneously assimilated and modified by the Carniolan social elite according to the material means and specific desires of individuals as well as the general local environment.

This fact can also be observed when analysing other objects, for example eating utensils. Meals were often social events and opportunities for a non-verbal display of wealth, status, and taste. When we can reconstruct the items used in individual rooms, we notice that dining rooms were the most luxuriously

53 AS, PI, fsc. 37 lit. P, n. 130, 128.

54 AS, PI, fsc. 13, lit., E, n. 34, 62.

55 Ronald G. Asch, *Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit*. Köln-Weimar-Wien 2008, 125–131; Laurent Burquin, *La noblesse dans la France moderne. (XVI^e – XVIII^e siècles)*. Paris 2002, 135–155; Jonathan Dewald, *The European Nobility 1400–1800*. Cambridge, 149–176.

56 Weigl, *Arhitektur in družba* sredi 18. stoletja, 213–227.

furnished. Dining tables were the very space where imported items would often find their place. Silver forks, knives and spoons, saltshakers, vinegar and oil containers, and table candlesticks from Augsburg, Vienna, or Venice are listed in all inventories. Naturally, their quantities and value vary. Larger dishes, such as plates and bowls, were the product of local tin goods manufacturers. Silver objects manufactured abroad, including those used for hygiene, serve as an example of one of the functions of cultural transfer: the spread of fashion. In 1716, the noblemen cataloguing the objects in Baron Johan Danijel Erberg's house in Ljubljana described the wash pot and jug made in Augsburg as *auf jetzige modi gemacht*.⁵⁷ In addition to silver dishes, dining tables also featured porcelain items: coffee cups and coffeepots, teapots, and cups, as well as pots for chocolate. Items intended for enjoying coffee, chocolate, and even tea brought a calmer and more intimate type of sociability to the urban homes of the Carniolan nobility. Burners, an innovation that first found their way into aristocratic homes towards the middle of the 18th century, influenced everyday life by allowing for the preparation of meals outside sooty kitchens.⁵⁸ In the inventories, burners are listed under the French name but in each of the six entries, the name is written differently.⁵⁹ However, the word for burner is not the only French word found in inventories. In addition to the aforementioned *chaise perce*, inventories also contain names, such as *gallerterie*, *engageant*, *chatouille*, *portière*, *tire-bouchon*, etc.⁶⁰ These names denote the starting point of cultural transfer. *Gallerterie*, denoting a group of items such as tobacco boxes, small cases, silver shoe buckles, silver swords, and walking sticks, cannot be found in inventories from the early 18th century. Furthermore, these inventories do not contain entries for porcelain sets or coffee sets, but rather only individual coffee cups, while the term „coffee“ is also used to denote colour: *Ein cave farber Pelz*. Similarly functioned other exotic fruits and exotic animals as well. So, in the inventories can be found *ein zitroni farben Rokh* or *ein zimetfarben Tuech*.⁶¹

57 AS, PI, fsc, 12. lit E, n. 24, 44.

58 Pardailé-Galabrun, 291.

59 Marko Štuhec « Rechaud », « Rechout », « rechou » ou bien « rechaut »: Les mots, les choses et la langue française parmi la noblesse d'une province habsbourgeoise au XVIII^e siècle. In: François Bouchard/Patrizia Farinelli (eds): Les régions slovènes entre le XVIII^e et XIX^e siècles. Plurilinguisme et transferts culturels à la frontière entre l'empire des Habsburg et Venise. Paris 2019, 158.

60 Idem.

61 Štuhec, Rdeča postelja, ščurki in solze vdove Prešeren, 120.

Books were one of the elements as well as mediators of cultural transfer. Almost all books in the aristocratic libraries were written by foreign, which means by not Carniolan authors. The language in which they were written depended on the subject matter and the cultural environment to which the author belonged. Legal and theological books were mostly written in Latin, while other languages transferred information and knowledge from various subject areas. All the nobles who had libraries in their town homes owned books in German, while Latin books were found in three-quarters of the libraries, Italian in a good half, and French books in about a third. Barely any books were in other languages. However, an analysis of the number of books by language reveals a different picture. Most books were in Latin, followed by those in German, Italian, and French.⁶² The large number of Latin books is due to the presence of many lawyers and officials among the ranks of the urban nobility. However, a comparison with the linguistic structure of libraries and books in the first decade of the 18th century⁶³ indicates a decline in the importance of Latin, a marked increase in the importance of German, and a considerable growth in the importance of French. The growing importance of French, however, does not yet signify a particular interest in the modern ideas of the Enlightenment. Some members of the nobility did also possess Montesquieu or Voltaire, while Baron Johan Benjamin Erberg was even able to get permission to read works of Pierre Bayle⁶⁴ in Rome in 1729. However, books in libraries, including those in French, mainly contained and communicated the traditional Baroque wisdom. Therefore, it can be said that the cultural transfer through the purchasing and reading of books in the first half of the 18th century did not significantly change what were essentially rather conservative views of the Carniolan nobility.

Despite considerable differences in wealth, the analysis of the structure of assets also shows a very similar structure of the material culture and life routines related to it. This means that we can encounter the same types of objects in the case of both the fairly wealthy and the fairly poor nobles. Differences are more evident regarding the quantity, quality, and value of these objects. The poorer nobility had fewer things, especially precious silver objects, and more items labelled as old or worn. All the urban aristocratic residences owned silverware from Augsburg. However, silver sets of dishes, catalogued in the inventories as *Aufsatz* or *surtout*, were owned only by the wealthiest. Such sets, which could

62 Štuhec, *Besede, ravnanja in stvari*, 256.

63 Štuhec, *Rdeča postelja, ščurki in solze vdove Prešern*, 106–111.

64 AS, MA Dol, fsc. 66, 613.

weigh even as much as 6 kg, were the centrepieces to show off on dinner tables as well as one of the hallmarks of demonstrative consumption. Among beverages, chocolate, which was much more expensive than coffee, had a similar role. One of the functions of cultural transfer was also to demonstrate wealth, taste, and aesthetic sense.

One of the consequences of cultural transfer was the involvement of Carniola and its urban and rural elite in the already emerging globalisation trends. Carniola joined these trends as a typical semi-periphery, only capable of offering the surplus labour of its peasants and mercury on the emerging global market in exchange for imports. As Baron Benjamin Erberg, one of the richest Carniolan nobles of the middle of the 18th century who owned assets worth more than 90.000 fl.⁶⁵, poured coffee into a blue porcelain cup decorated with blue flowers in his home in Ljubljana, added a splash of milk and sugar, and mixed it with a silver coffee spoon to make a bitter-sweet invigorating beverage, he mixed the sweat of his peasants with the tears and helpless anger of black slaves from Brazilian plantations.

Channels and actors of cultural transfer

Information about the objects of cultural transfer would reach Carniola through various channels and intermediaries. Some Carniolan nobles travelled a lot. At the beginning of the 1720s, Raigersfeld travelled across Europe, from London and Oxford to Naples, where he commissioned a portrait of himself dressed according to the latest fashion. In his family chronicle he noted an event in Naples: *Dieses ist mein ältester portrait [...] u. ich habe mich anno 1721 in monath Martio mahlen lassen [...] in eben der kleidung und Paruquen wie ich getragen u. damahls mode war.*⁶⁶ As an employee of the Oriental Society, he travelled to Lisbon in 1723, from where he brought a miraculous medicine called *meringanga*, most likely produced in the Portuguese colonies, which he administered to his dying wife in 1752, in a final act of hope.⁶⁷ At the end of 1725 and in the first months of 1726, he visited Vienna and brought gifts for his bride.⁶⁸ In 1730, the Raigersfelds visited Padua and Venice, while during the 1740^s, the whole family resided in Vienna. Other Carniolan nobles also travelled, of course. Friendships, family ties, and professional contacts represented the second channel of cultural

65 Štuhec, Besed, ravnanja in stvari, 183.

66 AS, MA Dol, fsc. 201, 574.

67 AS, MA Dol, fsc. 201, 573.

68 AS, MA Dol, fsc. 201, 71.

transfer. The already mentioned Baron Raigersfeld's correspondence reveals this type of circulation of information and objects. Commerce was the third channel of cultural transfer. Several trading companies from Ljubljana traded directly with Italy and the German cultural area.⁶⁹ And finally, we must not forget that foreigners, for example the architects M. Persky (1716–1761)⁷⁰ and Candido Zulliani (1712–1769)⁷¹, merchants and entrepreneurs, such as the café owner Calegari and the Frenchman Toussaint Tabouret (?–1747)⁷², lived and worked in Carniolan towns.

Conclusion

Although Carniola was more or less a semi-peripheral European province, members of its aristocratic elite, both urban and rural, were well-informed about what was modern and innovative. The nobility might not have been as wealthy as the aristocrats of Vienna, Lower Austria, or Bohemia, but it was open enough to accept most innovations in various fields of culture and adapt them in accordance with their own means and needs. The objects of cultural transfer, which originated mainly in the Italian, Austro-German, Dutch, French, Ottoman, and colonial environments, made aristocratic urban homes more comfortable, fashionable, and luxurious, contributing to the nobility's personal and social prestige and vanity. One of the open questions remains whether towns as social, cultural, and economic environments and the aristocracy that inhabited them were indeed the bearers and promoters of cultural transfer. If we agree with F. Braudel, who wrote that towns were like electric transformers that increased tension, accelerated the rhythm of exchange, and constantly recharged human life⁷³, we can probably answer in the affirmative. However, the housing culture of rural mansions is essentially not different from that of aristocratic urban homes. The objects of cultural transfer

69 Vlado Valenčič, *Ljubljanska trgovina od začetka 18. do srede 19. stoletja* [Trade in Ljubljana from the Beginning of the 18th to the Middle of the 19th Century]. Ljubljana 1981, 32–35.

70 Weigl, *Arhitektura in družba sredi 18. stoletja*, 4.

71 Damjan Prelovšek, Zulliani Candido. In: *Enciklopedija Slovenije*, 15, Wi–Ž, Ljubljana 2001, 229.

72 Žontar, *Ljubljana v 18. in v prvi polovici 19. stoletja*, 158.

73 Fernand Braudel, *Materialna civilizacija in kapitalizem, XV–XVIII. stoletje. Strukture vsakdanjega življenja: mogoče in nemogoče* (Les structures du quotidien: Le possible et l'impossible. Civilisation matérielle, Economie et Capitalisme, XV–XVIII^e siècle: Tome 2). Ljubljana 1988, 279.

are the same in the rural areas as in towns, while rural mansions and castles are, in fact, a rural-urban hybrid.⁷⁴ However, since the probate inventories do not reveal when a specific object came into the possession of particular individuals, we also cannot know whether they had entered urban homes before finding their way into rural ones. The otherwise logical thesis that the town nobility had an advantage in this regard has yet to be proven. An indicator in this regard could be the fact, that in the inventories that list the wealth of the nobilities in Ljubljana, by far the most important town in the province, the objects of cultural transfer are considerably more present than in the inventories of the nobilities in other Carniolan towns. But this fact can also be explained by the presence of wealthier noblemen and noblewomen, who enjoyed a higher status and prestige on the one hand and on the other hand, by the presence of more educated and/or more ambitious noblemen who had better access to information and/or strove more eagerly to show off their social and material success.

74 Marko Štuhec, *O vonjavah v nosu grofa Wolfa Sigmunda Gallenberga*, 515, 533.

Dušan Kos

In Search of Wellbeing: The Struggle against Diseases and for Good Food and Longevity in Noble Families in 18th Century Carniolan Towns

This article* focuses on concrete lay perceptions of health and life patterns that developed up to the mid-eighteenth century in the Habsburg provinces and especially Laibach (Ljubljana), the capital of the province of Carniola (germ. Krain), in relation to physical and mental wellbeing, and disease prevention and treatment. Aspects that are not discussed here concern legislation, healthcare organization, advances, and innovations in medical diagnostics and therapeutics, all of which have already been extensively addressed in literature.¹

The instrumental source for such limited research comes from private and official records produced by engaged members of the elites, i. e. nobility. One such person from the territory of what is today Slovenia in the first half of the 18th century was Franz Heinrich Baron Raigersfeld, who from 1720 to 1760 had a successful career as an entrepreneur, mercantilist, and state and provincial official in Trieste, Graz, Vienna, and Laibach (slov. Ljubljana). Raigersfeld was born in Laibach on 6 July 1697 and died there on 31 March 1760, but he only spent half of his life in this town. After completing his studies in Vienna and Leuven, he travelled across Europe in 1716 and set out the following year to study commercial sciences in Genoa. In 1718, he received employment with a commercial company in Fiume (croat. Rijeka) and in 1721 took over the local administration of the Austrian „Orientalische Handelskompanie“. On returning from his expedition to Portugal, he left the company and in 1725 became an

* The article was produced as a part of the research program of the Slovenian Research Agency „Basic Research of Slovenian Cultural Past“ (P6-0052 and the basic research project „Ambition, Careerism, Greed, Betrayal: Social-Material Strategies, Practices, and Communication of the Social Elites in the Slovenian Territory during the Early Modern Period“ (J6-2575).

1 See the more recent survey in Meta Remec, Podrgni, očedi, živali otrebi. Higijena in snaga v dobi meščanstva [Rub, Tidy, Tend to Animals. Hygiene and Sanitation in the Bourgeois Period] (Zbirka Razpoznavanja/Recognitiones 24). Ljubljana 2015, 16–23.

associate judge of the provincial court in Laibach. In 1726, he married Maria Anna Baroness Erberg.² In May 1731, he awaited appointment as an assistant at „Komerzintendanz in Litorale Austriaco“ in Trieste, where he remained until 1737, when he left for Graz and in 1739 to Vienna to serve as a counsellor of the Austrian „Hofkammer“. From 1747 and until his death, he also served as a counsellor of the Carniolan „Repräsentation und Kammer“ in Laibach.

Although he was not the only ‚cosmopolitan‘ in Carniola, Raigersfeld was one of the few that kept a diary from youth to the last days of life. Owing to their consistency, these records can be used as socio-political annals of the local elites and a source for studying politics, the economy, material culture, and communication methods during the first period of rule of Empress Maria Theresa's efforts at modernizing the Habsburg state. The diary also contains a host of data on the elites' health status and their attitude toward health.

The wellbeing of the elites and healthcare organization in the town

The provision of healthcare in Carniola had made many advances long before the onset of the Theresian reforms because a growing number of physicians, surgeons, and pharmacists still promulgated the ancient medical doctrines while adapting to new knowledge. The first notable improvements were made in provincial centres, which boasted not only the highest intellectual density but also a greater number of financially stable clientele. In this sense, Laibach, Raigersfeld's residence during the last period of his life (1747–1760) and the Carniolan provincial capital, was marked by an auspicious interlacing of politics, demographic mobility, and financial capacity. Despite occasional economic and health (i.e. epidemic) crises, the population grew from six thousand to about 9.500 between the seventeenth and the mid-18th century. The wellbeing of the elites was also owed to the distance from areas of incessant military conflicts. This may well explain why laymen already uncritically praised the life and health situation in the province at the end of the 17th century. In 1689, the historiographer

2 Arhiv Republike Slovenije (= ARS), Graščina Dol (= Gr. Dol), fasc. 201, Kurze Nachricht, pp. 42–62 and Diaria 1725, pp. 102–103. See Jože Šorn, Trst in njegovo neposredno zaledje v prvih treh desetletjih XVIII. stoletja [Trieste and its immediate Hinterland in the first three Decades of the 18th Century]. In: Kronika 7 (1959), no. 3, 150. In: Miha Preinfalk, Plemiške rodbine na Slovenskem. 17. stoletje, 1. del: Od Billichgrätzov do Zanettijev [Noble Families in Slovenia. The 17th Century, Part 1: From the Billichgrätzes to the Zanettis]. Ljubljana 2014, 123–125.

Johann Weichard von Valvasor observed *grey hair* in the province, with most people reportedly having a life expectancy of at least sixty years, if not even a few decades longer. In his mind's eye, he also imagined a considerable number of centenarians, without inquiring into official data (registry books), even more fallible human memory, and his propaganda motivation behind these descriptions.³

The provincial political centre since the 13th century and the episcopal seat from the 15th century onward, Laibach was home to a sizeable colony of domestic noble families, state and provincial officials, and the clergy. The only two capitals in the region with a similar vibrant urban feel, according to Raigersfeld's keen observations, were neighbouring Graz and Gorizia (germ. Görz).⁴ These were miniature reflections of metropolitan life where the nobility mingled with intellectuals, garrison officers, officials, and esteemed foreigners in socially closed groups and salons, where ladies played a notable part. These gatherings were theatres of exchange, conversations about politics, family matters, career building, and parlour games, whereas opportunities to engage in scientific and cultural discussions presented themselves in the second half of the 18th century: literary salons and dilettante musical and drama performances among the domestic nobility only became increasingly common in Laibach and across the province toward the end of the 18th century.⁵

As still today, health was a salient topic of conversation and set as one of the main priorities of the state.⁶ Although innovations were first introduced in urban milieus, they did not take hold across all town strata until the end of the 19th century. For the time being, the state mainly resorted to issuing police orders and prohibitions, whereas the organization of public healthcare and professional education, as well as popular education and propaganda, lagged far behind until the end of the 18th century. Also in mid-century Carniola, the latest medical publications were still rarely found in the libraries of the elites (which held older

-
- 3 A report (1689) by Franz Carusa from Laibach in Johann Weichard von Valvasor, *Die Ehre des Herzogthums Crain*. Nürnberg, Laibach 1689, III, 439–442 and Valvasor's deliberations on page 387.
 - 4 Igor Weigl, *La nobiltà goriziana nel diario del barone Francesco Enrico di Raigersfeld*. In: Raffaella Sgubin (eds.), *Abitare il Settecento*. Gorizia 2008, 215–229.
 - 5 Gerhard Tanzer, *Spectacle müssen seyn. Die Freizeit der Wiener im 18. Jahrhundert* (Kulturstudien bei Böhlau, Bibliothek der Kulturgeschichte 21). Wien-Köln-Weimar 1992, 199–214.
 - 6 Klaus Pfeifer, *Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts*. Köln-Weimar-Wien 2000, 2–5.

medical handbooks, including on classical dietetics⁷), and a long time still had to pass until broader social strata were able and willing to abide by these changes.⁸

Conversely, Raigersfeld had a wealth of information and work experience with the issue as a counsellor of the provincial „Repräsentation und Kammer“ who had substantial dealings with organizing public healthcare from 1748 onward. In 1753, when the first state public healthcare scheme (the „Haupt-Medizinal-Ordnung“) was issued, he also became the chair of the provincial „Sanitätskonsess“⁹, tasked with preventing and eradicating epidemics of murrain and contagious diseases in humans, as well as setting up cordons sanitaires¹⁰. On top of that, he visited numerous town physicians, surgeons, pharmacists, and midwives, attended their professional examinations, and issued work permits.¹¹ At the request of the surgeon Filip Jakob Breclj, in 1754 he found a location in the town for the institute of anatomy studies, which commenced its operations in 1758.¹² That same year, he also helped Breclj find employment as the town proto-medic and at his initiative ensured support for founding the midwifery school.¹³

7 See the titles of medical books offered by Carniolan booksellers in the 17th and 18th centuries in Anja Dular, *Živeti od knjig. Zgodovina knjigotrštva na Kranjskem do začetka 19. stoletja* [Living off the Books. The History of Bookselling in Carniola until the Beginning of the 19th Century] (Knjižnica “Kronike” 7). Ljubljana 2002, 95–96, 103–104.

8 Remec, *Podrgni*, 24–30.

9 ARS, *Reprezentanca in komora za Kranjsko v Ljubljani* (= *Reprezentanca*) [Representation and Chamber of Carniola in Ljubljana], carton 185, book of resolutions 1753, pp. 218–219. Peter Borisov, *Od ranocelništva do začetkov znanstvene kirurgije na Slovenskem* [From War Surgery to the Beginnings of Scientific Surgery in Slovenia] (Razred za medicinske vede, Dela 1). Ljubljana 1977, 77–78.

10 ARS, *Gr. Dol*, vol. 166, *Diaria 1751–1756*, pp. 228, 460, 473, 707; fasc. 199, *Diaria 1758–1759*, pp. 359, 371, 374, 383, 390–1, 399, 410; ARS, *Reprezentanca*, carton 97, 98, 120. Borisov, *Od ranocelništva*, 78–79.

11 ARS, *Gr. Dol*, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, pp. 449–457; fasc. 199, *Diaria 1758–1759*, pp. 77, 182, 258, 363, 526.

12 ARS, *Gr. Dol*, vol. 166, *Diaria 1751–1756*, pp. 550, 627, 640, 904; fasc. 199, *Diaria 1758–1759*, p. 26. On the institute of anatomy, see Borisov, *Od ranocelništva*, 167–170.

13 ARS, *Gr. Dol*, fasc. 199, *Diaria 1758–1759*, pp. 25, 258.

Family disease prevention and hygiene

Raigersfeld's family kept abreast of most material and cultural advances, including those related to health. It abided by modern theories that the main cause of diseases was lack of physical hygiene and heeded the requirements imposed by the town authorities. Following an outbreak of scabies in 1753, for example, Raigersfeld introduced quarantine for his extended family without consulting his physician.¹⁴ During a thorough renovation of his house, he installed a proper sewage system, which was still a rarity at the time, given that individual care for infrastructure and cleanliness (at one's own expense) did not gain in popularity among the town's population for at least another hundred years. Thus, it was still at the end of the 18th century that the town magistrate had difficulty in introducing the decree on regular emptying of cesspits and maintenance of the drainage system within the town walls.¹⁵

The Raigersfeld family took excellent care of their personal hygiene. For example, they regularly cleaned their teeth using powder and tincture, a practice still not very widespread among Ljubljana's population today. He received the tincture in October 1754 from his family friend and supreme state health eminence Gerard van Swieten from Vienna.¹⁶ On the other hand, Raigersfeld attributed little importance to washing the entire body: the family contented itself with *dry hygiene*; that is, using perfumes rather than bathing. This is confirmed by a few pieces of indirect evidence in his diary: following the death of his wife, Raigersfeld held on to her rich collection of cosmetic products (the *Florentine* pomade and perfume, *cologne*) and gradually distributed them among his female relatives.¹⁷

Although he recognized every kind of physical activity as crucial for maintaining health, he thought little of regular intensive recreation in his adulthood. It sufficed to take regular strolls around the town surroundings, regardless of the season. He saw little benefit from long walks and hiking, and he deemed them only suitable for physically and mentally fit young men. In January

14 On 20 July 1753, he provided the minor in-house protégé Josef Seegenreich, who had contracted scabies, with a temporary apartment and care until recovery (ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 462, 467).

15 Remec, Podrgni, 45–68.

16 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, p. 614. His wife's letter to their son Franz Borgia of 30 September 1749 (ARS, Gr. Dol, fasc. 217, p. 693). Remec, Podrgni, 226–229.

17 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 33, 825; fasc. 199, Diaria 1758–1759, p. 8.

1751, he portrayed his son Johann Nepomuk as an embodiment of physical strength after he had walked from Laibach to Mannsburg (slov. Mengeš) and back (just shy of 20 miles) in one day.¹⁸ He also associated youthful physical fitness with popular ball games. One of these he observed in the company of ladies on several occasions in the summer of 1746 at the Jesuit seminary in Gorizia.¹⁹

Although Raigersfeld could swim, he merely considered this skill a way to save himself from drowning (there were always plenty of drownings in Laibach, especially among young people) rather than a health-enhancing activity. During his stay in Trieste in 1732–1737, 1740, and 1746, he never mentioned any swimming day. Another form of his safety and prevention practice were swimming lessons that he himself gave to his two youngest sons in the Gradaščica River near Laibach. However, given that his son Michael had to refresh his skills in 1759, Raigersfeld seems to not have been a good swimming instructor.²⁰

Most members of the Laibach elites took regular strolls in suburban gardens, along the Ljubljana (Laibach-Fluss), and Castle Hill, they attended ballroom dances, garden parties, and picnics during the summer, as well as hunting expeditions and sled trips.²¹ Raigersfeld did not care much for any of that, not even ballroom dancing and still less masquerade dances. Nor would he escort his wife, who frequented such parties and returned home from them in the early morning hours, instead leaving her in the company of his acquaintances.²² He likewise had no interest in hunting, a popular activity among nobles. Every so often, he would go on a hunt to the marshes with one of his friends, without catching anything. His youngest son Michael was an ardent hunter; in 1759, when he was fifteen years old, Raigersfeld bought him a rifle, and he soon proved to be an excellent shooter.²³

Abstinence and moderation: between diet and indulgence

In both medical theory and everyday life, eating and indulging in moderation was viewed as important even before the era of the famous doctor Christoph

18 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, p. 19.

19 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, pp. 107, 113, 130. Weigl, *La nobiltà*, 221, 224.

20 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 713, 716; fasc. 199, Diaria 1758–1759, p. 467.

21 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 22, 191, 334, 397–398, 401.

22 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 179, 180, 182, 184, 186–189, 191–193.

23 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, pp. 363, 491, 493, 531, 537.

Wilhelm Hufeland. According to millennia-old teachings and at least from the ancient Greeks onward, food undoubtedly constituted the main pillar of healthy living, but also of sociability and social prestige. Family physicians already recommended a more rational and modest (middle-class) diet in the Baroque period; for example, the Carniolian provincial physician Franz Coppini in 1689.²⁴ Although the elites understood warnings on the adverse effects of excesses and knew the doctrine regarding the prudent use of life forces,²⁵ they – including those suffering from chronic diseases – much too often failed to observe them. When referring to the funeral of Maria Susanne Baroness Wolkensberg in 1751, Raigersfeld wrote that she had been in frail health for years but nevertheless continued with her unhealthy diet (She died of oedema at the age of forty-four). One year later, following the death of Anna von Zanetti, he stated that the deceased overvalued the old saying that a pregnant woman could eat as much as she wanted, and she ate herself to death with melons, mushrooms, and so on.²⁶ In daily practices, the notions of *moderation* and *abstinence* were always at odds with those of *pleasure* and *prudence*. What is noteworthy, however, is that no one in the Raigersfeld family suffered from being overweight like so many of their contemporaries, which means that they no longer associated health, wellbeing, and aesthetics with obesity and excess of food.

Raigersfeld's diary entries and other records contain very limited data on his personal attitude toward food, and convey more about the civilizational framework that governed eating habits and rules, and regulated indulgences and instincts – out of respect for the social environment and in the desire to maintain the image of a responsible citizen.²⁷ Until 1749 (and then increasingly

24 Valvasor, *Die Ehre*, III, 391. See Meta Remec, Bakh, tobak in Venera. Grehi in skušnjave v dolgem 19. stoletju [Bacchus, Tobacco and Venus. Sin and Temptation in the long 19th Century] (Zbirka Razpoznavanja / Recognitiones 28). Ljubljana 2016, 12–13, 53–55.

25 Pfeifer, *Medizin*, 96–127.

26 ARS, Gr. Dol, vol. 166, *Diaria 1751–1756*, pp. 41, 294.

27 Norbert Elias, *O procesu civiliziranja. Sociogenetske in psihogenetske raziskave*. Vol. 1: Vedenjske spremembe v posvetnih višjih slojih zahodnega sveta [On the Process of Civilisation. Sociogenetic and Psychogenetic Investigations. Vol. 1: Behavioral Changes in the Secular Upper Classes of the Western World]. Ljubljana 2000, 181 f., 277–278; Roman Sandgruber, *Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert* (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien, vol. 15). Wien 1982, 131 f.; Meta Remec, *Pitje in kajenje krajša ti življenje* [Drinking and Smoking shortens your Life]. In: Andrej Studen (ed.), *Pomisli na jutri. O zgodovini (samo)odgovornosti* [Think about Tomorrow. On the History of (Self)Responsibility] (Zbirka Vpogledi 6). Ljubljana 2012, 73–75.

less often and hardly ever while mourning his wife's death between 1753 and 1756), Raigersfeld wrote every day where he had lunch and with whom, drawing particular attention to the prestigious nature of the event (No mention was made of breakfasts and hardly any of dinners, which were always festive ones). Now and then, he would refer briefly to the content of his conversations with guests at feasts, but he almost never described what they ate and drank, nor did he write about service protocol (the number of courses, servants, etc.), and he only mentioned cutlery if it was of exquisite value.²⁸

Far from extraordinary, such taciturnity was also a salient feature in, for example, the diaries of the Trieste governor, Karl Count Zinzendorf, written decades later.²⁹ In Raigersfeld's case, it was partly also due to his idea about the potential readers of the diary – his sons, who remembered home cooking well and did not need to be reminded of it again in his writings. Raigersfeld was much more loquacious on the organization of work in his ecumene. Up to 1752, the Raigersfeld household employed at least seven servants and housemaids, and later also fewer. In those decades, only the wealthy high-ranking nobility employed more, up to fifteen household servants.³⁰ Just as the sovereign expected loyalty, diligence, and honesty from his officials, Raigersfeld expected the same from his domestics and associates at work. Wary of people infected with local vices, he sought his servants outside the province. Men also had to be versed in additional skills, especially in hair and wig styling, and dressmaking.

Scant references to food in the records of the Carniolan nobility would make it very hard to determine what was served on the Raigersfeld family dining table were it not for the housekeeper Helena von Hallerstein. In 1758, she drew up a detailed list of food delivered to the subtenant and relative of the family Johann Benjamin Baron Erberg, for which, according to her, he paid too little. It was surely the same food that was consumed by the family and its guests. For lunch

28 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, p. 809. As is evident from his probate inventory (1760), he had cutlery of above-average quality (Marko Štuhec, *Besede, ravnanja in stvari. Plemstvo na Kranjskem v prvi polovici 18. stoletja* [Words, Actions and Things. Nobility in Carniola in the first half of the 18th Century]. Ljubljana 2009, 227 f.).

29 Grete Klingenstein, Eva Faber, Antonio Trampus (eds.), *Die Tagebücher des Gouverneurs Karl Graf Zinzendorf 1776–1782. Europäische Aufklärung zwischen Wien und Triest. vol. 1* (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, vol. 103/1). Wien-Köln-Weimar 2009, 150.

30 See the census from 1754 in Tone Krampač (ed.), *Ljubljanske družine v 18. stoletju* [Ljubljana Families in the 18th Century]. Ljubljana 2018, *passim*.

(around 1 pm), they ate soup, beef in sauce, cooked and pickled vegetables, poultry (chicken or pigeon) or roast (veal), sweet or savoury salad³¹, and biscuits for dessert, every day. Dinner, too, served at around 7 pm, consisted of several courses: soup, poultry, roast, salad, a bun, and almond milk before going to bed. The Raigersfelds drank coffee, chocolate, and tea throughout the day, and relatively little spirits.³² Their meals also included, for example, parmesan, saffron, chestnuts, olives, and capons that the young Franz Baron Apfaltrer wrote about in a letter to his father Johann Ignaz (Raigersfeld's acquaintance), and cod, mentioned to the same addressee by his brother Josef Leopold.³³

Highly variegated food and drink featured on the holiday menus of the relatively wealthy Carniolan nobility, whereas those less privileged could still only taste them on their visits. Such an image is also conveyed by the memories of the playwright Carlo Goldoni on his months-long stay with wealthy Count Lanthieri in Wippach (slov. Vipava) in 1726/27. Even decades later, Goldoni still recalled with fascination the heaps of roasts, mutton, deer, veal, hare, pheasant, partridge, godwit, thrush, soups, and so on.³⁴ Raigersfeld's guests also had an opportunity, for example, to eat wild boar meat on festive family occasions³⁵ because he too had enough money to cover the costs of feasts – a solid state salary (2.000 fl. annually) and some additional income from his relatively successful and lucrative capital investments and entrepreneurial projects. For this reason, he could occasionally delight his less fortunate acquaintances with prosciutto from the Friulian town of San Daniele, venison, saltwater fish (especially bass) from Trieste, and so on.³⁶ He would send these via express mail, which travelled from Trieste to Laibach in one day. Still more easily accessible was freshwater fish; in the autumn of 1759, he even set up a pond with trout and carp in his home courtyard.³⁷

31 Cabbage, for example, was a staple seasonal food and a source of vitamins for the Raigersfeld family (see the letter of 3 May 1722 in ARS, Gr. Dol, fasc. 213, p. 31).

32 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, *Diaria* 1758–1759, pp. 295–296.

33 The first letter is dated 1 February 1750 and the second one 4 December 1754 in ARS, Graščina Grmače (= Gr. Grmače), fasc. 23.

34 Milko Kos, Goldoni na Slovenskem [Goldoni in Slovenia]. In: *Kronika* 30 (1982), no. 3, 190.

35 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria* 1746–1750, p. 770.

36 *Ibidem*, pp. 246, 289, 298, 655, 663, 671, 677, 709, 716, 767, 806; vol. 166, *Diaria* 1751–1756, pp. 33, 50, 272, 575, 578, 630, 748.

37 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, *Diaria* 1758–1759, pp. 535, 537, 550.

Although all similar records lack the descriptions of food and its preparation (recipes with cooking instructions and ingredients), one can observe that the eighteenth-century elites continued to be (consistently) served what are now considered unhealthy quantities of protein and fat,³⁸ which surely contributed to the development of chronic diseases. Lighter, low-calorie foods with low fat content consumed by the middle and lower classes (cereals, buckwheat and millet porridge, buckwheat spoonbread, gruel, salads, legumes and root vegetables, homegrown fruit, berries, and local herbs)³⁹ were also not a staple part of the Raigersfelds' diet.

Nonetheless, Raigersfeld was demonstrably aware of the benefits that some foods had on health and social identity.⁴⁰ Like many continentals still today, noble inhabitants of Laibach revered Mediterranean food and drink, which in the 17th and 18th centuries featured as veritable indicators of cultural transfer, prestige and were easily available due to Italy's neighbourhood. Of course, the socio-medical benefits of the Mediterranean diet, such as today, then, they were not yet in the first focus of medicine. Raigersfeld kept a regular supply of some of these foods until 1751 from his estate in Trieste, where he had almond, fig, peach, pear, apple, plum, apricot, and olive orchards as well as various fields and vineyards to produce several local sorts of wine.⁴¹ Both his wine cellar in Trieste and Laibach were well-stocked with expensive Greek and Italian wines that he obtained through tradesmen in Trieste and Fiume. He enjoyed presenting individual bottles as gifts.⁴² It should be recalled that, when taken in moderation, wine of suitable quality (clear, fragrant, and refined) was warmly recommended by physicians to strengthen and rejuvenate one's life forces, whereas excessive consumption inevitably led to the death of the nerves and brain, paralysis, nightmares, madness, blindness, and dizziness, in short physical and mental ruin. This held especially for the consumption of spirits. The Raigersfeld family

38 Elias, *O procesu*, 230–235.

39 A detailed inventory of popular foods in Carniola at the end of the 17th century is found in Valvasor, *Die Ehre*, III, 412–418. See Josip Mal, *Stara Ljubljana in njeni ljudje*. *Kulturnozgodovinski oris* [Old Ljubljana and its People. Cultural-historical Outline]. Ljubljana 1957, 94–95.

40 Sandgruber, *Die Anfänge*, 135 f.

41 See notes on wine production and quality from 1738 in ARS, Gr. Dol, fasc. 204, pp. 625–630.

42 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria* 1746–1750, p. 423; vol. 166, *Diaria* 1751–1756, pp. 272, 575, 578, 630, 748, 785, 791, 828; fasc. 199, *Diaria* 1758–1759, pp. 30, 31, 35, 36, 55, 271, 345, 434.

and most of his social circle appear to have heeded the recommendations and moralist instructions of the domestic clergy regarding the wickedness of alcoholism, for he never mentioned any inebriated acquaintances.⁴³

In Trieste, Raigersfeld also had suppliers of colonial goods that were imported in massive quantities through the free-trade port from the 1720s onward.⁴⁴ In December 1750 alone, he obtained about 430 kilograms of hazelnuts, chestnuts, dried and candied fruit, coffee, wine, and Dutch butter, which he reportedly needed for the forthcoming holiday.⁴⁵ He made several references to sugar in his notes from the 1740s and 1750s.⁴⁶ However, the nobility supplying themselves with significant quantities of expensive products to maintain their food stocks and provide for their acquaintances, which was highly reminiscent of wholesale trade, irritated the inhabitants of Laibach, who enjoyed guild and other privileges – especially after 1732, when Emperor Charles VI. allowed in principle all of the nobility to engage in wholesale trade or released them from status-based prohibitions in their operations.⁴⁷ After a series of complaints (and in connection with their years-long endeavours to attain the confirmation of their trade privilege), in the summer of 1751 the citizens also complained to Empress Maria Theresa over Raigersfeld and a number of other noblemen, and the „Repräsentation und Kammer“ was tasked with investigating the charges. Raigersfeld explained that the contested purchases of major quantities from Trieste were made strictly to satisfy his own needs, which was surely not entirely true. Nevertheless, the empress and the provincial authorities sided with the nobility.⁴⁸

Raigersfeld often wrote about purchasing, preparing, and consuming chocolate, tea, coffee, and tobacco. In the first half of the 18th century, these

43 Valvasor, *Die Ehre*, III, 391. Cf. Remec, Bakh, 106–115; Andrej Studen, *Pijane zverine. O moralni in patološki zgodovini alkoholizma na slovenskem v dobi meščanstva* [Drunken Animals. On the Moral and Pathological History of Alcoholism in Slovenia in the Bourgeois Period] (Zgodovini.ce 9). Celje 2009, 12–26.

44 Ferdo Gestrin, Darja Mihelič (eds.), *Tržaški pomorski promet 1759/1760* [Trieste Maritime Traffic 1759/1760] (*Viri za zgodovino Slovencev* 12). Ljubljana 1990, 67–86.

45 *ARS*, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, p. 882.

46 *ARS*, Gr. Dol, fasc. 185, p. 398. Sandgruber, *Die Anfänge*, 206–207.

47 Ivan Vrhovec, *Ljubljanski meščanje v minulih stoletjih. Kulturhistorične študije zajete iz ljubljanskega mestnega arhiva* [Ljubljana Citizens in the Past Centuries. Culture Historical Studies collected from the Ljubljana City Archive]. Ljubljana 1886, 199–200, 214–216.

48 A draft of Raigersfeld's reply dated 10 December 1751 is in *ARS*, Gr. Dol, fasc. 202, pp. 524–534.

commodities were the standard in most noble houses in Laibach as well as an indicator of sociableness, prestige, and self-presentation.⁴⁹ Attesting to Raigersfeld's disposition is the probate inventory from 1760, listing the items of cooking and serving vessels.⁵⁰ In their conceptions of all three hot beverages and, of course, the harmful tobacco, the elites (and medical science) had lost most reservations from the 17th century, when it was generally believed that their consumption weakened male sexual prowess.⁵¹

In addition to being a gourmet indulgence, chocolate played three social functions in the Raigersfeld family. First, love for children, who were the primary consumers of this treat. The second function was a social one – joint preparation of the ingredients and the hot beverage⁵², whereas raw chocolate constituted a fine present in Carniolan society owing to its exotic nature and relative scarcity. Raigersfeld, for example, received some Spanish and Neapolitan chocolate as a gift in July 1750 and gave four pounds of chocolate *from his domestic production* to the secretary of the Minister General of the Order of Friars Minor in February 1752. In October 1753, he gave two pounds of chocolate to his son's professor of mathematics in Vienna.⁵³

Coffee, an even more precious acquisition for social culture, was not as popular among the Laibach nobility in the mid-eighteenth century as it was in Vienna and Trieste, where Raigersfeld did not frequent coffee shops either.⁵⁴ Nonetheless, before 1748, his home already housed a coffee shop that still served as a meeting place of citizens and officials in 1792.⁵⁵ However, what Raigersfeld deemed the

49 Sandgruber, *Die Anfänge*, 192–196.

50 ARS, Zbirka zapušćinskih inventarjev deželnega sodišča v Ljubljani [Collection of Legacy Inventories of the Province Court in Ljubljana] (= Inventarji), fasc. 99, no. 100. Štuhec, *Besede*, 234–235, 240–247, 247.

51 A report by Franz Coppini from 1689 in Valvasor, *Die Ehre*, III, 392.

52 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, pp. 508, 862. The recipe for preparing chocolate is in ARS, Gr. Dol, fasc. 185, p. 423. See Marko Štuhec, *Plemstvo in plemiška bivalna kultura v kranjskih mestih v prvi polovici 18. stoletja* [Nobility and Aristocratic Residential Culture in the Towns of Carniola in the first half of the 18th Century]. In: Janez Mlinar, B. Balkovec (eds.), *Mestne elite v srednjem in zgodnjem novem veku med Alpami, Jadranom in Panonsko nižino* [Urban Elites in the Middle Ages and the Early Modern Times between the Alps, the Adriatic and the Pannonian Plain] (*Zbirka Zgodovinskega časopisa* 42). Ljubljana 2011, 356–357.

53 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, p. 773; vol. 166, *Diaria 1751–1756*, pp. 405, 500. Štuhec, *Besede*, 240–241.

54 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, p. 87; Remec, *Bakh*, 75–76.

55 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, p. 411; fasc. 199, *Diaria 1758–1759*, p. 45. Jože Suhadolnik/Sonja Anžič, *Mestni trg z okolico in Ciril-Metodov trg*. Arhitekturni

highest expression of worldliness, health, and indulgence was preparing and drinking tea.⁵⁶ He indeed knew a great deal about this beverage: for example, that there were two basic types (brown and green) with several subtypes, and he also described a few of them and their quality.⁵⁷

Like many of his contemporaries from all social strata (including women), Raigersfeld occasionally abused tobacco. He sniffed the drug and kept it in several snuffboxes. He considered using nicotine primarily as a social accompaniment to conversations and (still) did not wonder about its harmful or therapeutic effects.⁵⁸

The elites' attitude toward physicians, patients, and diseases

Not surprisingly, a person as informed as Raigersfeld made sure to provide his family with the best physicians and surgeons.⁵⁹ In the year 1746, the family physician in Vienna was Peter Bianchi, formerly the court physician of Emperor Charles VI. and Empress Amalia.⁶⁰ After Bianchi's death, the new physician was provided by none other than the family friend Gerard van Swieten.⁶¹

In Laibach, Raigersfeld took on the bad habit of quickly changing physicians, something that the local elites could afford to do because there were always plenty of physicians at hand in the town: in 1758, Laibach counted 12 physicians, or one per about 790 inhabitants. A similarly favourable ratio was observed in smaller Carniolan towns: Rudolfswerth (Novo mesto) registered three physicians and less than two thousand inhabitants.⁶² Conversely, farmers and lower social urban strata did not have so many options. As the historiographer Valvasor noted in

in zgodovinski oris predela med grajskim hribom, Cankarjevim nabrežjem, Trančo, Stritarjevo ulico in podgrajskega dela Ciril-Metodovega trga [Mestni trg and Surroundings and Ciril-Metodov trg. An Architectural and Historical Description of the Area between Castle hill with the Castle, Cankarjevo nabrežje, Tranča, Stritarjeva ulica and the part of Ciril-Metodov trg below the Castle]. Ljubljana 2000, 103.

56 Štuhec, Besede, 243.

57 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, p. 13.

58 Štuhec, Besede, 252–254; Sandgruber, Die Anfänge, 211–217; Remec, Pitje, 80–82.

59 Peter Borisov, Zgodovina medicine. Poskus sinteze medicinske misli [History of Medicine. An Attempt at the Synthesis of Medical Thought]. Ljubljana 1985, 225.

60 Bruno Moravec, Tragom medaljera Stijepa Vokativa [Following the Medalist Stjepo Vokativ]. In: Prilozi povijesti umjetnosti u Dalmaciji 12 (1960), no. 1, 231–232.

61 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, p. 236.

62 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, p. 86.

1689, they *self-medicated* with herbs and ointments,⁶³ and this continued until the early 19th century.

Town physicians ran a lucrative business. Some became rich by also owning pharmacies, and they bought houses in towns and mansions in the countryside. They established friendly relations with their patients, sometimes forming bonds stronger than they should have been. This was particularly evident when the treating physicians drew up specialist and forensic reports for their patients and the court, struggling to protect their credibility by navigating the straits between the diagnoses, the expectations of the parties involved, and the requirements of the law.⁶⁴

A fine example of such a dichotomy was the work of Friedrich Maximilian Baronio von Rosenthal, who also treated the Raigersfelds after his family had settled in Laibach in 1747. This doctor of medicine and philosophy was already appointed a *physicist* with a low annual income of 250 fl. by the Carniolan provincial estates in 1739. Baronio maintained friendly relations with the Laibach nobility, some of whom were godparents to his children. In 1740, he was also invited into the service of Wolf Sigmund Count Gallenberg. The count had long resisted moving to Trieste, where Emperor Charles VI. wanted to appoint him president of „Kommerzintendanz“ and governor of Trieste. Gallenberg preferred to stay in Laibach and take the office of provincial governor there.⁶⁵ He tried to talk his way out by claiming that his stay in Trieste was impossible due to severe melancholy, which would be rendered fatal by the Trieste climate. In the summer of 1740, Gallenberg eventually set out for Trieste in the company of Baronio but escaped back to Laibach no later than September, expecting his physician to draw up an expert opinion in support of his desertion.

Despite his employer's pressure, Baronio played his part as an expert in a relatively honourable way: in the report that the patient had sent to the president of „Geheime Finanzkonferenz“ Gundaker Thomas Count Starhemberg, Hofkanzler (the grandfather of Gallenberg's wife and his main political mentor) Philipp Ludwig Count Sinzendorf, and his inferior functionary in Trieste Raigersfeld,

63 Valvasor, *Die Ehre*, III, 388–389.

64 Dušan Kos, *Zgodovina morale: 1. Ljubezen in zakonska zveza na Slovenskem med srednjim vekom in meščansko dobo* [History of Morality. 1. Love and Marriage in Slovenia between the Middle Ages and the Bourgeois Period] (*Thesaurus memoriae, Dissertationes* 10). Ljubljana 2015, 42–58.

65 Further details about the affair in Dušan Kos, *O melanholiji, karierizmu, nasilju in žrtvah. Tržaška afera Gallenberg 1740* [On Melancholy, Careerism, Violence and Victims. The Trieste Gallenberg Affair of 1740] (*Knjižnica Annales* 37). Koper 2004.

Baronio built on the doctrine of iatrophysics, already advocated in Carniola by the influential doctor Marko Gerbec (1658–1718). Following the example of the humoral pathologist Thomas Sydenham, he confirmed the imbalance of body fluids, environmental changes, and social factors as major causes of toxic vapours. In Hippocrates' manner, many severe diseases were associated with poor air quality, heat, and humidity, which, to be honest, abounded in major urban centres: the tramontana was considered a health hazard in Trieste, and marsh vapours, also according to doctor Coppini, had adverse effects on the health of the inhabitants of Laibach and some villages of Lower Carniola.⁶⁶

Baronio attributed Gallenberg's melancholy to his inappropriate lifestyle (diet, fatigue, excitement, and mental trauma) rather than the climate⁶⁷, as he also told Raigersfeld⁶⁸, and he diagnosed his patient not as a classical *melancholiac* but a moderate *hypochondriac* with a condition of indeterminable origin. However, because the patient insisted that his problems were caused by adverse winds and the doctor knew that it was sometimes futile to argue with an upset patient, he concluded that a change of environment would be the best cure for Gallenberg. Yet he also suggested that the patient should not leave Trieste at his own will and against that of the emperor.⁶⁹ Despite a somewhat different diagnosis than the count had expected, Baronio confirmed Gallenberg's self-diagnosis without compromising his own professional integrity.

On the other hand, surgical care allowed for considerably less room for simulation, hypochondriasis, and playing tricks on physicians and the public. In the 18th century, the province still counted very few trained surgeons: between 1694 and 1825, mandatory examination in anatomy and surgical techniques in Carniola were passed by no more than ninety-six candidates, many of whom then sought their employment beyond the provincial borders. In the absence of the surgical guild in the countryside, surgical care was for centuries provided by traveling surgeons and healers, also to noblemen, and the army availed itself of its own surgical and medical personnel.⁷⁰

66 Valvasor, *Die Ehre*, III, 323.

67 Borisov, *Od ranocelništva*, 51–53, 129–133, 145 and Borisov, *Zgodovina medicine*, 174, 199–201.

68 In Raigersfeld's letter to Hofrat Schwandtner of 23 September 1740 (AS Gr. Dol, fasc. 131, p. 192).

69 Baronio's opinion of 14 September 1740 is held in Gr. Dol, fasc. 131, p. 656 and fasc. 204, pp. 487–488.

70 Borisov, *Od ranocelništva*, 63–77.

In the mid-18th century, the educated members of the elites had a clear understanding of the symptoms and treatment of the most common diseases. What remains unclear is the extent to which they addressed their condition. This was nothing unusual at a time when laymen also expressed a growing interest in health, and medical science was shaking itself loose of neo-Ancient and Renaissance doctrines and began to draw on natural-scientific rationality. Raigersfeld learned about the most common diseases, therapies, remedies, and balms in his office, from physicians and surgeons, and from medical literature in his library (in 1760, it held two thousand titles; the list has unfortunately not been preserved). He usually described minor unexplained conditions with the term *ailment* and those that confined a patient to a bed and required urgent medical treatment with the adjective *bedridden*. He always kept a few prescriptions for emergencies at hand.⁷¹

Ever since ancient and in some areas well into the 19th century, physicians and surgeons attributed unexplained ailments to the *pathology of body fluids* and chiefly treated them with bloodletting and enema. Venesection was also ordinarily used to treat some pulmonary, cardiovascular, and neurological conditions (stroke, pneumonia, haemoptysis, and so on), sometimes as a preventive measure, regardless of the patient's age, even though excessive bloodletting weakened the organism and ultimately resulted in death.⁷² Johann Seifrid Count Herberstein thus let blood from his three-year old daughter on New Year's Eve in 1749. The procedure proved futile because the little girl was given the Last Sacraments four days later.⁷³ Raigersfeld, too, was favourably inclined to venesection. In 1751, his son Maximilian underwent this procedure after a fall from his horse, although he suffered no injury⁷⁴, and in August 1753 to alleviate a fever of several days and general ailment. On that occasion, he was also given an enema.⁷⁵ Considered less fatal were some childhood diseases, such as chickenpox, which Raigersfeld's son Heinrich contracted in July 1751.⁷⁶

71 His manuscript „Notata I“ contains a few prescriptions for treating chest pain (for women), *red skin (erysipelas)*, and heartburn. He obtained the first two from a Gorizia physician and found the third one in 1757 in an Augsburg newspaper (ARS, Zbirka rokopisov (= Rokopisi), I/47r, p. 71).

72 Borisov, *Zgodovina medicine*, 148–149; Borisov, *Od ranocelništva*, 61–62); Remec, *Podrgni*, 34; Pfeifer, *Medizin*, 155–158.

73 ARS, Gr. Dol, vol. 165, *Diaria 1746–1750*, pp. 506, 508.

74 ARS, Gr. Dol, vol. 166, *Diaria 1751–1756*, pp. 71, 73.

75 *Ibidem*, pp. 476, 477.

76 *Ibidem*, pp. 104, 126, 183, 228.

The common chronic conditions among the elites, especially middle-aged and elderly men that were too fond of good food and too sedentary (or physically too active), were gout and sciatica.⁷⁷ Treating gout was a profitable business for physicians and surgeons. For this reason, family physicians were delighted to hear that Josef Ignaz Vidmayr, a native of Laibach and a member of „Sanitätskonsess“, prevented, also with Raigersfeld's assistance, a gout specialist from Milan from opening his practice in the town in 1758.⁷⁸

There was practically no diagnostic or prognostic certainty regarding serious diseases. In these cases, it was also wise and fashionable to seek help at thermal spas. The wealthy Carniolan nobility frequented Töplitz (slov. Dolenjske Toplice) and Padua⁷⁹, whereas the Raigersfeld family remained in sound health for a long time to come. Still, one cannot ignore the feelings of insecurity, powerlessness, and fear when confronting serious illnesses or symptoms when reading Raigersfeld's comments on sudden deaths and cancers. In 1747, the population of Laibach was startled to learn that Friedrich Wilhelm Count Haugwitz, a head state politician, vomited blood during his working visit to the town, but he felt better after a course of venesection.⁸⁰ In February 1750, Raigersfeld attributed the death of his brother-in-law Wolfgang Kajetan Baron Kuschlan to *Petechen* (endemic or haemorrhagic typhus).⁸¹ In May 1750, a contagious disease (scarlatina or measles) claimed the life of Maria Anna Countess Barbo, who had given birth barely a week before and complained of chest pain.⁸² Finally, in the summer of 1753, there was much intense speculation mixed with sadness among the town population on the causes behind the declining health of thirty-seven-year-old Maria Antonia Baroness Valvasor—breast cancer, of which she died not long afterward.⁸³

A diagnostically uncertain and hence even more fateful and common symptom was a *sharp pain in one's side* (*Seitenstechen*). In April 1756, after a

77 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, pp. 197, 202, 228, 275, 296, 548, 662; vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 162, 163, 406. See Helmut Busch, Unerwünschte Ernährungseffekte. Beispiele aus der Medizingeschichte. In: Irmgard Bitsch et al. (eds.), Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit. Sigmaringen 1990, 152–156.

78 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, pp. 125, 126, 131.

79 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 264, 453, 586, 715; fasc. 199, Diaria 1758–1759, pp. 299, 459.

80 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, p. 282.

81 Ibidem, p. 657.

82 Ibidem, p. 737.

83 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 466, 503, 516. Golec, Valvasorji, 268–270.

few days of rapidly wasting away (having been ill for three years), this took the life of Raigersfeld's sister-in-law Susanna Margarethe Baroness Erberg at the age of forty. According to her physicians, she died because of not being able to expectorate ‚matter‘ from her chest.⁸⁴ Any kind of cough was a cause for utmost concern.⁸⁵ In August 1759, when referring to a poor diagnosis that was given to his associate, Raigersfeld wrote that his *dry cough is the trumpeter of death*, although it did not cause him any chest pain.⁸⁶

The high social strata showed considerable sympathy toward mental patients from their ranks, including their manic escapades, and only placed them under house arrest and custody in extreme cases. Raigersfeld made several mentions of the excesses by (the probably bipolar) Wolfgang Sigmund Count Lichtenberg. He attributed Lichtenberg's deteriorating condition to heritability or the harmful influence of his neurotic parents and relatives, and he refused to agree with the majority that dismissed the count as a regular *madman*. Even at the height of Lichtenberg's disease, in sheer disbelief at what he was witnessing, Raigersfeld deemed him an *extreme melancholiac*, a hypochondriac, and an imaginary patient. After all, the count was a sophisticated and educated man of the world, whose library also held legal encyclopaedias, Rousseau's books, a few volumes by Molière, and so forth. In 1760, the provincial authorities finally intervened with Lichtenberg's confused life by placing him under house arrest and sequestering his property to the benefit of his family. However, in 1764, when the disease was in remission and he appeared to have regained his senses, Lichtenberg affirmed at the episcopal court the validity of his marriage, which his wife had sought to annul after years of not being able to provide him with proper care. He died in 1775, showing almost no symptoms of his condition.⁸⁷

Meanwhile, Raigersfeld wrote nothing about similar problems that occurred in his extended family. His father-in-law Franz Michael Erberg had been unfit for work and under his brother's official guardianship since his early middle age. Yet he seemed more than fit to socialize; shortly before his death in 1759, he still discussed with his sons whether he was able to leave the house and appear in

84 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 815, 817–819.

85 Raigersfeld's family treated cough with syrop capillaire – a syrup extracted from a plant known as venus hair fern. His son Johann Lucas kept a regular supply of it from Rijeka (see a letter to his brother of August 2nd, 1760 in ARS, Gr. Dol, fasc. 218, p. 23).

86 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, p. 478.

87 On this character of the Laibach noble scene from the mid-eighteenth century, see Kos, O melanholiji, 155–166.

public.⁸⁸ Diseases or mental disorders also evidently ran in the Erberg family, given that Michael's grandson Joseph Kalasanz and his great-grandson Joseph Ferdinand – and perhaps others, too – developed a mental illness in their mature years and were placed under official guardianship.⁸⁹

The autopsy of human decline and death

Raigersfeld seldomly wrote about health and illness in his family until the age of fifty because there were no major problems, disregarding sudden infant deaths. Between 1727 and 1752, his wife gave birth to twenty-two children, and had twice as many miscarriages, with only five sons surviving to reach adulthood. Whereas Raigersfeld addressed these tragic episodes in his diary and real life with little sentimentality, he loved his wife dearly since he first met her as a fourteen-year-old girl and until her death at the age of forty-two. She was popular in social circles and due to her constant pregnancies, a reliable aide to her lady acquaintances in childbirth. She apparently even suckled others' infants. Still long after her death, a real story circulated among the Carniolan elites that she had breast-fed all her children, which was not common among noblewomen at the time.⁹⁰

Quite understandably, Raigersfeld described his wife's dying between November 7th and 14th 1752 in great detail: bad prognoses, her treatment (bloodletting, enema, taking the miraculous Portuguese medicine *meringanga*)⁹¹, the symptoms (swollen lips, sharp pain in her chest, irritated bowel and diarrhoea, neck pain, headaches, fever, delirium, and brief moments of relief), providing her with service, sitting vigil at her bed, spiritual care, her last words, his sadness, and criticism of physicians for their unclear diagnoses. Raigersfeld summoned as many as three physicians and a surgeon, who suspected a sort of

88 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, p. 465.

89 Milena Uršič, Jožef Kalasanc Erberg in njegov poskus osnutka za literarno zgodovino Kranjske [Jožef Kalasanc Erberg and his attempted Draft for the Literary History of Carniola] (Razred za filološke in literarne vede, Dela 28). Ljubljana 1975 (Razred za filološke in literarne vede, Dela 28), 199–202.

90 As stated in one version of his wife's epitaph in ARS, Gr. Dol, fasc. 201, pp. 547, 548.

91 He brought a considerable quantity of this precious medicine from Lisbon. In 1750, the mayor of Laibach, Matthäus Franz Perr, asked Raigersfeld to translate the instructions after he himself obtained the medicine from Portugal (ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, p. 710).

inflammation, whereas he believed it to be a breast abscess or tumour that had developed undetected for years⁹² (He was probably referring to cancer).

He blamed Baronio for his failure to cure his wife, and in 1753 he hired Franz Wolfgang Grafenhuber, whom he also trusted as an acquaintance of Gerard van Swieten. He rehired Baronio after Grafenhuber's death in 1755 and then (in 1758) also called the more renowned provincial physician Johann Chrisostomus Pollini to treat his son Michael. Raigersfeld also thought highly of Johann Josef Haymann.⁹³ From 1750 onward, the family was provided with surgical care by the surgeon Filip Jakob Brecej⁹⁴, who even gave the housekeeper a tooth implant in May 1756.⁹⁵

Following his wife's death, Raigersfeld's attitude toward his own body and health changed dramatically. He could no longer avoid ailments and the loss of physical vigour, and, when he temporarily lost the hearing in his left ear in November 1753, he wrote it off as another *problem of an aging man*.⁹⁶ Raigersfeld's constant and lasting obsession, however, was with his sight and eyes, which he considered the most important sense organ. Yet his ophthalmic fascination was much more than a phantasm: in 1750, he began to use glasses for (office) work. A diligent official, he feared that his sight might one day deteriorate to a point where he could no longer perform his duties. In September 1754, he held several meetings as the head of „Sanitätskonsess“ with the *famous* English oculist Leo, who wanted to open his practice in Laibach. Although he gave Raigersfeld an eye balm for his son Heinrich, he did not obtain a permit to open his practice anywhere in Carniola.⁹⁷ Heinrich was the primary reason that the Raigersfeld family began to promote the cult of the Blessing of St. Blaise soon after Heinrich's birth in 1747.⁹⁸

92 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 348–358. The report is in ARS, Gr. Dol, fasc. 201, pp. 569–577.

93 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, p. 353.

94 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, pp. 647, 854; vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 126, 183, 204, 529, 545, 548–550, 552, 555, 560, 562, 563, 598, 604, 627, 676, 891.

95 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, p. 825.

96 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, p. 503.

97 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, p. 62; vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 597, 598; fasc. 199, Diaria 1758–1759, pp. 325, 354. See the document in ARS, Repräsentanca, carton 120, no. 5.

98 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, pp. 408, 654, 747, 847; vol. 166, Diaria 1751–1756, p. 187.

Raigersfeld did not fear his death, about which he had developed a rather clear idea through his close experience with the loss of his wife and most of his children. What he did fear was a sudden death (i. e. a stroke) that would prevent him from providing for his children. Already in 1746, he memorized a prescription for treating the consequences of a stroke – taking two ounces of mercury daily for forty consecutive days.⁹⁹ Fortunately, he did not apply this toxic concoction as, for example, Ludwig van Beethoven did less than seventy years later. After all, the Carniolans long knew about the adverse effects that this element had on the health of Idria (slov. Idrija) miners.¹⁰⁰

Similarly, he also attributed the bout of acute light-headedness, which made him lose his consciousness for a few minutes at a solemn mass in 1752, to a two-and-a-half-hour walk in a church procession under the scorching sun and having had nothing all day but a few cups of tea.¹⁰¹ This is perhaps why he turned to the Laibach Capuchin Friars for a tincture against stroke that was produced by the Capuchin Friars in Graz.¹⁰² In the spring of 1755, he was ill for two long weeks from pleurisy, which Grafenhuber cured by letting his blood and prescribing plenty of bed rest.¹⁰³ Raigersfeld knew that the recurring pain he had felt for years on the left side of his chest would not subside. When it became unbearable in October 1756, he wrote about a tumour. Most likely, it was one of the very common cardiovascular diseases among the elites. The surgeon reassured him that his condition was not fatal but the result of an unhealthy and sedentary lifestyle, prompting Raigersfeld to take several walks in the following weeks.¹⁰⁴

Raigersfeld continued to experience ups and downs until early 1759, when his health took a dramatic turn for the worse. In May, he again felt (perhaps not such an innocent) pain in his left leg, and in early November he suffered from thus far the most serious and obstinate disease, which placed him in nursing care for a month. Doctor Haymann paid him as many as twenty-eight visits between November 1st and 18th, and he began to list his symptoms in his diary by days and even hours. It started with a headache, fever, fainting, and prolonged nausea, and continued with insomnia as well as fluctuating and strongly accelerated heartbeat.

99 ARS, Gr. Dol, vol. 165, Diaria 1746–1750, p. 60.

100 Franz Coppini already discussed this in his expert report dating to 1689 (Valvasor, *Die Ehre*, III, 394).

101 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 256–257.

102 *Ibidem*, p. 440.

103 *Ibidem*, pp. 691–692 and a letter to his son Johann Lucas of 16 May 1755 (ARS, Gr. Dol, fasc. 213, p. 790).

104 ARS, Gr. Dol, vol. 166, Diaria 1751–1756, pp. 896, 898, 921.

It was the worst at night when he could not sleep. He felt better during the day, when he even had enough strength to perform his official tasks and supervise home improvements, care for the fish in the house pond, receive visitors, and eat in the company of others.

Nonetheless, the physicians again fell short of finding the causes of his condition. The first two weeks, Raigersfeld took the prescribed medicines, followed by the *Peruvian balm* and quinine, a popular medicine to treat malaria. During the first week, he also had his blood let several times. After temporary relief, the symptoms intensified again, occasionally accompanied by fever and nausea. He was prescribed a rigorous course of drug therapy with twenty different *pills*. He preferred chamomile and Chinese tea and honey, and once he reportedly felt better after eating a special savoury sauce with bread (*Anchiode*).¹⁰⁵

Raigersfeld died on 3th of March 1760. Because of the notable deterioration of his health during the final months, his death did not come unexpected. With brief periods of relief, his symptoms lasted until 18 December 1759, when he would, to the chagrin of his physician, continue to call in on his acquaintances and go to his office. Still two weeks before his death, he revealed nothing about his weakening state in a letter to his son Maximilian.¹⁰⁶ On 25 March 1760, his health finally collapsed. According to letters of his other sons Johann Lucas and Michael¹⁰⁷, he started to agonize and became delirious. Haymann let his blood, and the priest heard his confession and gave him the last rites, signalling the imminent end of his life. Although his fever and cough grew worse and he became delirious again, on 29th March the physicians were still hopeful of his recovery. In a moment of lucidity on Sunday, 30th March, he called his brother-in-law Wolf Daniel Erberg to read him the modified provisions from his last will and gave a father's blessing to his sons.¹⁰⁸ The next day, Raigersfeld fell back into agony and came to at 4 pm, received the last rites again, and died shortly afterward, *at peace with himself and reconciled with God*, in the presence of his sons and a few female relatives. Johann Lucas later recalled that his father must have been *aware that his life was drawing to an end*.

The deceased was already buried the day after, in accordance with an ancient custom and partial observance of the state law. He was laid into the tomb in St.

105 ARS, Gr. Dol, fasc. 199, Diaria 1758–1759, pp. 425, 548–585.

106 A letter of 15 March 1760 (ARS, Gr. Dol, fasc. 218, pp. 1753–1754).

107 ARS, Gr. Dol, fasc. 218, pp. 3–4, 5–6 and 12, 1052–1060.

108 A letter from his son Michael to his brother Maximilian, dated 3 April 1760 in ARS, Gr. Dol, fasc. 218, pp. 1054–1055.

Augustine's Church beside his beloved wife, who had been waiting for him for seven and a half years, and where he had jealously reserved a spot for himself while burying the relatives from the Erberg family.

Conclusion

At the time of Raigersfeld's death, the Carniolan elites were already embracing a new view of personal health and its discourse. Conversations about health retreated into the intimate family circle, and in the ensuing decades diseases and concrete patients were no longer debated as publicly and openly as during Raigersfeld's life. The shift first occurred in issues of mental health and sexuality, including sexually transmitted diseases and obstacles, which gradually disappeared from official communication.¹⁰⁹ Although the nobility was not immune to these predicaments and the once uninhibited discourse, Raigersfeld was already a man of too high moral standards and decency to waste his breath over them. Nonetheless, intimisation of health was based not only on generally embracing moral rigorism but also several other factors. Tremendous advances in medicine and the reorganization of university medical studies in the second half of the 18th century also brought to Carniola physicians and surgeons of modern beliefs and knowledge who deemed healthcare a serious natural scientific discipline rather than a topic that they would amicably discuss with laymen and patients. The elites became more receptive to the new doctrines of healthy life; however, because the degree to which these recommendations were heeded rested, as could also be seen in Raigersfeld's kitchen, on their financial status, they only took hold among much of the population many years later when, for the same reason, (harmful) indulgences also became more easily accessible.

109 Kos, *Zgodovina morale*, 432–436.

Conclusion

The Danube-Carpathian region (today: inland Slovenia and Croatia, Hungary, Slovakia, Carpatho-Ukraine, western Romania, northern Serbia, northern Bosnia) is not an area constituted by geographical conditions, but an area that has gradually become a region with a particular profile due to political, economic and cultural factors. This region is a transitional zone between Central Europe and the Balkans and an area that, despite its proximity to the Adriatic Sea, has hardly been shaped by Mediterranean influences. The Danube crosses this area from northwest to southeast, and the Carpathian Mountains separate the Danube region to the north and northeast. One of the Danube's tributaries – the Sava, which rises in the Alps – formed the borderline to the south for generations (today: northern Bosnia, north-western Serbia).

The political factors that were significant for the development in the 18th century were essentially because a front line between the Habsburg Monarchy and the Ottoman Empire ran through the Danube-Carpathian region from the 16th to the end of the 18th century. This meant that systemic change was only possible in that region towards the end of the 17th century: the elements (people, ideas, practices) coming from the West only became effective with a delay and competed with traditional patterns of thought and organisation.

This development is reflected in the history of the cities. Until the repulsion of the Ottomans (1699, 1718), stagnation prevailed to a large extent, because the defence against the Muslim enemy had required a lot of resources and attention over generations, and thus the structures originating from the Middle Ages had been preserved. The change that began in the 1680s remained limited throughout the 18th century. However, the development of this region was not autonomous, but was affected by a number of factors from the outside world – by the efforts of the Habsburg dynasty to give a unified form to the conglomerate of 'old' (Austrian hereditary lands, Kingdom of Bohemia) and 'new' provinces (Kingdom of Hungary, Bukovina), to the attempts of the Viennese Court to play a role in the context of international relations in the West (and to claim a great deal of material and human resources for this purpose), to the strategic change of scene in the Southeast, as Russia became increasingly active in the Balkans and Black Sea region and thus began to replace the Ottoman Empire as a shaping factor. The changes in the Danube-Carpathian region were based on a mix of the

need to implement modern approaches to administration, economy, education and technology, and the incentive to tackle something new and gain benefits from it. Accordingly, change is made up of three components – changes that happened quickly, changes that happened in the medium term, and changes that happened very slowly.

Three types of actors emerge as the driving forces of change: As the contributions by István Németh, Vanja Kočevar and Mihai Olaru show, the most important actor was state power, i.e. the Viennese court and its authorities in the individual provinces or the princes in Bucharest and Jassy. A second important actor – as the contributions by Eleonóra Géra, Karl-Peter Krauss, Marko Štuhec, Peter Mario Kreuter and Luka Vidmar reveal – were small groups, families and individuals who helped determine the changes in the cities. A third actor were the feudal forces (estates, town councils and the like), which participated in some of the changes, provided they did not oppose them. The articles by Andor Nagy and Harald Roth in particular provide information on this.

The change in the social structure was also based on the consequences of migrations, i.e., the encounter of natives and immigrants. The latter were soldiers, civil servants, aristocrats, clergy, freelancers or craftsmen who settled in the Danube-Carpathian region in large numbers from the west. However, they could also be immigrants from the Balkan countries who became active in the urban economy or in the Orthodox or Greek Catholic church organisation. Urban development led to people of rural origin also leaving their villages and trying to reorganise their lives in the city. The changes led to a new kind of social structure: alongside the members of the traditional urban 'establishment', a class of social climbers (administration, business, education) emerged, while the number of members of traditional lower classes was increased by social relegation.

The change in the cities of the Danube-Carpathian region was favoured by several factors. Centralisation, i.e., the reduction or elimination of the structural diversity resulting from the medieval period in favour of improved controllability of political and economic processes, was essential. As long as the conflicts with the Ottomans had priority, centralising efforts by the state met with great resistance and therefore only came into play in the course of the 18th century. A second factor was the application of concepts and practices from Central and Western Europe to improve economic efficiency and its control. This included the promotion of mining, which laid the foundation for later industrialisation. From the second half of the 18th century, the influences of the Enlightenment were added, which contributed to changing conditions not only through private but also through public channels. They went hand in hand with, for example,

the collecting of cultural goods and the questioning of traditional patterns of thought and behaviour.

The change was also evident in urban terms. Dilapidated or destroyed buildings were restored, such as the thermal baths in Ofen (Buda), which enjoyed general popularity (Eleonóra Géra). The text by Márta Velladics on the town of Gyula on the south-eastern periphery of Hungary illustrates how this settlement was given a completely new spatial planning concept. In Rudolf Gräf's contribution on the mining town of Orawitz, it becomes apparent how much the urban changes of the 19th century in the Banat were based on proto-industrialisation in the 18th century. The establishment of the Orthodox church organisation in southern Hungary (Nenad Ninković) and the Greek Catholic church organisation in Transylvania (Greta Miron) had also permanently altered the soft landscape of the cities there. Ulrich Becker uses the example of Graz to show how the belt of suburbs was structurally and functionally brought closer to the city centre, and Christian Benedik's contribution shows how aesthetic points of view committed to artistic taste, but also to the Enlightenment, received more and more attention in the cities.

The change is also reflected in the atmosphere of the urban milieu. On the one hand, the changes triggered irritation, mistrust and resistance. Such examples are provided by the statements of Eva Kowalska (Bratislava) and Ádám Hegyi (Szeged), when confessional rivalries between Catholics and Protestants caused tension in Hungarian cities. However, the change was also marked by curiosity and an interest in broadening intellectual horizons. Such facets can be seen in the texts by Dušan Kos and Sandra Hirsch, which deal with nutritional and health aspects, but also in the contributions by Tanja Žigon and Filip Krčmar, which illustrate that either the newspaper business grew in importance by leaps and bounds or that travelling to other countries and recording impressions gained in attractiveness.

Despite all the changes in the cities of the Danube-Carpathian region in the 18th century, the transformation did not go beyond the status of the periphery – firstly, because the entire region still remained peripheral within the continent; secondly, because there was no major centre within the region that could have pushed progress more strongly (Vienna was on the periphery or outside); thirdly, because in view of the political, economic, social and cultural dominance of the rural world, the modernising impulses could only be asserted in the 19th century.

Conclusion

La région Danube-Carpates (aujourd'hui: Slovénie et Croatie intérieures, Hongrie, Slovaquie, Carpato-Ukraine, Roumanie occidentale, nord de la Serbie, nord de la Bosnie) n'est pas de zone constituée par la géographie, mais une zone qui, sous l'effet de facteurs politiques, économiques et culturels, s'est progressivement transformée en une région au profil particulier. Il s'agit d'une zone de transition entre l'Europe centrale et les Balkans et d'une région qui, malgré sa proximité avec la Méditerranée (Adriatique), n'a guère été marquée par les influences méditerranéennes. Le Danube traverse cette région du nord-ouest au sud-est, et les Carpates délimitent la région danubienne au nord et au nord-est. L'un des affluents du Danube – la Save, qui prend sa source dans les Alpes – a constitué pendant des générations la ligne de démarcation avec le sud (aujourd'hui: nord de la Bosnie, nord-ouest de la Serbie).

Les facteurs politiques importants pour l'évolution au XVIII^e siècle reposaient essentiellement sur le fait que la région Danube-Carpates était traversée du XVI^e à la fin du XVIII^e siècle par une ligne de front entre la monarchie des Habsbourg et l'Empire ottoman. De ce fait, un changement systémique n'a été possible dans cette région que vers la fin du XVII^e siècle: les éléments (hommes, idées, pratiques) venants de l'ouest n'ont pris effet qu'avec un certain retard et sont entrés en concurrence avec les schémas traditionnels de pensée et d'organisation.

Cette évolution se reflète dans l'histoire des villes. Jusqu'au refoulement des Ottomans en 1699 et 1718, il y eut une grande stagnation, car la défense contre l'adversaire musulman avait demandé beaucoup de moyens et d'attention pendant des générations, ce qui avait permis de conserver les structures héritées du Moyen-Âge. Cependant, le changement qui s'amorce à partir des années 1680 s'est ralenti tout au long du XVIII^e siècle, d'autant plus que le développement de ce territoire n'était pas autonome. Son développement a été influencé bien plus par plusieurs facteurs extérieurs – allant des efforts de la dynastie des Habsbourg pour donner une forme unifiée au conglomérat de « vieilles » provinces (pays héréditaires autrichiens, royaume de Bohême) et de « nouvelles » provinces (royaume de Hongrie, Bucovine), aux tentatives de la Cour de Vienne de jouer un rôle à l'Ouest dans le cadre des relations internationales (en sollicitant pour cela beaucoup de ressources matérielles et humaines) jusqu'au

changement de scène stratégique au Sud-Est, par la Russie devenant de plus en plus active dans les Balkans et la mer Noire et par elle commençant ainsi à remplacer l'Empire ottoman comme facteur de conception. Les changements dans la région Danube-Carpates se sont basés sur un mélange composé de la nécessité de mettre en œuvre des approches modernes de l'administration, de l'économie, de l'éducation et de la technologie, et sur l'incitation à entreprendre quelque chose de nouveau et à en tirer profit. Par conséquent, le changement se compose de trois éléments: les changements qui se sont produits rapidement, ceux qui se sont produits à moyen terme et ceux qui se sont produits très lentement.

Trois types d'acteurs se révèlent être les forces de soutien du changement: comme le montrent notamment les contributions d'István Németh, de Vanja Kočevar et de Mihai Olaru, l'acteur le plus influent était le pouvoir d'État, c'est-à-dire la Cour de Vienne et ses autorités dans les différentes provinces ou les princes à Bukarest et Jassy. Présenté à travers les contributions d'Eleonóra Géra, Karl-Peter Krauss, Marko Štuhec, Peter Mario Kreuter et Luka Vidmar, un second acteur important s'était composé de petits groupes, de familles et de personnes individuelles qui tous ont contribué à déterminer les changements dans les villes. Comme un acteur tiers il faut considérer les forces féodales (états, conseils municipaux et autres), qui ont partiellement participé aux changements dans la mesure, où elles ne s'y sont pas opposées. Les articles d'Andor Nagy et de Harald Roth y fournissent notamment des informations.

Le changement de la structure sociale était aussi dû aux conséquences des migrations, c'est-à-dire à la rencontre entre les locaux et les nouveaux arrivants. Ce dernier groupe était composé de soldats, de fonctionnaires, de nobles, de clercs, d'indépendants ou d'artisans qui venaient en grand nombre de l'Ouest pour s'installer dans la région Danube-Carpates. Mais il pouvait également s'agir d'immigrés des Balkans engagés dans l'économie urbaine ou dans l'organisation de l'église orthodoxe ou gréco-catholique. Le développement urbain a de même conduit des personnes d'origine rurale à quitter leurs villages et à tenter de réorganiser leur vie en ville. Ces changements ont donné naissance à une nouvelle structure sociale: outre les membres de « l'establishment » urbain traditionnel, une classe d'ascendants (administration, économie, éducation) a vu le jour, tandis que le nombre de personnes appartenant aux classes inférieures traditionnelles a été augmenté par les descendants sociaux.

Le changement dans les villes de la région Danube-Carpates a été favorisé par plusieurs facteurs. La centralisation, c'est-à-dire le refoulement ou l'élimination de la diversité structurelle résultant du Moyen-Âge au profit d'une meilleure gestion des processus politiques et économiques, a été essentielle. Tant que

les conflits avec les Ottomans étaient prioritaires, les efforts de centralisation de l'État se sont heurtés à une forte résistance et n'ont donc été mis en œuvre qu'au cours du XVIII^e siècle. Un deuxième facteur était l'application d'idées et de pratiques issues d'Europe centrale et occidentale qui devraient servir à améliorer l'efficacité économique et contrôler celle-ci. Cela comprenait également la promotion de l'exploitation minière, qui a jeté les bases d'une industrialisation ultérieure. À partir de la seconde moitié du XVIII^e siècle, les influences des Lumières, qui ont contribué à changer les choses, non seulement par le biais de canaux privés, mais aussi par celui de canaux publics, s'y sont ajoutées. Elles sont allées de pair, par exemple, avec la collection de biens culturels et avec la remise en question des schémas traditionnels de pensée et de comportement.

Le changement s'est également manifesté du point de vue urbanistique. Des bâtiments en ruine ou détruits ont été restaurés, comme les thermes d'Ofen (Buda), qui jouissaient d'une grande popularité (Eleonóra Géra). Le texte de Márta Velladics sur la ville de Gyula, à la périphérie sud-est de la Hongrie, montre comment cette colonie a été dotée d'un tout nouveau concept d'aménagement du territoire. La contribution de Rudolf Gräf sur la ville minière d'Orawitz illustre combien les mutations urbaines du XIX^e siècle dans le Banat s'appuyaient sur la proto-industrialisation du XVIII^e siècle. L'établissement de l'organisation ecclésiastique orthodoxe dans le sud de la Hongrie (Nenad Nin-ković) ainsi que de l'organisation ecclésiastique gréco-catholique en Transylvanie (Greta Miron) ont également changé la physionomie des villes de ces régions de manière durable. En prenant Graz comme exemple, Ulrich Becker montre, comment la ceinture des banlieues a été rapprochée du centre-ville en terme de construction et de fonction. L'intervention de Christian Benedik montre comment les points de vue esthétiques liés au goût artistique, mais aussi aux Lumières, ont reçu une attention croissante dans les villes.

Le changement se reflète de même dans l'atmosphère du milieu urbain. Les changements ont provoqué d'une part de l'irritation, de la méfiance et des réactions défensives. De tels exemples sont fournis notamment par les témoignages d'Eva Kowalska (Bratislava) et d'Ádám Hegyi (Szeged), lorsque les rivalités confessionnelles entre catholiques et protestants dans les villes hongroises créaient des tensions. Mais d'autre part le changement a aussi été marqué par la curiosité et l'intérêt pour l'élargissement de l'horizon intellectuel. De telles facettes ressortent les textes de Dušan Kos et Sandra Hirsch, qui traitent des aspects de l'alimentation et de la santé, mais de même les contributions de Tanja Žigon et Filip Krčmar. Les dernières illustrent soit l'importance croissante de la presse, soit le désir croissant de voyager dans des pays «étrangers» et d'en capturer des impressions.

Malgré tous les changements survenus dans les villes de la région Danube-Carpates au XVIII^e siècle, le changement n'a pas dépassé le statut de périphérie – d'abord, parce que l'ensemble de la région restait encore une région périphérique au sein du continent; ensuite, parce qu'il y avait pas de grand centre au sein de la région qui aurait pu forcer le progrès (Vienne se trouvait en marge ou à l'extérieur) ; troisièmement, parce que, compte tenu de la domination politique, économique, sociale et culturelle du monde rural, les impulsions de modernisation n'ont pu s'imposer qu'au XIX^e siècle.

Liste der Autorinnen und Autoren

Ulrich Becker, Dr., Universalmuseum Joanneum, Graz

Mathias Beer, Dr. habil, Institut für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen

Christian Benedik, Dr., Graphische Sammlung Albertina, Wien

Eleonóra Géra, Dr., Lehrstuhl für Kulturgeschichte an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät, Universität, Budapest

Rudolf Gräf, Dr., Institut für Sozial- und Humanwissenschaften, Rumänische Akademie der Wissenschaften, Sibiu

Ádám Hegyi, Dr., Lehrstuhl für Kulturerbenstudien und Humane Informationswissenschaften, Universität, Szeged

Harald Heppner, Dr., Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts im Südöstlichen Europa (SOG18), Universität, Graz

Sandra Hirsch, Dr., Abteilung für Rumänische Studien an der Fakultät für Philologie, Geschichte und Theologie, West-Universität, Timișoara

Vanja Kočevár, Dr., Zgodovinski inštitut Milka Kosa, Znanstveno-raziskovalni Center, Slovenska Akademija znanosti in umetnosti, Ljubljana

Dušan Kos, Dr., Zgodovinski inštitut Milka Kosa, Znanstveno-raziskovalni Center, Slovenska Akademija znanosti in umetnosti, Ljubljana

Karl-Peter Krauss, Dr., Institut für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen (im Ruhestand)

Filip Krčmar, Dr., Istorijški Arhiv Zrenjanin, Zrenjanin

Eva Kowalska, Dr., Historisches Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, Bratislava (im Ruhestand)

Peter Mario Kreuter, Dr., Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS), Regensburg

Greta Miron, Dr., Abteilung für Mittelalterliche, Frühneuzeitliche und Kunstgeschichte an der Fakultät für Geschichte und Philosophie, Babeş-Bolyai Universität, Cluj-Napoca

Andor Nagy, Dr., Institut für Geschichtswissenschaft an der Fakultät für Geistes- und Kunstwissenschaften an der Katholischen Eszterházy Károly Universität, Eger

István H. Németh, Dr., Ungarisches Staatsarchiv, Budapest

Nenad Ninković, Dr., Abteilung für Geschichte an der Philosophischen Fakultät, Universität, Novi Sad

Mihai Olaru, Dr., Postdoc Fellow des New Europe College (NEC), Bucureşti

Harald Roth, Dr., Deutsches Kulturforum Östliches Europa, Potsdam

Marko Štuhec, Dr., Oddelek za zgodovino, Filozofska Fakulteta, Univerza, Ljubljana

Ulrike Tischler-Hofer, Dr., Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts im Südöstlichen Europa, Universität (SOG18), Graz

Márta Velladics, Dr., National Heritage Protection and Management Ltd., Budapest

Luka Vidmar, Dr., Inštitut za slovensko literaturo in literarne vede, Znanstveno-raziskovalni Center, Slovenska Akademija znanosti in umetnosti, Ljubljana

Tanja Žigon, Dr., Oddelek za prevajalstvo, Filozofska Fakulteta, Univerza, Ljubljana

Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte
New Researches on East Central and South East European History
Recherches nouvelles sur l'histoire de l'Europe centrale et orientale

Herausgegeben von Harald Heppner und Ulrike Tischler-Hofer

- Band 1 Harald Heppner / Zsuzsa Barbarics-Hermanik (Hrsg.): Türkenangst und Festungsbau. Wirklichkeit und Mythos. 2009.
- Band 2 Tamara Scheer: Zwischen Front und Heimat. Österreich-Ungarns Militärverwaltungen im Ersten Weltkrieg. 2009.
- Band 3 Daniela Schanes: Serbien im Ersten Weltkrieg. Feind- und Kriegsdarstellungen in österreichisch-ungarischen, deutschen und serbischen Selbstzeugnissen. 2011.
- Band 4 Nicolae Bocşan / Ion Cârja: Die Rumänische Unierte Kirche am Ersten Vatikanischen Konzil. 2013.
- Band 5 Tamara Scheer: „Minimale Kosten, absolut kein Blut“. Österreich-Ungarns Präsenz im Sandžak von Novipazar (1879-1908). 2013.
- Band 6 Indira Duraković: Serbien und das Modernisierungsproblem. Die Entwicklung der Gesundheitspolitik und sozialen Kontrolle bis zum Ersten Weltkrieg. 2014.
- Band 7 Harald Heppner / Mira Miladinović Zalaznik (Hrsg.): Provinz als Denk- und Lebensform. Der Donau-Karpatenraum im langen 19. Jahrhundert. 2015.
- Band 8 Ulrike Tischler-Hofer / Karl Kaser (Hrsg.): Provincial Turn. Verhältnis zwischen Staat und Provinz im südöstlichen Europa vom letzten Drittel des 17. bis ins 21. Jahrhundert. 2017.
- Band 9 Dorin-Ioan Rus: Wald- und Ressourcenpolitik im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts. 2017.
- Band 10 Harald Heppner (Hrsg.): Attraktionen und Irritationen. Europa und sein Südosten im langen 19. Jahrhundert. 2019.
- Band 11 Reinhard Reimann: „Landfremde“ an der Adria. Die Deutschen in Triest 1880–1920. 2020.
- Band 12 Ioana Florea: Die Banater-deutsche Sportpresse der Jahre 1934/35. Ein Intermezzo in der Presse Rumäniens der Zwischenkriegszeit. 2022.
- Band 13 Mathias Beer / Harald Heppner / Ulrike Tischler-Hofer (Hrsg.): Stadt im Wandel / Towns in Change. Der Donau-Karpatenraum im langen 18. Jahrhundert / The Danube-Carpathian area in the long 18th century. 2023.

